NUNC COGNOSCO EX PARTE

TRENT UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/samtlichewerkede0009eich

SÄMTLICHE WERKE

DES FREIHERRN JOSEPH VON EICHENDORFF

IX

GESCHICHTE DER POETISCHEN LITERATUR DEUTSCHLANDS

SÄMTLICHE WERKE DES FREIHERRN

JOSEPH VON EICHENDORFF

HISTORISCH-KRITISCHE AUSGABE

BEGRÜNDET VON WILHELM KOSCH UND AUGUST SAUER

FORTGEFÜHRT UND HERAUSGEGEBEN

VON HERMANN KUNISCH

IX

GESCHICHTE DER POETISCHEN LITERATUR DEUTSCHLANDS

VERLAG JOSEF HABBEL · REGENSBURG 1970

LITERARHISTORISCHE SCHRIFTEN

VON FREIHERRN

JOSEPH VON EICHENDORFF

III

GESCHICHTE DER POETISCHEN LITERATUR DEUTSCHLANDS

HERAUSGEGEBEN VON WOLFRAM MAUSER

VERLAG JOSEF HABBEL · REGENSBURG 1970

PT 1856 .A1 1908 v.9 t.3

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Alle Rechte vorbehalten
© 1970 by Josef Habbel, Regensburg
Einband, Umschlag, Titelgestaltung Paquita Kowalski Tannert, Berlin
Auslieferung für die Schweiz: Christiana Verlag, CH - 8260 Stein am Rhein
für Österreich: Josef Habbel, Wien I
Gesamtherstellung: Josef Habbel, Regensburg
Printed in Germany

Vorwort

Der vorliegende Band enthält Eichendorffs letztes und zugleich umfangreichstes literarhistorisches Werk, die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ (1857). Sie stellt eine Zusammenfassung seiner kritisch wertenden Betrachtungen zur deutschen Literatur dar. Zusammenfassung ist sie nicht nur in dem Sinne, daß eine Reihe von Texten aus früheren Studien wörtlich oder in leicht veränderter Form in das Werk Eingang fanden, sondern auch im Hinblick auf die Weite des Horizonts und die Breite des erörterten Stoffes. Eine Begrenzung den früheren Schriften gegenüber hat Eichendorff nur insofern vorgenommen, als er hier auf umfangreichere Ausblicke in die Bereiche der Nachbarliteraturen verzichtet.

Das größte zusammenhängende Textstück, das aus früheren Darstellungen in die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ übernommen wurde, ist die Schrift „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“ (1847). Von der Einleitung und der Schlußbetrachtung abgesehen ist der zweite Teil der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ mit dem Hauptteil der Studie „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“ identisch (S. 291–475). Aus diesem Grunde schien es sinnvoll, die Studie „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“ (1847), die eine Erweiterung des Aufsatzes „Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland“ (1846) darstellt (HKA, Bd 8/1, S. 5–52), als selbständige Schrift nicht neu zu drucken. Um dem Leser aber dennoch den Eindruck der Erstfassung des zweiten Teils der „Geschichte der poetischen

155142

Literatur Deutschlands" zu vermitteln, wurden die abweichenden Textteile – Einleitung und Schluß – in etwas kleinerem Druck parallel zum Text der Neufassung eingefügt (S. 268–91, S. 476–92). Auf diese Weise wurde kostspieliger Doppeldruck vermieden, zugleich aber dafür gesorgt, daß die Literaturgeschichte (1857) als Ganzes dargeboten und die ursprüngliche Gestalt der Schrift über die neuere romantische Poesie (1847) sichtbar gemacht wird. Im Anmerkungsteil bringt der Band Hinweise auf Entstehung, Textgestalt (Lesarten) und Wirkung der beiden Schriften. Wo es nötig schien, wurden Wort- und Sacherklärungen gegeben. Auf Deutungen wurde bewußt verzichtet. Eichendorffs unmittelbare Vorlagen und Quellen konnten zum größten Teil festgestellt werden. Das Verhältnis zwischen Eichendorffs Text und den Vorlagen und Quellen wurde im einzelnen nachgewiesen. Es gibt reichen Aufschluß über seine Methode, seine Arbeitsweise und sein persönliches Urteil. Zur Entstehungsgeschichte der literarhistorischen Schriften als Ganze und zu deren Stellung in Eichendorffs Gesamtwerk wird Grundlegendes in den Einleitungen zu HKA Bd 8/1 und 8/2 mitgeteilt.

Der Titel „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" ist für den heutigen Leser irreführend. Er stammt nicht von Eichendorff, sondern von seinem Verleger; um so mehr ist es nötig, ein Wort über Eichendorffs Absicht zu sagen. Eichendorff geht es – trotz der chronologischen Anlage seines Werkes – nicht darum, einen geschichtlichen Überblick über jene Werke der deutschen Literatur zu geben, die bestimmte formale und geistige Voraussetzungen erfüllen und deshalb zum dichterischen Kanon der Deutschen gezählt werden. *Poetisch* ist für ihn kein Begriff der Formästhetik und keine spezifisch literarische Kategorie. Poesie kann durch alle Lebensäußerungen hindurchschimmern. Sie ist nicht nur Inbegriff religiös-sittlicher Werte, sondern das Christliche schlechthin, das in bestimmten Werken sichtbar wird. Poesie verbürgt die Gegenwart des Göttlichen in einem literarischen Gebilde. Sie kann daher Maßstab für dessen Bewertung sein. Eichendorffs Schrift über „Die Poesie der Deutschen" (so

der ursprüngliche, von Eichendorff geplante Titel) ist der Versuch, die Literatur der Deutschen an diesem Maßstab zu messen.

Wie in kaum einem anderen literarhistorischen Werk der Zeit verbinden sich in Eichendorffs Schrift über „Die Poesie der Deutschen" zwei Konzeptionen standortgebundener Literaturgeschichtsschreibung: die religiöse und die nationale. Beide spielen bis zum Aufkommen des Positivismus eine große Rolle; die nationale Fragestellung war dabei von größerer Bedeutung als die religiöse und ihre Wirkung auf die nachfolgenden Jahrzehnte war einschneidender. In den Aufsätzen (HKA, Bd 8/1) und in den Abhandlungen (HKA, Bd 8/2) gibt Eichendorff dem religiösen Gesichtspunkt den Vorrang vor allen anderen. Dementsprechend berücksichtigt er – vor allem in den beiden Abhandlungen über Roman und Drama – die englische, französische, italienische und spanische Literatur, so wie die Brüder Schlegel es getan hatten. Doch schon in der Abhandlung über das Drama findet sich der Hinweis, daß die Poesie „der potenzierte Ausdruck des innern Lebens einer Nation" sein könne (HKA, Bd 8/2, S. 411). In der Literaturgeschichte verknüpft Eichendorff dann den religiösen Standpunkt enger als zuvor mit dem nationalen. Er meint, daß das „Leben der Deutschen am entschiedensten durch die Literatur, und ihre Literatur wiederum vorzugsweise durch die Poesie vertreten" werde (S. 8–9). Die Poesie habe in Deutschland „mehr als bei Andern, ihre innere Notwendigkeit in dem allgemeinen Organismus der Nationalbildung" (S. 9). Und diese sei Ausdruck des „deutschen Geistes" (S. 269). Unmittelbaren Einfluß auf die religiöse und nationale Orientierung Eichendorffs hatten außer Friedrich Schlegel Heinrich Gelzer, der eine „innere Geschichte des Protestantismus" vorgelegt hatte, und Georg Gottfried Gervinus, der mit einer großen Darstellung der poetischen Nationalliteratur der Deutschen an die Öffentlichkeit getreten war. Eichendorffs Bestreben, den religiösen und nationalen Standpunkt gegen Liberalismus, Rationalismus und Materialismus durchzusetzen, machte ihn aber nicht zum Bahnbrecher neuer kritischer Wertungen. In seiner Grund-

auffassung geht er kaum über die Ideen Friedrich Schlegels hinaus. Rückblickend stellt sich Eichendorffs Leistung anders dar: Sie liegt in der darstellerischen Brillanz und in der inneren Konsequenz, mit der er zwei bedeutende Themen des Jahrhunderts miteinander verbindet. Für Eichendorff selbst stand aber das darstellerische Moment keineswegs im Vordergrund. Ihm ging es darum, zu wirken und den selbst gestellten Auftrag zu erfüllen. Erfüllbar war dieser Auftrag für Eichendorff aber nur durch die wechselseitige Durchdringung und den inneren Ausgleich von Religiösem und Nationalem. Vom Gelingen dieser Verbindung schien ihm die Zukunft Deutschlands und der Welt abzuhängen. Wie groß für Eichendorff die geistige und seelische Nähe von Religiösem und Nationalem war, zeigt eine Äußerung, die im Zusammenhang mit Uhlands Gedichten steht: „Es ist eine durchaus deutsche, d. h. g l ä u b i g e Poesie" (S. 414). Christliche Tugend- und Heilsvorstellungen sollten dem Nationalen höhere Würde und charismatische Verbindlichkeit geben. Und durch seine Spiegelung im Nationalen sollte dem Christentum neue Kraft zuwachsen. Eichendorffs Versuch ist ein historisches Dokument. Es vergegenwärtigt in eindrucksvoller Weise die offenen und verborgenen Spannungen des Zeitalters.

*

Den Bibliotheken und Archiven, die ich bemühen mußte, besonders der Universitäts-Bibliothek in Freiburg i. Br. und dem Freien Deutschen Hochstift, das die Handschrift von Eichendorffs Studie „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" für diese Ausgabe zur Verfügung stellte, sei für vielfache Hilfe gedankt. Ebenso sei den Kollegen gedankt, die durch Hinweise und Kritik das Zustandekommen der Ausgabe förderten. Frl. Heide-Lore Schaefer hat entscheidenden Anteil an der Klärung der Quellenfrage und an der Bearbeitung der Anmerkungen. Frau Gisela Henze hat an den Registern und beim Korrekturlesen mitgearbeitet.

Freiburg i. Br. im August 1969

Wolfram Mauser

Inhalt

Vorwort V
Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands . . . 3
Einleitung 5
I. Das alte nationale Heidenthum 25
II. Kampf und Uebergang 34
III. Die christliche Poesie 41
IV. Weltliche Richtung 79
V. Die Poesie der Reformation 100
VI. Die Poesie der modernen Religionsphilosophie . . 186
VII. Die neuere Romantik 268
Novalis 291
Wackenroder 311
August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel . . 315
Adam Müller, Steffens, Görres 327
Arnim 331
Tieck 342
Werner 350
Brentano 384
Schenkendorf 396
Fouqué 406
Uhland, Kerner 410
Kleist 422
Platen 433
Hoffmann 447
Immermann, Rückert, Chamisso 455
Schluß 461
Anmerkungen 493
Namenverzeichnis 633
Wort- und Sachverzeichnis 647

Geschichte
der
poetischen Literatur Deutschlands

Einleitung

Die deutsche Nation ist die gründlichste, innerlichste, folglich auch beschaulichste unter den europäischen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken, als der That. Wenn aber die That nichts ist ohne den zeugenden Gedanken und nur erst durch den Gedanken ihre welthistorische Bedeutung erhält, so dürfen wir wohl sagen, daß diese beschauliche Nation dennoch eigentlich die Weltgeschichte gemacht hat. Dieser Hang, die Dinge in ihrer ganzen Tiefe zu nehmen, scheint von jeher der eigenthümliche Beruf der germanischen Stämme zu sein. An ihrem tiefen Freiheitsgefühl ist das römische Weltreich, in welchem die andern mehr oder minder aufgingen, einst zusammengebrochen. Die germanischen Völker waren es, die das Christenthum, da es unter den Byzantinern kränkelnd zu Hofe ging, zuerst in seiner vollen Würde erkannten und ihm seine weltgeschichtliche Wirksamkeit gaben. In den Kreuzzügen waren allerdings die Franzosen und Engländer weit voraus, aber die Deutschen, als sie endlich dem allgemeinen Zuge folgten, bewahrten diesen Kämpfen, die bei jenen immer politischer wurden, am getreuesten ihren ursprünglichen religiösen Charakter. Die Minnehöfe blühten in Deutschland weniger, aber ihre Minne war ernster und keuscher, als an den wälschen Minnehöfen. So hat diese Nation später sich ihre eigentliche ideale Waffe, die Buchdruckerkunst, selbst erdacht, sie hat das Pulver erfunden, womit dann die Franzosen ihre schönsten Burgen sprengten, sie hat endlich die Reformation erzeugt und das neue Weltkind in ihrem eigenen Herzblut ausgebadet. Die Idee ist ihr Schwert, die Literatur ihr Schlachtfeld.

Ideen lassen sich aber nicht in Provinzen einfangen und begrenzen, sie sind ein Gemeingut der Menschheit und greifen

über die einzelnen Nationen hinaus. Daher hat das deutsche Volk auch, auf Unkosten seines Patriotismus und Nationalgefühls, einen beständigen Zug nach dem Weltbürgerthum verspürt. Sehr begreiflich; wir wollen die g a n z e Wahrheit, und finden sie natürlicherweise weder bei uns, noch bei unseren Stammesverwandten genügend ausgeprägt, wir greifen daher, wo irgend ein Lichtblick aufleuchtet, in die Vergangenheit, in die Fremde, und lassen diese eben so bald wieder fallen, wenn wir uns getäuscht, oder noch immer nicht vollkommen befriediget sehen. Darüber gehen freilich oft ganze Generationen in täppischer und lächerlicher Nachäfferei zu Grunde, wie die Geschichte unserer Poesie, die bald mit der römischen Toga, bald in rasselndem Ritterharnisch, dann wieder in arkadischer Schäfertracht oder mit Haarbeutel und Stahldegen einherschritt, hinreichend nachweist. Aber wer frägt bei Eroberungszügen und Weltschlachten nach dem verlorenen Pulverfutter? Aus jeder dieser Invasionen ins Ausland und in die verschiedensten Zeiten ist uns doch immer irgend eine Beute geblieben, und so haben wir ohne Zweifel in Kunst und Wissenschaft nach und nach einen weitschichtigen Besitz und eine universelle Umschau erfochten, wie keines der mitlebenden Völker. Wir sind die geistigen Erben fast aller gebildeten Nationen.

Jener Grundzug des deutschen Charakters, die Beschaulichkeit und der Ernst, der uns Alles zu durchforschen und zu prüfen nöthiget, bedingt indeß gleichzeitig auch den Trieb, aus der allgemeinen Rundschau immer wieder in u n s selbst heimzukehren, das Errungene innerlich zu verarbeiten, und die eigene besondere Natur möglichst eigenthümlich auszuprägen. Und diese einsiedlerisch individualisirende Eigenthümlichkeit führt, wie bei den einzelnen Stämmen, so auch in den geistig bevorzugten Persönlichkeiten, nothwendig zu der größten M a n n i g f a l t i g k e i t. In Frankreich hat die dynastische Politik den freien Adel zu Hofe gezähmt und die Physiognomie der Provinzen verwischt, in England die Reformation fast Alles uniformirt. In Deutschland dagegen geht jene Sonderbündlerei

durch die ganze Geschichte. Vom Uranfang an sitzen die alten Sassen ein jeder für sich auf seinem Hofe ohne Städte, im Mittelalter gruppiren sich zahllose Kleinstaaten, wie Planeten mit eigenem Licht und Kreislauf, um die Centralsonne des Kaisers. Welcher Reichthum der verschiedensten Bildungen vom kaiserlichen Hoflager durch die vielen kleinen Residenzen bis zur einfachen Ritterburg hinab; dann das bunte Leben der Reichsstädte, und endlich die noch fortdauernde Mischung von Katholisch und Protestantisch! Es ist natürlich, diese Mannigfaltigkeit mußte auch in unserer Literatur, namentlich in der Poesie, sich abspiegeln, und nicht nur in dem sehr verschiedenen Klange des Volksliedes in Pommern, Tyrol, Westphalen oder Oesterreich, sondern auch bei den Heroen unserer Literatur. Oder wo wäre bei uns jene stereotype Familienähnlichkeit der einzelnen Dichter, wie wir sie bei den französischen Classikern finden? Man denke nur z. B. an Lessing und Klopstock, an Goethe und Schiller! Jeder zieht, unbekümmert um den Andern, mit seiner scharfen Eigenthümlichkeit aus, um sich eine neue Welt zu erobern. Da giebt es denn freilich auch tüchtige Wunden und Scharten und es fehlt niemals an dem Troß gemeiner Landsknechte, die nicht für die beste Sache, sondern um den besten Lohn an Geld oder Weltlob mitfechten wollen und Alles möglichst verwirren. Wir streifen sonach allerdings fast beständig an die Grenzen der Anarchie. Aber im großen Ganzen ist es doch immerhin ein frischer Wellenschlag, wenn auch die siebente Welle sich immer wieder rückwärts überstürzt; ein unausgesetzter herzhafter Kampf, der uns einerseits vor Stagnation, und anderseits vor dem Geistesdespotismus einer Pariser Hauptstadt bewahrt, denn welcher Tyrann wäre mächtig genug, so viele absonderlich formirte Köpfe und Querköpfe unter Einen Hut zu bringen? Nirgends hat daher, etwa Spanien ausgenommen, das volksthümliche Element so dauernd und tapfer mit der Kunstdichtung der Gelehrten, die Gelehrtenpoesie dann ihrerseits wieder mit der Kirche, die Romantik mit dem unpoetischen Verstande gerungen, wie in Deutschland, wo der ganze Boden

mit den Trümmern der wechselnden Niederlagen bedeckt ist, und die Geister der Erschlagenen und die versprengten Troßbuben noch beständig mitten unter den Siegern umherirren, die bald selbst wieder die Besiegten sein werden.

Bei dieser Universalität und individuellen Mannigfaltigkeit unserer Literatur ist es denn nicht zu verwundern, wenn dieselbe im Verlauf der Jahrhunderte jetzt endlich zu einer Masse herangewachsen ist, die sich kaum mehr bewältigen läßt. Es ist wie im Meere, auf dem die contrairsten Winde sich so ungestüm kreuzen, daß man schon einigermaßen des Steuers mächtig sein muß, um nicht schmählich unterzugehen, oder von den regelmäßig streichenden Passatwinden und Strömungen verjährter Vorurtheile nach ganz verkehrter Richtung verschlagen zu werden. Nur Wenige aber haben in dieser industrieseeligen Zeit, wo nur Kauffahrer vom Butter- zum Käsemarkt zu segeln pflegen, Lust und Gelegenheit, sich in dem Pilotenhandwerk auf solchem Geisterschiffe einzuüben. Und doch verlangt jeder Gebildete billigerweise wenigstens einige Kenntniß dieses wichtigen Zweiges der Nationalgeschichte. Das Material ist allerdings mit lobenswerthem Fleiße bereits hinreichend zusammengetragen, aber großentheils noch ungeordnet, oder, was noch schlimmer, nach jenem windigen Passatsystem willkürlich, oft gradezu falsch registrirt. Es scheint uns daher jetzt vorzugsweise auf eine bloße Orientirung, d. h. darauf anzukommen, aus der Masse die hervorragendsten Momente, die dem Ganzen Farbe und Gestalt geben, hervorzuheben und auf diese Weise aus jenem Material ein klares organisches Bild möglichst herauszuarbeiten. Nur von den einsamen Höhen gewinnt man einen freien Blick über die labyrinthische Landschaft, in welcher man unten sonst den Wald vor Bäumen nicht sieht.

Indem wir jedoch aus dem ungeheuern Vorrath hier vorweg die Poesie ausscheiden, haben wir gleichwohl dadurch nur wenig gewonnen. Denn diese Beschränkung ist eigentlich nur eine scheinbare. Wir haben schon oben bemerkt, daß das Leben der Deutschen am entschiedensten durch die Literatur, und ihre

Literatur wiederum vorzugsweise durch die Poesie vertreten wird. Unsere Poesie aber ist kein bloßer Luxus, keine isolirte Kunstfertigkeit zum Nutzen und Vergnügen des müßigen Publicums; sie hat, mehr als bei Andern, ihre innere Nothwendigkeit in dem allgemeinen Organismus der Nationalbildung. Sie ist daher so mannigfaltig, wie diese Bildung selbst, und ihr Einzelnes wird nur aus dem Ganzen verständlich. Ein Blick in die Vergangenheit läßt diesen beständigen Parallelismus zwischen der Poesie und den übrigen Zweigen der Literatur deutlich erkennen.

Ziehen wir, wie billig, zunächst die Philosophie in Betracht, so sehen wir zwei, aus den Trümmern des Alterthums hervorgegangene Hauptströme das ganze Mittelalter durchziehen, die Philosophie des Aristoteles und die des Plato. Die Aristotelische suchte die Fülle der Erscheinungen und Erfahrungen zu begreifen und zu ordnen, sie war mehr ein Schematismus der Wissenschaften als eine Wissenschaft. Die Platonische dagegen ging, nicht ohne christliche Ahnungen, tiefer auf den Urquell aller Wissenschaft, auf eine allen Erscheinungen zu Grunde liegende göttliche Weltseele. Jene entsprach mehr dem Verstande, diese mehr der Phantasie und dem Gefühl; beide zusammen umfaßten also so ziemlich das ganze intellectuelle Gebiet der menschlichen Natur. Beide aber waren im Mittelalter theils durch orientalische Umdeutungen, theils durch das Bestreben, sie mit dem Christenthum und der durch dasselbe veränderten Weltansicht zu vermitteln, mannigfach alterirt, verstümmelt und fast sagenhaft geworden. – Später, nachdem die Welt gealtert, gewann indeß der Verstand allmählich immer mehr die Oberhand, und es entstand namentlich in Deutschland eine Art mathematischer Philosophie. Leibnitz zeichnete mit seinem System angeborener Ideen einen abstracten Grundriß des Verstandes, dessen Linien und Conturen von dem bei solcher Prädestination vorweg gebundenen inneren Walten des Geistes nicht belebt werden konnte, während er eben so mechanisch auch in Raum und Zeit nur die Ordnung der nebeneinander bestehen-

den oder aufeinander folgenden Dinge erkannte. Wolf führte diese Lehre in die Schule ein, wodurch sie bald in ein todtes Formelwesen ausartete, und die Lichtblicke ohne weitere Folge blieben, womit Leibnitz, den Herder einen Dichter in Philosophie und Mathematik nennt, in seiner fragmentarisch-divinatorischen Natur beständig über sein eigenes System hinauslangt. – Kein Wunder daher, daß durch diese Bresche nun in Deutschland die Philosophie des Auslandes immer siegreicher eindrang. In Frankreich hatte es Descartes unternommen, die Entstehung der Welt, wie ein sich selbst fabricirendes Uhrwerk, aus hypothetischen Wirbeln zu erklären und das Dasein Gottes streng mathematisch aus der menschlichen Vernunft zu erweisen, also gewissermaßen den Schöpfer zum Geschöpf des Erschaffenen zu machen. Vergebens suchte der Engländer Locke mit dieser Philosophie der Sinnlichkeit noch den Glauben an eine Gottheit zu vereinigen; der einmal emancipirte Menschengeist, da dergleichen Palliative nicht genügen konnten, stürmte von Zweifel zu Zweifel bis zum nackten Atheismus fort, den Voltaire und Diderot für die Gebildeten salonmäßig zu bekleiden bemüht waren. Diese flache Freidenkerei scheuchte Lessing mitten unter seinen kritischen und theatralischen Jugendarbeiten zu einem verzweifelten Kampfe auf Tod oder Leben auf. Mit fast verwegener Kühnheit stellte er die Sache auf die äußerste Spitze aller ihrer Consequenzen, von wo sich plötzlich der unverschleierte Blick in den gähnenden Abgrund aufthut, um die Welt zur endlichen Wahl und Entscheidung zu nöthigen, entweder über die Kluft, wenn sie's vermöchte, hinwegzusetzen, oder resolut umzukehren. Aber die Welt that weder das Eine noch das Andere, acceptirte jene Consequenzen als eine neue, willkommene Eroberung, und jubelte nur um desto selbstgefälliger am Rande des Abgrundes fort, ohne ihn zu merken.

In diesem Heidenlärm des eingebildeten Fortschritts erscheint Kant gewissermaßen als ein Reactionair, indem er die übermüthig gewordene Vernunft lediglich auf das Gebiet der Erfahrung zurückweist, und jenseits dieses Gebietes ihr die Fähigkeit zur

Erkenntniß der übersinnlichen Welt abspricht. Es ist weder unseres Berufs, noch der Ort hier, näher zu erörtern, wie Kant dennoch einen sogenannten Vernunftglauben statuirt und also mit seinem eignen System in Widerspruch geräth. Wir wollen, unserer eigentlichen Aufgabe gemäß, hier nur erwähnen, daß er von der tieferen Bedeutung der Poesie kaum eine Ahnung hatte, da er dieselbe im Grunde für ein bloßes Zerstreuungsmittel hielt und sie daher auf das Prokrustesbett seiner rigoristischen Begriffsmoral strecken wollte, weshalb denn auch in einer Zeit, wo schon Klopstock, Goethe und Herder blühten, Pope und Haller seine Lieblingsdichter waren. – Aber sehr bald wurden die Schranken, in die Kant die Vernunft eingehegt, von Fichte gewaltsam wieder durchbrochen. Fichte wollte jenseits des Kant'schen bedingten Wissens eine unbedingte Denkfreiheit geltend machen, er unternahm es wirklich, über den Abgrund, den Lessing aufgethan, hinwegzusetzen, das Princip des Protestantismus in seiner ganzen Strenge als souveraines Ich über die Welt auf die letzten unwirthbaren Gipfel des Idealismus emporzuheben, und es ist jedenfalls ein denkwürdiger Anblick, mit welcher athletischen Kraft er mit dieser an sich unmöglichen Aufgabe gerungen. Dieses Extrem konnte indeß keinen Bestand haben. Schelling suchte daher, wie schon die Bezeichnung seiner Lehre als „Naturphilosophie" andeutet, das die Natur und Geschichte verschmähende, unbedingte Wissen mit dem bedingten der äußern Wahrnehmung zu vermitteln, und den geheimnißvollen Goldgrund, den Schimmer Gottes, der alle Erscheinungen durchleuchtet, in wesentlich Platonischer Anschauung nachzuweisen.

Zu allen diesen philosophischen Evolutionen nun stand unsere Poesie beständig in einem wahlverwandtschaftlichen Verhältniß, entweder auf ihren besonderen Wegen nachfolgend, oder als Divination, Ahnung, Aperçu, gleichsam prophetisch ankündigend. So sehen wir sie schon im Mittelalter in jene zwei Hauptstrahlen der vom Alterthum ererbten Philosophie sich spalten. Der Geist des Aristoteles zeigt sich in einer oft ganz

trockenen scholastischen Richtung, die, wo sie namentlich dogmatische Gegenstände berührt, nicht selten sogar an's Sophistische streift; er zeigt sich in der haarspaltenden Casuistik des überkünstlichen Minnegesangs, und scheint in der dialektischen Verstandespoesie des berühmten Wartburgkriegs die Hauptrolle gespielt zu haben. Bei weitem gewaltiger und tiefer dagegen geht die andere, Platonische Anschauungsweise durch die größern und bedeutenderen Dichtungen des Mittelalters in der mystisch-allegorischen Symbolik, womit damals Geschichte und Sage z. B. in den Gedichten von König Artus Tafelrunde und dem heiligen Graal aufgefaßt wurden. – Als sodann die mathematische Philosophie aufkam, ward auch sofort der freie Dichterwald zu einem wunderlichen französischen Garten mit geometrisch abgezirkelten Bäumen, Alleen und Scherbenbeeten verschnitten, wo die Musen in Reifröcken die ungezogene Natur bewachten, ja unter dem spärlichen Blumenflor sogar einzelne Gedichte vermittelst künstlicher Gruppirung von kurzen und langen Versen allerlei allegorische Figuren, als: Palmbäume, Tempel u. s. w. abbilden sollten. – Der Herrschaft von Descartes und Locke aber, die durch das Medium des Materialismus nothwendig zu einer epikuräischen Auflösung führte und die wir daher als die Philosophie der Sinnlichkeit bezeichneten, entsprach eben so eine P o e s i e der Sinnlichkeit. Jene Philosophie ist zwar glücklicherweise in Deutschland niemals allgemein geworden; dennoch tauchen auch bei uns vereinzelte Symptome derselben auf, in einem völlig dissoluten, atheistischen und sittenlosen „Seelenpriapismus", einem Naturdienst, welcher Wollust und Andacht als Schwesterkinder poetisch feiert. Wir erinnern hier nur an Mauvillon's Freundeskreis, der fanatisch gegen alle und jede Religion gerichtet war; an Unzer, an Heinse's Jugendschriften, an den Freiherrn von der Golz und dessen Gedichte in Grécourt's Geschmacke.

Bald darauf übte die Kant'sche Philosophie einen unverkennbar deprimirenden Einfluß auf die deutsche Dichtung. Es konnte auch füglich nicht anders sein. Indem diese Lehre die Poeten

an der Schwelle des Allerheiligsten von der Erkenntniß Gottes und der überirdischen Dinge zurückwies, verwandelte sie nothwendig die Religion in bloße Moral, welche, so isolirt vom Glauben und dem lebendigen Zusammenhange mit den göttlichen Dingen, zu einem abstracten Tugend-Stoicismus erstarrte. Und diese abstracte Moral sehen wir denn bei Kosegarten idyllisch schwärmen, in Tiedge's Urania vornehm vom Katheder dociren, und mit Schiller's Marquis Posa die Bretter betreten, um endlich in zahllosen pragmatisch-psychologischen Romanen und bürgerlichen Schauspielen ziemlich seicht wieder zu verlaufen. Es ist daher eben so natürlich als charakteristisch, daß, mit Ausnahme von Schiller, alle bedeutenden Dichter jener Zeit, Herder, Goethe und Jean Paul, entschiedene, zum Theil erbitterte Gegner Kant's waren und Schiller selbst wurde durch seine fast leidenschaftliche Theilnahme für Kant ohne Zweifel in seiner poetischen Production mehr aufgehalten, als gefördert. – Inzwischen hatte schon früher eine ungestüme, philosophisch exaltirte Jugend voraneilend die extreme Lehre poetisch angekündigt, welche sodann von Fichte wissenschaftlich formulirt werden sollte. Wir meinen die Sturm- und Drangperiode der Originalgenies und Starkgeister in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts: das leibhaftige absolute Ich, das in seinen Gedichten, Romanen und Schauspielen die ganze Vergangenheit ausstrich und die Weltgeschichte von vorn anfangend aus eigner Machtvollkommenheit sich selber Moral, Sitte und Religion machen wollte. – Der Naturphilosophie endlich entsprach unsere neuere Romantik. Gleich jener Philosophie hat die Romantik aus dem beschränkten Erfahrungsgebiete Kants, so wie sie von der stofflosen Luftspiegelung der Fichte'schen Ichheit, kühner wie beide, wieder zu der innern Wahrnehmung des Uebersinnlichen und der in der äußeren Welt waltenden ewigen Naturkraft sich zurückgewendet, sie ist aber auch sehr häufig der naheliegenden Gefahr dieser Philosophie, dem Irrthum einer phantasirenden Naturvergötterung, nicht entgangen. Novalis versuchte es, auf diesem Wege durch eine tiefsinnige Sym-

bolik alles Lebens eine Weltwissenschaft poetisch darzustellen, während Werner in seinen frühesten Dramen in pantheistischer Leere abirrte. Am innigsten unter den Dichtern schließt sich wohl Goethe, ohne es zu wissen und zu wollen, der naturphilosophischen Anschauung an, indem er überall unbefangen und unmittelbar in das Leben greift und uns daher in den klar durchsichtigen äußeren Erscheinungen mehr oder minder die verborgene Weltseele enthüllt, wenngleich er uns nirgends bis zu dem letzten wahren und eigentlichen Grund der Dinge blicken läßt. – Welchen Einfluß die Hegelsche Philosophie auf die Poesie ausübt, läßt sich jetzt noch kaum bestimmen, da sie ihren Kreislauf noch immer nicht abgeschlossen hat. Auffallen jedoch muß es, daß ihr die moderne Poesie des Hochmuths und des Hasses auf der Ferse gefolgt ist.

Gleich wie wir also eine philosophische Poesie besitzen, so haben wir auch eine p h i l o l o g i s c h e P o e s i e. Die Reformation hatte zum Behuf ihrer biblischen Kritik und Exegese die Philologie auf einmal aus der natürlichen bescheidenen Stellung verrückt, die sie im Mittelalter fortdauernd eingenommen. Die Philologie war das v e r z o g e n e Kind der protestantischen Theologie, und hat sich daher sehr bald völlig emancipirt und aus einem bloßen Mittel höherer Bildung zum Zweck dieser Bildung gemacht. Sie ist ohne Zweifel der unentbehrliche Schlüssel zu den geistigen Schätzen des Alterthums; aber eben so gewiß ist es doch ein seltsamer Irrthum, den Schlüssel als die Hauptsache, als den Schatz selbst, zu nehmen. Und das geschah in der That. Auf den protestantischen Schulen wurde nun namentlich auch die Poesie eine bloße Hülfswissenschaft der Philologie. Homer, Pindar, Sophokles und Virgil hatten nur gedichtet, um der Nachwelt die Regeln der alten Grammatik anschaulich zu machen, oder höchstens um den gelehrten Scharfsinn an neuen Conjecturen und Lesarten zu üben; die Schüler sollen lateinisch und griechisch dichten, ja antik denken und glauben lernen. Diese servile Nachahmung der Alten – welche, wie die damaligen Römer, Alles für barbarisch erklärt, was nicht römisch oder grie-

chisch ist – hat aber die moderne Barbarei herbeigeführt: die stupide Verachtung unseres Mittelalters und seiner großen Dichterwerke. Eine solche totale Rückwendung zum classischen Alterthum wird überall schulmäßig als nothwendig und überaus heilsam gepriesen. Wir können Beides, auf die Gefahr hin verketzert zu werden, keineswegs so unbedingt zugeben. Nothwendig allerdings war es nur für die Protestanten, weil sie mit dem Mittelalter gebrochen hatten und also gleichsam von vorn wieder anfangen und einen neuen Anknüpfungspunkt erst suchen mußten. Aber natürlicher und heilsamer wäre es gewesen, an den n a t i o n a l e n Bildungsgang anzuknüpfen, der durch den dreißigjährigen Krieg zwar gestört, aber durchaus nicht vernichtet war. Dies thaten in Spanien Lope de Vega, in England Shakespeare, und als d o r t die neuern Poeten, h i e r Ben Johnson sich zu den Alten wandten, folgte hier und dort der Verfall der Poesie.

Und was war denn factisch die hochgepriesene Wirkung für Deutschland? Zunächst jene lächerliche gelehrte Hofpoesie, die an die Stelle der vertriebenen Heiligen die heidnischen Götter mit Haarbeutel und Stahldegen setzte, und ihren allerunterthänigsten Pegasus vor den Triumphwagen krähwinkliger Heroen und Mäcenaten spannte. Sodann das grobe Mißverständniß der Aristotelischen Poetik, das uns langehin zu ziemlich possierlichen Affen der französischen Bühnenregelmäßigkeit machte. Später dann wieder die sogenannte Poesie der Grazien, eine salondüftelnde Lebensweisheit und liederliche Leichtfertigkeit, welche wir füglich entbehren konnten. Und endlich durch die Gräkomanen eine Verrenkung und Verzerrung der Sprache, die mit Klopstocks Oden und Bardieten beginnt, und bei Voß eine schreckenerregende Virtuosität erreicht; ja man kann in diesem Betracht gewissermaßen auch Platen noch zu den philologischen Dichtern rechnen.

Wir sind weit entfernt, die sonnenklare altclassische Schönheit und ihren wohlthätigen Einfluß namentlich in formaler Hinsicht zu verkennen. Das gründlichere Studium des Alter-

thums hat ohne Zweifel zur Bildung unserer Sprache, da sie eben in inneren und äußeren Kämpfen beispiellos verwildert war, wesentlich beigetragen, und uns in einer engen philisterhaften Zeit den kräftigenden Blick auf eine größere, heroische Zeit wieder eröffnet. Aber eben so entschieden müssen wir die Abgötterei anklagen, die mit dem Griechenthum, als dem einzig würdigen, getrieben wurde und uns ganz übersehen ließ, daß unsere eigene Sprache früher einen Wohllaut, eine Anmuth und dichterische Kraft besaß, die der Entwickelung und Sorgfalt nicht weniger fähig und werth waren, so wie daß das Mittelalter uns noch häufigere und größere Vorbilder von Heldenmuth, Freiheit und Tugend darbietet, deren moralische Gewalt über die jugendlichen Gemüther um so wirksamer sein mußte, da sie uns innerlich verwandt und verständlicher sind, als die der alten Welt. Und so hat denn diese Alterthümelei in der Tat großentheils den nationalen Quietismus verschuldet, der um Hekuba weint, und für Glück und Unglück des deutschen Vaterlandes kein rechtes Herz hat. Das Große der alten Welt ist das Reinmenschliche, das allen Völkern gemein ist, bei jedem Volke aber sich naturgemäß anders gestalten muß, um wirklich lebendig zu werden. Jedenfalls hat sonach durch jenes Sichversehen in das griechische Wesen unsere ganze Poesie etwas Fremdes, Gelehrtes und Irreligiöses erhalten, das sie unpopulair und zu einem bloßen Steckenpferde der sogenannten Gebildeten machte. Auch haben unsere größten Dichter, wie Goethe, Schiller und Tieck, jederzeit ein gut Theil Mittelalter sich reservirt, und namentlich Goethes bedeutendste Werke: Götz, Tasso und Faust, sind grade diejenigen, auf die das Alterthum am wenigsten influirt hat.

Auch die wandelbaren Principien der Erziehungslehre sind bei uns durch eine sehr mannigfaltige p ä d a g o g i s c h e Poesie vertreten. Der steifen Anstandsschule der guten alten Zeit, wo die Kinder nur frisirt und gepudert vor ihren Eltern erscheinen durften, entspricht genau die gleichzeitige mathematische Zopfpoesie, die das ganze Leben als eine feierliche Menuett mit geo-

metrisch abgemessenen Touren und symmetrischen Bücklingen auffaßte. Bald darauf folgte plötzlich Basedow's Natursturm, eine Art Urwälderei und natürlicher Moral; jeder sollte, wie Kraut und Rüben, blos aus einem angebornen Naturell herauswachsen, und zu allgemeiner Nützlichkeit praktisch dressirt und verbraucht werden. Goethe hat diese Wirthschaft, wir wissen nicht recht, ob im Ernste oder ironisch, jedenfalls aber sehr treffend in der pädagogischen Provinz seiner Wanderjahre geschildert. Als poetisches Gegenbild aber erschienen nun sogleich zahllose rührende Romane von unübertrefflichen Wilden, es kam das Weib, wie es sein sollte, der Jüngling, der Gatte, die Köchin, wie sie sein sollten; ja selbst Ifflands Schauspiele gehören recht eigentlich hierher. Später jedoch hatten die Pädagogen sich ein Eldorado erdacht, zu dessen Eroberung die Jugend zurecht gemacht werden sollte. Sie sollte schlechterdings dereinst Kirche und Staat reformiren, und hierzu frühzeitig heroisch gestimmt und gestählt werden; es wurde daher selbst das freie Spiel der Kinder als Turnkunst in ein spartanisches System gebracht, und von der Kirche und Religion nur der Haß gegen das katholische Mittelalter beibehalten. Aber die geharnischten Jungen acceptirten natürlicherweise das ihnen prädestinirte Heldenthum v o r der That; so entstand die Altklugheit, aus der Altklugheit der Dünkel, und aus diesem die neueste politische Poesie, die grade die Unreifsten beschäftigt und begeistert hat, und im Grunde auch nur eine versifizirte Turnübung war; so wie denn überhaupt diese ganze, beständig wechselnde, pädagogische Poesie nur eine psychologische Experimentalpoesie ist und sein kann. – Neuerdings endlich scheint wieder eine ganz materielle Richtung vorzuwalten, eine allgemeine Realschule zur Erzielung einer industriellen Reichsritterschaft, wo der erfinderische Eigennutz die Heldenrolle übernommen hat, und die Geldaristokratie, anstatt des alten Adels, in den dampfenden und klappernden Fabriken über ihre Leibeigenen ziemlich barbarisch verfügt. Hiermit aber hat die Poesie, als eine brodlose Kunst, gar nichts zu schaffen, gegen welche sich daher auch eine

auffallende Gleichgültigkeit und Verachtung überall bemerkbar macht.

Vorstehende Skizze, die leicht noch in's Unendliche fortgeführt werden könnte, mag hinreichen, um die oben erwähnte große Mannigfaltigkeit unsrer poetischen Literatur anzudeuten. Sie zeigt aber auch, daß auf diesem vergleichenden Wege, anstatt eines geschlossenen Gesammtbildes dieser Literatur, vielmehr eben nur ihr Zerfall in sehr verschiedene verwandtschaftliche Gruppen klar zu machen ist. Es giebt bekanntlich mehrere Gesichtspunkte, unter welchen der Werth und die Gestaltung einer Literatur überhaupt sich auffassen läßt.

Der unfruchtbarste derselben ist wohl der ästhetische, die Beurtheilung nämlich nach einer allgemeinen Theorie der Kunst. Eine poetische Zeit denkt nicht an ihre Schönheit, weil sie dieselbe von selbst besitzt, gleich wie ein Gesunder seine Gesundheit nicht merkt. Erst wenn die Schönheit abhanden gekommen, wird die verlorene absichtlich gesucht oder philosophisch construirt, und so entsteht die Aesthetik. Wir hatten allerdings zu jeder Zeit auch eine ästhetische, d. h. nach den eben gangbaren Schönheitsregeln *gemachte* Poesie. Aber jeder *wahre* Dichter hat, meist ohne es zu wissen, seine eigene Aesthetik. Jene allgemeinen Theorien sind begreiflicherweise einem beständigen Wechsel unterworfen und zu subjectiv, um als Norm zu gelten, und es wäre ebenso ungerecht als unhistorisch, irgend eine entferntere Periode der Poesie nach der gegenwärtig eben beliebten Theorie abschätzen zu wollen. Man denke hier z. B. nur an die unübersteigliche Kluft zwischen Gottsched's und Lessing's Lehre, oder in neuerer Zeit auch zwischen Jean Paul und Solger, von denen jeder in gewissem Sinne Recht hat oder doch Recht zu haben glaubte.

Ein anderes Verfahren ist das chronologisch-geographische, das wohl auch historisch genannt zu werden pflegt, indem hier

die Literatur nach ein für allemal geschichtlich bestimmten Zeitabschnitten, die aber durch ganz andere Ereignisse bedingt sind, zurechtgelegt, und innerhalb dieser Abschnitte wieder in eine sächsische, östreichische, schwäbische, niederrheinische u. s. w. eingetheilt, und durch Jahreszahlen möglichst genau begrenzt wird. Das giebt allerdings einen bequemen Schematismus für die Schule, allein die dadurch bezweckte Ordnung ist durchaus nur illusorisch. Das poetische Element geht wie ein Frühlingshauch durch die Luft über die Kalenderjahre und provinziellen Marken hinweg und hat seine eigenen imaginairen Provinzen; die mühsam gezogenen Grenzen und Abschnitte greifen prophetisch, ergänzend oder verwirrend beständig ineinander, ja oft staut die leichtbewegliche Luftströmung weit zurück, um dann plötzlich wieder Jahrhunderte zu überspringen. Es herrscht also hier ein anderes geheimnißvolleres Gesetz, als in der politischen Historie.

Tiefer schon greift der nationale Gesichtspunkt, die Würdigung nämlich einer Literatur nach ihrer Uebereinstimmung mit dem Geiste der Nation, welcher sie angehört. Wir haben oben den deutschen Nationalgeist als einen vorzugsweise nach Innen gewandten bezeichnet, und als natürliche Folge davon die freie Ausbildung individueller Eigenthümlichkeiten erkannt, woraus wieder die auffallende Mannigfaltigkeit unserer Literatur sich selbst erklärt. Und in diesem Sinne dürfen wir allerdings, wenn wir von weltlichen Interessen und untergeordneten Partheizwecken absehen, die deutsche Literatur unbedenklich eine nationale nennen. Die italienische Poesie ging schon sehr früh auf die Denkart und Kunstformen ihrer classischen Vorzeit zurück, die aber, bei der seitdem durch das Christenthum völlig veränderten Weltlage, nicht mehr wahrhaft national sein konnte; während in der englischen der Einfluß der heterogensten, einander oft gradezu widersprechenden Völkerelemente, mit einem Wort: die geistige Composition eines Mischvolkes sich häufig fühlbar macht und bis heut noch nicht vollkommen beendigt und geschlossen scheint. Unter allen ist

ohne Zweifel die spanische Poesie die nationalste; aber sie ist es auf eine ganz andere Weise als die unsere. In Spanien ist es die Freude und begeisterte Verherrlichung einer durch Jahrhunderte erkämpften Errungenschaft von Religion, Ehre und Ritterlichkeit, welche ihr prächtiges, aber durchaus einförmiges Zauberlicht über alle Dichtungen und Dichter wirft, die sich daher nur durch die größere oder geringere Kunstvollendung voneinander unterscheiden. In Deutschland dagegen ist eben das Ringen selbst, der sich beständig erneuernde Kampf um jenes Eldorado, und, da jeder einsam für sich kämpft, die totale Verschiedenheit das Charakteristische und Nationale. Betrachten wir aber diesen Kampf genauer, so erkennen wir, daß derselbe, wie wir auch schon aus dem oben angedeuteten Zusammenhange der Dichtkunst mit der Philosophie ersehen, in seinem Grundzuge unausgesetzt grade den h ö c h s t e n Gütern des Lebens, der Erkenntniß Gottes und der überirdischen Dinge gilt. Der durchgreifende Gesichtspunkt zur Beurteilung der deutschen Literatur, der hiernach zugleich auch den nationalen mit umfaßt, wird also nur der r e l i g i ö s e sein können.

Es geht durch alle Völker und Zeiten ein unabweisbares Gefühl von der Ungenüge des irdischen Daseins, und daher das tiefe Bedürfniß, dasselbe an ein höheres über diesem Leben, das Diesseits an ein Jenseits anzuknüpfen, Vergangenheit und Gegenwart beständig mit der geheimnißvollen Zukunft zu vermitteln. Und dieses Streben, durch welches alle Perfectibilität und der wahre Fortschritt des Menschengeschlechts bedingt wird, ist eben das Wesen der Religion. Wo aber dieses religiöse Gefühl wahrhaft lebendig ist, wird es sich nicht mit müßiger Sehnsucht begnügen, sondern in allen bedeutenderen Erscheinungen des Lebens sich abspiegeln; am entschiedensten in der Poesie, deren Aufgabe, wenngleich auf anderem Gebiet und mit anderen Mitteln, offenbar mit jenem Grundwesen der Religion zusammenfällt, also in ihrem Kern selbst religiös ist.

Und so ist denn auch in der That, genau genommen, die Geschichte der poetischen Literatur, dem Kreislaufe des Blutes vom

und zum Herzen vergleichbar, eigentlich nichts Anderes, als das beständig pulsirende Entfernen und wieder Zurückkehren zu jenem religiösen Centrum. Alle Revolutionen der Poesie sind durch die Religion gemacht worden. Schon im Alterthum, und namentlich bei dessen poetischstem Volke, den Griechen, ging die Poesie, da der alte Götterglaube, auf dem sie ruhte, verloschen war und philosophisch umgedeutet wurde, von ihrer ursprünglichen strengen Größe zu skeptisch vermittelnder Weltlichkeit, von Aeschylus zu Euripides über. Das Christenthum sodann, die ganze Weltansicht verwandelnd und wunderbar vertiefend, schuf aus der anarchischen Verwirrung, welche dieser Geisterkatastrophe unmittelbar folgte, an die Stelle der alten Verherrlichung des Endlichen die romantische Poesie des Unendlichen. Späterhin war es abermals der auf demselben Gebiet durch die sogenannte Reformation herbeigeführte Umschwung, welcher unsere Poesie in eine völlig veränderte Bahn mit sich fortriß; und noch in neuester Zeit entstand aus der religiösen Reaction gegen den Unglauben einer flachen Aufklärung die moderne Romantik, die noch bis heut nicht ganz verklungen ist

Und das kann auch nicht anders sein. Denn was ist denn überhaupt die Poesie? Doch gewiß nicht bloße Schilderung oder Nachahmung der Gegenwart und Wirklichkeit. Ein solches Uebermalen der Natur verwischt vielmehr ihre geheimnißvollen Züge, gleich wie ja auch ein Landschaftsbild nur dadurch zum Kunstwerke wird, daß es die Hieroglyphenschrift, gleichsam das Lied ohne Worte, und den Geisterblick fühlbar macht, womit die verborgene Schönheit jeder bestimmten Gegend zu uns reden möchte. Auch die noch so getreue Darstellung der V e r g a n g e n h e i t giebt an sich noch keine Poesie, wenn der historische Stoff nicht durch überirdische Schlaglichter belebt und gewissermaßen erst wunderbar gemacht wird; und jedenfalls wird sie stets an Genialität der wirklichen Geschichte weit nachstehen müssen, die der göttliche Meister nach ganz anderen ungeheueren Dimensionen und Grundrissen dichtet, wofür wir hienieden keinen Maßstab haben. Aber eben so wenig darf die Poesie auch

anderseits eine unmittelbare Darstellung der übersinnlichen Welt unternehmen wollen; denn diese entzieht sich, wie der Abgrund des gestirnten Himmels in unbestimmte Lichtnebel zerfliesend, in ihrer unermeßlichen Ferne und Höhe beständig der Kunst und ihren irdischen Organen; wie denn an dieser Aufgabe auch wirklich die größten Dichter, Milton, Klopstock u. a. gescheitert sind. Die Poesie ist demnach vielmehr nur die indirecte, d. h. sinnliche Darstellung des Ewigen und immer und überall Bedeutenden, welches auch jederzeit das Schöne ist, das verhüllt das Irdische durchschimmert. Dieses Ewige, Bedeutende ist aber eben die Religion, und das künstlerische Organ dafür das in der Menschenbrust unverwüstliche religiöse Gefühl.

Auch das hat die Poesie mit der Religion gemein, daß sie wie diese den g a n z e n Menschen, Gefühl, Phantasie und Verstand gleichmäßig in Anspruch nimmt. Denn das Gefühl ist hier nur die Wünschelruthe, die wunderbar verschärfte Empfindung für die lebendigen Quellen, welche die geheimnißvolle Tiefe durchranken; die Phantasie ist die Zauberformel, um die erkannten Elementargeister herauf zu beschwören, während der vermittelnde und ordnende Verstand sie erst in die Formen der wirklichen Erscheinung festzubannen vermag. Ein so harmonisches Zusammenwirken finden wir bei allen großen Dichtern, bei Dante, Calderon, Shakespeare und Goethe, wie sehr auch sonst ihre Wege auseinandergehen. Der Unterschied besteht nur in dem Mehr oder Minder jener drei Grundkräfte. Wo aber dieser Dreiklang gestört und eine dieser Kräfte alleinherrschend wird, entsteht die Dissonanz, die Krankheit, die Karikatur. So entsteht die sentimentale, die phantastische und die Verstandespoesie, die eben bloße Symptome der Krankheit sind.

Es geht, wie durch die physische Welt, so auch durch das Reich der Geister, eine geheimnißvolle Centripetal- und Centrifugalkraft, ein beständiger Kampf zwischen himmlischer Ahnung und irdischer Schwere, welcher in dem großen Ringe, der die Geister wie die Planeten umfaßt, je nach den engeren oder weiteren Kreisen, die sie um den ewigen Mittelpunkt beschreiben, Licht

oder Schatten, belebende Wärme oder erstarrende Kälte, sehr verschieden vertheilt. Aber das, was in dem Sonnensystem als unvermeidliches Naturgesetz erscheint, ist im Geisterreich ein Act der Freiheit, die Nothwendigkeit dort wird hier durch freie Wahl zur Tugend oder Sünde, jenachdem die natürliche Harmonie bewahrt oder willkürlich gebrochen wird. Wir scheuen uns daher nicht, diesen höchsten Maßstab alles Lebens auch an die bedeutendste Manifestation des Geisterreichs, an die Literatur, anzulegen. Und diesen großen Weltgang, namentlich in den einzelnen Zweigen und Evolutionen unserer Poesie, näher nachzuweisen, ist eben die Aufgabe, die wir nachstehend zu lösen versuchen wollen, auf die Gefahr hin, daß dann vielleicht manches Hochgepriesene klein, manches Geringgeachtete groß erscheinen dürfte.

Schließlich nur noch die Bemerkung, daß wir in dem Abschnitt von der neueren Romantik den Inhalt unserer früheren Schrift über denselben Gegenstand mit wenigen Zusätzen wieder aufgenommen haben, weil dieses Werkchen im Buchhandel vergriffen ist, weil unsere dort ausgesprochenen Ansichten und Ueberzeugungen seitdem unverändert geblieben sind, und weil es hiernach jedenfalls eine ebenso unnütze als unerträgliche Arbeit wäre, d a s s e l b e mit anderen Worten sagen zu wollen.

I.

Das alte nationale Heidenthum

Es geht in der alten Geschichte eine noch nicht ganz überwundene Fabel um, die Meinung nämlich, daß die Deutschen, als sie in die Weltgeschichte eintraten, noch Wilde waren, die, etwa wie die Irokesen, Botokuden und andere Menschenfresser, in ihren Urwäldern in Erdhöhlen hausten, und ihren Gesang dem Zwitschern der Vögel oder dem Geheul der Wölfe ablernten. Eine Tradition, die von den Künstlern bis in die neueste Zeit fortgepflanzt wurde, indem sie in den illustrirten Geschichtshandbüchern unsere Vorfahren als leibhaftige Bärenhäuter darzustellen pflegen. Und allerdings scheinen auch vielfache Nachrichten von damaligen Schriftstellern diese Ansicht zu bestätigen. Da ist meistentheils von nichts Anderem als von undurchdringlichen Sümpfen, Auerochsen und Barbaren die Rede, und noch Julian, der Apostat, berichtet, daß ihm die Volkslieder der Deutschen am Rhein wie das Gekrächz schreiender Raubvögel geklungen.

Allein einmal ist es schon an sich eine historische Unmöglichkeit, daß solche Wilde dem Stoße der römischen Civilisation dauernd widerstehen, ja endlich gar die in allen Kriegskünsten weit überlegene Macht der Römer brechen konnten. Die Rohheit ist niemals eine Weltkraft; die Geschichte aller Zeiten lehrt das grade Gegentheil. Die Celten in Gallien und Spanien mußten damals in der römischen Bildung aufgehen, oder sich vor ihr in die unzugänglichsten Gebirge flüchten, und noch neuerdings hat die europäische Civilisation die wilden Ureinwohner Amerika's fast spurlos vernichtet. Sodann darf man auch nicht vergessen, daß wir jene alte Zeit nur im römischen Spiegel erblicken, der aber damals schon zu künstlich geschliffen war, um

so ganz fremde Zustände rein und einfach zu reflectiren; abgesehen davon, daß überdies die Römer eigentlich nur die Grenzvölker kannten, die, beständig im Feldlager und gerüstet gegen ihren Erbfeind, nothwendig ein wilderes und ungeregelteres Aussehn haben mußten, als das unberührte Wesen im Innern und Norden Deutschlands.

Demungeachtet waren die Römer ein viel zu praktisches und welterfahrenes Volk, um nicht das Großartige des deutschen Wesens zu empfinden und über den totalen Gegensatz zu erstaunen, in welchem dasselbe zu der übrigen alten Welt gestanden. Und wir können dieses Erstaunen nur theilen, wenn wir aus den wenigen, bis auf uns gekommenen Zügen jener Zeit in der That schon die Physiognomie und sittliche Grundlage des Ritterthums erkennen, das nachher, als es durch das Christenthum erst seine Weihe und rechte Bedeutung erhalten, ganz Europa regeneriren sollte.

Es ist zunächst der erfrischende Hauch eines unverwüstlichen F r e i h e i t s g e f ü h l e s , der uns aus jener schönen Waldeinsamkeit entgegenweht. Zwar bestand eine Gliederung jedes Stammes in Adel, Freie und Dienstmannen unter einem erblichen Fürsten oder Könige. Aber wie der wahrhaft Freie überall die Freiheit ehrt, so waren auch die Dienstmannen weder Leibeigene noch Sklaven im römischen Sinne; der Adel hatte größtentheils nur Ehrenrechte, und die Gewalt des Fürsten war sehr beschränkt, da ihm das wirksamste und gefährlichste Organ derselben, das Recht des Blutbanns und des Heerbanns fehlte. Denn der Krieg wurde vom versammelten Volk und Adel beschlossen, und bei dessen Ausbruch jedesmal ein besonderer Heerführer (Herzog) erwählt, und eben so durften Todesurtheile nur von einem, gleichfalls von Volk und Adel gewählten Priester der Nation gesprochen und festgesetzt werden. Ueberdies hatte jeder Freie das Recht, in den allgemeinen Volksversammlungen bewaffnet zu berathen. Jeder also fühlte sich als ein lebendiges Glied des Ganzen, und die ganze Nation war ein zu Schutz und Kampf bereites Heer von Wehrmannen (Germanen), die

jederzeit den Tod unbedenklich einer schimpflichen Gefangenschaft vorzogen.

Damit jedoch diese höchste persönliche Freiheit nicht in Willkür auseinanderfallend sich selbst vernichte, vereinigten sich, namentlich in Zeiten der Gefahr, mehrere Stämme zu einem nationalen Völkerbunde, dessen Verletzung, als das einzige Capitalverbrechen, mit dem Tode, so wie Feigherzigkeit im Kriege mit der Acht bestraft wurde. Innerhalb dieser größeren Kreise aber bildeten sich jederzeit wieder eigenthümliche Waffenfreundschaften, indem einzelne Kampflustige einem durch Macht oder Heldenruhm hervorragenden Führer als freie Gehülfen sich anschlossen, und von ihm dann mit erobertem Lande betheilt zu werden pflegten. Nur muß man sich hüten, dabei etwa an die späteren Karikaturen dieser Zustände, an Condottieri und Landsknechte zu denken, die nur dem wechselnden Glück und höherem Solde folgten. Hier handelte es sich nicht um materielle Interessen, sondern um ein persönlich moralisches Band, das keine irdische Macht zu lösen vermochte, um eine Waffenbrüderschaft auf Sieg oder Tod; und es war eine unauslöschliche Schande eben so für das Gefolge, den Waffenherrn zu überleben, wie für diesen, seine Edeldiener jemals zu verlassen. Wir erblicken also hier schon die ersten Lineamente der nachherigen Lehensverfassung, oder vielmehr deren eigentliche Bedeutung und sittlichen Grund: die Tugend aufopfernder Treue, die bei uns sprichwörtlich geworden und einen wesentlichen Charakterzug des deutschen Mittelalters bildet. Wie in den Einrichtungen des Lebens daher spiegelt auch schon in unseren ältesten Heldengedichten diese unerschütterliche Treue sich ab, und führt namentlich im Nibelungenliede die tragische Katastrophe herbei, indem der grimme Hagen aus Treue gegen seine Königin Brunhild den Sigfried erschlägt, und dann mit seinen Herren unbedenklich nach dem Hunnenlande in den sicher vorausgesehenen Tod geht; während dagegen die Burgunderkönige lieber Leben und Land lassen, als ihre Freiheit durch die verlangte Auslieferung des getreuen Hagen zu erkaufen.

Wir erwähnten schon oben, daß der Vorrang des Adels mehr sittlicher als materieller Art war. Er scheint, außer dem Recht des ersten Vorschlages auf den Bundesversammlungen, vorzüglich in dem stets höher geachteten Kriegsdienst zu Pferde bestanden zu haben. Vor Allem aber in der historischen Erinnerung an die Thaten der Vorfahren, in einem traditionellen Heldenruhm des Geschlechts, den zu behaupten und zu vermehren der Stolz der Nachkommen war. Eben so wurde in Kriegszeiten der Herzog, wie Tacitus ausdrücklich sagt, nicht nach Geburt, sondern nach Verdienst gewählt. Endlich war auch jeder Freie in persönlichen Dingen selbstständig auf sein eigen Schwert gewiesen; er hatte das Recht der Selbsthülfe gegen jeden einzelnen Beleidiger, ja in äußersten Fällen sogar die Pflicht der Blutrache. Und so entwickelte sich schon so frühe ein anderes charakteristisches Element des Ritterthums: der wunderbare Geist der Ehre, jene erhabene Gesinnung, die, wie ein weltliches Gewissen über alle materiellen Rücksichten hinausgehend, die rohe Kraft bändiget, und im Bunde mit der Religion die Nationen groß macht.

Am folgenreichsten aber vielleicht für alle künftigen Zeiten hat sich wohl die hohe Stellung erwiesen, welche die Frauen bei den Germanen einnahmen, während sie bei den andern alten Völkern zu dumpfer Sklaverei herabgewürdiget, oder höchstens, wie in Rom und Griechenland, als pikanter Zeitvertreib und Zierrath des souverainen Männerlebens geduldet wurden. Bei den Germanen dagegen war die Strenge und Innigkeit der nach freier Wahl und Neigung geschlossenen Ehen ein Gegenstand allgemeiner Verwunderung der Römer, und wir sehen die Frauen überall an Kampf, Noth und Freude der Männer tröstend, hülfereich und erfrischend theilnehmen. Daher bestand, wenigstens bei den adligen Geschlechtern, die Morgengabe der Frau in Schlachtroß, Schild und Waffe. Denn die Frauen folgten dem Heere in den Krieg, die Verwundeten pflegend und nicht selten durch ihren beseelenden Muth die wankende Schlacht wendend, oder, wenn Alles verloren schien, sich selbst einem freiwilligen Tode weihend. So ergänzten sich fortdauernd beide Geschlechter, Kraft

und Milde. Und nur aus solcher wechselseitigen Achtung konnte die Macht geistiger Liebe hervorgehen, deren Glanz das ritterliche Mittelalter so wunderbar beleuchtet, und die das Christenthum als ebenbürtig anerkannt hat.

Man sagt, der allgemeine Schönheitssinn der Griechen sei vorzüglich durch den täglichen Anblick der Tempel und Kunstwerke auf allen öffentlichen Plätzen geweckt und genährt worden. Mit noch größerem Rechte darf man behaupten, daß die ernste und strenge Schönheit unserer Heimat einen ähnlichen Zauber auf ihre Bewohner ausgeübt hat; dieses von Gebirgen, kräftigen Strömen und grünen Thälern durchzogene Land mit seinen Felsentrümmern und geheimnißvollem Quellenrauschen, wo, nach der Beschreibung des älteren Plinius, „tausendjährige Eichen mit gegeneinander strebenden, ineinander verschlungenen Wurzeln und Aesten, hohe Schwibbögen, Gänge und Gestalten bilden, sonderbar ähnlich den kühnen Gebäuden der Menschenkunst, nur größer, lebendiger und freier, wie zu einem Riesentempel der Natur erhoben.“ Daher bauten die germanischen Völker nur wenige Städte, sondern wählten ihren Wohnsitz, ohne Rücksicht auf gemeines Bedürfniß, am liebsten auf freien Höhen oder in einsamen Thälern. Daher das tiefe Naturgefühl, das in Deutschland alle Wandelungen der Jahrhunderte überlebt hat, und noch bis heut, wie ein erfrischender Waldeshauch, auch unsere Poesie, wenn wir etwa den wesentlich germanischen Shakespeare ausnehmen, von der Poesie aller anderen Nationen unterscheidet.

Wenden wir uns nun nach diesem kurzen Ueberblick des innern Lebens jener Zeit, die, wie wir gesehen, poetische Elemente genug aufzuweisen hat, zu ihrer Poesie selbst, so müssen wir uns abermals lediglich auf das Zeugniß der Römer verlassen. Diese römischen Nachrichten aber sind verworren, lückenhaft und durchaus unzureichend. Wir haben schon oben ge-

legentlich Julian's verwerfendes Urtheil über den deutschen Kriegsgesang vernommen; Andere urtheilen nicht günstiger und klagen besonders über die vermeintliche Härte und Ungeschlachtheit der germanischen Sprache. Nur Tacitus, dessen Tiefsinn und unbeugsame Wahrheitsliebe freilich alle Andern überwiegt, spricht auch hier mit besonnener Anerkennung des deutschen Wesens. Er gedenkt ihrer begeisternden Schlachtgesänge, Götter- und Heldenlieder, und rügt die vornehme Beschränktheit der Griechen, die nur das Ihrige kannten und schätzten, und der Lieder von Hermanns Heldenthaten nicht achteten, die noch damals durch alle deutschen Gauen erklungen.

Diese Rüge aber und der scheinbare Widerspruch jener alten Nachrichten erklärt sich einfach daraus, daß die Griechen und Römer dazumal nur eine bereits überfeinerte Kunstdichtung, die Deutschen nur eine Volkspoesie besaßen, welche zu allen Zeiten einander unverständlich und daher auch stets gegeneinander ungerecht sind. Eine eigentliche Volkspoesie in so umfassendem Sinne haben überhaupt die andern alten Völker niemals gehabt. Bei den Griechen durchzogen besondere, mehr oder minder geschulte Sänger das Land, und in ihrem Homer sind die alten Volkssagen bereits in eine sehr fühlbare Kunstdichtung verschmolzen, gleich wie auch unsere vaterländischen Sagen später in unserem Nibelungenepos zusammengefaßt und zu ihrer jetzigen Gestalt verarbeitet wurden, als die Heldenlieder, die es enthält, nicht mehr lebendig von Mund zu Munde gingen. Bei den ältesten Römern dagegen gehörte die Poesie ganz und gar dem Gottesdienste an, und *Vates* war mit Dichter, Priester oder Seher, *Carmen* für Dichtung und jederlei gottesdienstliche Formel gleichbedeutend. Eben so befand sich bei den Celten, deren Gebräuche und Einrichtungen bisher mißverständlich den germanischen Völkern angefabelt worden, die Poesie ausschließlich in den Händen einer besonderen Künstlerclasse, der Barden, die nur das poetische Organ ihres Druidenordens war. Die Deutschen aber hatten weder Druiden, noch Barden, d. h. weder eine erbliche Priesterkaste, noch eine von den Priestern abhängige

Dichterzunft. Ihre Dichterschule war das Leben, und ihre Poesie die Freude und Seele dieses Lebens. Die Helden waren selbst die Dichter, sie thaten, wie sie sangen, und sangen, was sie thaten, Allen gleich verständlich, weil in allen wesentlichen Lebensansichten noch ein gemeinsamer Geist die ganze Nation verband, die nicht in Herren und Sklaven, wie bei andern gleichzeitigen Völkern, und noch nicht wie bei uns in Gebildete und Pöbel zerfallen war. Daher sehen wir hier Fürsten und Mannen an der fröhlichen Sangeskunst gleichmäßig theilnehmen; der Held Horant betritt singend die Hallen der so eben von ihm eroberten Burg, Regner Lodbrog haucht im Gesange sein Leber aus, selbst der schon christliche König Alfred geht als Sänger verkleidet in das feindliche Dänenlager, und der Spielmann Volker im Nibelungenliede schwingt mit gleicher Gewalt den Fidelbogen wie das Schwert. Daher kreiste an den Königshöfen und in ihren Volksversammlungen die Harfe von Hand zu Hand, während die Zuhörer in den Gesang mit einstimmten, gleichsam wie der Chor der alten Tragödie in die besungene Handlung lebendig hineinrankend. Es war der Hauch nationaler Heldenerinnerungen, der durch die Wipfel dieses uralten Dichterwaldes in wunderbaren Liedern ging, von deren mächtigem Einfluß auf das ganze Leben die Römer voll Erstaunen erzählen.

Wollen wir uns aber das eigentliche Grundwesen dieser Volkspoesie klar machen, so müssen wir auch hier auf die religiösen Quellen zurückgehen, die ihr ihre Eigenthümlichkeit gegeben. Die Religion der alten Germanen war allerdings, wie die aller Urvölker, ein Naturglaube; sie verehrten die Sonne, das Feuer und Wasser. Was uns aber dabei zunächst auffällt, ist die Einfachheit ihres Gottesdienstes, der weder Götzenbilder, noch irgend weitläufige Ceremonien kannte; ihr Tempel war der Wald mit seinen grünen Bogen und schlanken Säulenhallen. Vor Allem aber ist es das U e b e r s i n n l i c h e dieser Götterlehre, die sie von den andern Religionen des Alterthums unterscheidet. Die Römer, und noch mehr die Griechen, zogen ihre Götter zur Erde in den Kreis der menschlichen Leidenschaften

herab. Ihr Olymp, wenn wir durch den überreichen Fabelschmuck auf den eigentlichen Kern sehen und diesen als die sittliche Grundlage des Volksglaubens nehmen müssen, erscheint doch nur als ein fast kindischer Religionsversuch; ein lustiges Herrenhaus genialer Dynasten, die, weil sie sich selbst durchaus nicht zu regieren wissen, ein gar wunderliches Weltregiment führen. Wie unendlich größer, tiefer und wahrer, als dieser Zeus oder Jupiter, der mit sultanischer Laune heut die Europa entführt und morgen wegen derselben Galanterie den Paris andonnert, ist die altgermanische Idee der ewigen Gerechtigkeit, des „Allvaters" Wodan, des höchsten Richters und Rächers des Unrechts. Weder König noch Volk hatten das Recht des Blutbanns, die seltenen Todesurtheile wurden nur in Wodans Namen gesprochen und verkündigt. Und mit dieser Vorstellung hing wesentlich auch ihr fester Unsterblichkeitsglaube zusammen. Das Jenseits der Griechen war nur ein ungewisses nebelhaftes Schattenspiel des irdischen Daseins, die Walhalla der Germanen dagegen eine freudige Zuversicht, die in Schlacht oder Gefangenschaft heldenmüthige Todesverachtung erzeugte.

Am unmittelbarsten aber blickt der Geist dieser Götterlehre uns aus der E d d a an, seltsam fremd und doch befreundet. In diesem mythologischen Götter- und Heldengedicht, das von Deutschland ausgegangen und in der spätern skandinavischen Auffassung bis auf uns gekommen ist, waltet ein tragischer Tiefsinn, in welchem wir, da ein Einfluß des Christenthums darauf historisch sich nicht nachweisen läßt, bereits eine Ahnung der göttlichen Wahrheit kaum verkennen können. Unter dem Baum des Lebens, der heiligen Esche Ygdrasill, die ihre Wurzeln durch alle Tiefen und ihre Zweige über das Weltall ausbreitet, kämpfen die Asen und Lichthelden mit den alten Naturkräften und Riesen der Finsterniß. Aber alle diese Helden sind dem Untergange geweiht, der sich durch den Tod Balder's, des schönsten unter ihnen, wehmüthig ankündigt. Denn die Dämmerung der Götternacht bricht unaufhaltsam herein, und noch einmal siegt die alte Finsterniß und der furchtbare böse Loke, bis

endlich die neue Götterwelt in himmlischer Verklärung emporsteigt.

Erblichen sind diese Göttergestalten vor dem neuen Morgenroth, verklungen alle Heldenlieder dieser Zeit, nur zwei erst vor kurzem in Merseburg wieder aufgefundene Zaubersprüche gemahnen uns noch wie räthselhafte Trümmer einer versunkenen Welt. Aber eine dunkle Erinnerung an die verschlossenen Heroen und Sagen ist im Volke geblieben, und mit ihr jener wundervolle Naturklang und tragische Geist der Edda, der mythische Kampf mit den Riesen und Ungeheuern der Finsterniß, und der großartige Untergang der alten Heldengeschlechter, der das Grundthema aller spätern Volksepen und mittelalterlichen Rittergedichte bildet.

II.
Kampf und Uebergang

Die alte Welt war allmählich eine Lüge geworden; Götter, an die niemand mehr glaubte, Staatseinrichtungen für Tugenden, die man nicht mehr verstand oder verlachte, und dabei noch immer die fortgeerbte römische Prätension einer Weltherrschaft, die doch nur von den sogenannten Barbaren noch gehalten wurde. Der Schutt der Jahrhunderte, auf dem nur üppige Giftblumen wucherten, mußte hinweggeräumt, das ganze trügerisch morsche Prachtgerüst erst gebrochen werden, damit es das neue Leben nicht weiter hindere. Und dies eben war die welthistorische Bedeutung der Völkerwanderung, jener räthselhaften Völkerströme, die erfrischend von Norden und Osten über den todtmüden Süden hereinbrachen; und eben deshalb ist das einzige Wandervolk, welches diese Mission nicht begriffen und dem Lichte des neuen Lebens sich störrig verschlossen hatte, das wilde Heer der Hunnen, nachdem es die untergeordnete Aufgabe des bloßen Niederwerfens erfüllt, auch spurlos von dem großen Schauplatze wieder verschwunden.

Das deutsche Volk ist irgendwo mit Recht der Riese Christophorus genannt worden, der das Christkind durch die Fluten einer wildempörten Zeit getragen. Denn allerdings hatten die südlichen Nationen schon lange vor den Deutschen sich zum Christenthum bekannt; allein im byzantinischen Kaiserthum war dasselbe in eine zweideutige, den weltlichen Staatsinteressen dienstbare Hofsache umgeschlagen, und in Rom hatte theils das ungeheure Gemisch der verschiedensten Nationalitäten und Religionen, theils die Anstrengung der Gelehrten, die alte Mythologie durch den Neuplatonismus philosophisch umzudeuten und wieder zu beleben, einen vielfach störenden und zer-

setzenden Einfluß ausgeübt. Man darf daher wohl behaupten, daß erst die jugendfrische und tiefere Auffassung der germanischen Völker das Christenthum in Europa wirklich einheimisch gemacht hat.

Indem aber das Christenthum den Blick von den geheimnißvollen Naturkräften zu dem Urgrund alles Creatürlichen, von der Sinnenwelt zum Uebersinnlichen wandte, mußte es nothwendig überall eine totale Umwandlung der Lebensansicht und Gesammtbildung, und somit auch ihres poetischen Ausdrucks herbeiführen. Dies konnte jedoch grade bei einem so treu und ernst gestimmten Volke, wie das deutsche, nicht plötzlich und nicht ohne bedeutende Kämpfe geschehen. So rang im nordöstlichen Deutschland das nationale Heidenthum noch lange und hartnäckig mit Karl dem Großen, und endete nur mit der völligen Unterjochung der Sachsen. Eben so entzündete sich in England ein ähnlicher Kampf zwischen den eingewanderten heidnischen Angelsachsen und dem christlichen Celtenkönig Artus, den nachher die christliche Ritterdichtung sagenhaft verklärt hat. Und da nun die alte Odinslehre vom deutschen Boden vertrieben war, flüchtete sie zu den gothischen Stämmen in Schweden, wo sie noch lange die bedeutsame Gestalt bewahrte, wie sie uns in der isländischen Edda erhalten worden.

Bei dieser Nachbarschaft von Heiden und Christen und dem nationalen Verkehr derselben konnte es nicht fehlen, daß nun hier zunächst eine Art von Kriegszustand permanent wurde. Nicht nur mußten die gewaltsam bekehrten Sachsen ihre alten Götter ausdrücklich abschwören, auch die alten Heldenlieder, mit denen die heidnischen Traditionen fortwährend noch herüberklangen, wurden von den geistlichen Behörden als Teufelswerk verboten, woraus denn ihr gänzliches Verschwinden einigermaßen erklärlich wird. Ja selbst die uralte Form dieser Lieder, die Alliteration oder der sogenannte Stabreim, der, wie eine poetische Runenschrift, die bedeutsamsten Worte jedes Verses durch gleiche Anfangsbuchstaben betonte, ward jetzt mit Mißtrauen betrachtet und allmählich außer Gebrauch gesetzt. – Wir

können vom poetischen und historischen Standpunkte aus allerdings nur bedauern, daß diese alten Heldengesänge auf diese Weise verloren gegangen, aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß das, was uns jetzt nur noch als ein schönes und harmloses Spiel der Phantasie erscheint, damals als wirklicher Volksglaube galt, und also überwunden werden mußte.

Auch noch eine andere Folge des Christenthums griff wenigstens mittelbar in die germanische Geistesentwicklung ein. Die Deutschen hatten nämlich das Christenthum von den Römern, und mit ihm die lateinische Sprache empfangen, die überdies, da sie bereits eine Weltsprache, auch zur Verbreitung der neuen Weltreligion am geeignetsten war. Die Sprachen der andern, sogenannten romanischen Völker waren schon früher allmählich der übermächtigen römischen gewichen, oder sie hatten sich vielmehr, jede in ihrer Art, lateinisch regenerirt. Die deutsche Sprache aber war noch zu kerngesund, um nicht, mit Ausscheidung des fremden Elements, ihre Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit zu behaupten. Und so erhielten wir schon damals eigentlich zweierlei Sprachen, eine gelehrte und eine Volkssprache, ein Dualismus, den unsere Literatur noch bis jetzt nicht ganz beseitigt hat.

Unter den eingewanderten Völkern ragten ohne Zweifel die Gothen an hohem Sinn und Bildung über alle anderen hervor. Weit entfernt daher, die alte Cultur zu zerstören, wie Attila mit seinen Hunnen that, suchten sie vielmehr alles Große und noch Lebensfähige, das sie vorfanden, auf ihre Weise sich anzueignen. So wissen wir durch gleichzeitige Schriftsteller, daß der Gothenkönig Adolf seinen Ruhm darin suchte, die Herrlichkeit der Römer durch die Kraft der Gothen wieder herzustellen und noch zu vergrößern, und daß es schon damals Römer gab, die lieber unter den Deutschen in Freiheit, obwohl dürftig leben mochten, als wie ehemals in steter Angst vor den Erpressungen der alten Regierung. Ihr großer König Theodorich sorgte gleichmäßig für die Erhaltung der römischen, wie der gothischen Sprache und Bildung, beide, eine durch die andre wechselseitig ergänzend

und neubelebend; und an seinem Hofe wurden die ersten christlichen Heldenlieder gesungen.

Sie sind zwar sämmtlich verloren, so wie die Lieder, welche später Karl der Große sammeln ließ, aber dennoch können wir auf diesen Spuren den Strom der deutschen Poesie aus dem alten Sagenwalde bis tief in das Mittelalter hinein verfolgen. Denn jene Gothenlieder, die von lateinischen Schriftstellern als Volksgeschichte in Prosa aufgelöst worden, feierten vorzüglich den Ruhm und die Thaten des Heldengeschlechts der Amelungen, später auch Attila, Odoaker und Theodorich selbst in ihren Kreis mit aufnehmend; sie wurzelten also noch in den Nationalerinnerungen der ältesten Vorzeit. Eben diese Lieder aber waren es, wie wir anzunehmen berechtigt sind, welche die erwähnte Sammlung Karls des Großen bildeten, aus welcher dann wiederum Vieles und vielleicht das Bedeutendste im Nibelungenliede und Heldenbuche nachgeklungen hat. Und so geben denn auch wirklich die Nibelungen, selbst in ihrer jetzigen kunstmäßigen Gestalt, noch ein lebensvolles Bild jenes allmählichen Ueberganges vom Heidnischen zum Christlichen. Hier sehen wir noch die starren Zacken des alten Urgebirges drohend hereinragen, aber schon wunderbar beglänzt von dem Morgenroth des Christenthums, bei dessen Wiederscheinen gleichwohl in den nur erst ungewiß beleuchteten Abgründen noch die alten Ungeheuer und Drachen sich widerwillig ringeln, unzähmbare Kraft, Rache, und alle die entsetzliche Naturgewalt menschlicher Leidenschaften, bis zuletzt die furchtbare alte Heldenwelt, wie im Zorne, vor dem milderen neuen Lichte tragisch zusammenbricht.

Erhalten hat sich von den Gothen nur ein einziges schriftliches Denkmal, das aber von dem majestätischen Klange, dem Reichthum, Wohllaut und strengem Bau ihrer Sprache ein überraschendes Zeugniß giebt. Es ist dies die vom gothischen Bischof Ulfila verfaßte Uebersetzung der vier Evangelien. Die im 16ten Jahrhundert aufgefundene und später in Prag aufbewahrte Handschrift wurde am Schluß des dreißigjährigen Krieges von den Schweden entführt, und befindet sich gegenwärtig

in Upsala; während erst im Jahre 1818 durch den Cardinal Mai auch noch die Briefe des Apostels Paulus in Ulfila's Uebersetzung im lombardischen Kloster Bobbio entdeckt worden sind. Von Dichtungen aber besitzen wir aus der ältesten Zeit überhaupt, d. i. aus dem 8ten oder 9ten Jahrhundert, nur noch drei in ihrer damaligen Gestalt: das Hildebrandlied, den Walter von Aquitanien, und den Beovulf.

Das Hildebrandlied bekundet auf eine merkwürdige Weise den vorhin behaupteten Zusammenhang der uralten und spätern Sagenwelt, indem es den Inhalt des, also schon damals alten, Nibelungenliedes zum Hintergrunde hat. Denn Hildebrand ist der Waffenmeister Dietrichs von Bern (des Gothenkönigs Theodorich), mit dem er nach der furchtbaren Schlußkatastrophe der Nibelungen vom Hofe Etzels (des Hunnenkönigs Attila) in seine Heimat zurückkehrt. Hier hatte er vor dreißig Jahren seinen Sohn Hadubrand verlassen, der nun selbst seitdem zum Helden herangewachsen ist, und dem Vater, den er nicht kennt, den Eingang verwehrt. Vergebens erzählt dieser ihm seine Geschichte, der mißtrauische und trotzige Sohn ist nicht zu überzeugen. Da ruft Hildebrand: „Weh, waltender Gott, jetzt kommt das Wehgeschick! Sechzig Sommer und Winter bin ich außer Landes gewallet, und nun soll mich mein Kind mit dem Schwerte hauen oder ich zum Mörder an ihm werden!" Aber es wäre unerhörte Feigheit, den Sohn vom Kampfe abzuhalten, nach dem ihm so gelüstet. Und so kämpfen sie miteinander auf Tod und Leben. – Man sieht, das ist noch wesentlich heidnische Tugend. Und dieselbe wildfremde Urgebirgsluft weht uns auch aus den beiden andern obenerwähnten Dichtungen an: wie dort Walter von Aquitanien, dem man die aus dem Hunnenlande entführte Braut und Schätze rauben will, in einem Engpasse der Vogesen mit zwölf Helden, und unter ihnen auch mit dem schrecklichen Hagen von Troni, kämpfen muß, wie sie einander Auge, Fuß und Hand abhauen und dann beim Friedensmahle über das Grauenvolle heiter scherzen; während in dem angelsächsischen Beovulf dieser heldenhafte Jütenkö-

nig mit dem Seeungeheuer Grendel und dessen Mutter ficht, und dann in einem mörderischen Kampfe mit einem Drachen seinen Tod findet.

Außerdem blieben zwei große Sagenstoffe, die ein Jahrtausend überdauert haben. Der heidnische Siegfried, der mit seinem Schwert Balmung den goldbehütenden Drachen Fafnir erschlägt, die Walküre Brunhild aus der Flammenburg erlöst und durch Verrath umkommt, erscheint demnächst von neuem als Christ im ersten Theile des Nibelungenliedes, und macht später als der hörnerne Siegfried durch die Volksbücher die Runde, um uns endlich in Fouqué's Sigurd dem Schlangentödter noch einmal zu begrüßen. Und dieselbe poetische Lebenskraft hat der berühmte Fuchs Reinhart bewährt, von seiner ersten Ausfahrt im fünften Jahrhundert, als Reginhart mit den Franken über den Rhein, bis zu Goethe's Hexametern vom Reinecke Fuchs.

Der durch das Christenthum erfolgte Umschwung aber übte einen doppelten Einfluß auf die Poesie aus. Während nämlich, wie wir schon oben angedeutet, mit dem erlöschenden Glauben an die heidnische Mythologie auch die in diesem Glauben wurzelnden Heldenlieder immer mehr verklangen, suchte man zugleich dem wachsenden christlichen Volksbewußtsein poetischen Ausdruck zu geben, und die alte weltliche Poesie durch eine geistliche zu ersetzen. So entstand im 9ten Jahrhundert das sogenannte Wessobrunner Gebet, das nur noch im Fragment vorhandene Gedicht Muspilli, und die unter dem Namen Heliand (Heiland) bekannte altsächsische Evangelienharmonie. Aber alle diese Gedichte, wiewohl durchaus christlichen Inhalts, können in ihrer ganzen Physiognomie die heidnische Abkunft noch keineswegs verläugnen. Es ist noch immer der Klang der alten Heldenlieder, aus denen sie hervorgegangen, die Form ist noch immer die alliterirende, ja Muspilli sogar noch die heidnische Benennung des Weltendes, von dem dieses Fragment handelt. Im Heliand aber erscheint Christus noch ganz wie ein Heldenfürst der alten Epen, der mit seinem Gefolge eine beglückende

Volksfahrt hält, und in den Versammlungen der Völkerstämme mit seinen Getreuen tagt. – Näher schon und an den äußersten Grenzen der alten und neueren Welt steht dagegen die oberdeutsche Evangelienharmonie des Benediktinermönches Ottfried aus den dreißiger Jahren des neunten Jahrhunderts, indem hier bereits das volkmäßig Epische mehr in den Hintergrund und an die Stelle der Alliteration zum erstenmal der Reim getreten ist.

Allein abgesehen davon, daß zu allen Zeiten das Göttliche an sich undarstellbar ist, so war auch das christliche Leben noch nicht erstarkt genug, um die neue Weltansicht poetisch zu bewältigen. Es entstand daher vom 10ten Jahrhundert ab eine momentane Stockung der poetischen Production, die sich erst innerlich sammeln und orientiren sollte. Man hatte noch Dringenderes zu thun, nämlich das Christenthum erst mit den Sitten, Lebensgewohnheiten und Staatseinrichtungen zu vermitteln.

III.

Die christliche Poesie

Die alten Mythologien waren, bis auf einige vorgreifende Ahnungen und Lichtblicke, wesentlich auf das Diesseits beschränkt, ihre Götter waren potenzirte Menschen oder Naturkräfte. Daher ist auch die alte Poesie, als der Reflex dieser religiösen Anschauungen, im Homer wie in den altdeutschen Heldenliedern, sinnlich, klar und reinmenschlich. Als aber das Christentum das irdische Dasein in geheimnißvollen Rapport mit dem Jenseits gesetzt und jene zerstreuten Ahnungen, als vorzugsweise berechtigt in Einen leuchtenden Brennpunkt zusammengefaßt hatte, so entstand auch sofort eine entsprechende Poesie des Unendlichen, die das Irdische nur als Vorbereitung und Symbol des Ewigen darzustellen suchte. Diese christliche Poesie ist daher übersinnlich, wunderbar, mystisch, symbolisch; und das ist eben der unterscheidende Charakter des Romantischen.

Die sogenannte classische Poesie der Alten verhält sich zu der romantischen ungefähr wie die Plastik zur Malerei. Dort die Schönheit der menschlichen Gestalt versteinert, und das todte Auge; hier das räthselhafte Spiel des Lichts in wunderbaren Farben, und das lebendige Auge, durch das man in die geheimnißvollen Abgründe der Seele schaut. Wahrheit ist in der alten wie in der romantischen Poesie, aber dort die sinnliche, endliche; hier eine übersinnliche, überirdische Wahrheit. Daher macht die praktische Sicherheit, heitere Genüge und abgeschlossene Vollendung jener alten Poesie überall den befriedigenden Eindruck eines in ihrem beschränkten und klarumschriebenen Kreise fertigen Ganzen, wie denn auch wirklich seit den Griechen weder in der Plastik noch in der antiken Dichtung, trotz aller Vorliebe und Anstrengung, etwas Besseres oder auch nur

Neues erfunden worden ist. Das eigentliche Wesen aller romantischen Kunst dagegen ist das tiefe Gefühl der Wehmuth über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Schönheit, und daher eine stets unbefriedigte ahnungsreiche Sehnsucht und unendliche Perfectibilität. Ihr ernster Geist ist, wie schon oft bemerkt, am deutlichsten in der sogenannten gothischen Baukunst ausgeprägt, wo die Gedanken mit allem irdischen Blütenschmuck aus der Tiefe sehnsüchtig zum Kreuze emporpfeilern in kühnen Bogen und Münstern, die fast niemals fertig geworden.

Derselbe Geist hat auch das Ritterthum geschaffen, auf dem die christliche Poesie des Mittelalters ruht. In gleichem Sinne, wie einst Schlegel die altdeutsche Baukunst eine versteinerte Musik genannt, könnte man das Ritterthum die Musik des Heldenlebens nennen, die starre Memnonsäule heidnischer Jugend, die, vom Morgenroth des Christenthums berührt, melodischen Klang gab. Der altgermanische Heldensinn hatte sich vor der wachsenden Civilisation auf die natürlichen Felsenburgen Skandinaviens zurückgezogen und nachdem er dort in der Einsamkeit der freien Gebirge sich neu gestählt, seinen bewaffneten Weltgang angetreten. Als geborene Seekönige umschifften die kühnen Normannen alle Küsten von Norwegen und Island bis nach Italien und Sicilien, überall die schönsten Provinzen Europa's sich erobernd, weniger aus Bedürfniß, als aus romantischer Lust an Kampf, Gefahr und Abenteuer. Hier nahmen sie indeß sehr bald mit aller Herzensfreudigkeit der Jugend das Christenthum auf, und das Christenthum vergeistigte ihnen dafür das ganze Heldenleben. Denn das altheidnische Heldenleben beruhte im Grunde doch nur auf materiellem Egoismus, auf der Freiheit und Verherrlichung der menschlichen Leidenschaften, der unbedingten Selbsthülfe, der Geschlechtsliebe und der Rache, die jederzeit blutdürstig ist; ein Zustand, der lediglich durch das Riesenhafte der Naturgewalt groß wird und erschüttert, wie Sturm, Gewitter oder Meeresbrandung. Das Alles aber verwandelte nun das Christenthum, ohne es abzuschwächen, indem es das Heldenleben nur anders motivirte, vorzüglich durch die tiefere Bedeutung,

die es der Liebe und der Ehre gab. Die irdische Liebe verklärte sich in dem Bilde der heiligen Jungfrau, deren Himmelsglanz auf die irdischen Frauen zurückstrahlte und den ritterlichen Frauendienst durchaus mystisch gemacht hat. Eben so wurde die Ehre eine moralische Macht, indem die Kraft und Tapferkeit nicht mehr um materiellen Gewinn oder Weltlob, sondern opferfreudig auf dem Felsen der Armuth nur um Gotteswillen kämpfen sollte; und Roland, obgleich bei Roncesvalles besiegt und getödtet, ward dennoch als Sieger gefeiert, weil er für den Glauben gefallen. Es war eine allgemeine Idealisirung des gesammten Lebens, das sich kühn ein höheres Ziel gesteckt hatte.

So ging das Ritterthum, dessen eigentliches Symbol das Kreuzesschwert ist, vorzüglich von Frankreich über ganz Europa aus, aber nicht von den Franzosen, sondern von den in Frankreich angesiedelten Normannen. Jene höhere Weihe des Ritterthums aber in seinen allgemeinen großen Umrissen manifestirte sich in zwei welthistorischen Erscheinungen, in den Kreuzzügen und in den geistlichen Ritterorden, und am glänzendsten und dauerndsten in Spanien, wo in dem beständigen Kampfe gegen die Mauren eigentlich die ganze Nation ein einziger geistlicher Ritterorden war. Und dieser wesentlich tragische Doppelgeist des Ritterthums, die gewaltige Naturkraft und die freiwillige Demüthigung vor einem Höheren, mit Einem Wort: das durch das Christenthum verklärte Heldenleben, ist denn auch der eigentliche Gegenstand der Poesie des Mittelalters, die fortan jeden weltlichen Kampf mehr oder minder zum Kreuzzuge gestaltet.

Alle Poesie nimmt ihren Ursprung aus der Sage. In der Sage sind aber die productiven Seelenkräfte eines Volkes, Verstand, Phantasie und Gefühl, alle Blüte künftiger Bildung, wie ein Märchen, noch ungetrennt in einer gemeinsamen Knospe, wunderbar verhüllt und abgeschlossen. Die Sage wird, wie ein Na-

turproduct, nicht erfunden, sie ist nur der innerliche Reflex der Erlebnisse eines Volkes, ihre Lapidarschrift sind die Thaten dieses Volkes, welches sie poetisch nachträumt. Die Sage ist also ganz objectiv, und führt daher einerseits zur Geschichte, die noch halb erdichtet, und andrerseits zum Epos, das noch halb historisch ist. Und gleich wie in der Sage auch die Götter- und die Heldenwelt noch nicht voneinander geschieden sind, so wiederholt sich derselbe Organismus auch im Epos; und in dem ältesten nordischen Heldengedichte, in der Edda, erscheint Odin zugleich als Gott, König, Held und Seher.

Das Epos ist sonach überall die früheste Dichtungsart, oder vielmehr die poetisch verklärte Sage selbst. In der altdeutschen Heldenzeit unterscheidet man aber vorzüglich drei verschiedene Sagenströme, die im nationalen Epos ausmünden. In dem ersten und ältesten dieser Ströme vernehmen wir noch deutlich den gewaltigen Wogenschlag der Völkerwanderung, auf ihm kommen noch Heiden und Christen, der mythische Siegfried, die fränkischen, gothischen und burgundischen Helden Dietrich von Bern und die Wölfinge, Gunther, Gernot, Gieselher, Hagen und Volker, der Hunne Etzel, die normännischen Seekönige, so wie die longobardischen Recken Rother, Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich waffenbrüderlich dahergefahren. Exclusiv christlich dagegen und schon in entschiedenem Kampfe mit dem Heidenthum begriffen zeigt sich der zweite Sagenkreis, welcher die Geschichten von Karl dem Großen, seinen Palladinen und deren Heldenfahrten gegen die Mauren umfaßt. In dem dritten Fabelkreise endlich, vom König Artus, von seiner Tafelrunde und dem heiligen Graal, ist das Heidenthum schon fast überwunden, auf dessen Trümmern nun das neue christliche Ritterthum aufgebaut wird; und der Inhalt dieses merkwürdigen Sagenkreises ist es insbesondere, der mit dem Tiefsinn und der strengen Kühnheit seiner Grundzüge überall an den wunderbaren Geist der altdeutschen Baukunst erinnert.

Aus dem e r s t e n , umfassendsten Sagenkreise treten vorzüglich zwei leuchtende Gestalten, und zwar zunächst erst ein-

zeln in das Gebiet des Heldenliedes heraus, gleich wie beim wachsenden Morgenroth die höchsten Gebirgsgipfel aus der alten Nacht. Der eine ist der „hürnin“ Siegfried, wie er, von dem verrätherischen Schmiede in den Wald nach Kohlen geschickt, dort Riesen und Drachen erlegt, die schöne Kriemhild aus dem Drachenstein befreit und den verborgenen Schatz des Königs Nibelung erhebt. Der andere, Dietrich von Bern (Verona), kämpft in „Eckens Ausfahrt“ mit dem Riesen Ecke, der in weiten Sprüngen wie ein Leopard durch den dichten Wald hinsetzt, daß sein Helm wie eine Glocke klingt und das Wild und Waldgevögel überall erschrocken auffährt und ihm verwundert nachschaut; und als Dietrich dann in dem endlich Ueberwundenen den starken Riesenhelden erkannt, gräbt er selbst ihm ein ehrlich Grab, dem Todten „Gnad dir Gott, lieber Ecke“ nachrufend. Eben so ficht Dietrich im „Laurin“ gegen den durch einen Zauberring geschützten Zwergkönig Laurin, der in Tirol in einem schönen Rosengarten die aus Steiermark von ihm entführte Jungfrau Similde bewacht, und zuletzt, nachdem in einem furchtbaren Kampfe sein ganzes unterirdisches Zwergvolk erschlagen, in Verona die christliche Taufe empfangen, oder nach einer andern Erzählung als Gaukler sein Brod verdienen muß.

Der eigentliche Hauptinhalt dieses ganzen Fabelkreises aber ist zusammengefaßt in dem Nibelungen-Epos, das in seiner frühesten, verloren gegangenen Gestalt wahrscheinlich zu den von Karl dem Großen gesammelten Heldenliedern gehörte. Und an diesem wunderbaren Gedicht läßt sich auch der allmähliche Uebergang vom Heidnischen zum Christenthum, wenngleich nirgends ausdrücklich und absichtlich ausgesprochen, selbst in seiner gegenwärtigen Fassung noch deutlich erkennen. Dieselben Gestalten nämlich, die wir in den vorhin erwähnten zerstreuten Heldenliedern wie einzelne Felsenkuppen hervorragen sahen, Siegfried, Dietrich von Bern, Kriemhild und Brunhilde, finden wir auch im Nibelungenliede wieder, welches jenen altheidnischen Heimatsboden, auf dem es ruht, noch überall

stillschweigend als wohlbekannt voraussetzt. Die Vertheidigung und Verherrlichung des Christenthums ist noch nicht die ausschließliche Aufgabe des Heldenlebens, die christlichen Helden verkehren noch als getreue Waffengenossen am Hofe des heidnischen Königs Etzel, „der jedem nach seinen Thaten lohnt". Aber die Physiognomie der Helden, der Gegend und Kämpfe, die ganze unsichtbare Atmosphäre, ist bereits wesentlich eine andere geworden. So hat der Dietrich der alten Sage noch durchaus etwas Elementarisches, z. B. in dem grausenhaften Kampfe mit Ecke, oder wenn er, vom Zwergkönig Laurin in einer unterirdischen Höhle gefangen, durch seinen zornigen Feuerathem Fels und Bande sprengt, und endlich im Tode von Geistern in eine unbekannte Wüste entführt wird. Vollkommen mythisch, ja siderisch, erscheint dort auch der ursprüngliche sagenhafte Siegfried als leuchtender Frühlingsgott, der auf prächtiger, aber kurzer Heldenfahrt alle schlummernden oder gebundenen Kräfte von den Ungeheuern und finstern Mächten der alten Nacht befreit; und seine furchtbar schöne Erdenbraut Brunhilde als eine von einem Flammenwalle eingeschlossene Walküre.

Man fühlt schon bei oberflächlicher Vergleichung, das ist derselbe Abgrund, den auch das Nibelungenlied vor uns aufthut und aus dem besonders der grimme Hagen noch als starre Felsenzacke hervorragt; nur daß hier schon einzelne Streiflichter des Christenthums wie Blitze einer Gewitternacht, Alles anders, fast gespensterhaft beleuchten. Die wilde Blutgier, womit z. B. der hürnin Siegfried in seinem Kampfe mit dem Riesen dessen klaffende Wunden mit den Händen auseinanderreißt, ist hier schon an die furchtbare Tugend einer unerschütterlichen Treue geknüpft in dem finstern Hagen, der den Siegfried und seine liebsten Waffengenossen erschlägt, blos weil er Brunhildens Dienstmann ist. Der schöne Siegfried selbst tritt aus seiner Götterdämmerung, die Walküre Brunhild aus den Lohen ihres Feuerwalles in die menschliche Heldenwelt hervor. Mit einem Wort: die Drachen, Lindwürmer und alle Schrecken der alten Naturgewalten verwandeln sich hier in das Dämonische in der Menschen-

brust; aber Alles, Tugend, Haß, Eifersucht und Rache, ist noch ungeheuer und riesenhaft, und deutet, wie mit blutigem Finger, auf seinen Ursprung zurück. Und eben an dieser noch ungebändigten Naturkraft, dem hereinbrechenden Christenthum gegenüber, geht in der erschütternden Schlußkatastrophe, die vom Anfang an wie ein langsam steigendes Gewitter drohend über Allen hängt, das ganze Heldengeschlecht unter, gleichsam der Zusammensturz der alten Heidenwelt. Es ist ein wahrhaftes Weltdrama, die großartigste Tragödie, welche die deutsche, ja die europäische Literatur überhaupt aufzuweisen hat.

Zugleich zeigt dieses Gedicht am deutlichsten den volksmäßigen Gang der alten Poesie. Es ist organisch aus einer allmählichen Gruppirung der einzelnen Heldenlieder, wie sie damals noch von Mund zu Mund gingen und von denen neuerdings Lachmann zwanzig entdeckt und bekannt gemacht hat, wie ein Strom aus seinen Waldquellen entstanden, und wahrscheinlich erst zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von einem unbekannten Meister in seine gegenwärtige Fassung gebracht worden. Leider ist dasselbe auch in dieser Fassung, ohne philologische Vorbereitung, noch immer eine Art Runenschrift und daher dem größeren Publicum unzugänglich. Simrock hat in seiner noch unübertroffenen Uebersetzung die schwierige Aufgabe gelöst, das große Frescobild, wo es im Verlauf der Jahrhunderte nachgedunkelt, für unser verwöhntes Auge wahrhaft künstlerisch zu restauriren, ohne die eigenthümlich nationalen Grundzüge zu verwischen.

Bei weitem näher schon steht unserer christlichen Anschauungsweise das Lied von Gudrun, welches Kaiser Maximilian I. in einer Abschrift auf Schloß Ambras der Nachwelt aufbewahrt hat. Was im Nibelungenliede kaum nebenher erst angedeutet ist, wird hier zur Hauptsache. Das christliche Element, das wir dort nur in einzelnen Morgenblitzen erkannten, hat hier bereits über Freud und Leid seinen milden Glanz verbreitet; vor Allem durch die ganz veränderte Auffassung des Frauencharakters, der hier die wildschöne Waffenpracht abgelegt hat und zum ersten-

mal in rührender Demuth strahlt. Gudrun ist mit dem Könige Herwig verlobt, wird aber von dem Normannenkönig Hartmut entführt und in der Fremde, weil sie in unwandelbarer Treue dem Räuber ihre Hand verweigert, von dessen Mutter Gerlinde als Magd gehalten und schimpflich mißhandelt. Demungeachtet sucht sie, als sie dann endlich durch ihren Verlobten mit Hülfe ihres Bruders wieder befreit wird, großmüthig die Ermordung der bösen Gerlinde auf alle Weise zu verhindern; und ihr Bruder Ortwin, obgleich er sie unbewacht am Meeresstrande gefunden und sofort auf seinem Schiffe zurückführen könnte, sagt ritterlich: „Was mir im Sturm des Kriegs ist abgenommen worden, das will ich heimlich nicht entwenden, und eh ich heimlich stehle, was ich mit Waffenkampf erringen muß, eher mögen, hätte ich hundert Schwestern, sie hier alle sterben!“ – Der wunderbare Gesang, womit im Eingange um Gudrun's Mutter geworben wird, so wie Gudrun's Heimweh am Seegestade des Normannenlandes, giebt fühlbar dem Ganzen schon einen durchaus romantischen Klang; und wenn das Nibelungenlied in eiserner Consequenz mit den Schrecken der Rache schließt, endigt hier Alles in Versöhnung und Frieden.

Zu diesem ersten großen Sagenkreise – wenn wir, wie billig, nicht die dabei betheiligten Volksstämme, sondern Stoff und Geist allein in Betracht ziehen, – müssen endlich auch noch König Rother, die Rabenschlacht (Ravennaschlacht), eine versuchte Nachahmung des Nibelungenliedes, so wie Otnit, Hug- und Wolfdietrich, und der Rosengarten, auf den wir weiterhin noch einmal zurückkommen, gerechnet werden. Die drei letzteren Gedichte, nebst dem schon oben erwähnten Laurin, bilden das sogenannte Heldenbuch, wo die Recken bereits allmählich von ihren Bergen in die Studirstube herabsteigen und zu Buch gebracht werden. Hier ist nicht mehr das Abenteuer um des Helden willen, sondern der Held um der willkürlichen Abenteuer willen, und immer ferner und verworrener schon verklingt das alte Heldenlied, um endlich in vielfachen Umarbeitungen bis zum Bänkelsängertone herabzusinken.

Der zweite, Karolingische, Sagenkreis führt uns bereits völlig aus dem streng Volksmäßigen zur Kunstdichtung und auf das eigentlich romantische Gebiet. Wir haben schon oben angegeben, was wir und unsere Zeitgenossen allgemein unter Romantisch verstehen, müssen uns aber, um Verwirrung und Mißverständnisse zu vermeiden, hier zunächst gegen eine gelehrte Neuerung verwahren, wonach nur das ursprünglich Romanische romantisch genannt werden soll. Es kann uns im Grunde ziemlich gleichgültig sein, woher wir das Romantische überkommen haben; es ist jedenfalls ein ganz eigenthümlicher, vom classischen Alterthum, wie von der nordisch-heidnischen Weltanschauung verschiedener Geist, der vorzüglich in Deutschland Aufnahme und Vertiefung erhalten hat und also wesentlich deutsch ist. Romanisch kann diese Erscheinung, trotz der verführerischen Klangähnlichkeit, schon darum nicht genannt werden, weil grade die romanischen Franzosen und Italiener sich am wenigsten dabei betheiligt haben, dieselbe vielmehr durch germanische Völker, durch die Gothen in Italien und Spanien, und durch die Normannen in Frankreich, in's Leben gerufen worden ist. Christlich wäre ohne Zweifel die angemessenste Bezeichnung dafür, wenn sie nicht zu allgemein wäre, indem wir, zumal in der neueren Zeit, eine Menge christlicher, ja geistlicher Gedichte besitzen, die nichts weniger als romantisch sind. Wir sehen daher, der Name Romantisch mag nun alt oder von den Schlegel's erfunden sein, überall keinen vernünftigen Grund, von einer Bezeichnung abzuweichen, die einmal in's Volksbewußtsein gedrungen, und deren angebliche Unklarheit und Nebelhaftigkeit hier am wenigsten störend ist, da ja das Romantische selbst, nach allen Seiten in's Unendliche auslaufend, sich nirgend in feste und bestimmte Begriffsgrenzen einhegen läßt.

Die schon in grauer Vorzeit schlummernden Keime jenes romantischen Geistes aber sind vorzüglich durch die Kreuzzüge geweckt und lebendig geworden; ja diese zweite Völkerwanderung, nicht nach den Goldgruben Californiens, sondern zur

Eroberung des Himmelreichs, diese ungeheuere Geistesbewegung, die wie Fluth und Ebbe von unsichtbaren Himmelskräften allein regiert wird, ist schon an sich ein durchaus romantisches Weltereigniß. Das ganze irdische Leben scheint plötzlich höher gerückt, andere Heldengestalten, die nur dem König aller Könige dienen mögen, schreiten mit Schwert und Fahne voran, und eine neue Welt, von der die Abendländer schon längst sehnsüchtig geträumt, steigt mit ihren Palmen, Elfen, Sagen und Geschichten märchenhaft auf. Es ist das idealisirte Abenteuer, das kühn an den Himmel geknüpfte Heldenthum, der belebende Frühlingssturm des jungen Christenthums, kurz: eine Zeit, die wir heutzutage als unbegreifliche Dummheit und Phantasterei in die beliebte Rumpelkammer des dickfinsteren Mittelalters werfen, und deren Helden wir unbedenklich in's Irren- oder Arbeitshaus zu heilsamer Kur und Besserung verweisen würden. Wir haben gewiß von unserem Standpunkt eben so Recht, als jene Zeit von dem ihrigen, es handelt sich dabei eben nur darum, welches der wahrere und höhere Standpunkt sei.

Die Kreuzzüge sind es denn auch, die auf die Dichtungen des Karolingischen Sagenkreises wesentlich influirt haben. Das Charakteristische derselben ist der Kampf für das Christenthum, und dieser Kampf, obgleich im fernen Westen gegen Mauren geführt, hat durchaus die Physiognomie und Färbung der Kreuzzüge. Alles hat hier bereits ein allegorisch geistliches Gewand angelegt: Karl der Große, als der Mittelpunkt des christlichen Völkervereins, fast regungslos in majestätischer Götterruhe über dem Ganzen waltend, und um den Allgewaltigen seine zwölf Palladine gleich den zwölf Aposteln gruppirt, ja selbst Judas, wie wir sogleich sehen werden, fehlt nicht.

Am schärfsten ist diese veränderte Anschauungsweise in dem herrlichen, aber fast einzigen würdigen Repräsentanten dieses Fabelkreises, in dem R o l a n d s l i e d e , ausgeprägt. Und an diesem Gedicht erkennen wir zugleich am besten, wie das an sich Unscheinbare und Unbedeutende einzig und allein durch die erhöhete Auffassung und Gesinnung gehoben wurde. Der

Gegenstand ist eine historisch beglaubigte Niederlage, die Karl's Heer durch einen Ueberfall der Ungläubigen im Jahre 778 in den Pyrenäen erlitten, und wobei ein Held Hruodlandus geblieben sein soll. Aber durch welche übermächtigen Schlaglichter, die Alles wunderbar beleuchten, wird dieser einfache Vorgang hier in ein wahrhaft tragisches Weltereigniß verwandelt! Karl der Große ist mit seinen zwölf Heldenfürsten gegen die Heiden in Spanien gezogen. Da beschließt in dem hartbedrängten Saragossa der Heidenkönig Marsilie, sich scheinbar der Taufe zu unterwerfen, um den Kaiser zum Abzug zu bestimmen und die harmlos Abziehenden dann zu vernichten, und zu diesem Zwecke wird eine Gesandtschaft zu Karl nach Corderes abgeordnet. Prächtig ist die Schilderung des rüstigen Heldenlebens in Karl's Heereslager, so wie des Kaisers selbst. „Seine Augen leuchten wie der Morgenstern, so daß man ihn von ferne kannte und niemand fragen durfte, wer der Kaiser sei; niemand war ihm gleich, mit vollen Augen konnten die Gesandten ihn nicht anschauen, der leuchtende Glanz seines Antlitzes blendete sie, wie die Sonne um Mittag; den Feinden war er schrecklich, den Armen heimlich, im Volkskrieg siegselig, dem Verbrecher gnädig, Gott ergeben, ein rechter Richter, der die Rechte alle kannte und sie allem Volk lehrte, wie er sie von den Engeln gelernt hatte; und mit dem Schwerte endlich war er Gottes Knecht."

Die zwölf Fürsten des Kaisers wittern Marsilie's Arglist, aber der verrätherische Judas, Genelun, lauert auf eine Gelegenheit, seinen Stiefsohn Roland, den er tödtlich haßt, im Einverständniß mit dem Heidenkönig zu verderben. Auf seinen Rath wird Roland mit der Hälfte Spaniens belehnt, und bei seinem Einzuge mit den Seinigen in dem Thale Ronceval von einem zahllosen Heidenheer überfallen. Und diese Katastrophe ist der eigentliche Brennpunkt, der hier über das Ganze, so wie über die tiefere Bedeutung der Kreuzzüge überhaupt, sein eigenthümliches Licht wirft. Von allen Seiten rettungslos umzingelt kämpfen die christlichen Streiter gegen die stündlich

wachsende Uebermacht bis zum letzten Athemzuge mit ungebrochener Freudigkeit, denn sie streiten für das Gottesreich, zu dem, wie beim jüngsten Gericht, die Heldenseelen der Erschlagenen glorreich emporsteigen; und Roland, da endlich Alles verloren, giebt sterbend sein Schwert Durendarte, nachdem er es vergeblich zu zertrümmern gesucht, in die Hand seines unsichtbaren Führers Jesus Christus zurück, damit es nicht durch weltlichen Kampf entweiht werde. Obgleich irdisch besiegt, ist er dennoch der Sieger in höherem Sinne, es ist das ritterliche Märtyrerthum, das er errungen. Und in diesem Sinne wurde das Rolandslied häufig bei den Normannen als Schlachtlied gesungen, um den Muth durch ein erhabenes Vorbild zu beseelen.

Das Rolandslied ist allerdings deutschen Ursprungs, es gehört zu den Liedern, die, nach dem neuen Aufschwung, den das Ritterthum durch die Kreuzzüge erhalten, im Frankenlande das Andenken Karl's des Großen feierten, und um das Jahr 1095 vom Bischof Turpin in einer lateinischen poetischen Chronik gesammelt, späterhin aber theilweise in französischer Sprache aufgezeichnet wurden, und aus einer dieser letzteren Aufzeichnungen ist das Rolandslied vom Pfaffen Konrad übertragen. Eine spätere, vielfach verstümmelnde Bearbeitung durch den Oesterreicher Stricker ist kaum der Rede werth.

Aus dem Karolingischen Sagen- und Liederkreise haben wir auch noch die Heimonskinder und den Wilhelm von Oranse. Allein das Gedicht von den vier Heimonskindern, das die weltliche Seite dieser Sagen, Karl's Kampf mit seinen Vasallen, behandelt, hat gar keinen deutschen Bearbeiter gefunden, sondern nur eine schlechte Uebersetzung aus dem Niederländischen erlitten. Wolfram von Eschenbach's Wilhelm von Oranse dagegen, meisterhaft in der Form, steht nur in mittelbarem Bezug auf die Karlssagen, und ist ein unvollendetes Bruchstück geblieben. Sonst enthält es alle die großen Grundzüge des Rolandsliedes, die nach dem Himmelreich strebende Ritterschaft und den Preis dessen, der „um Gott sich in Noth läßt finden, denn ihm sind die himmlischen Sänger hold, deren Ton so hell erklingt"; und

auch das bedeutendere Verständniß des weiblichen Gemüths, das wir oben als ein charakteristisches Symptom der neuen christlichen Poesie bezeichneten, findet hier in den Frauengestalten der Alyze und Arabele eine glänzende Vertretung.

Auch dieser Sagenkreis aber ging, und zwar früher und rascher als die anderen, seinem Verfall entgegen. Die Kreuzzüge, die ihn hervorgerufen, haben ihn auch verdorben. Alle fremdartigen Zaubereien, Märchen und Fabeln des Orients zogen in die einfachen Geschichten von Karl dem Großen überwältigend ein, und verwandelten sie allmählich in einen rein phantastischen Boden für jede willkürliche Erfindung.

Wir sahen bisher das christliche Bewußtsein, allmählich wachsend, alle bedeutenderen Dichtungen jener Zeit durchdringen. Diese religiöse Weltansicht aber culminirt endlich in den epischen Gedichten, welche aus dem dritten Fabelkreise vom heiligen Graal und Artus und seiner Tafelrunde hervorgegangen.

Es ist für unsere Betrachtung ziemlich gleichgültig, ob diese Sage, wie Gervinus meint, eine blos willkürliche Dichtererfindung, oder, nach Vilmar, orientalischen Ursprungs sei. In der christlichen Auffassung, die wenigstens in der Poesie Jahrhunderte lang Geltung hatte, war der heilige Graal eine aus köstlichem Stein gearbeitete und im Besitz Josephs von Arimathia befindliche Schüssel, in welcher nicht nur beim letzten Abendmahle Christi Leib seinen Jüngern dargereicht, sondern auch am Kreuze das Blut des sterbenden Erlösers aufgefangen worden, und das daher große Wunderkräfte besaß, alljährlich am Charfreitage durch die heilige Hostie erneut, welche eine leuchtend weiße Taube vom Himmel brachte und in den von schwebenden Engeln oder reinen Jungfrauen getragenen Graal niederlegte. Der Graal wurde in einem waldumkränzten runden Tempel aufbewahrt, an dessen Wunderpracht und sinnreicher Construction

alle Glut dichterischer Phantasie sich wahrhaft erschöpft hat. Hüter aber, oder König des Graals zu sein, war der höchste Ruhm des Ritterthums, denn nur ein tapferes, keusches, aller Welteitelkeit entsagendes Gemüth konnte zu dieser Ehre gelangen.

Der andere Theil dieser Sage dagegen ist notorisch britischen Ursprungs. Der fabelhafte christlich-keltische König Artus, unablässig gegen das aus Sachsen eindringende Heidenthum kämpfend, hält prächtig Hof zu Kaarlleon in Wales inmitten seiner Heldengenossen, von denen die zwölf Hervorragendsten um seine Tafelrunde sitzen. Die Fahrten dieser Helden, deren vorzüglichster Schauplatz der noch heut diesen Namen führende Wald von Brezilian in der Bretagne ist, sind der Gegenstand vieler britischen Erzählungen, welche, wie wir aus der neuerdings aufgefundenen Geschichte vom Peredur ersehen, nur das durchaus rohe und unkünstlerische Material sinnloser Abenteuer enthalten. Immerhin aber lag es ziemlich nah, jenen Kampf der Blüte britischer Ritterschaft um das Christenthum mit dem höchsten Ziel alles Ritterthums, mit dem Ringen nach dem heiligen Graal, in Verbindung zu setzen.

Dies that der größte Dichter seiner Zeit und des Mittelalters überhaupt, Wolfram von Eschenbach, in seinem Parcival, indem er kühn jenes äußerliche Heldenleben abenteuernder Ritterschaft nur als den irdischen Gegensatz eines inneren geistigen Heldenthums auffaßte. Der Grundklang dieses merkwürdigen Gedichts ist das tiefe Gefühl von der Unzulänglichkeit alles Weltruhmes, daher die Sehnsucht nach etwas Höherem und der Versuch, das Ritterthum unmittelbar an das Ewige zu knüpfen. Parcival nämlich, dessen Seelengeschichte der eigentliche Gegenstand ist, wird in tiefer Abgeschiedenheit erzogen, aber von dem Glanze fröhlicher Ritter, die in blitzendem Waffenschmuck am Saum seines Waldes vorüberziehen, unwillkürlich in die Welt verlockt. Mit der Unbefangenheit jugendlichen Ungestüms stürzt er sich nun in die rauschende Flut des Weltlebens, König Artus will den tapferen Jüngling an seine Tafelrunde aufnehmen, sein ernstgestimmtes Gemüth aber strebt höher, er sucht den Graal.

Ja seine einsame Wanderschaft führt ihn, scheinbar zufällig, eines Abends wirklich zu dem Tempel des heiligen Graals, dessen nächtliche Pracht sich wahrhaft geisterhaft vor dem Erstaunten aufthut. Aber, noch immer in irdischen Banden verstrickt, unterläßt er es mit dumpfer Gleichgültigkeit, dort nach dem ihm angetragenen Heile zu f r a g e n , und als er am anderen Morgen erwacht, stehen die Hallen lautlos und öde, und er muß traurig wieder weiterziehn. So in lauer Halbheit vergeblich mit der Welt ringend, deren Lust und Glanz ihn doch nirgend zu befriedigen vermag, wendet sich nun Parcival verzweifelt und trotzig von Gott ab, und stürmt in wüster Hast von Zweifel zu Zweifel, von Abenteuer zu Abenteuer fort. Da tritt ihm ein grauer Ritter mahnend entgegen und geleitet ihn zu dem Einsiedler Trevrizent, der den Verirrten belehrt, daß nur eine gänzliche innere Umkehr den Graal gewinnen könne. Jetzt ringt Parcival das hochmüthig-verzagte Weltkind in sich gewaltig nieder, seine innere Reinigung auch äußerlich durch Kämpfe für die Sache Gottes mit dem Schwert bewährend, und zieht endlich siegreich als König in die Graalsburg ein.

Man sieht, es ist die ewig alte und neue Geschichte des inneren Menschenlebens, wie es zu allen Zeiten in erhabenen und starken Seelen sich kämpfend offenbart. Das Ganze aber mit seinem streng architektonischen Bau ist wie ein Münster, der von der breiten Grundlage irdischen Treibens zwischen sehnsüchtig emporrankenden Reben- und Blumengewinden allmählich in die feierliche Einsamkeit der höheren Luftschicht aufsteigt, wo über dem vertosenden Leben der Tiefe nur noch steinerne Heiligenbilder mahnend stehen, bis zuletzt Alles sonnentrunken im Kreuze gipfelt. Der Tiefsinn und symbolische Gedankenzug erinnert häufig an Dante, noch mehr aber, trotz der ganz verschiedenen äußerlichen Form, an die Autos von Calderon, indem hier wie dort das durchgehends Allegorische in wirklichen Gestalten persönlich und lebendig wird.

Außer dem Parcival besitzen wir von Wolfram von Eschenbach leider nur noch zwei unvollendet gebliebene epische Frag-

mente: den Willehalm (Wilhelm von Oranse) und den Titurel. Auch das erstere, das jedoch zu der Graal- und Artussage in gar keiner Beziehung steht, bekundet wieder den gedankenvollen Ernst des Dichters in dem unverwandten Streben der Ritterschaft nach dem Himmel, so wie in der tiefwahren Charakterzeichnung der schönen Heidin Arabele, welche Vater, Gatten und Kinder verläßt, um Christin zu werden, dann aber vor der Schlacht um Schonung der Heiden fleht, und den Christen zürnt, weil sie wähnten, sie habe nur aus menschlicher Liebe ihren Göttern entsagt, „sie hätte auch dort Liebe gelassen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem sie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge sie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis (Willehalm)." – Der Titurel dagegen knüpft unmittelbar an die Graalsage an. Es ist die Geschichte des alten Graalkönigs Titurel, besonders hervorleuchtend durch die noch unübertroffene Schilderung des wunderbaren Liebespaares Tschionatulander und Sigune. Hier tönt aller Nachtigallenlaut der zartesten Jugendliebe in Sigune, von welcher Tieck so schön und wahr sagt: „Gestorben, wie man sagt, sind längst Isalde und Sigune, ja, du lächelst über mich, denn sie haben wohl nie gelebt, aber das Menschengeschlecht lebt fort, und jeder Frühling und jede Liebe zündet von neuem das himmlische Feuer, und darum werden die heiligsten Thränen in allen Zeiten dem Schönsten nachgesandt, das sich nur scheinbar uns entzogen hat, und aus Kinderaugen, von Jungfrauenlippen, aus Blumen und Quellen uns immer wieder mit geheimnißvollem Erinnern anblitzt und anlächelt, und darum sind auch jene Dichtergebilde belebt und unsterblich."

Es ist indeß überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der Tiefsinn und die kräftige Darstellung Wolfram's sind immer nur die Gabe seltener Geister und können nicht leicht zu allgemeinem Verständniß der Menge gelangen, welche das Behagen bloßer Unterhaltung, einen mäßigen Spaziergang durch ihre Küchengärten den unbequemen Höhen und großen Aussichten vorzuziehen pflegt. Und so sehen wir denn auch innerhalb dieses Sagenkreises dem Parcival eine ganze

Reihe größtentheils unbedeutender Dichtungen gegenüberliegen. Wir übergehen hier die bloßen Nachahmer, den Albrecht von Scharfenberg, welcher das Wolfram'sche Bruchstück vom Titurel zu einer langweiligen Geschichte der Tempelritterschaft des Graals in die Breite geschlagen, so wie den unbekannten Dichter des Lohengrin, wo, bei mancher Schönheit im Einzelnen, Parcival's Sohn Lohengrin mit gleicher Langweiligkeit bedacht ist und nicht die geringste Familienähnlichkeit mit seinem Vater bewährt. Beide Gedichte jedoch, der sogenannte jüngere Titurel und Lohengrin, galten lange für Wolfram's Werke, dessen Namen sie frech usurpirt hatten, zum Beweise, wie berühmt und dennoch unerkannt in seinem eigentlichen Geiste Wolfram gewesen. – Aber selbst bei Anderen, welche die Sage selbstständiger behandeln, zeigt sich der große Abstand. Der bedeutendste unter ihnen ist ohne Zweifel Hartmann von der Aue. Aber in seinen beiden Gedichten, in Erek und Enite so wie in Iwein, hat er von der Graalssage nur den weltlichen Theil derselben, König Arthus Hofhaltung, die Wolfram als bloßen Gegensatz aufgegriffen, herauszufinden vermocht. Anstatt Wolfram's einsamen Berggipfeln, seinen großen Intentionen und Weltsymbolen haben wir hier nur die sprachgewandte Liebenswürdigkeit eines frommen, friedlich gestimmten Gemüths, anstatt der himmelstürmenden Kühnheit des Ritterthums nur dessen passive Tugenden: Mäßigung, Milde, Zucht und feine gesellschaftliche Sitte, die wir loben müssen, ohne davon ergriffen zu werden.

Man sieht wohl, Hartmann's Rittermoral war leichter nachzumachen, als der Parcival, König Artus' Tafelrunde allgemein faßlicher, als die Graalsburg. Und so wurden denn auch in der That nach Wolfram's Zeiten fast alle Helden dieser Tafelrunde poetisch, oder vielmehr unpoetisch genug, einzeln verarbeitet, theils als Nachahmung Hartmann's, wie der Wigalois des Wirnt von Gravenberg, theils blos roh und stoffartig allen Abenteuerwust der alten britischen Erzählungen zusammenfegend, wie im Lanzelot vom See von Ulrich von Zazichoven, im Wigamur und Gabriel von Muntavel.

Wo irgend der religiöse Glaube wahrhaft lebendig das Innerste eines Volkes durchdrungen, wird er sich nicht mit der kirchlichen Devotion begnügen, sondern, wie die Seele den Leib, zugleich die ganze Physiognomie der Lebenseinrichtungen bestimmen, und vor Allem seine Liebe, Sehnsucht, Furcht und Hoffnungen auch in der Poesie, die ja überall der Spiegel des nationalen Seelenlebens ist, künstlerisch darzustellen streben. Wir sahen im Parcival das Ritterthum mitten aus dem wilden Gestein der vorchristlichen Sage, durch die es seine Wurzeln getrieben, plötzlich wie eine Eiche emporpfeilern und mit Aesten und Zweigen geheimnißvoll rauschend in den Himmel greifen. Es ist der ernste Geist der neuen Zeit, den Wolfram, wie kein Anderer vor und nach ihm, erkannt und hieroglyphisch anzudeuten gewagt hat. Das alte, rauhe, noch halbheidnische Heldenthum der übermüthigen Kraft, der Habgier, des Hasses und der Rache verwandelt sich in einen Heroismus der Selbstbezwingung, Entsagung und himmlischen Minne. Derselbe Geist, der sich in dem Klosterleben zeigt, welchem grade die kräftigsten Gemüther zu strenger Buße oder in lebendiger Erkenntniß der Armseligkeit des Irdischen sich zuwandten, der die geistlichen Ritterorden geschaffen, und in dem idealen Kampfe der Kreuzzüge ganze Nationen gleichsam zu Einem großen Ritterorden vereinte, erscheint nun auch in der Poesie als L e g e n d e.

Unter der großen Menge legendarischer Dichtungen jener Zeit kann man füglich, nach Inhalt und Zeitfolge, mehrere einzelne Gruppen unterscheiden, die sich aber freilich, da A l l e n die unwandelbare Ueberzeugung von der bergeversetzenden Wunderkraft des rechten Glaubens zum Grunde liegt, nicht compendienartig und haarscharf voneinander abgrenzen lassen. Den Anfang machen die apokryphischen Geschichten von der Jugend Christi und der heiligen Jungfrau. Dann, organisch aus diesen sich fortbildend, folgen die Gedichte von den einzelnen Heiligen und Märtyrern; und endlich, in immer weiteren Kreisen auslaufend, die das Kirchliche mit dem Weltlichen vermittelnden, geistlichen Erzählungen. Es wird hier genügen, bei jeder Gruppe

nur die bedeutendsten Werke zu nennen, und wenigstens einige davon mit kurzen Worten näher zu bezeichnen, um Gedanken und Darstellungsweise anschaulicher zu machen.

Die apokryphischen Geschichten stehen dem eigentlichen Mittelpunkte aller dieser Gruppen, dem Evangelium, noch am nächsten. Sie bilden miniaturartig gleichsam die bunt ausgemalten Initialien zu den Evangelien und sind in ihrer innigen Beschränkung kirchliche Idyllen, die Evangelien, wo sie die frühesten Lebensjahre Christi und seiner heiligen Mutter kaum andeuten, mit frommer Erfindung, oder nach uralten christlichen Sagen liebevoll ergänzend. Solche lieblich-umhegte, einfach-herzliche Idyllen, in denen Frühlingsgrün und Himmelsbläue ineinander spielen, sind: „Die heilige Familie“ von dem Karthäusermönch Bruder Philipp, und insbesondere „Die Kindheit unseres Herrn“ von Konrad von Fußesbrunnen, beide aus dem 13ten Jahrhundert. – Noch älter ist die von dem Tegernseer Mönch, dem Pfaffen Wernher, im Jahre 1173 gedichtete Legende von dem ersten Jugendleben der heiligen Jungfrau, mit deren Geburt „wird erlöschet der Zorn über die Unwürdigkeit zu Gott zu gelangen, und die fleischliche Gier, da wird auch der Mensch geladen zu Gottes Tische, zu dem lebendigen Brod, das die Seele nimmt aus der Noth; der Mensch ward Engels Genoß; Gott die Welt da segnete und Heil vom Himmel regnete, da Gott leuchtete überall u. s. w.“ – Hierher gehört endlich auch „die goldene Schmiede“ Konrad's von Würtzburg, und es ist ein wahrer Jubel, mit anzusehen, wie da der wackere Meister in seiner einsamen Werkstatt unermüdlich schmelzt und fügt und schmiedet und hämmert, daß wunderbare Funken überall umhersprühen, um mit Gold, Smaragden, Karfunkel und allem köstlichsten Edelgestein, das die Erde birgt, seine hohe „Himmelskaiserin“ Maria würdig auszuschmücken; denn „wenn auch seine Rede auf zu Berge flöge wie ein edler Adler, über ihr Lob hinaus vermöchten die Schwingen seiner Worte ihn nicht zu tragen, und wenn man ausrechnet das Gestirn, und der Sonnen Staub und allen Sand und alles Laub voll-

kömmlich hat gezählet, dann erst wird ihr Preis recht gesungen!"

Aus diesem friedlichen Stillleben treten die eigentlichen Heiligen-Legenden bereits immer weiter in die Welt und ihren verworrenen Kampf heraus. Zu den ältesten Legenden dieser Gruppe gehört – außer der nach ihrer frühesten Abfassung von Karl Simrock übersetzten vom „ungenäheten Rocke Christi" – die noch in einem Bruchstücke aus dem 9ten Jahrhundert vorhandene, späterhin aber von dem bereits erwähnten Dichter Hartmann von der Aue meisterhaft bearbeitete Legende vom „heiligen Georg vom Stein", so wie die wunderliche Sage „vom Pilatus", in welcher der römische Statthalter dieses Namens mit einem deutschen grimmen Königssohne Pontus identificirt wird, der sich nach Christi Tode wegen seines ungerechten Urtheilsspruches selbst um das Leben bringt, dessen Leichnam sodann erst in die Tiber, später in die Rhone geworfen wird, aber immer wieder herausgeholt werden muß, weil er als ein böser Geist überall große Ueberschwemmungen verursacht, bis man ihn endlich in den See am Pilatusberge in der Schweiz versenkt, wo er liegt bis an den jüngsten Tag, aber die bösen Wetter in den Bergen erzeugt und den See zornig aufwühlt, so oft man einen Stein hineinwirft. – In der Legende vom heiligen „Alexius" des vorhin genannten Konrad von Würzburg entsagt Alexius, der Sohn eines reichen römischen Bürgers, am Abend seines Hochzeittages der Welt und ihren Freuden, giebt den goldenen Ring seiner Braut Adriatica zurück, und zieht in ärmlicher Kleidung hinaus. Nach mancherlei strengen Bußübungen und Pilgerfahrten wird er zuletzt in einem Meersturm nach Rom verschlagen. Hier findet er in dem Palast seines Vaters unter der Treppe als Bettler eine Lagerstatt, von Allen unerkannt, so bleich waren Antlitz und Locken durch die freiwillige Noth geworden. Die Diener verhöhnen den vermeintlichen Bettler, der Vater fragt ihn nach seinem Sohne, die treue Adriatica nach ihrem Gemahl. Dort stirbt er bald darauf, nachdem er seinen Lebenslauf auf ein Pergament niedergeschrieben und dieses fest in seine Hand

geschlossen hatte; im Augenblick seines Todes aber fangen alle Glocken Rom's von selbst zu läuten an, und es verbreitet sich die Kunde, daß unter der Treppe des Palastes der Heilige verschieden. Nun versuchen erst der Vater, dann die beiden Kaiser Arkadius und Honorius, und endlich selbst der Papst vergeblich, das Pergament aus der erstarrten Hand des Todten zu ziehen, sie öffnet sich nur der stillweinenden Adriatica. Wunderlieblich endlich ist in der Legende von der heiligen „Elisabeth" das zarte Bild der Heiligen gleichsam von einem milden Glorienschein umgeben: wie sie während der Messe mit innerlichen Augen das göttliche Wunder schaut, dann in ihrer Gefährtin Isentrut Schooße einschlummert und im Schlafe bald lächelt und bald weint, in ihrer Sterbestunde aber unsichtbar himmlischer Gesang ertönt.

Das Wesentliche der geistlichen Erzählungen, die wir oben als die dritte legendarische Gruppe unterschieden, ist, wie bereits erwähnt, die versuchte Vermittelung, oder wohl auch willkürliche Vermischung des Weltlichen mit dem Göttlichen, indem sie entweder Novelle und Profanhistorie unmittelbar an das Kirchliche anknüpfen, oder ihre Geschichten, auch ohne solchen kirchlichen Boden, nur durch großartige Züge christlicher Tugenden beseelen. So ist z. B. in dem aus dem 13ten Jahrhunderte herrührenden Gedichte „Heraklius" eine ziemlich zweideutige Liebesgeschichte, welche übrigens die Grundlage unserer heutigen Theater-Griseldis bildet, mit dem Feste der Kreuzeserhöhung lediglich dadurch in Verbindung gesetzt, daß Heraklius zuletzt Kaiser wird und als solcher von den Persern das von ihnen geraubte heilige Kreuz wieder erobert. – Das vortreffliche sogenannte „Annolied" (um 1170) enthält, neben dem Lebenslaufe des Erzbischofs Anno von Köln, zugleich auch eine bedeutend confuse Profangeschichte, insbesondere des Julius Cäsar, der mit seinen „guten Helden aus dem deutschen Lande" den Pompejus in die Flucht jagt. – Hiermit nahe verwandt sind die beiden, beinah gleichzeitigen großen Reimchroniken: die sogenannte „Kaiserchronik" und die etwas spätere

„Weltchronik“ des Rudolph von Ems. Die erstere verbindet, im guten alten Stil, die Legende fast aller Heiligen ebenfalls mit einer verworrenen Profanhistorie, während in der Weltchronik die Geschichte des alten Testaments bis auf Salomo, zugleich aber die Geschichte der heidnischen Völker sehr anmuthig erzählt wird, so daß also hier das Göttliche und Weltliche schon immer weiter auseinanderfällt, oder doch, fast unvermittelt, nebeneinander herläuft.

Geistlicher, obgleich ohne eigentlich kirchlichen Hintergrund, ist die andere, oben erwähnte Art christlicher Erzählungen, wie der arme Heinrich und der gute Gerhard. Im „armen Heinrich“ von Hartmann von der Aue (aus den letzten Jahren des 12ten Jahrhunderts) ist es die rührende Gestalt eines armen, kindlich-frommen Mädchens, die freiwillig in den Tod gehen will, um einen reichen Herrn vom Aussatz zu retten, der nach damaliger Sage nur durch das Blut einer reinen Jungfrau geheilt werden konnte. Der Kranke trägt sein Unglück nicht mit Geduld, sondern ingrimmig und unter ungestümen Verwünschungen, wird aber durch die christliche Liebe und Aufopferung der Jungfrau so erschüttert, daß er sich zu Geduld und Gottergebung wendet, sonach auch ohne Blutvergießen geheilt wird, und dem frommen Mädchen endlich seine Hand reicht. – Im „guten Gerhard“ des Rudolf von Ems dagegen wird Kaiser Otto der Rothe, der sich selbstgefällig seiner guten Werke gegen Gott rühmt, durch das Beispiel anspruchloser Bescheidenheit eines Kölner Kaufmanns zu Demuth und Buße bekehrt. – Allenfalls könnte zu diesem ganzen Kreise, wenigstens als letzter Ausläufer, auch noch die Erzählung vom „Herzog Ernst“ insofern gerechnet werden, als der Held zur Sühne eines verübten Mordes einen Zug nach Jerusalem unternimmt und in diesem Gedichte dieselbe Verwirrung von historischen Personen und Zeiten sich wiederholt, die wir vorhin im Annoliede und in den Reimchroniken bemerkt haben. Außerdem aber bringt dieser abenteuerliche Ritterpilger auch noch alle phantastischen Fabeln und Wunder des Orients, wie sie in den Kreuzzügen umliefen, aus Jerusalem mit nach

Hause. Denn er hat auf seiner Irrfahrt das „Schnabelvieh“ der Kraniche, die eine indische Jungfrau entführt hatten, geschlagen, für den König der einäugigen Arimaspen gegen die Völker der Plattfüße und Langohren gekämpft, am Magnetberg des Labbermeeres Schiffbruch gelitten und von dort, in ein Seehundsfell eingenäht, sich durch einen Greifen forttragen lassen. Man sieht, er ist der Uebergang und erste Hauptanführer nach dem Lande der ungeheuerlichen Reise- und Lügenpoesie, die in ihrer Uebertreibung später in's Komische umschlug und deren wir weiterhin noch besonders erwähnen werden.

Was insbesondere jene Reimchroniken wohlmeinend, aber ungeschickt und unkünstlerisch und daher vergeblich erstrebten, eine Vermittelung des Kirchlichen mit dem Weltlichen, ist in den alten Gedichten, welche speciell a n t i k e Geschichten und Sagen zum Gegenstande haben, wirklich erreicht worden. Es sind vorzüglich dreierlei Stoffe, die sie behandeln: die wunderbaren Thaten und Heereszüge Alexander's des Großen, die Geschichte des Aeneas und der trojanische Krieg. Alle diese Gedichte haben Das miteinander gemein, daß sie nicht aus den classischen Originalen, Homer oder Virgil, sondern aus mannigfach abgeleiteten Quellen und Volkssagen schöpfen, und daß alle ihre griechischen und römischen Helden in Costüm, Physiognomie und Reden durchaus deutsch sind. Aber ganz abgesehen von diesen Aeußerlichkeiten, welch' ein i n n r e r Abstand dieser Gedichte von unserer modernen Auffassung des Alterthums! Während in unseren heutigen Nachbildungen das Christenthum, gleichsam verlegen, geblendet und beschämt, in der heidnischen Schönheit bis zur Abgötterei aufzugehen pflegt, schreitet d o r t der Glaube noch geharnischt und unangefochten mitten durch die schöne Fremde, die verlockenden Fernen als eine neue Provinz sich erobernd. Die alten Helden und Halbgötter müssen sich der Feuertaufe unterwerfen, und das Charakteristische jener Ge-

dichte ist eben die Christianisirung des Antiken, eine freie Uebersetzung in's Christliche.

Am leuchtendsten tritt dieser Charakter grade in dem schönsten und bedeutendsten dieser Gedichte, in dem „Alexander" des Pfaffen Lamprecht, hervor. Hier haben wir, anstatt der antiken Ruhe und Selbstgenüge, das überall durchtönende Gefühl von der Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Schönheit, und daher die Wehmuth, das immer weiter und höher strebende Sehnen und zuletzt die Demuth, die der Kraft so wohl ansteht; mit Einem Wort: alle eigenthümlichen Züge eines christlichen Ritters ohne Furcht und Tadel. Wie morgenkühl und thaufrisch ist da in dem Briefe, in welchem Alexander seinem Lehrer Aristoteles die ihm zugestoßenen Abenteuer beschreibt, der Wunderwald geschildert, wo beim Rauschen der Wipfel zwischen rieselnden Quellen und Vogelsang hohe duftige Blumen stehen, deren halbaufgeschlossenen Knospen wunderschöne Mädchen entsteigen und ihren lieblichen Gesang mit dem der Waldvögel vermischen. Aber der Sommer gehet dahin: „die Blumen all verdarben, die schönen Mägdlein starben, ihr Laub die Bäume ließen, die Brunnen all ihr Fließen, die Vögelein ihr Singen – die Freuden all zergingen." Man würde indeß sehr irren, wenn man glaubte, daß durch solche zarte Wehmuth etwa der Kraft irgend Eintrag geschieht. Vielmehr thut Alexander schon als Knabe, „wenn ihm etwas übel wider seinen Sinn fuhr, wie der Wolf thut, wenn er über seinem Raube steht", und ficht in den späteren Kämpfen „mit grimmigem Muth, wie der zornige Bär thut, wenn ihn die Hunde bestehen, die er mit den Klauen mag fangen, an denen rächet er seinen Zorn." Und es ist eben so groß als wahr, wenn der Held sodann, auf die Frage, warum er als ein Sterblicher die Welt so in Bewegung setze und nicht Mäßigung lerne, den zagen Warnern zur Antwort giebt: „Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt, zu üben, welche Kraft wir erhalten haben; das Meer ist dem Winde gegeben, es aufzuwühlen." – Als aber Alexander nun bis an das Ende der Welt gekommen, erfaßt ihn auf dem höchsten Gipfel irdischer Macht der menschliche Schwindel;

er will auch das Paradies haben und Zins von den englischen Chören. „*Hie muget ir tumpheit horen!*“ ruft da der Dichter aus. Aber der Held pocht vergeblich an das Himmelsthor, die Schaaren der Engel beachten es nicht und der Alte am Thore warnt ihn vor Gierigkeit, denn die Gierigkeit sei der unersättliche Schlund der Hölle. So, von der himmlischen Warnung wunderbar getroffen, kehrt Alexander um und wendet sich fortan von Kampf und Habsucht zur Demuth. „Da ward ihm vergeben“, – von der ganzen eroberten Welt aber blieb ihm nichts übrig, als „Erde sieben Schuhe lang, wie dem allerärmsten Mann“.

Gedankenarm dagegen und im Grunde nur eine neutralisirende Abschwächung der antiken Größe sind die anderen bis auf uns gekommenen Gedichte dieser Gattung. Demungeachtet zählen sie noch immer zu dieser Reihe, durch eine traditionelle Erbschaft christlicher Gesinnung und ritterlicher Ehrenhaftigkeit. In der „Eneit“ (einer Bearbeitung von Virgils Aeneide) von Heinrich von Waldeke entschädigt wenigstens einigermaßen die Unschuld und Reinheit der irdischen Liebe in den eingeflochtenen Episoden; und Herbort von Fritzlar erklärt in seinem „liet von troje“ gleich vornweg, daß er nie einen Mann loben werde, der untreu sei, und ob sich auch alle anderen Tugenden in ihm vereinten. Außerdem aber zeichnet sich die Eneit und insbesondere der „trojanische Krieg“ von Konrad von Würtzburg durch eine Sprach- und Reimgewandtheit und eine Anmuth der Formen aus, die gewissermaßen den Uebergang zur höfischen Kunstdichtung, vom alten Epos zum Minnegesange bildet.

Die Lyrik ist von aller Poesie die subjectivste, sie geht nicht auf die gewordene That, wie das Epos, und nicht auf die werdende That, wie das Drama, sondern auf den eigentlichen tieferen Grund von beiden: auf den inneren Menschen; sie hat es mit der Stimmung und nicht mit der äußeren Manifestation die-

ser Stimmung zu thun. Wie das Epos die Poesie der Vergangenheit, der Sage und traditionellen Heroengeschichte, so ist die Lyrik, da sie an die Individuen gewiesen, wesentlich die Poesie der Gegenwart, und folglich unruhig und wandelbar wie diese; von den Wellen der Zeit erweckt und getragen, gleichsam eine unsichtbare geheimnißvolle Aeolsharfe, die von den wechselnden Lüften gespielt wird und einer wunderbaren unendlichen Modulation fähig ist. Sie ist daher auch ihrer Natur nach musikalisch und singbar, und ihr eigentliches Organ ist das Lied.

Aus dieser ihrer Eigenthümlichkeit aber läßt sich die Geschichte der Lyrik leicht erklären und in wenige Hauptzüge zusammenfassen.

Sie kann nämlich hiernach nirgend den Anfang einer Nationalpoesie bilden, wo vielmehr das Epos liegt. Denn die poetische Wahrnehmung des äußerlich Gegebenen, es sei nun Mythe oder historische Thatsache, geht naturgemäß überall der subjectiven Verarbeitung dieses Gegebenen voraus, und es bedarf schon einer weiter fortgeschrittenen Civilisation, um das Innerliche künstlerisch zu verklären. Auch sind in der That die ersten lyrischen Versuche aller Völker, wie namentlich die Schlachtlieder der alten Deutschen, eben nur epische Fragmente und Erinnerungen an die sagenhafte Heldenzeit.

Sodann hat die Lyrik diesen idealen Zug nach dem Inneren mit dem Wesen des Christenthums gemein. Daher tritt sie überall erst durch das Christenthum selbstständig und vorwaltend auf, während sie bei den Alten stets nur noch episodisch an das Epos oder Drama, wie eine blütenreiche Liane am Hauptstamm, angelehnt erscheint.

Als Poesie der Gegenwart mußte ferner die Lyrik immer mehr aus der klösterlichen Beschaulichkeit in das wirkliche Leben hervortreten, von der Geistlichkeit zu den Laien übergehen, und grade in der reichsten Gegenwart, in der ungeheuren Bewegung und Anregung der Kreuzzüge, ihre eigentliche Blütenzeit feiern. Aber diese Poesie war eben darum nicht mehr eine halbhistorische, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Tradition,

sondern individuell und persönlich geworden. Und so fiel sie denn auch sehr bald den Rittern anheim, als dem Stande, der das äußere Leben am entschiedensten bestimmte und führte. Daher kommen nun die fahrenden Sänger und Harfner allmählich in Verachtung, wir sehen fast nur adelige Dichter; ja Kaiser, Könige und Fürsten, wie Konrad IV., Heinrich VI., Friedrich II., Wenzel II. von Böhmen, Heinrich der Löwe, verschmähen es nicht, sich den zahllosen Sängern anzureihen. Da jedoch die Ritter an Bildung noch hoch über dem anderen Volke standen, so nahm bei ihnen die Poesie einen fast exclusiven höfischen Kunstcharakter an; und so entstand der M i n n e g e s a n g.

Eben durch ihre subjective Natur aber ist die Lyrik auch bei den verschiedenen Nationen, die ja in der Weltgeschichte mehr oder minder gesonderte Volksindividualitäten darstellen, verschiedener, und bezeichnet jeden besonderen Volkscharakter schärfer, als andere Zweige der Poesie. Ja wir möchten sie in diesem Betracht vorzugsweise eine d e u t s c h e Kunst nennen, wegen der größeren Innigkeit, die an der Glätte des Liedes romanischer Völker nirgend recht haften will und doch der eigentliche Grundklang aller Lyrik ist. Diese Innigkeit ist allerdings, wie jedes Talent, ursprünglich eine freie Gabe Gottes, steht aber fortwährend in so lebendiger Wechselbeziehung mit der Geschichte der Nation, daß sich hier Ursache und Wirkung schwer voneinander sondern lassen. Schon das erste Auftreten der germanischen Völker mitten zwischen den vom Morgenroth des Christenthums wunderbar beleuchteten Trümmern der alten Welt mußte ihrer an sich ernsten Sinnesart eine tiefere, gedankenvollere Richtung geben. Eben so wirkten weiterhin auch die Kreuzzüge hier anders ein, als bei den anderen Nationalitäten. Denn die romanischen Völker – die Spanier in der Heimath, die Franzosen im Orient – streiften gleichsam im Fluge die Blüten der ersten Begeisterung, ja die letzteren gründeten im Siegesjubel neue Königreiche, die freilich eben so rasch wieder verschwanden, als sie entstanden waren. Die späteren Kreuzzüge der Deutschen dagegen waren unglücklich und endigten tragisch

mit dem Tode eines großen Kaisers. Daher drängten hier die gewaltigen Ereignisse zur Entsagung, zur Wehmuth über die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe, vom äußeren Ruhmesglanz zum Streben nach innerer Weihe.

Es ist hiernach schwer begreiflich, wie in neuerer Zeit von namhaften Literarhistorikern die fröhliche Kunst der Troubadours und Provenzalen so hoch über das deutsche Minnelied erhoben werden konnte. Offenbar hat hierbei der politische Historiker dem poetischen Urtheil vorgegriffen. Allerdings glänzten die Troubadours an prächtigen Minnehöfen und bildeten selbst an den Höfen der Könige durch Lob und Tadel eine politische Macht, während die meisten deutschen Dichter in der einsamen Freiheit ihrer Berge und Burgen sangen. Allein Politik und Königshöfe sind nie und nirgend die rechte Schule der Poesie, und so mußte auch hier das, was den deutschen Sängern äußerlich fehlte, innerlich ihrem Liede zu Gute kommen. Der Minnegesang der Troubadours mag daher immerhin reicher, künstlicher, beweglicher und mannigfaltiger sein; der deutsche dagegen ist bei weitem intensiver, keuscher, inniger, natürlicher und gedankenvoller. Wir finden bei den Troubadours im Grunde schon alle Eigenschaften, die uns bei den heutigen Franzosen, je nach der individuellen Ansicht, anwidern oder blenden: Nationaleitelkeit, maßlose Ruhmredigkeit, Frivolität, dialektische Virtuosität und sehr viel Politik. Da aber die Lyrik eben die Geschichte der Seele ist, so entscheidet hier nicht die noch so reich auf der Oberfläche glänzende Aeußerlichkeit, sondern einzig die Tiefe, und diese ist ohne Zweifel auf deutscher Seite.

Der deutsche Minnegesang ist bereits öfters und treffend mit der Frühlingszeit verglichen worden, die mit ihren Blumen und Vogelsang im Schimmer der ersten Jugendliebe wie eine zauberische Feeninsel unversehens auftaucht. Auch nannten die Sänger sich selbst gern Nachtigallen, und schon Gottfried von Straßburg, dessen wir weiter unten noch besonders erwähnen werden, erkannte freudig an, „daß diese Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten und lobwürdig ihre süße Sommerweise mit lauter

Stimme sangen, das Herz mit Wonne füllten und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblößt und sich selbst lästig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgesang dem Menschen, dem ja nach Liebe sein Herz stand, die Freude und Wonne und die mancherlei Lust in's Gedächtniß riefe, die edle Herzen beseligt; daß es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der süße Gesang der Welt ihre Freuden zu sagen beginnt." – Dieser Minnegesang aber war eben nur der Wiederklang und poetische Ausdruck des damaligen Lebens, seinen Gegenstand bildeten fast ausschließlich dieselben geistigen Elemente, die auch das Ritterthum in seiner schönsten Blüte umfaßte: Gottesdienst, unverbrüchliche Treue im Herren- und Frauendienst, und endlich dieser Frauendienst selbst.

Außer mehreren Liedern, die von Kaiser und Reich und Lehensmannen handeln, besitzen wir nämlich aus jener Zeit auch viele eigentlich geistliche Lieder von den göttlichen Dingen, unter denen sich besonders die des Minnesängers Spervogel durch ungesuchte Erhabenheit auszeichnen. Ja, eine der musikalischsten Liederformen, die L e i c h e, ist aus der sogenannten Sequenz des Kirchengesanges entstanden; während späterhin die weltlichen Tage- oder Wächterlieder, wo der Wächter von der Zinne den kommenden Tag verkündet und die Liebenden an das Scheiden mahnt, gleichfalls geistlich umgedeutet wurden.

Den bei weitem überwiegenden Stoff des Minnegesanges aber bildete, wie schon der Name andeutet, der F r a u e n d i e n s t. Dieser scheint uns indeß keinesweges, wie Andere wollen, aus dem mit der zunehmenden Civilisation wachsenden Bedürfniß der durch Erwerb immer mehr belästigten Männer nach häuslichem Trost und Erholung entstanden zu sein. Ja, unsere sogenannte Häuslichkeit, die sich mit dem Stillleben ihrer Krautgärten begnügt, ist grade ein rechtes Gegenspiel jenes phantastischen Cultus, wo der Rittersänger von Land zu Land schweifend und toastirend, die Dame, die er feiert, oft nicht einmal von Angesicht gesehen hat. Wie hätte auch sonst grade später-

hin, als die Sorge des Mannes für Haus und Hof doch offenbar immer lästiger geworden, der fromme freudige Glaube aber gesunken war, jene Verehrung beinah in rohe Verachtung der Frauen umschlagen, und der alte Frauendienst allmählich ganz in Verfall gerathen können? Der Frauendienst, in seiner ersten ungetrübten Blüte, wuchs vielmehr lediglich aus der christlichen und also idealeren Auffassung der irdischen Schönheit – die Natur mit ihren Bergen, Wäldern und Vogelsang mit eingeschlossen – und aus dem daraus folgenden Gefühle der unsichtbaren Gewalt, welche die Unschuld und Reinheit dieser Schönheit, die im Weibe ihre höchste Blüte hat, über das zerfahrene Treiben und die verworrenen Leidenschaften des Mannes ausübt. Es ist, wie Gervinus richtig bemerkt, mehr die Verehrung des weiblichen Geschlechts, als einzelner Frauen. Daher sehen wir diese Verehrung überall kühn an das höchste Ideal geistiger Schönheit, an die Verherrlichung der Jungfrau Maria geknüpft, als des himmlischen Symbols weiblicher Milde und Reinheit, das seinen überirdischen Glanz verklärend auf alle irdischen Frauen herniederstrahlte. Vergeblich suchen wir in allen anderen Sprachen einen Ausdruck für unsere deutsche M i n n e , für jene höhere Liebe, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist".

Wir bemerkten schon vorhin, daß die Lyrik, als die specifisch subjective Poesie, sich von den Massen auf die Individuen zurückzog, und natürlicherweise, namentlich im Minnegesange, eine kunstreichere Form annahm. Doch darf man sich hier die Kluft noch keineswegs so bedeutend denken, wie sie etwa in neuerer Zeit die sogenannten Gebildeten vom sogenannten Volke scheidet. Der Adel theilte noch immer das tiefe Naturgefühl des Volkes, und stand im Wissen nur wenig über demselben; Wolfram von Eschenbach selbst konnte weder lesen noch schreiben. Daher sind diese ritterlichen Minnelieder noch ganz frei von aller gelehrten Prätension und Pedanterie, und wurden nicht, wie die späteren Kunstgedichte, declamirt, „gesagt", oder gar

aufgeschrieben, sondern stets, wie das Volkslied, gesungen; und wer nicht selbst singen konnte, hielt sich sein „Singerlein", einen Knaben oder Jüngling, der die Weise der Geliebten vorsingen mußte. Und welch' ein überreicher Frühling mußte das sein, der so plötzlich ganz Deutschland von einem Ende zum andern durchklungen, da wir, ungeachtet so Vieles verloren gegangen, dennoch Lieder von 160 Minnesängern besitzen. Gleich wie aber die Nachtigallen sich gern und dankbar in schattenreichen Gärten niederlassen, wo ihnen liebreicher Schutz und Pflege geboten wird, so gruppirten sich auch diese Sänger sehr bald um die kleineren deutschen Höfe, unter denen besonders der des thüringischen Landgrafen Hermann und die babenbergischen Herzoge von Oesterreich durch ihre Kunstliebe und ungemessene Gastfreiheit gegen die Dichter sich unsterblich gemacht haben. Wie rein aber die Saiten dieser Sänger gestimmt sein mußten, zeigt schon der Umstand, daß damals die heilige Elisabeth an der Seite ihres Gemahls zu Eisenach Hof hielt, wo sie von den Flügeln dieses melodischen Gesanges zur göttlichen Minne emporgehoben ward, und schwerlich einen störenden Mißklang geduldet hätte.

Ein Denkmal jener poetisch bewegten Zeit ist uns in dem Wettgesange übriggeblieben, der von einem späteren Dichter unter dem Namen des Sängerkrieges auf der Wartburg in ein Ganzes zusammengefaßt worden. Dieser Wartburgkrieg ist zwar, wenigstens in seinen hier angeführten Nebenumständen, offenbar nur sagenhaft, beruht aber, wie alle Sage, ohne Zweifel ursprünglich auf historischem Boden. Es scheint in der That um das Jahr 1207 ein solches poetisches Turnier auf der Wartburg stattgefunden zu haben, bei welchem Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, ja sogar ein entschieden mythischer Sänger, der Ungar Klingsohr, aus dem Stegreif mitgefochten haben sollen. Manches in dem Gedichte mag vielleicht aus diesem Kampfspiel noch wörtlich übernommen sein, das Ganze, wie es uns hier dargestellt wird, mit seinen räthselhaften Spitzfin-

digkeiten, macht jedoch einen fast wehmüthigen Eindruck, als Nachklang einer großen untergegangenen Dichterzeit, die der neuere Sänger nicht mehr verstanden hat.

Zu den frühesten Minnesängern gehören, außer dem schon erwähnten Spervogel, der von Kurenberg, Walram von Gresten, Dietmar von Aist, und der im Kreuzheere vor Philomelium heldenmüthig gefallene Friedrich von Hausen. Auch die eigentlich erzählenden Dichter: Gottfried von Straßburg, Heinrich von Veldeke, Hartmann von der Aue und Wolfram von Eschenbach mit seinen schönen Tage- und Wächterliedern, reihten sich diesem Frühlingschore an.

Der ausgezeichnetste unter ihnen aber ist Walther von der Vogelweide, dessen Gedichte von Simrock trefflich übersetzt, und von Lachmann und Uhland vielfach besprochen und erläutert worden sind. Manche neuere protestantische Schriftsteller, wieder einmal die heutige Weltansicht um eine handvoll Jahrhunderte zurückdatirend, haben ihn vergnüglich zu den Ihrigen zählen wollen. Auch hat er allerdings in seinen Gedichten oft an Papst und Geistlichkeit scharf genug gerügt, was zu rügen war, denn „sie bannten, die sie wollten, und nicht den, den sie sollten; da störte man das Gotteshaus". Aber man übersieht eben hierbei, oder will vielmehr nicht sehen, daß er überall nur das damalige politische Treiben des römischen Hofes rügt um des Heils der Kirche willen, welcher er getreulich anhing, und ohne Zweifel gegen den neuen Protestantismus mit großer Entrüstung protestirt haben würde.

Walther steht schon darum an der Spitze jener Sänger, weil er, fern von aller conventionellen Spielerei, am entschiedensten und männlichsten die dreierlei Elemente umfaßt, die wir oben als das Charakteristische des Minnegesanges bezeichnet haben. Kein Anderer sang so rein, so süß und wahr, wie Walther, von der ewigen Schönheit der Frauen, „wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer rother Mund und Pfeil' aus spielenden Augen schießen in Mannes Herzens Grund". Dieser liebliche Frauendienst aber ruht bei ihm, wie ein Heiligenbild auf Goldgrund, auf einem

tiefen religiösen Gefühle. „Da dacht' ich mir viel ange (angstvoll) wie man zu Welt hier sollte leben: und keinen Rath ich konnte geben, wie man drei Dinge erwürbe, der keines nicht verdürbe. Die zwei sind Ehre und fahrendes Gut, das oft einander Schaden thut, das dritte ist Gottes Hulde, der zweien Uebergulde; die wollt' ich gern in einen Schrein. Ja leider, das kann nimmer sein, daß Gut und weltlich Ehre und Gottes Hulde mehre zusammen in ein Herze kommen. Stieg und Wege sind ihnen benommen, Untreue ist in der Saße (Hinterhalt), Gewalt führt auf der Straße, Friede und Recht sind sehre wund. Die drei zusammen haben kein sicheres Geleite, nur zwei, die werden ehe gesund." – Eben so ernst wahrt er in Lied und That den Herrendienst, indem er mit unwandelbarer Treue in Glück und Noth zu seinen rechtmäßigen Kaisern hält. – Wie wahr und ergreifend endlich ist bei ihm die Wehmuth und Klage über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge: „O weh, wohin geschwunden sind alle meine Jahr! hat mir mein Leben geträumt oder ist es wahr? Was ich je wähnte, daß es wäre, ist das icht (etwas)? Darnach hab ich geschlafen und ich weiß es nicht. Nun bin ich aufgewacht, und mir ist unbekannt, was einst vertraut mir war wie meine andre Hand. Leut' und Lande da ich von Kindheit bin erzogen, die sind mir fremd geworden, als wär' es all erlogen. Die mir Gespielen waren, die sind träge und alt, und öde liegt das Feld, verhauen ist der Wald – nur daß das Wasser fließet, so wie es weiland floß – wie ich gedenke manchen wonniglichen Tag, der mir zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag: Immer mehr o weh!"

Und mit dieser Klage wollen wir von jenem lieblichen Reich der Liederträume Abschied nehmen. Der Frühling ist längst verrauscht, und ein scharfer trockener Herbstwind streift über das verwandelte Land. Aber wem erwecken solche ferne Klänge, wie das Alphorn dem Schweizer, nicht noch heut ein wunderbares Heimweh nach seiner stillen harmlosen Jugendzeit, deren Erinnerung in jedem gesunden Herzen unvergänglich ist.

Die Poesie hat, wie jedes geistige Leben, ihren nothwendigen Entwickelungsproceß, der sich, weil er der natürliche ist, bei allen Völkern wiederholt. Die erste jugendlichfrische, fast noch kindliche Anschauung der Welt erzeugt das Epos. Diese Anschauung, je lebendiger sie ist, weckt indeß sehr bald ein nach den verschiedenen Individualitäten verschiedenes Interesse und Mitgefühl an dem großen Sagenstoff; die Poesie wird eine mehr innerliche und wesentlich lyrisch. Eine solche bloß experimentale und vorbereitende Trennung der beiden ursprünglichen Grundelemente aller Poesie kann aber nirgend von Dauer sein, und strebt unablässig nach Wiederversöhnung. Und diese Vermittelung ist eben das Wesen des D r a m a's, wo das lyrisch Subjective, ohne sich selbst aufzugeben, in der darzustellenden Handlung wiederum objectiv wird. Man begreift hiernach leicht, daß schon das bloße Bedürfniß solcher Vermittelung einen höheren Grad, wir möchten nicht sagen, menschlicher Bildung, sondern künstlerischer Ausbildung und Reife voraussetzt, als jene Vorbereitungszeit. Daher erscheint auch das Drama, gewissermaßen Epos und Lyrik in Ein Ganzes zusammenfassend, überall zuletzt. Daher hat das Mittelalter eigentlich noch gar kein Drama; wohl aber schlummern in diesem großen Völkerfrühlinge schon alle verhüllten Keime dazu, welche bei den Völkern des Abendlandes das Christenthum allmählich in's Leben rief, nachdem die Alten ihren künstlerischen Cyklus geschlossen hatten, und das classische Drama in der allgemeinen Fäulniß längst in sich selbst zerfallen war.

Das Drama ist überall, bei den Alten wie bei den neueren Völkern, r e l i g i ö s e n Ursprungs und aus dem natürlichen Bedürfniß hervorgegangen, den religiösen Cultus durch Wechselgesänge zu feiern, zu beleben und zu erläutern. Das Drama ist ferner, seiner Natur nach, in seinen ersten Anfängen durchaus tragisch, die versuchte Darstellung des Conflictes zwischen Subjectivem und Objectivem, des unvergänglichen Kampfes der in der Menschenbrust begründeten Sehnsucht und Forderung des Ewigen und Unendlichen gegen die begrenzenden Schranken

des Endlichen. Wo aber, auch vom blos künstlerischen Standpunkt betrachtet, fände wohl die Poesie in der ganzen Weltgeschichte einen so tieftragischen Stoff, als im christlichen Glauben? Was waren den Alten ihre wetterwendischen Götter mit ihren menschlichen Launen und Tücken, ihr Ajax und Hektor gegen die einzige Heldengestalt Christi, wie Er, in jenem ungeheueren Kampfe des Unendlichen mit dem Irdischen Allen voranschreitend, zuletzt verkannt, verrathen und von Allen verlassen in furchtbarer Einsamkeit durch alle Grauen und Schrecken des Todes geht, um das arme Menschengeschlecht aus seiner uralten Knechtschaft zu befreien!

Und so ist denn diese große Welttragödie auch wirklich der Ausgangspunkt und erste Gegenstand unseres Drama's; ja die Kirche selbst vermittelte den Uebergang. Es ist bekannt, und von Anderen bereits hinreichend nachgewiesen, wie dramatisch bald im Anfange der christliche Gottesdienst sich gestaltete. Die ganze christliche Weltansicht von Erschaffung der Welt bis zu Christus war durch correspondirende Wechselgesänge und mimisch-plastische Darstellungen schon in der zwölfstündigen Urliturgie angedeutet, deren tiefe Symbolik, in ihre Hauptzüge zusammengedrängt, uns noch bis heute in dem heiligen Meßopfer aufbewahrt ist. Fast eben so alt war die Sitte, während der Passionszeit die Leidensgeschichte Christi in der Kirche aus den Evangelien vorzulesen, wobei die Reden Christi von dem Priester, dagegen die Reden der Apostel, des Herodes, des Pilatus, der Hohenpriester und des jüdischen Volkes von verschiedenen Personen vorgetragen wurden. Es ist aber natürlich, daß man hierbei in den Text der Evangelien, theils zur Erläuterung, theils zur Verstärkung des Eindrucks, sehr bald Versification, kirchliche Traditionen, ja sogar Recitative und einzelne Gesangstücke mit einwob, während schon im 12ten Jahrhundert ein Costüm der Vortragenden, und höchstwahrscheinlich auch eine Art von Action hinzukam. Auch diese Anfänge aber nahmen in nächster Folge denselben Gang, den wir oben bei der Legende bemerkten. Erst war Christus, seine Geburt, sein Wandel, sein

Leiden und sein Sieg der einzige Gegenstand und Alles streng an die Evangelien angeschlossen; später aber wurden allmählich auch einzelne Momente und Gestalten des großen Weltdrama's, wie die Jungfrau Maria, die Heiligen und Märtyrer zum Gegenstande eigener Darstellungen gemacht. So entstanden die ersten christlichen Dramen, die Mysterien; und aus ihnen – da die Aufgabe, das Uebersinnliche darzustellen, nur annähernd und sinnbildlich gelöst werden kann – die wesentlich allegorischen Moralitäten, wo Feld und Wald, die einzelnen Seelenkräfte, die biblischen Gedanken, ja der Gedanke selbst, neben historischen Personen, wie eine wunderbare Hieroglyphenschrift, redend und handelnd auftraten. Und so lebenskräftig und unversehrt war damals noch der Glaube, daß es keineswegs zu Aergerniß und Störung, sondern durch den Gegensatz vielmehr nur zur Verstärkung des Eindrucks gereichte, als nach und nach auch derbe Scherze und komische Zwischenspiele eingeschoben wurden, in denen besonders ein Marktschreier, der an die zum Grabe wallenden Frauen Salben und Spezereien verkauft, und der um die falschen Silberlinge schachernde Judas die Lieblingsrollen übernehmen mußten.

Die Spur dieser geistlichen Dramen läßt sich mit Sicherheit bis in das 4te Jahrhundert verfolgen, aus welchem ein aus dem Griechischen übersetztes Passionsspiel, angeblich von dem Kirchenvater Gregor von Nazianz, bis auf uns gekommen ist. Auch aus dem 9ten Jahrhundert, wo sie wahrscheinlich unter Karl's des Großen geistreicher Mitwirkung allgemeiner wurden und wobei besonders der Abt Angilbert thätig war, besitzen wir noch ein lateinisches Drama in Versen über die Geburt Christi, und aus dem 10ten die sechs legendarischen Moralitäten der Benedictinernonne Roswitha (Helene von Rostow im Kloster Gandersheim am Harz). Im 12ten Jahrhundert aber sehen wir schon in den meisten großen Städten eigene Brüderschaften zur Aufführung von Passionsspielen sich vereinigen; so in Rom die del Gonfaloni, die der Batutti in Treviso, und 1404 die Confrèrie de la Passion in Paris. Während also Mysterium und Moralität

hiernach im Süden und Westen Europa's, so wie in England, schon einen Cyklus stehender Vorstellungen bildeten, der sich den Festen des Kirchenjahres anschloß, scheinen sie in Deutschland erst im 14ten Jahrhundert sich allgemein verbreitet zu haben. Wenigstens erhalten wir wunderlicherweise durch Eulenspiegel die früheste Andeutung davon, welche aber zugleich beweist, wie bald das geistliche Schauspiel hier national geworden, indem dort von einer solchen Vorstellung auf einem Dorfe die Rede ist. Die erste Aufführung dagegen, von der wir bestimmte Kunde haben, ist ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen, welches 1322 die Predigermönche in Eisenach gaben, und das den Markgrafen Friedrich von Meißen so gewaltig ergriff, daß er in tiefem Hinbrüten vom Schlage gerührt wurde.

Dem gottesdienstlichen Ursprunge und Charakter entsprach auch die ganze äußere Erscheinung dieses Schauspiels. Gleich den Liturgieen, aus denen sie hervorgegangen, bestanden sie in lateinischen Recitativen, erst später wurden zur Erklärung und Erweiterung des Bibeltextes gereimte Verse in der Landessprache eingeschoben und gesprochen. Die Schauspieler waren Geistliche, der Schauplatz die Kirchen, oder wenn diese nicht Raum genug boten, die Kirch- und Klosterhöfe. Die Bühne selbst aber hatte gewöhnlich drei Stockwerke übereinander, von denen das obere und untere Himmel und Hölle, das mittlere die Erde vorstellte. Das gesammte Personal stand oder saß im Halbkreise auf der Bühne in der jedesmaligen Tracht der Zeit, nur Gott Vater, die Engel und Apostel in priesterlichen Gewändern, Christus als Bischof. Alle intonirten vor Beginn des Schauspiels das: *veni sancte spiritus*, worauf der „*expositor ludi*“, als Heiliger oder wohl auch als der „alte Heidenmann“ Virgilius, mit den nöthigen Aufklärungen über Zeit, Ort und Gegenstand das Spiel eröffnete und überhaupt die Stelle des Prologs und Chorführers vertrat, während die Andern, wenn die Reihe an sie kam, aus jenem Halbkreise vortraten und dann wieder dahin zurückkehrten, die Chorknaben aber die geist-

lichen Zwischengesänge ausführten. Die Vorstellung, meist an den Nachmittagen, dauerte oft mehrere Tage (Tagewerke) und bedurfte besonders in der späteren Zeit eines sehr zahlreichen Personals; ja ein im Jahre 1498 zu Frankfurt gegebenes Passionsspiel hat nicht weniger als 265 Personen. Wie volksmäßig aber diese Stücke geworden, bezeugt schon der Umstand, daß sie, gleich dem alten Epos, nicht aufgeschrieben wurden, sondern als Nationalgut traditionell von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbten. Daher sind auch, außer einigen Oster- und Heiligenspielen, grade von den gangbarsten, den Passionsspielen, bis jetzt nur drei vollständige Texte aufgefunden, während wir von anderen lediglich einige sogenannte Spielbücher besitzen, welche blos im Allgemeinen den Gang des Stückes und die Anfänge und Stichworte der Reden angeben.

So waren denn also auch auf diesem Gebiet schon früher die Fundamente zu einem kühnen Münsterbau gelegt, der alle mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens symbolisch erfassen und sehnsüchtig bis zum Kreuze emporranken sollte. Allein der Bau blieb unvollendet, wie die meisten Münster. Nur in dem tiefernsten Spanien, das bis in die neuere Zeit für seinen Glauben ritterlich gefochten, hat das Mysterium in Calderon's Autos seine künstlerische Vollendung und Verklärung erlebt. Warum es aber in Deutschland sich nicht eben so naturgemäß fortentwickeln konnte, sondern mit seinem ersten, fast räthselhaften Rohbau abschloß, werden wir weiterhin Gelegenheit genug finden näher nachzuweisen.

IV.
Weltliche Richtung

Wir verließen oben bei Wolfram von Eschenbach das Epos auf einer Höhe, wie sie in aller Literatur nur selten erreicht wird. Sein Parcival ist durchaus eine tiefsinnige Symbolik der christlichen Lebensansicht. Allein wir stoßen in diesem Gedicht zugleich auch häufig auf eine geharnischte Entrüstung des Dichters, auf bitteren Spott und herbe Ironie, die schon auf bedenkliche Symptome der Zeit und auf einen scharfen Gegensatz des Dichtergemüths mit der Wirklichkeit hindeutet. Zwar hat der ernste Ton, den Wolfram angeschlagen, als der bei weitem noch volksmäßigste, lange und unter allen damaligen Dichtweisen am dauerndsten nachgeklungen; zahllose Fortsetzer und Nachahmer quälten sich ab, ihn fortzuspinnen, und was allgemein gelten wollte, suchte unter Wolfram's Schild, ja womöglich unter seinem Namen sich in der Welt einzuführen. Aber es ist seit dem Sündenfalle in der menschlichen Natur ein furchtbarer Zwiespalt, dessen Wiederversöhnung eben die große Aufgabe des Christenthums ist. Es geht durch die ganze Geschichte, neben der unabweisbaren Sehnsucht nach Erlösung, eine Opposition des menschlichen Trotzes und Hochmuths, ein uralter, mehr oder minder verhüllter Protestantismus, der selbst und aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit das Erlösungswerk zu übernehmen sich vermißt. Er versucht sich in den verzweifelten Anstrengungen der Waldenser und florirt in dem welthistorischen Kampfe der Hohenstaufen mit der Kirche. Es ist natürlich, dieser Geist mußte auch in der Poesie sich abspiegeln, und der mit Wolfram gleichzeitige Gottfried von Straßburg ist der Führer und Meister dieser antikirchlichen Kunst.

In seinem berühmten Gedichte Tristan und Isolde

kehrt er gradezu den Parcival um, mit offenbar feindseliger Absichtlichkeit geschäftig, den hehren Bau, den Wolfram aufgeführt, zu untergraben und niederzureißen, um über dem Schutte zwischen prächtigen Giftblumen für die irdische Genußseligkeit der emancipirten menschlichen Natur einen bequem gemüthlichen Lustgarten anzulegen. Wir sind weit davon entfernt, die Poesie mit unzeitigem Rigorismus einzig nach der kurzen moralischen Elle messen zu wollen; allein hier handelt es sich nicht mehr um Moral, sondern um Vernichtung von Religion, Tugend, Ehre und Allem, was das Leben groß und edel macht. Hier wird zum erstenmal das, in allen späteren Romanen bis zum Ekel wiederholte, Dogma von der unbedingten Geschlechtsliebe verkündigt, welcher alles Andere unterthänig weichen und die ganze Welt nur zu würdigem Aufputz und Zierrath dienen soll. Ja, der Dichter sagt: „Das Weib, das aus dieser Art schlägt und die gerne Lob und Ehre bewahrt, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib.“ Und wahrlich, die Heldin Isolde ist nicht aus dieser Art geschlagen und wird daher auch als ein Muster der Weiblichkeit aufgestellt. Der Stoff des Gedichtes ist durchaus gemein: die Verführungsgeschichte einer verheiratheten Frau, die gern Lob und Ehre und Seele ihrer ehebrecherischen Liebesbrunst opfert; ein artiger, sich vor den Damen niedlich machender Fant, wie wir ihm wohl allezeit unter den eleganten Pariser Pflastertretern begegnen, der sich in seiner liebenswürdigen Flatterhaftigkeit zuletzt noch gar in eine zweite Isolde verliebt; und endlich ein schwacher Ehemann, der nicht blos gefoppt, sondern auf das schändlichste verrathen und betrogen wird und welcher am Ende noch alle Schuld allein tragen soll, weil er sich unterstanden hat, sein tolles Weib zu hüten und in ihren sauberen Kunststücken zu stören. Ueberhaupt aber muß man dem Dichter nachrühmen, daß er mit wahrhaft dämonischer Consequenz Alles jenem Dogma von der alleinseligmachenden Geschlechtsliebe beugt und unterordnet und auf diese Weise in moralischer Beziehung eine vollkommen verkehrte Welt zu Tage bringt. Da wird ver-

rätherische List und Betrug als Cardinaltugend belobt, das gewissenlose Beharren bei der Sünde heißt Treue, und die Treue der Hofleute, die es mit dem betrogenen Ehemanne gut und ehrlich meinen, wird als Untreue gebrandmarkt; ja der freigeisterische Dichter scheut sich nicht, mit der Heiligkeit des Eides und des Gebetes frevelhaften Spott zu treiben. Isolde hat nämlich, um die ihr zuerkannte Feuerprobe des Gottesgerichts für sich unschädlich zu machen, eine List erfunden, „die ihr in Noth und Gebet und Fasten der gnädige Christ eingegeben". Nun schwört sie, in „göttlicher Andacht" betend, keck den falschen Eid und faßt dann unversehrt das glühende Eisen an – „da ward es offenbar, daß der viel tugendhafte Christ viel schlaffer wie ein Aermel ist, er ist allen Herzen bereit, zum Guten und zum Betrug, sei es Ernst, sei es Spiel, er ist ja, so wie man will." – Und eine solche gleißende und funkelnde Kette von Abscheulichkeiten wird nicht etwa mit verhüllter Ironie vor uns aufgerollt, sondern unbefangen und scheinbar harmlos, als ob sich das Alles eben so ganz von selbst verstünde. Wie schade um so viel Schönheit, die hier an das absolut Häßliche verschwendet ist, um diese scharfe und tiefwahre Charakteristik des Lasters, um so viele bewundernswerthe Gewandtheit und Anmuth, die, wie ein lieblicher Strom, Alles in ihre melodischen Zauberwirbel hinabzieht!

Es ist in dem Ganzen allerdings eine indirecte tiefmoralische Lehre verborgen; aber wer mag sie in diesem betäubenden Duft der Giftblumen erkennen und herausfinden, ohne sich vielleicht tödtlich zu verwunden? Auch lag eine solche verhüllte ernste Mahnung schwerlich in der Absicht des Dichters, der vielmehr ausdrücklich erklärt, daß sein alleiniges Ziel die Darstellung des vollen Reizes und Genusses der irdischen Liebe sei, „eines so seligen Dinges, daß Niemand ohne ihre Lehre weder Tugend noch Ehre habe". Wir bezweifeln daher, daß er, wie Manche gutmüthig vermuthen, wenn er das zuletzt abgebrochene Gedicht wirklich vollendet hätte, zum Schluß noch den Teufel als Vogelscheuche oder als Pfropfen auf seine schäu-

mende Champagnerflasche gesetzt haben würde. Der weltliche Meister Gottfried wußte gewiß recht gut, daß der Teufel in solchem Handel nur dann seine unfreiwillige Schuldigkeit thut, wenn er mit seinen Schaudern und Schrecken insgeheim schon die ganze Geschichte durchschritten und nothgedrungen mitten im Taumel der trunkenen Weltlust, die grauenhaften Abgründe und den ganzen geheimnißvoll lauernden Hintergrund der Geisterwelt auf Augenblicke aufgedeckt hat, wie etwa in der Mozartschen Geistermusik zum Don Juan.

Es ist hiernach begreiflich, daß Gottfried, welcher der Schwäche der Menge schmeichelte und sie gleichsam in den poetischen Adelsstand erhob, faßlicher und beliebter war als Wolfram, der sie streng und unbequem zum inneren Kampfe mit sich selbst herausforderte. Daher hinterließ Wolfram zwar viele Nachahmer, die ihn nicht verstanden und plump zu überbieten suchten, aber keine Dichterschule wie Gottfried, weil wohl höhere Formengewandtheit, nicht aber Adel der Gesinnung und der gedankenvolle Tiefsinn des Genies sich lernen und einschulen lassen. Das Verhältniß beider war ungefähr eben so, wie in neuerer Zeit zwischen Klopstock und Wieland. Gottfried's unvollendeter Tristan fand nicht nur zwei ziemlich ungeschickte Fortsetzer in Ulrich von Thürheim und Heinrich von Freiberg; auch sein Geist verbreitete sich wie ein heimlich zehrendes Fieber in den verschiedensten Krankheitssymptomen über mehrere Dichtergenerationen, aus denen Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg als die bedeutendsten hervorragen.

Das Charakteristische der Gottfriedschen Schule aber ist eben die laxe weltmännische Lebensansicht des Meisters, die mit Sage und Heldenthum nichts mehr anzufangen weiß, daher am liebsten nach gewöhnlichen, ja gemeinen Stoffen greift und, um das Kleine groß zu machen, allen Nachdruck fast ausschließlich auf eine geleckte Form der Darstellung legt. Die Dichter, da sie nichts Bedeutendes aus der Geisterwelt zu offenbaren haben, dichten nicht mehr aus i n n e r e m Bedürfniß, sie wollen geständlich nicht belehren oder erheben, sondern nur angenehm

unterhalten. Kein Wunder daher, daß die Besseren unter ihnen allmählich ein Ueberdruß und Verzagen an der Würdigkeit ihrer Kunst überkommt und häufig in laute Klagen ausbricht.

So ist Heinrich von dem Turlin in seinem Gedicht von der (Abentiure) Krone schamlos bemüht, die schlanken Gottfried'schen Umrisse der sinnlichen Liebe ganz in's Nackte und Feiste herauszuarbeiten, und in der Heidin (angeblich von Rüdiger von Hindihofen) bildet das Alles schon den Kern und Zweck des Ganzen, bis nach und nach der trübe Strom, allen Schlamm aufwühlend, in farbigen Schiller der Fäulniß ausläuft. – Nichts von alle dem enthält Flore und Blancheflur von Konrad Flecke, die unschuldige, einfache Geschichte von der Jugendliebe zweier Kinder; dafür drängt sich hier die breite Gemüthlichkeit, Schwäche und Weichlichkeit Gottfried's, die dieser im Tristan noch liebenswürdig zu machen verstand, unangenehm in den Vordergrund. Die artigen Kinder wissen schon in ihrem fünften Jahre den ganzen Katechismus der Liebe auswendig, sie dichten und sprechen nur von Minne, Blumen und Vögelein, und der Knabe, da sie dann getrennt werden, fällt in Ohnmacht, während das Mädchen sich mit ihrem Griffel erstechen will: Scenen, die fast schon an die spätere Liebeskarikatur Siegwart's erinnern. – Dagegen hat Konrad von Würtzburg vorzüglich und mit großem Glück und Geschick die formale Seite Gottfried's erfaßt; seine meisterhaft gereimten Erzählungen gehen fast in lauter Duft und Blumen auf, während in seinem „Schwanritter" der abenteuerliche Stoff mit seinen noch etwas altfränkisch eckigen Gliedern überall das neue, knappe und elegante Kleid aus den Nähten zu reißen droht. – Rudolf von Ems endlich ist allerdings nichts weniger als frivol, folgt aber getreulich der von Gottfried eingeschlagenen Bahn von den Gipfeln des Lebens in's platte Land. Sein „Wilhelm von Orleans" handelt, unter Beseitigung alles Wunderbaren, von den gewöhnlichsten und prosaischsten Verhältnissen der Gegenwart, von Haus und Hof, guter Wirthschaft und anderen nützlichen Dingen; und der trok-

kene, aber wackergesinnte Dichter hat sonach ganz Recht, wenn er zuletzt selbst darüber stutzig wird und die lügenhaften Mähren bereut, die er früher im lieben Wahn auf Ehre und Ruhm mit sündhaftem Munde gedichtet.

Man sieht, wir sind hier unversehens bereits in eine ganz andere Luftschicht gerathen, das Ritterthum steigt allgemach von seinen Felsenburgen zu den Meierhöfen der Niederungen herab, um feinordentlich Junkerthum zu treiben. Diese Unterhaltungsdichter bilden schon sichtbar den Uebergang zu unserem modernen Roman, während die aufgelösten Elemente des alten Epos, einzeln und mannigfach zerstreut, sich vor dem abtrünnigen Adel in die sogenannten Volksbücher flüchten. Es scheint daher der geeignete Ort, diesen, auch in seiner Unförmlichkeit noch höchst interessanten Ausgang hier etwas näher in's Auge zu fassen.

Unter diesen Volksbüchern machen sich nun zunächst verschiedene Gruppen bemerklich, in denen sich jene Elemente, die in den älteren Gedichten mehr oder minder ein organisches Ganze bilden, einzeln abgelagert haben. So ist von dem noch halbheidnischen Urgebirge der Nibelungen fast nur eine einzige Felsenzacke, die wilde Kraft des hörnernen Siegfried's, übriggeblieben, wie er seinen Vater Sieghard verläßt, im Walde den Drachen tödtet, mit dessen Fett er sich bestreicht, daß von dem erstarrenden Drachenblute sich ihm der ganze Leib, nur zwischen den Achseln nicht, mit einer Horndecke überzieht; und wie er dann des Königs Gilibaldus Tochter, die ein Drache entführt hatte, errettet, sie zur Ehe nimmt und endlich vom grimmen Hagenwald an der Quelle erschlagen und in der Folge von seiner Gattin gerächt wird: Alles in bloßen schmucklosen, aber sicheren und kräftigen Umrissen. – Auch aus dem karolingischen Sagenkreise wird nur der weltliche Theil im Kaiser Octavian und vorzüglich in der Historie von den vier Haimonskindern repräsentirt: der furchtbare Vasallentrotz gegen den gleich eisernen Kaiser Karl neben rührender Treue; der gutmüthige, ehrliche Held Reinhold mit seinen ungeheueren Leidenschaften, mit seiner

Klinge Florenberg und dem Heldenrosse Bayard, daneben seine drei tapferen Brüder und sein Vetter, der schlaue Negromante Malagys; gleichsam nur ein verfärbtes Abbild des wilden, man möchte sagen, mit Blut geschriebenen Gedichts von den älteren Haimonskindern oder Reinold von Montalban. – Das unmittelbar Kirchliche und Legendarische dagegen erscheint hier nicht mehr in seiner großen symbolischen Auffassung, sondern nur in einzelnen Gestalten, in der Geschichte der seligen Euphemia, der heiligen Pfalzgräfin Genoveva und vor Allen in unseres Herrn Jesu Christi Kinderbuch (Beschreibung der Kindheit Jesu, der Flucht nach Aegypten u. s. w.), einer wunderlieblichen „Idylle in der Religion", wie es Görres nennt, welche zwar zunächst dem Leben Maria's und Christus vom Karthäusermönch Philippus (im 13ten Jahrhundert) nachgebildet ist, aber ursprünglich zu den alten apokryphischen Schriften gehört, die schon Papst Gelasius I. im Jahre 495 von den echten heiligen Büchern schied. – Die Wunderwelt der alten Dichtungen aber wird hier durch eine besonders reichhaltige Gruppe vertreten. In der Reise des engelländischen Ritters Johannis de Montevilla sind fast alle Wunderdinge, die Alexander der Große auf seinem sagenhaften Zuge angetroffen, mit eingeflochten: das Paradies im fernen Indien auf dem Berge von Adamanten, der bis zum Monde reicht; das Höllenthal, über welchem der Teufel in Gestalt eines grauenvollen Hauptes schwebt; das dunkle Land, aus dem beständig Menschenstimmen tönen, der goldene Baum mit den künstlichen Vögeln, der Vogel Phönix, die Amazonen u. s. w. Hierher gehört auch der einer Erzählung in den *„Gesta Romanorum"* entlehnte Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, so wie die aus dem gleichnamigen Gedichte Heinrich's von Veldeck in Prosa aufgelöste Historie vom Herzog in Baiern und Oesterreich, der von seinem Vater, dem Kaiser Otto, aus seinem Lande verjagt wird, nach Jerusalem wallfahrtet, Schiffbruch am Magnetberge leidet, auf einem Floß durch den Karfunkelberg fährt und in Indien für die Pygmäen gegen das Volk der Kraniche ficht. Dagegen

haben aus der in den Kreuzzügen eroberten orientalischen Feenwelt die Erd-, Luft- und Feuergeister, wie eine leichte Luftspiegelung, die jeder Hauch phantastisch wandelt, sich im „Schloß der afrikanischen Höhle Naxa“ angesiedelt. Diese Feenwelt wird aber in ihrer neuen Heimat durch ein tiefes religiöses Gefühl gehoben, von dem liebevollen Bestreben nämlich, gleichsam aus Schmerz und Mitleid mit ihrer heidnischen Schönheit, dieselbe menschlich und christlich, und somit der ewigen Seligkeit theilhaftig zu machen. Ein Zug, der namentlich der bekannten Historie von der schönen Melusine einen so eigenthümlich rührenden Reiz verleiht: wie sie, von irdischer Liebe bezwungen, sich treu und fromm zu den Menschen gesellt und dennoch, durch menschlichen Vorwitz verscheucht und einem geheimnißvollen Naturgesetz folgend, zuletzt von Gatten und Kindern scheiden und unter herzzerreißender Wehklage wieder in das Feenreich zurückkehren muß. Das schöne Thema wiederholt sich noch in manchen anderen Volkssagen, z. B. vom Donauweibchen. Jenes Volksbuch selbst aber ist aus einem altfranzösischen, schon im 14ten Jahrhundert von Jean d'Arras verfaßten und 1500 in Paris gedruckten Gedicht, dieses aber wiederum aus einer uralten Familiensage entstanden, wonach die Melusina noch oft in Wittwenkleidern erscheint und jeden Samstag um die Vesperzeit sich badet, halb als schönes Weib und halb als Schlange, oder auch, wie die spätere weiße Frau, sich am Fenster des Thurmes zeigt, einen furchtbaren scharfen Schrei ausstoßend, wenn ihren Nachkommen oder dem Lande ein großes Unglück bevorsteht. – Die einfältige fromme Schönheit der alten Minne endlich nimmt rührend Abschied von uns in der Magellone.

Es ist bekannt, daß diese fragmentarische, nur noch in einzeln abgerissenen Klängen nachhallende Poesie auch größtentheils formlos des Schmucks der Verse entbehrt. So macht sie den fast wehmüthigen Eindruck von Trümmern einer untergegangenen Welt, die in der Waldeinsamkeit längst vergessen sind, die aber der ursprüngliche Boden, als wollte er nicht von ihnen scheiden, mit Epheu und wilden Blumen mannigfach um-

schlungen und überrankt hat. Das Volk träumt hier zum letztenmale von der alten Herrlichkeit, von der das Rauschen der Wipfel, die Waldvögel und Quellen den einsamen Hirten und Jägern noch immer Wunderdinge erzählen.

Diese Volkspoesie hat aber auch ihre Kehrseite. Die gleichzeitige Strömung des Urprotestantismus, die, wie wir gesehen, die oberen Regionen der Gesellschaft durchdrang und erkältete, mußte natürlicherweise in ihrem Fortgange auch die unteren Volksschichten berühren und um so reißender und geräuschvoller werden, je tiefer sie hinabkam. Es war hier allerdings im Anfange nur noch die frische, kecke Lust an der Negation und Neuerung, die sich eben so natürlich zuerst gegen das Positivste und Conservativste im Leben, gegen die Kirche, kehrte. Wir sehen daher nun einige alte Gesellen, die wohl schon früher ziemlich unschuldig rumorten, plötzlich als entschiedene Lieblinge in der Volksgunst hervortreten. So: Morolf (den das Volk in Marcolph umtaufte), dann der Pfaffe Amis, und der Pfaff vom Kalenberg. In „Frag und Antwort König Salomoni's und Marcolphi" zieht der Bauernwitz zunächst erst gegen die geistliche Schulweisheit zu Felde. König Salomon setzt vom Throne mit salbungsvoller Feierlichkeit alle seine weisen Sprüche dem Marcolph und seinem Weibe auseinander, welche dann sogleich jeden Spruch in ihrem Volksidiom parodisch verarbeiten. Ueber Geist und Ton dieses ergötzlichen Dialogs mag das plastische Signalement des tölpischen Gesellen vielleicht die kürzeste und getreueste Auskunft geben. „Und die Person Marcolphi war kurtz, dick und grob, und hat ein groß Haupt und eine preite Stirn, roth gerunzelte harige Ohren, hängende Wangen, groß fließente Augen, der untere Lebs als ein Kalbslebs, ein stinkenden Bart, als ein Bock, plochent Händ, kurze Finger und dicke Füß, ein spitze hagerte Nasen und groß Lebsen, ein eselich Angesicht, Haar als ein Igel u. s. w." Man sieht, das Volk war in seiner Lustigkeit noch weit entfernt, seinen eigenen Anwalt zu verschonen. – Bedenklicher schon verhält es sich mit den beiden Pfaffen: Amis und vom Kalenberg. Nicht

darum, weil hier derber Scherz und Schwank neben dem Heiligen und Kirchlichen ihr keckes Spiel treiben; denn wir sahen dieselbe Erscheinung auch in den dramatischen Mysterien, wo der unbefangene und seiner selbst noch sichere Glaube nicht den geringsten Anstoß daran nahm. Aber unangenehm auffallen muß es, daß hier alle erdenklichen Schelmenstreiche und Lächerlichkeiten mit einer gewissen Schadenfreude grade den Priestern, wie eine Narrenjacke, angehängt werden; ja, wenn wir genauer zusehen, finden wir hier bereits die rohen Fundamente gelegt zum künftigen Aufklärungspalais. Es erinnert wenigstens schon sehr lebhaft an Tartüffe, an die spätere Jesuitenriecherei, und alle die wohlfeile Weltweisheit, womit seitdem der Unglaube sich zu rechtfertigen und zu beschönigen sucht, wenn z. B. der Pfaffe Amis eine reiche und alberne Gutsbesitzerin, da ihr Mann eben nicht zu Hause ist, durch Scheinheiligkeit um ein Stück feiner Leinwand betrügt, und dann bei dreißig Lichtern, die er um sich stellt, herrlich die Mette und eine Messe dazu singt, und solchen Ablaß ertheilt, daß der, welcher nach dem Ablaß auch den stärksten Appetit hatte, daran Genüge gehabt hätte: alle Sünden, die gethan waren und noch gethan werden sollten und wollten durch das ganze Leben, die wurden von dem Pfaffen alle vergeben.

Andere alte Stoffe dagegen verwandelten in dem neuen Klima allmählich ihre angeborene Physiognomie. Auch das uralte Thier-Epos beruhte auf dem eigenthümlich deutschen Naturgefühl, auf der poetischen Anschauung des geheimnisvollen Geisteslebens der Thierwelt, dessen Darstellung der einzige Sinn und Zweck war. Jetzt aber sehen wir den alten einfachen Reinhart im Reinecke Fuchs polemisch in Satire umschlagen, nicht in eine gewöhnliche Satire einzelner Personen oder Geschichten, sondern der mittelalterlichen Historie überhaupt. Es ist, wie wir schon anderswo bemerkt haben, die Opposition des sich emancipirenden Verstandes gegen den Geist des Ritterthums, des Realen gegen das Ideale, des klugen Fuchses gegen den alt und matt gewordenen Löwen. – Noch kecker und unumwundener verfährt Till Eulenspiegel in dieser geistigen

Revolution. Er hat aus den Schwänken und Schelmenstreichen der Amis, Kalenberg und aller Volksnarren sich ein schweinsledern kugelfestes Wamms zusammengeflickt, an dem, wie bei seinem Vetter Marcolph, jederlei Tugend und Weisheit, die Tapferkeit an der List, höhere Bildung am hausbackenen Verstand, Gelehrsamkeit am Bauernwitz, abprallt und stumpf wird. Hier ist das Ritterthum bereits zum Don Quixote geworden, und Till ist sein Sancho Pansa.

Eben so wenden sich nun die vielen Schelmenromane und lügenhaften Reisehistorien gegen das Wunderbare der alten Geschichten. In den Schelmenromanen müssen bereits Verschlagenheit und Zufall bei der Leitung des Ganzen die Stelle der göttlichen Vorsehung übernehmen; während in jener Reiseliteratur das Wunderbare des alten Abenteuers so übertrieben aufgeblasen wird, daß es an seiner eignen Ungeheuerlichkeit lächerlich zerplatzt. In dem ergötzlichen Guerillakriege der letzteren Gruppe hat sich besonders der „edle Finkenritter mit dem tapferen Monsieur Hans Guck in die Welt“ einen Namen gemacht, indem er noch vor seiner Geburt die Welt durchwandert, seinem eignen Kopfe, den ihm der Wind abgewehet, nachläuft u. s.w. Ihm folgt der zwischen Schelm und Prahlhans schwankende Schelmufski, der mit seinem „Bruder Graf“ herumtiostirt, bettelhaft den Cavalier spielt, mit der „Frau Großmoguln“ einen Ehrentanz aufführt, dann unversehens in's Lebbermeer geräth, und uns endlich noch spät im Münchhausen einen Urenkel hinterlassen hat.

Ein anderes wichtiges Moment dieser Volkspoesie aber, die Sage vom Faust, ist, wenn gleich einzelne zufällige Züge derselben an den mittelalterlichen Zauberer Virgilius erinnern, doch in seinem Grundwesen neueren Ursprungs, und kann daher erst weiter unten in Betracht gezogen werden.

Dem sinkenden religiösen Glauben sank das Ritterthum, das ihn vertheidigen sollte, dem sinkenden Ritterthume der Minnegesang nach, der durchaus vom Ritterthum lebte und dessen eigentliche Blüte war. Denn wenn die Poesie überhaupt mit den religiösen und sittlichen Zuständen der Nation innig zusammenhängt, so muß für deren Temperaturwechsel grade die Lyrik, als die subjectiveste Dichtungsart und Darstellung der Gegenwart, am empfindlichsten sein und, sobald dort die Nation an ihrem Innersten ungewiß und irre wird, hier auch zuerst die Verwirrung eintreten. Um aber in jener Zeit diese Verwirrung vollkommen zu machen, spielt auch noch eine mißverständliche Verwechselung und Vermischung des Neuplatonismus und des wahren Plato mit hinein, und erzeugt in der Poesie eine Art heidnischchristlicher Mythologie, wo, wie in einem nebelhaften Traume, die Heiligen der Legende und die Götter des Olymp's einander brüderlich begegnen. Daher sehen wir denn in dieser schwankenden Uebergangsperiode auch die Lyrik in alle möglichen Richtungen und Gegensätze ausfahren, Didaktisches, Rhetorik, Mystisches und Schwank bunt ineinander wirrend, so daß eine genauere Grenze kaum mehr zu erkennen ist.

Schon in Ulrich von Lichtenstein's „Frauendienst" (1255), wo Lyrisches und Episches confus durcheinanderläuft: welche widerliche Verzerrung der Minne, welch' ein durchaus unsittliches Verhältniß, das ihr zum Grunde liegt! Der verheirathete Sänger wirbt auf Tod und Leben um die Gunst einer gleichfalls verheiratheten Dame, weil es Mode ist, und die Dame, obgleich beständig höhnend, duldet es, weil es Mode ist. Er trinkt ihr Waschwasser, schneidet sich, ihr zu Liebe seine Doppellefze und einen krumm gewordenen Finger ab, und sie bewahrt gerührt den ihr verehrten Finger und betrachtet ihn alle Tage. Er tiostirt ihr zu Ehren als Venus durch 29 Tage, besucht sie als Aussätziger verkleidet, und will, da die Dame denn doch noch klüger ist als der tolle Phantast, sich zuletzt noch gar ersäufen. – Man sieht, hier ist die Minne und der Frauendienst bereits rein conventionell geworden, die Dichter glauben und fühlen selbst

nicht mehr, was sie singen, Alles wird gemacht und affectirt, und das ist überall der Tod der Lyrik. Kein Wunder daher, daß nun der Minnegesang sehr bald in's Parodische, und später immermehr in sein gerades Gegentheil, in das Materielle, Grobsinnliche und Obscöne umschlägt. Ganz den Eindruck wenigstens einer absichtslosen und unbewußten Parodie macht es, wenn jetzt Nithart die Scene von den Ritterhöfen in die Dorfschenke und die Minne unter die Knechte und Mägde verpflanzt, dabei aber, da er selbst noch zu den adeligen Sängern gehört, an die übermüthiggewordenen bäurischen Knollfinken rechts und links tüchtige Kopfstöße austheilt. Noch tiefer hinab führen dann der Tanhuser und Hadloub, wo der Minnegesang, mit Ausnahme einiger herzhaften Tanzweisen, in lauter Zech- und Schmausliedern austönt.

Aber wer hinkt, greift nach der Krücke; wo die Moral zu Ende geht, fängt das Moralisiren an. Und so folgt auch hier auf die invaliden Minnesänger die Gruppe der gnomischen Dichter, eine Erscheinung, die sich auch bei einzelnen Dichterindividuen wiederholt, wie z. B. bei Goethe, dessen wunderbares Lied zuletzt ebenfalls in Gnomologie ausgeht. Man könnte diesen Uebergang die altgewordene Lyrik nennen: grämlich, superklug, grübelnd und lehrhaft in epigrammatischen Spitzen und Sprüchen, weil der innere Lebenshauch zu langathmigen Liedern nicht mehr ausreicht. Bei der versiegenden Productionskraft lehnen sich nun jene Dichter begreiflicherweise immer mehr an die großen Vorgänger, und zwar vorzüglich an das Realistische Walther's von der Vogelweide, aber ohne dessen herzlichen Klang, und an den Ernst des Wolfram von Eschenbach, aber ohne dessen Tiefsinn; beides jedoch keineswegs entschieden getrennt, sondern wiederum verworren ineinanderlaufend, was oft die seltsamste Mischung von Dogma, Moral, Schwank und ritterlicher Convenienz giebt. Hierher gehören u. a. Reimar von Zweter, der bei aller Frömmigkeit gleichwohl gegen Papst und Kirche polemisirt, der ältere Meißner, Wernher und Marner. Am schärfsten aber wird

die Walther'sche Richtung durch den heiteren Regenbogen, so wie die Wolfram'sche durch den mystischen Frauenlob bezeichnet. Die letzten Rittersänger, wie Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein, schlagen schon einfache volksthümliche Klänge an, während bürgerliche Dichter noch überkünstlich in den alten Minnegesang hineinpfuschen, z. B. Muscatblüt, der noch wirkliche Minnelieder hat, noch an den Herrenhöfen sang, und die abenteuerlichsten Marienlieder dichtete. Ja diese allgemeine Unruhe und Rathlosigkeit zeigt sich selbst in der rastlosen phantastischen Reisewuth dieser Epigonen, die nicht mehr singend von Schloß zu Schlosse, sondern wie mit Siebenmeilenstiefeln, von Welttheil zu Welttheil schweifen. So erblicken wir den Hugo von Montfort bald als Troßbube mit den deutschen Rittern in Preußen, bald in Rußland, Norwegen, England und Schottland, dann als Koch und Ruderknecht auf dem schwarzen Meer, als Pilger in Jerusalem, als Sänger und Possenspieler am Hofe des maurischen Königs von Granada, und in Paris, wo ihm die Königin von Frankreich einen kostbaren Diamanten in seinen weißen Bart einband.

Weil aber jetzt der rechte Mittelpunkt, aus welchem allein bisher der Umkreis des irdischen Daseins bis zu seinen fernsten Stadien so scharf und klar beleuchtet worden, nach und nach abhanden gekommen war, so vermochte auch die am Gleichgültigen ermattende poetische Productionskraft nicht mehr, die Erscheinungen des Lebens unmittelbar zu individualisiren, und nahm daher zu dem abstracten Abbild desselben ihre Zuflucht. Und so sehen wir nun die Allegorie in das Lied einziehn und es bald gänzlich überwältigen. Eine der beliebtesten Allegorien war die Darstellung des Liebenden als Jäger, wie z. B. in der Jagd des Hadamar von Laber, wo das Herz des Jägers als rastlos umherspürender Hund, und der Merker als Wolf erscheint, der den Hund zu zerreißen droht. Im Spiegel wird die Treue von ihrer Kaiserin Frau Abenteuer ausgesandt, um Liebestreue zu finden. In dem Gedicht von der Liebe und dem Pfennig streitet

die Liebe gegen den Weltbeherrscher Pfennig, der am Ende die Liebe in's Wasser stößt. Die Minne selbst tritt nun als bloße allegorische Figur auf, und wird – nachdem sie bei der allmählichen Herabstimmung sinnlich geworden, ganz consequent – erst zur heidnischen Frau Venus, wie in der Mohrin, und endlich gar zur Teufelin, wie in dem Gedicht vom treuen Eckart. Ja in dem vom Kaiser Maximilian 1517 entworfenen und von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgeführten Theuerdank werden nicht mehr die Minne, Gedanken und Gefühle, sondern die gewöhnlichsten Jagd-, Krieges- und Brautfahrten pomphaft allegorisirt; ein Werk, das nicht seine Poesie, sondern seine vornehme Herkunft und prachtvolle Ausstattung berühmt gemacht.

Diese Entartung des Minnegesanges aber war nicht geeignet, die Lyrik in der Höhe und allgemeinen Achtung zu erhalten, die sie so lange behauptet hatte. Das Dichten hörte auf, eine freie ritterliche Kunst zu sein, und wurde ein besonderes Metier, das Lied war nicht mehr singbar, der Dichter nicht mehr ein Sänger, sondern ein „Sprecher". Sehr natürlich daher, daß diese Poeten, wie sie so häufig klagen, nun als Bänkelsänger an den Höfen „hinausgeworfen" wurden, und sich immer mehr zu den Städten wandten, von deren realistischem Zunftgeist die wachsende Opposition gegen das Ritterthum ausging.

Im Epos geht das Subjective im Object, in der Lyrik das Object in der subjectiven Empfindung auf. Dort verschwindet der Dichter, die Ereignisse sprechen, wie in der Geschichte, für sich selbst; hier wird der Dichter zum alleinigen Sprecher, indem er uns nur den Nachhall giebt, den das Ereigniß in seinem Herzen geweckt. Das Drama dagegen ist, wie wir schon oben angedeutet, die Durchdringung und Wiederversöhnung beider getrennten Elemente; eine Vereinigung, die jederzeit erst spät und nur dann mit Erfolg versucht wird, wenn

beide Elemente selbstständig ausgebildet und stark genug geworden, um sich aneinander messen zu können. Das Object ist hier entweder die Sage und historische Vergangenheit, oder die unmittelbare Gegenwart, oder der Conflict der letzteren mit der, jedem Zeitalter eigenthümlichen idealen Gedankenwelt, wonach das Drama sich in Lustspiel, Schauspiel oder Tragödie vertheilt. In allen diesen Verzweigungen aber wird Auffassung und Darstellung nothwendig den subjectiven Farbenton des Dichters annehmen und, da der Dichter, er stelle sich wie er wolle, selbst in seinen Idealen, immerdar ein Kind seiner Zeit bleibt, zugleich in dem jedesmaligen besonderen Schliff des Zeitgeistes sich abspiegeln. Daher giebt das Drama, wo es sich wahrhaft volksmäßig ausgebildet hat, unter allen Dichtungsarten die schärfste Signatur der wechselnden Bildung, Gesinnung und Sitte einer Nation; daher erscheinen dieselben dramatischen Gegenstände verschieden in den verschiedenen Zeiten und Völkern, und die Jungfrau von Orleans, die bei Shakespeare eine Hexe ist, fährt bei Schiller visionair auf romantischem Gewölke gen Himmel.

Hiernach sehen wir denn auch unser Drama, obgleich es niemals zu nationaler Entwickelung gelangt ist, genau dieselben Bildungsphasen des Zeitgeistes durchmachen, die wir vorhin auch beim Epos und bei der Lyrik bemerkt haben. Auf das christliche Dogma gestellt, geht in den ursprünglichen Mysterien und Moralitäten noch alles Subjective in den religiösen Geheimnissen auf, noch scheu und unbeholfen mit dem übermächtigen Stoffe ringend. Zwar werden schon früh komödienhafte Zwischenspiele mit eingeschoben, anfänglich jedoch nur in gewissenhaftem Dienst der Kirche, um die biblischen Texte volksmäßig zu paraphrasiren und durch den Contrast noch mehr zu heben. Bei der wachsenden Verweltlichung des Lebens aber verweltlicht auch das Zwischenspiel immer mehr; einheimische und fremde Volksnarren, wie der Bott Jan Posset, Pickelhäring, Stockfisch und der französische Jean Potage, laufen immer bunter, lauter und kecker dazwischen, so daß endlich die Kir-

che zögernd und ungern sich gedrungen sah, dieser Profanation durch Verbote entgegenzutreten. Allein zu offenbarem Nachtheile beider. Denn jetzt vereinsamte das Mysterium, da das mit der Welt vermittelnde Zwischenspiel wegfiel, und das Zwischenspiel, leichtsinnig und trotzig, sagte sich von seiner ursprünglichen Bedeutung völlig los, ging aus der Kirche in die Schenke und verwilderte dort zum possenhaften Fastnachtsspiele; das Mysterium wurde langweilig, und das Fastnachtsspiel gemein.

Aber die Scheidung von ursprünglich Verwandtem geschieht nirgends, ohne einen nachhaltigen moralischen Stachel im Innern zurückzulassen. Auch das excommunicirte Zwischenspiel vergalt den geistlichen Bann mit heimlichem Groll. Dieser Groll war zwar anfangs noch keineswegs unmittelbar gegen den Glauben und die Kirche, um so schlagfertiger aber gegen alles Höhere im äußeren Leben gerichtet, das sich im Mittelalter auf der Grundlage der Kirche aufgebaut hatte. Und so sehen wir denn in dieser Uebergangsperiode auch beim Drama dieselbe Erscheinung, wie bei dem Epischen und Lyrischen: eine, vorerst noch kaum sich selbst bewußte und daher harmloslustige und ergötzliche Negation des Ritterthums, seiner Tugenden, seiner Tapferkeit, seiner Minne und seiner Uebertreibungen; nur daß hier die Stelle des Eulenspiegels und seiner Gesellen durch den H a n s w u r s t vertreten wird, dessen Charakter weder polemisch noch satirisch, sondern durchaus parodisch ist.

Mit dem Wesen der Poesie mußte sich nothwendig auch die Form nach und nach verwandeln, die ja selbst hier ein Theil des Wesens ist. In der allgemeinen Herabstimmung entstand aus dem singbaren Liede das gesprochene Gedicht, und aus der Rhetorik des gesprochenen: die p o e t i s c h e P r o s a, ein zwitterhaftes Mittelding, das man auch wohl prosaische Poesie nennen könnte. Die Phantasie, welche alles Gewöhnliche und

Wirkliche in eine höhere Region emporzuheben strebt und daher auch in ihrem Ausdruck luftig und ungewöhnlich ist, hatte wegen zunehmender Alterschwäche ihre Herrschaft allmählich an den Verstand abgetreten, dessen massiver Boden eben die praktische Wirklichkeit ist. Die Sprache der Phantasie aber ist die geheimnißvolle Musik des Verses, die Sprache des Verstandes die Prosa.

Schon früher hatten die Reimchroniken hart und mühsam die schwerfälligen Fundamente zu der Uebergangsbrücke gelegt, welche dann von den Volksbüchern, die wir in anderer Beziehung schon oben erwähnt, anmuthig überbaut und vollendet wurde, indem sie die alten Gedichte für das neue Bedürfniß in Prosa auflösten. Wir müssen hier noch immer die unzerstörbare Gewalt des Inhalts bewundern, können aber nur bedauern, daß die schöne Form zertrümmert ward. Wie aber auf diesem tonlosen Wege die poetische Prosa zuletzt unvermeidlich bei der völlig prosaischen Poesie anlangen mußte, bezeugt am deutlichsten der Weißkunig, ein, gleich dem Theuerdank vom Kaiser Maximilian I. entworfenes Geschichtswerk, das mit allegorischer Dichterprätension die Regierung dieses Kaisers, so wie Kaiser Friedrich's III. verschnörkelt und hölzern schildert.

Den letzten und nicht geringsten Stoß nach der Prosa hin gab endlich auch die Erfindung der Buchdruckerkunst, indem nun gar an die Stelle des lebendigen Worts der Buchstabe in die Stelle des persönlichen mimischen Sprechers der einsame Leser trat. Das gedruckte Buch hat, wie der Rechenknecht für das Gedächtniß, für den Geist überhaupt etwas Mumienhaftes, Stationaires und Abgemachtes, worauf sich zu jeder Zeit bequem ausruhen läßt, während die lebendige Tradition, so lange sie wirklich lebendig, nothwendig in einer beständigen Fortbildung begriffen ist. Durch den Druck ist aber in der That die ganze Literatur ein Buch geworden, in welchem Jeder nach Belieben blättern mag, und daraus ein allgemeiner Dilettantismus der Producenten wie der Consumenten, entstanden. Ehe-

dem dichtete der Sänger für eine gewisse i d e a l e Totalität seiner Nation, oder auch für einen bestimmten Kreis spruchfähiger Freunde und Gönner, und war in beiden Fällen des Verständnisses und geistigen Wiederhalls gewiß; ganz abgesehen davon, daß bei der Kostbarkeit und zeitraubenden Mühe einer Vervielfältigung der Gedichte in der Regel nur das Beste sich erhalten und vererben konnte. Jetzt dagegen bringt jeder Phantast – das Volk sagt treffend: „er lügt wie gedruckt" – seine wohlfeile Weisheit auf den großen Plundermarkt, wo Perlen und Kraut und Rüben durcheinanderliegen, und ein Jeder nach seines Herzens Gelüsten auf's Gerathewohl zugreifen kann. Eine erstaunliche Confusion, die noch bis heut fortzuwachsen scheint; die Köchin liest beim Messerabwischen ihre Jungfrau von Orleans, die Dame ihre „Mimili". Eine maßlose Concurrenz mag für alles Fabrikwesen ganz dienlich sein; h i e r führt sie selbst zur Fabrikation. Der arme Poet, wenn er wenigstens auf ein Decennium unsterblich werden will, muß unausgesetzt seine Rivalen in der Gunst der chaotischen Menge durch immer neue Knalleffecte auszustechen suchen; und so erzeugt sich fortwährend ein ekelhaft zärtliches Verhältniß und Liebäugeln zwischen Dichterpöbel und Lesepöbel. Nun ist allerdings die Poesie nie und nirgends ausschließliche Sache der Aristokraten, der Gelehrten oder sonst einer Kaste, und wo sie es eine Zeitlang wirklich war, ist sie auch jedesmal schmählich zu Grunde gegangen. Aber eben so verderblich ist jene communistische Rebellion gegen die hohe Aristokratie, den Geburtsadel des Genies, der nun einmal auf diesem Gebiet von Gottes Gnaden souverain ist. Denn selbst das freie Volkslied wird nicht von der wüsten Menge, sondern von einzelnen berufenen Hirten und Jägern auf einsamer Alp, oder vom Liebenden oder jauchzenden Tänzer und Zecher in glücklicher Stunde weniger erfunden, als vielmehr nur der durch's ganze Volk gehende Klang von Freud und Leid gefunden; und nur in diesem Sinne ist es wahr, daß das Volk dichte.

Die wahre Poesie ist indeß glücklicherweise, wenngleich in

der äußerlichen Form verwundbar, doch in ihrem Grundwesen unverwüstlich. Mitten in diesem weltlichen Getümmel flüchtete sie sich daher unerwartet aus dem Buche wieder zum lebendigen Worte, indem sie in ihrem neuen Prosa-Gewande noch einmal zu ihrer ursprünglichen Heimat, zur Kirche, zurückkehrte. Es ist nicht blos der große Inhalt, sondern auch die wunderbare Poesie der Darstellung, welche die Predigten des Franziskaners Berthold von Regensburg so gewaltig machte, daß ihm Tausende folgten, wenn er von Bergen, an einsamen Feldkapellen oder im Walde zum Volke redete. In den Predigten Suso's, wie in den Betrachtungen des Thomas von Kempen, steigt die uralte Minne noch einmal in ihrer reinsten Flamme schlank und klar zum Himmel auf. Dieselbe Kraft poetischer Weihe hat in den Predigten Johann Tauler's und Geiler's von Kaisersberg – obgleich der letztere, um populair zu sein, mit seinen seltsamen Vergleichungen schon öfters wieder in's Weltliche abschweift und gewissermaßen der Vorläufer Abraham's a Santa Clara ist – einen Blick in den Abgrund der göttlichen Geheimnisse eröffnet, von dem die scholastische Theologie nichts ahnte.

Diese großen Männer bewähren am leuchtendsten den ewigen Bund von Religion und Poesie. Wie sehr irren daher diejenigen, welche aus Verstandeshochmuth oder vielleicht noch häufiger aus schwächlicher Scheu und Zaghaftigkeit jenen Bund als eine sündhafte Profanation verläugnen möchten, weil sie in ihrer Gemüthstrockenheit in der Poesie nur eitel Schmuck und Spiel zu erkennen im Stande sind. Die Religion aber nimmt – es kann nicht oft genug wiederholt werden – den ganzen Menschen, mithin auch Gefühl und Phantasie in Anspruch, welches eben die Grundelemente der Poesie sind. Warum denn also dem Menschen grade für seinen höchsten Flug die ihm von Gott verliehenen Schwingen brechen? Alle Religion ist, weil unergründlich, wesentlich zugleich auch mystisch; die Mystik aber kann nicht unmittelbar in Begriffen, sie kann nur in An-

schauungen, also nur symbolisch und bildlich zu uns reden; und es wäre daher thöricht, ja frevelhaft, der Kirche das Bild, und der Wahrheit der Religion ihre Schönheit rauben zu wollen.

V.

Die Poesie der Reformation

Alle Poesie ist nur der Ausdruck, gleichsam der seelische Leib der inneren Geschichte der Nation; die innere Geschichte der Nation aber ist ihre Religion; es kann daher die Literatur eines Volkes nur gewürdigt und verstanden werden im Zusammenhange mit dem jedesmaligen religiösen Standpunkt derselben. So erscheint auch die deutsche Poesie der neueren Zeit von der sogenannten Reformation und deren verschiedenen Entwickelungen und Verwickelungen wesentlich bedingt. Die Reformation aber hat einen durch alle ihre Verwandlungen hindurchgehenden Faden: sie hat die revolutionaire Emancipation der Subjectivität zu ihrem Princip erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma gesetzt, und seitdem sind alle literarischen Bewegungen des nördlichen Deutschlands mehr oder minder kühne Demonstrationen nach dieser Richtung hin gewesen.

Es geht durch unsere ganze Literaturgeschichte ein alter, Recht und Unrecht seltsam verwirrender Streit, der noch bis heut nicht beigelegt ist. Wenn man die Einen anhört, sollte man in der That meinen, die deutsche Poesie sei erst von der Reformation erfunden worden, während die Anderen ihr allein den gänzlichen Verfall aller Kunst zuschreiben. Die Wahrheit liegt jedoch hier, wie fast überall in solchen Fällen, zwischen den beiden Extremen. Der Protestantismus der menschlichen Natur ist bei weitem älter, als die Reformation; er hatte, wie wir oben gesehen, schon längst die beiden Pfeiler der alten Poesie, die Kirche und das auf ihr aufgebaute Ritterthum, heimlich zerfressen und gelockert. Die Reformation hat diesen Protestantismus nur vollendet und zum allgemeinen Volksbewußtsein ge-

bracht und ihm dadurch allerdings eine unberechenbare Kraft verliehen. Und eben darin liegt die Größe und welthistorische Bedeutung dieser geistigen Revolution, daß sie in der allgemeinen Verwirrung die ungewissen Zustände klar machte und Jeden nach seiner Farbe keck auf seine rechte Stelle wies; denn jede heimlich zehrende Krankheit kann nur, nachdem sie offen erkannt worden, durch eine entscheidende Krise geheilt werden.

Die Krise aber ist noch nicht die Heilung selbst, sie ist nur die Möglichkeit der Heilung und steigert vielmehr für den Augenblick das Uebel auf Tod oder Leben; der Ausgang steht allein in Gottes Hand. Und so sehen wir denn auch die Reformation auf die Poesie von der hier natürlicherweise allein die Rede sein kann, zunächst einen fast tödtlichen Einfluß ausüben und zwar durch zwei ihrer Hauptmomente: durch den Umschwung des religiösen Glaubens und durch die scharfe Scheidung der berauschten und mit sich selbst höchstzufriedenen Gegenwart von der großen Vergangenheit des Volks.

Der Glaube nämlich, da ihm der rechte Inhalt genommen war, wurde nun allmählich auf die knappe Diät der bloßen Moral gesetzt, bei der eine gesunde Poesie nicht wohl bestehen kann. – Indem aber ferner die Reformation mit der neuen Weltansicht die ganze Weltgeschichte gleichsam von neuem anfangen wollte, zerriß sie zugleich auch willkürlich und gewaltsam den goldenen Faden der Tradition, die im Verlauf der Jahrhunderte die wechselnden Geschlechter verbunden. Es war natürlich, daß dieselbe, da sie hiernach ganz folgerecht das Mittelalter ignoriren oder als katholische dicke Finsterniß überspringen mußte, in ihrer plötzlichen Isolirung und Verarmung nun, wie in der Religion auf ein vermeintliches Urchristenthum, auch in der Poesie auf einen völlig neutralen Boden, auf das griechische und römische Alterthum zurückgriff, und anstatt der Kirchenheiligen die alten Heroen und Götter, an die Stelle der Legende die heidnische Mythologie setzte. Hierzu bedurfte sie jedoch vor allem Andern der Philologie, die sich auch schon von anderer Seite wegen der nunmehrigen Ueberset-

zungen und Auslegungen der Bibel unentbehrlich gemacht hatte und daher jetzt zu einer monströsen Wichtigkeit gelangte. Dies bedingte aber, wie sich von selbst versteht, Vorstudien, die das Volk nicht machen konnte und wollte, und so entstand die Gelehrtenpoesie, welche zunächst fast nur lateinisch redete. Nun wissen wir zwar sehr wohl, daß auch schon die mittelalterliche Poesie das classische Alterthum kannte und mannigfach benutzte, aber blos um es zu christianisiren. Eben so wissen wir, daß der vornehme Minnegesang dem Volke großentheils fremd geblieben; aber er hing, wenn auch nicht im Tone, doch in seinem innersten Kern und Wesen noch überall mit dem Glauben, den Vorstellungen und Traditionen des Volkes lebendig zusammen, und diese adeligen Dichter waren am wenigsten in der Lage, sich als Gelehrte zu überheben, da ihre Hauptführer, wie z. B. Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein, bekanntlich nicht einmal lesen und schreiben konnten. Jetzt dagegen wurde auf einmal eine noch bis heut nicht überbrückte Kluft zwischen Volk und Dichtern gerissen und mitten in Deutschland ein heidnischer Parnaß künstlich aufgethürmt, von dem die gelehrten Poeten mit derselben Verachtung auf das Volk herabblickten, als das Volk zu ihnen hinauf, wo es nicht vielmehr völlig gleichgültig daran vorüberging. Wenn aber dennoch in späterer Zeit die deutsche Poesie allerdings einen sehr merkwürdigen und glänzenden Aufschwung nahm, so geschah dies nicht durch die neue Glaubenslehre, sondern in Folge einer Philosophie, die mit Katholisch und Evangelisch und mit dem Christenthum überhaupt nichts mehr zu schaffen hat; und ist diese Philosophie wirklich nur durch die Reformation veranlaßt und möglich geworden, wie ihre Vertheidiger von ihr rühmen, so ist dies wenigstens ein Verdienst, um das wir sie nicht beneiden möchten.

Jenes Isoliren und Verpflanzen der Poesie aus dem alten nationalen Boden in ein ganz fremdes Klima mußte nun zunächst das Epos, das nur von der Vergangenheit lebt, am empfindlichsten treffen. Daher verklangen nun die alten Volks-

gesänge, und die einzelnen Erinnerungen, die sich noch in die Volksbücher und fliegenden Blätter herübergerettet hatten, wurden von den Gebildeten als mittelalterliches Unkraut verspottet und voll Entrüstung ausgejätet, damit es ihre Versailler Schnörkelgärten nicht überwuchere. Die Nibelungen und Parceval waren gänzlich vergessen und mußten später erst gleichsam wieder neu entdeckt werden. Der Schweizer Bodmer war es, der sie, gleich versteinertem Riesengebein, aus dem allgemeinen Schutt hervorholte, ohne jedoch sich selbst noch darin zurechtfinden, oder bei den Zeitgenossen irgend eine Theilnahme dafür erwecken zu können. Erst der neueren Romantik war das bedeutende Verdienst vorbehalten, diese alte Heldenwelt wieder ebenbürtig und national zu machen.

Aber auch das Kunstepos ruhte jetzt und hätte recht klug daran gethan, diese ganze Zeit zu verschlafen. Aber das that es nicht; es schwieg nur so lange, bis die Gelehrten ihr Surrogat-Schaugerüste mühselig zusammengezimmert hatten. Der Reichsfreiherr Christoph Otto von Schönaich faßte sich endlich ein Herz und trat kühn mit seinem Cheruskerhelden Hermann hervor, der sich mit Allongeperücke und obligatem Galanteriedegen gar wunderlich ausnimmt. Der Stoff ist gewiß groß und der Patriotismus nicht gering; der Dichter aber verhält sich dabei eben wie ein damaliger Gardelieutenant zu einem Helden. Auch dieser Hermann war billigerweise längst begraben und vergessen, als er, zu gerechtem Erstaunen der verwandelten Welt, wie ein spukhafter Revenant, im Jahre 1805 noch einmal auf der Leipziger Messe erschien. – Der Nimrod eines gewissen Heldendichters Naumann ist nur noch als literarisches Curiosum bemerkenswerth. Leider müssen wir aber hier auch den alten wackeren Bodmer nennen, der, mit eben so viel poetischem Sinn als Dichterungeschick, in seiner Noachide bis in die vorsündfluthliche Zeit zurückgriff, für deren Nebelferne sich Niemand lebhaft interessiren mochte; die schwerfällige Arche blieb schmählich auf dem Sande sitzen. Da ging unerwartet mitten in dieser falbgrauen Nacht ein

Dichtergestirn auf, das wir füglich als den Morgenstern der neueren Poesie begrüßen können. Klopstock versetzte 1748 durch die drei ersten Gesänge seiner Messiade die Mitwelt in eine seitdem nie wieder vorgekommene Bewegung und Bewunderung. Klopstock war überhaupt ein durchaus aufregender Geist, und hatte das Ritterliche der alten Heldendichter. Wie diese verbrachte er seine Jugendzeit in freier Luft mit kräftigenden Körperübungen, er war ein gewandter Reiter und Schwimmer und der berühmteste Meister im Schlittschuhlaufen; und wenn Wolfram von Eschenbach und die Andern persönlich in Palästina mitfochten, so hat Klopstock eben so tapfer auf der mehr innerlich gewordenen Wahlstatt für das Kreuz gestritten. Man muß sich nur die damaligen Zustände vergegenwärtigen, um seine hohe Bedeutung und seinen Muth gehörig zu würdigen. Auf der einen Seite standen die Orthodoxen, für jeden Andersdenkenden heimlich den Scheiterhaufen rüstend; und ihnen gegenüber die eben so intoleranten Freigeister, die sich um Voltaire's windige Fahne schaarten. Kein Wunder daher, daß Klopstock bei seiner ersten wie aus den Wolken gefallenen Erscheinung von Gottsched und seinem hölzernen Gefolge auf das gemeinste verhöhnt und verlästert wurde, während ihn namentlich die ernstere und begabtere Jugend stürmisch als ihren Schutzheiligen ausrief, so daß er selbst zwischen den beständigen Weihrauchwolken sich mit einer gewissen priesterlichen Feierlichkeit bewegte.

Einen Theil dieses großen Interesses hatte indeß seine Messiade auch dem Umstande zu verdanken, daß sie in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln unverkennbar ein echtes Product der Reformation ist, welche damals in der deutschen Literatur fast ausschließlich den Ton angab. Die Reformation hatte, wie schon oft bemerkt worden, die geoffenbarte Wahrheit mehr oder minder von deren individueller Auffassung und der Empfindung jedes Einzelnen abhängig gemacht. Und dieses tiefe religiöse Gefühl, womit die Messiade den Buchstabenglauben der Orthodoxen gewaltig aus seiner Erstarrung geweckt und

von neuem belebt hat, ist eben die unvergängliche Schönheit dieses Gedichts. Aber eben darum ist auch, dem Sinn und Wesen des Epos gänzlich zuwider, hier alles Objective in dem subjectiven Gefühl des Dichters aufgegangen. Nicht die gewaltige überirdische Welt redet hier durch den Dichter, sondern der Dichter spricht in den Worten Gottes, in den Gesängen der Engel wie in den Flüchen der verdammten Dämonen. Ja, einer seiner Teufel ist gradezu sentimental und hat sich durch seine Liebenswürdigkeit besonders die Theilnahme der gerührten Frauen gewonnen, die für seine Begnadigung zärtlich besorgt waren. Ueberall hat hiernach das Lyrische, Elegische und Rührende die plastische Erzählung überwältigt, und es ist in diesem Betracht bezeichnend, daß Klopstock bekanntlich als Schüler der Schulpforte durch einen T r a u m zu der Messiade inspirirt wurde, und daß eben die ersten Gesänge derselben, die er noch als Jüngling gedichtet, auch die gelungensten sind.

Außer jener Souverainetätserklärung des subjectiven Dafürhaltens und Gefühls in religiösen Dingen hat indeß die Reformation mit ihrer geistigen Bilderstürmerei auch den Himmel so ziemlich verödet und die frommen Traditionen und Heiligen der vergangenen Jahrhunderte in der finsteren Rumpelkammer des Mittelalters beigesetzt. Und auch diese Richtung der neuen Glaubenslehre macht sich in der Messiade empfindlich fühlbar. Wie viele erhabene Gestalten und Momente hätte die altkirchliche Tradition, selbst für seine Neigung zum Pathetischen und Rührenden, hier dem Dichter dargeboten! Klopstock verschmähte sie, weil er sie nicht kannte, oder aus protestantischer Scheu vor katholischem Aberglauben, da freilich Sinn und Bedürfniß dafür längst verloren waren. Daher in seinem Gedicht die auffallende Armuth an Handlung und lebendiger Anschauung; Gott und Menschen und Engel und Teufel machen eben nichts, als lange rhetorische Debatten über das, was und warum sie es thun wollen. Da ist keine kühne Symbolik der göttlichen Geheimnisse, wie etwa bei Dante, sondern nur mehr oder minder willkürlich ideale, farb- und gestaltlos verschwimmende

christliche Mythologie, welche nicht selten an die feierlich vorüberziehenden Schatten erinnert, womit Ossian die alte Helden- und Sagenwelt vernebelt.

Der besondere Nachdruck endlich, den die Reformation auf das Studium des Alterthums gelegt, hat auch der Messiade wunderlicherweise eine gelehrt antike Färbung gegeben. Wir verkennen nicht einen Augenblick das unberechenbare Verdienst, das sich Klopstock durch seine ernste und geistvolle Behandlung der alten Metrik um die Reinigung und Veredelung der damals theils verwilderten, theils künstlich verdrehten Sprache erworben hat. Aber wir müssen durchaus in Abrede stellen, daß grade h i e r das Griechenthum die natürliche oder auch nur entfernt angemessene Form der Darstellung war. Der Reim, den Klopstock ü b e r a l l verbannen wollte, ist keine leere Spielerei oder willkürliche Erfindung, er ist die geheimnißvolle Melodie zum Text, die Musik der Gedanken. Es ist überhaupt eine bloße Einbildung der Gelehrten, daß dieser Streckvers von Hexameter, der ja selbst bei den alten Römern nie volksthümlich wurde, jemals wirklich deutsch geworden. Es bleibt immerhin ein erzwungener fremder Klang darin, ein leiser Anhauch gelehrter Stubenluft, der grade in dem Innerlichsten am empfindlichsten stört und verletzt. Oder wer möchte wohl im herzlichen Gebet zu Gott, oder auch nur mit seiner Geliebten in Hexametern sprechen?

Allen diesen reformatorischen Eigenthümlichkeiten der Messiade aber ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß dieses großartig gedachte, hochgestimmte und durchaus christliche Gedicht niemals wirklich und lebendig in's V o l k gegangen; und dieser halbmißlungene Versuch eines mächtigen Dichtergeistes zeigt eben nur, daß die Richtung, welche die Reformation in die Poesie gebracht, jedenfalls am allerwenigsten für das Epos geeignet war.

Diese Richtung drängte vielmehr nothwendig vom Epos zum modernen R o m a n ; und zwar durch die Wichtigkeit, die sie

der Subjectivität eingeräumt, so wie durch die Herrschaft, die sie demzufolge dem Verstande zutheilen mußte. Beides aber widersprach der Natur des Epos. Das Epos ist der Mensch in der Welt, der Roman die Welt im Menschen. Dort verschwindet das Subjective in dem großen Strom des Weltganges, der, weil er im Zweck und Ursprung unerforschlich, nur durch die Phantasie gleichsam divinatorisch aufzufassen ist. Im Roman dagegen ist nicht das Factische, nicht die plastische Gewalt der Handlungen, sondern deren Motiv der eigentliche Gegenstand der Darstellung. Die pragmatische Motivirung aber, diese Naturgeschichte des inneren Menschen, ist wesentlich Sache des Verstandes, und der Verstand, da es ihm weniger um die Schönheit, als um Deutlichkeit und Klarheit zu thun ist, wählt sich überall die freieste Form des Ausdrucks: die Prosa. Der Roman ist daher die Poesie des Verstandes in ungebundener Rede.

Hiernach können jedoch die sogenannten Ritter- und Volksromane, obgleich sie die alten Heldengedichte auch bereits in Prosa aufgelöst hatten, noch keineswegs zu den eigentlichen Romanen gezählt werden. Sie adoptirten die Prosa nicht aus innerem Bedürfniß, sondern aus leidiger Noth, weil die Lesewelt für den Vers schon zu flügellahm geworden war. In ihnen ist noch gewaltiger Stoff, und nichts als Stoff. Die Phantasie, wenn gleich schon bedeutend abgeschwächt, hat noch immer die Alleinherrschaft, ihre Helden stürmen noch immer von That zu That, von Abenteuer zu Abenteuer; während der spätere Romanheld sich passiv in sich selbst zurückzieht, retardirend, reflectirend, exponirend und raisonnirend, eine Art von Maulheld, der nicht die Ereignisse macht, sondern von den Ereignissen gemacht wird. Es handelt sich hier nicht mehr um ein großes objectives Weltbild, sondern um ein subjectives Seelengemälde.

Von diesem seinem Ziele ist indeß der Roman d e r Periode, in welche wir hier eingetreten sind, noch weit entfernt. Der regierende Verstand stand so eben noch in der derbsten Blüte seiner Lümmeljahre, er hatte die Poesie, wie andere unnütze

Dinge, prüfend in ihre Elemente zerlegt, und nun wollten die auseinandergefallenen Glieder nicht wieder zusammenpassen. Da schloß er aus Abscheu vor der gemeinen Volksphantasie, die ihn beständig in seinem mühsamsten Calcül störend, dazwischenfuhr, ein Schutz- und Trutzbündniß mit der ebenbürtigen Gelehrsamkeit. Und so erzeugten die Beiden, wie bei der ersten Erdformation der Urwelt, jene mißgeschaffenen Ungeheuer von Romanen, wahre Mammuths und Mastodone, deren ungestalte Riesenleiber Gras und Blumen des Parnasses zertrampelten und sich Holz und Rinde ungeschlacht zum Fraße brachen.

Dies begab sich aber, bei der deutschen Gelehrtengründlichkeit, nicht ohne vorherigen Anlauf weitläufiger Vorstudien. Der unfruchtbare Verstand, da er sich der erfinderischen Phantasie vornehm entschlagen hatte, mußte nun erst beim Auslande in die Schule gehen und sich anfangs mit bloßen Uebersetzungen begnügen. Unter diesem aus der Fremde herbeigeholten Succurs zeichnet sich besonders der berühmte Amadis von Gallien aus, ein Held zweifelhafter, wahrscheinlich ursprünglich portugiesischer Herkunft, der aber zunächst über Frankreich zu uns gekommen. Er tiostirt noch frisch und keck genug durch ganz Europa, gleichsam zum letzten Scheidegruß des alten Ritterthums, hat sich indeß auf seiner Fahrt doch schon manches Neue abgesehen. Unter seiner Pickelhaube macht sich bereits ein leiser Ansatz zum künftigen Haarbeutel bemerkbar; ja, seine funkelnde Pickelhaube selbst gemahnt uns nicht selten an Don Quixote's Barbierbecken, das bekanntlich Mambrin's Helm vorstellen soll.

Endlich aber faßten sich denn doch die Gelehrten ein Herz und brachen massenhaft und unter nicht geringem Lärm mit ihren Liebes- und Heldengeschichten aus den Studierstuben in die erstaunte Welt hervor. Alle diese Helden- oder Wundergeschichten, wie sie gleichfalls genannt werden, lassen sich trotz der Feindschaft und Gehässigkeit, womit sie zum Theil selbst untereinander hadern und streiten, dennoch an einigen, Allen gemeinschaftlichen, Familienzügen

leicht als Eine Sippschaft erkennen. Was uns zunächst fast schreckhaft an ihnen auffällt, ist ihre monströse Unförmlichkeit, eine elementarische Confusion aller möglichen und unmöglichen Dichtungsarten, die hier chaotisch nebeneinander liegen und kaum noch den Versuch machen, sich zu einem organischen Ganzen zu gestalten. Da sind mitten in die episch sein sollende prosaische Erzählung lange Reimereien, einzelne Lieder, zierliche Schäferspiele, ja ganze Dramen eingeschoben, und zwischen durch, um die Verwirrung vollkommen zu machen, laufen noch sogenannte „Nebengeschichten", die mit der Hauptsache gar nichts zu schaffen haben und einen am Ende völlig unentwirrbaren Knäuel von Verwicklungen bilden. Kein Wunder daher, daß fast jeder dieser Romane mehrere Foliobände füllt, wie denn z. B. die„Aramena" des Herzogs Ulrich von Braunschweig nicht weniger als 6822 Seiten enthält.

Noch widerlicher aber berührt uns die allgemeine Herabstimmung des Lebens, die sich hier kundgiebt. Die frische, kühne, wildfreie Waldeinsamkeit erscheint jetzt als ein französischer Lustgarten mit verschnittenen Bäumen, bunten Scherbenbeeten und geradlinigen Alleen; die ungezogenen Gebirgsquellen sind eingefangen, um unten als Fontainen artige Kunststücke zu machen, die Berg- und Waldgeister haben sich in bleiche stumme Statuen heidnischer Götter und Allegorien, die ganze Natur in einen großen Conversationssaal verwandelt. Aus den Rittern aber sind schnöde Cavaliere und Kammerherren, aus den alten Heldenthaten und Abenteuern adelige Spazierfahrten und Hoffeste geworden. So wird von Joh. Ulr. König in seinem „August im Lager" eine ordinaire Heerschau allen Ernstes als hochwichtiger Heroismus gefeiert, wo unter anderen Allegorien auch die Eintracht erscheint, „das silberhelle Haar hinterwärts von einem Band umwunden und unausreißlich fest in einen Zopf gebunden."

Hiernach ist denn auch die Liebe, da sie, wie beim Verfall des Minnegesanges, rein conventionell geworden, hier nur noch als eine einmal hergebrachte Arabeske und Einrahmung des

eigentlichen Textes verwendet; und w a s für eine Liebe! In der „asiatischen Banise“ von Ziegler z. B. haranguirt eine liebende Prinzessin, mit einem Dolche in der Hand, den sie verschmähenden königlichen Liebhaber folgendermaßen: „So schaue demnach, unbarmherziger Tyranne, wie dieses verspritzte Blut auf ewig um Rache wider Dich schreien und Dein unempfindliches Herze Tag und Nacht vor den Göttern verklagen soll. Rühme Dich nicht, diamantene Seele! daß Dich Deine Prinzessin bis in den Tod geliebet und um dieser Liebe willen ihre Brust durchbohret habe, denn dieser Stich wird mir durch's Herze, Dir aber durch die Seele dringen, mir kurze Schmerzen und Dir ewige Qual verschaffen: weil Dich mein blutiger Geist auch bis an's Ende der Welt verfolgen, stündlich vor Deinen Augen schweben und Dir Deine Grausamkeit vorrücken soll!“ In solcher convulsivischen Erhitzung suchte jetzt die Liebe, weil nicht mehr empfunden und durchaus unwahr, sich überall selbst zu überbieten; einem Furchtsamen vergleichbar, der seinen defecten Muth durch furchtbares Bramarbasiren zu verdekken und zu ersetzen meint. – Außer dieser gemeinsamen Physiognomie aber hat diese Literatur noch e i n e n ganz allgemeinen Grundtypus: Das ist ihre unerhörte Langweiligkeit.

Wie verbreitet übrigens dieselbe gewesen, mag man schon daraus abnehmen, daß der Magister Schwab in Leipzig noch zu Gottsched's Zeiten allein aus dem 17ten Jahrhundert über anderthalb Tausend solcher deutscher Romane besaß. Es ist bei so immenser Fabrikation daher natürlich, daß sie, trotz aller Familienähnlichkeit, sich mehr oder minder in die Arbeit theilen mußten; und so wollen wir denn versuchen, sie nach ihrer speciellen Handthierung wenigstens in einige Hauptgruppen zu sondern.

Die bei weitem zahlreichste Classe ist die der eigentlich Gelehrten, denen es lediglich um eine breite Schaustellung ihrer Gelehrsamkeit zu thun ist, wo alle erdenklichen Artikel des Wissens, nur leider eben die Poesie nicht, unter der Firma irgend eines gleichgültigen Liebespaares mit großer Prätension

und Selbstschätzung an die lernbegierige Lesewelt ausgeboten werden. Man könnte ihre Romane poetische, gewissermaßen tollgewordene Realencyklopädien nennen. Zierlicher nennt sie Birken in seiner Vorrede zur Aramena: „Gärten, in denen auf den Geschichtsstämmen die Früchte der Staats- und Tugendlehre mitten unter Blumenbeeten angenehmer Gedichte herfürwachsen und zeitigen"; und Lohenstein sagt: „die Weisheit und ernste Wissenschaft müssen der Grund, jenes (das Dichten) der Ausputz sein, wenn ein gelehrter Mann einer korinthischen Säule gleichen soll." – Solcher korinthischen Säulen aber gab es hier vorzüglich drei: Zesen, Ziegler und Lohenstein selbst.

Philipp von Zesen benutzt in seiner „Aßenat" beiläufig die magere Geschichte des Patriarchen Joseph, um uns in kurzhüpfenden Sätzen und langathmigen Anmerkungen über das Staatsregiment und den Hofprunk Aegyptens aufzuklären. Er verwahrt sich daher auch audrücklich gegen jeden Verdacht etwaiger Erfindung und nennt selbstzufrieden seinen Roman eine Staats- und Liebesgeschichte. Dabei hat er eine solche Freude darüber, etwas Originaldeutsches zu schreiben, „worin auch eine liebliche Ernsthaftigkeit gemischet wäre", daß er in der Hitze seines puristischen Patriotismus flink alle Fremdwörter verdeutscht und dadurch eine wunderliche Abenteuerlichkeit der Sprache zu Tage fördert, die in der That höchst ergötzlich und jetzt wohl nur noch das einzige Genießbare an dem dickleibigen Buche ist. – Heinrich Anselm von Ziegler und Klipphausen (1663–1697) dagegen hat sich insbesondere auf das Ethnographische gelegt. In seiner berühmten „asiatischen Banise, oder blutiges, doch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend", schildert er uns die Sitten und Gebräuche eines barbarischen Volks und beginnt den Roman fürchterlich genug mit: „Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere die Pracht deiner mit Gold bedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den

Untergang des königlichen Hauses befördert oder solchen nicht nach äußerstem Vermögen auch mit Daransetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter, es könnten meine Augen zu donnerschwangeren Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluthen werden: ich wollte mit tausend Keilen als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zornes nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann sammt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe!" – Doch Daniel Caspar von Lohenstein überbot sie Alle, indem er in seinem „großmüthigen Feldherrn Arminius nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda" (1689) endlich Alles, was damals die Gelehrten wußten oder zu wissen sich einbildeten, Geographie, Völker- und Länderkunde, Astrologie und Geschichte unausreißlich fest in Einen ungeheueren Zopf zusammengebunden, der für jeden Kopf paßte und daher auch in der That eine geraume Zeit lang in die Mode kam.

Eine zweite, der vorigen nahverwandte Gruppe bilden die Räthselromane, riesenhafte Geschichtscharaden, deren politische Nüsse, je härter sie zu knacken, nur um so willkommener und angesehener waren. Sie sind ganz besonders bezeichnend für ihre Zeit. Das invalide Ritterthum hatte sich bei den Höfen in Pension gegeben, welche nun ihrerseits das Ritterthum vorstellen sollten, und die Höfe, da ihnen der auf das Christenthum gebaute Staatsorganismus abhandengekommen, hatten dafür ihre Sache auf eine Cabinetsweisheit gestellt, die nicht durch die Treue, sondern durch die Ueberlistung und Schwäche der Andern stark werden wollte; ein überkünstliches Gewebe von Halblügen, Schlauheiten und Täuschungen, das sie prächtig: *ratio status* nannten. Und eben dies ist der Gegenstand dieser Räthselromane. Sie handeln mit unendlicher Wichtigthuerei von den geheimen Hofintriguen, und wie der *ratio status* reden sie von dem und jenem und meinen etwas ganz Anderes. So

erzählt uns Dietrich von dem Werder in seiner „Diana“ (1644) eine Menge Liebeshistorien von Dinanderfo, Lodafo, Lastevin u. s. w., und versteht darunter die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und seiner Helden; weshalb denn damals rühmend gesagt wurde, daß man diesen Roman „zum ersten male der Fabel wegen, das erste bis drittemal der Reden und Sachen, und das viertemal der politischen Weisheit und verdeckten Geschichte wegen lesen müsse.“ – Der Meister dieses Versteckspiels aber war der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig. Sämmtliche Prinzessinnen seines Romans „Der durchlauchtigen Syrerin Aramena Liebesgeschichte“ sind Allegorien von Ländern, Künsten und Ereignissen seiner Zeit; und in seiner „Octavia“ bildet die Erzählung der römischen Geschichte von Claudius bis Vespasian nur den Rahmen für 48 Episoden, worin eben so viele Begebenheiten und Zustände der damaligen Höfe räthselhaft angedeutet werden. Diese verhüllten Hofräthsel sind nicht mehr zu lösen, denn jene Zustände sind, wie das Buch, längst vergessen. Dauernder aber ist das Andenken des Verfassers selbst, der ein thätiges und segenreiches Regentenleben mit seiner Rückkehr zur Kirche würdig beschloß.

Das alte Heldengedicht, oder wenn man es so nennen will: der Ritterroman, beruhte, wie wir oben gesehen, wesentlich auf der Kirche, ihrer Verherrlichung und Vertheidigung. Nachdem aber die Reformation die alte Kirche erschüttert und in eine bloße praktische Erbauungsanstalt eingerichtet hatte, sind auch in der Poesie sofort an die Stelle der Mystiker die Moralisten eingerückt. Unter ihnen hat besonders der braunschweigische Superintendent Andreas Heinrich Buchholtz sich hervorgethan. Seine beiden Romane: „Herkules und Herkuladisla“, so wie: „des christlich deutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Walisca Wundergeschichte“ (1659), in welchem letzteren die Bekehrung zum Christenthum geschildert wird, haben dreierlei höchstlöbliche Zwecke. Der wohlgesinnte Superintendent will nämlich zeigen,

„daß die Deutschen nicht lauter wilde Säue und Bären sind"; er will ferner die beliebten Ungeheuerlichkeiten des Amadis, „die Amadisschützen", aus dem Felde schlagen; und endlich darthun, wie die Gottesfurcht der eigentliche Mittelpunkt aller Tapferkeit und Liebe sei. Allein es ist ihm schlecht geglückt. Seine deutschen Großfürsten sind immer noch ganz waidliche Bären geblieben; auf seinem Feldzuge gegen Amadis ficht er gegen die altritterlichen Wunder mit eben so ungeheuerlichen Wunderlichkeiten: Entführungen, Weltschlachten, Errettungen u. s. w.; und die Gottesfurcht seiner Helden hat, trotz der zahllos eingemischten geistlichen Lieder und Gebete, etwas so trocken Schulmeisterliches, daß man an ihre Frömmigkeit, so wie an ihre Tapferkeit oder Liebe nicht im mindesten glauben kann.

Einigermaßen glücklicher waren die Naturalisten in ihrem Kampfe gegen den vornehmkünstlichen und bombastischen Schwulst des Arminius Lohenstein und seiner Genossen und Nachfolger, indem sie einfach der betrunkenen Anspannung eine nüchterne Abspannung entgegensetzten. Es scheint auf den ersten Blick nichts leichter, als das an sich Verkehrte über den Haufen zu werfen, wenn man die zähe Macht der Gewohnheit und der Gelehrtenprätension, welche jederzeit der Menge imponirt, nicht mit in Anschlag bringt. Jedenfalls aber ist dabei mit dem bloßen Gegensatze wenig geholfen; man muß entweder das Nichtsnutzige unwiderstehlich todtlachen, oder, was freilich wirksamer und schwieriger ist, Besseres bieten. Beides war indeß hier keineswegs der Fall. Christian Weise (1642 – 1708) sucht ganz ernst und ehrbar „die Sachen also vorzubringen, wie sie naturell und ungezwungen sind", und lenkt daher in seinen Romanen (die drei klügsten Leute; die drei ärgsten Erznarren; der politische Näscher) von der modischen Verstiegenheit kopfüber in's Wirkliche, Gewöhnliche, ja Gemeine hinab, so daß Leibnitz mit vollem Recht von ihm sagt: „daß er etwas schmutzig zu reden kein Bedenken trage". Mit solcherlei Natürlichkeit war aber der Poesie eben so

wenig gedient, als mit der Unnatur Lohensteins. Und eben so „naturell" und unwirksam ist auch die Religionsansicht, womit er überall das Gemeine würdig auszustatten sich bemüht. Einen Vorschmack davon giebt schon der ganz praktische Zweck, den er in seinen „nothwendigen Gedanken der grünenden Jugend" der Poesie setzt, indem er dort sagt: „sofern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenes will angewiesen werden, daß er hernach mit Ehren sich in der Welt kann sehen lassen, der muß etliche Nebenstunden mit Versschreiben zubringen." Dieser gar nicht jugendlich grünende Gedanke in's Religiöse übersetzt, will eben nichts Anderes sagen, als: kümmere dich nicht sonderlich um alles Höhere, sondern sei nur hübsch artig und fromm, damit es dir wohlgehe auf Erden; denn die Vernunft lehrt: „Nichts ist gut, was nicht einen guten Ausgang hat." Ein Grundsatz, den uns Weise's Romane in dem Charakter des sogenannten *Curiosus* eindringlichst predigen, und der von seinen zahllosen Nachahmern, z. B. in Riemer's politischem Stockfisch, politischem Maulaffen u. s. w., des Breiteren ausgeführt wird. Also bildet sich schon damals die knollige Wurzel jener selbstsüchtigen Genußreligion und praktischen Lebensphilosophie, welche späterhin zur Weltherrschaft gelangen sollte.

Zu den Naturalisten, wenngleich in einem etwas umfassenderen Sinne, muß auch noch eine andere sehr zahlreiche Gruppe: die der Robinsonaden, Schäfer- und Schelmenromane, gerechnet werden. Der Faden der Tradition konnte unmöglich in der Religion abgerissen werden, ohne zugleich auch in dem ganzen darauf basirten Leben eine störende Lücke zu hinterlassen. Um sie auszufüllen, versuchte man daher, unter Beseitigung aller Ueberlieferung und Erbschaft der vergangenen Jahrhunderte, ein völlig neues Dasein willkürlich zu improvisiren, und griff, wie im Glauben auf ein vermeintliches Urchristenthum, hier auf einen sogenannten Naturzustand der Menschheit zurück. Allerdings war das damalige hochfrisirte Leben unpoetisch und närrisch genug. Der sogenannte galante Roman,

z. B. v. Winkler's „Edelmann", August v. Bose's „hoher Personen unterschiedliche Liebesgeschichten" und „Liebescabinet für Damen" und vor Allen: „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" geben uns ein getreues Bild dieser, zum Theil schon durch die Büchertitel angedeuteten Seltsamkeiten. Man mußte sich also wohl endlich aus dem conventionellen Zwange in die Freiheit hinaussehnen, und wäre es auch nur die momentane Täuschung einer Maskenfreiheit gewesen. Und eine solche Maskerade der vornehmen Societät war in der That der aus jenem Gefühl und Bedürfniß entstandene Schäferroman: eine imaginaire Welt, wo der galante Cavalier aus Langerweile zur Abwechselung einmal unter die Hirten flöten ging; es war eben nur ein anders gewickelter Zopf, eine Unnatur gegen die andre.

Gründlicher gingen in dieser Richtung die Robinsonaden zu Werke, indem sie nicht blos das Kostüm wechselten, sondern wirklich ein Leben ohne Herkommen, Cultur und Gesetz herzustellen suchten. Ihr Urahn, der schon 1721 in's Deutsche übersetzte Robinson Crusoe des Engländers Daniel Foe, that es lediglich aus Noth, sein einsames Naturleben ist daher noch vollkommen berechtigt und oft von rührender Schönheit. Seine zahllosen Nachkommen dagegen, der deutsche, italienische, sächsische, fränkische, westphälische, schlesische, geistliche, medicinische, moralische, unsichtbare Robinson u. s. w., haben in ihrer abgeschmackten Abenteuerlichkeit schon etwas durchaus Willkürliches und die Prätension, aus der Noth eine Tugend machen zu wollen. Eine ganze Colonie von Robinsonen finden wir endlich auf der „Insel Felsenburg", einem zu seiner Zeit sehr beliebten Romane von Schnabel, wo Seefahrer der verschiedensten Nationalitäten und Physiognomien unter ihrem „Altvater" auf eigene Hand einen Staat ohne Staat und eine Religion ohne Kirche gründen. Aber es gelingt nicht sonderlich; das Ganze kränkelt an weiter Gewissensfreiheit, gelegentliche Seeräubereien und Entführungen sind ihre Heldenthaten, und das bischen Frömmigkeit hat eine protestantisch abge-

blaßte Färbung, die oft schon an den späteren Pietismus erinnert.

Man sieht, von diesen schiffbrüchigen Abenteurern bedarf es nur noch einer kleinen Schwenkung zu den eigentlichen Schelmen. Man könnte jene Robinsonaden, da sie doch mehr oder minder einen angeblich besseren Naturzustand anstreben, immerhin noch die Idealisten, die Schelmenromane dagegen Realisten nennen, indem die letzteren die alte Aventüre gradezu in die gemeine Wirklichkeit verpflanzen. Sie wollen nicht, wie die Robinsonaden, reformiren und anstatt der überlieferten langweiligen und unnatürlichen Societät etwas vermeintlich Höheres geben; sie setzen vielmehr keck die offenbare Anarchie entgegen, und sind daher mit Civilisation, Ehre, Sitte, Staat und Kirche in einem fortwährenden Krieg auf Tod und Leben begriffen. Sie repräsentiren auf eine bitterwahre, aber oft höchstergötzliche Weise das gefallene, entadelte Ritterthum, die aus dem Stegreif lebende Raubritterschaft der niederen Volksschicht. Ihr eigenthümlicher Reiz liegt in dem poetischen Hauche, welcher die Freiheit selbst in ihrem extremen Mißbrauch noch begleitet.

Es ist begreiflich, diese allgemeine Herabstimmung mußte edlere Gemüther mit Zorn und Schmerz erfüllen, und somit eine bisher größtentheils noch schlummernde Seelenkraft, den Humor, gewaltsam herausfordern. Gervinus nennt den Humor eine Krankheit des Geistes und Gemüthes, die das Unerträgliche sich erträglich zu machen suche, wo einem Individuum oder Volke die Fähigkeit oder Möglichkeit gebricht, gesund und resolut im Glauben und in der Poesie zu leben. Und in der That, grade dies war jetzt der Fall, die durch die Reformation hervorgerufenen schwankenden Zustände waren die Krankheit, deren poetisches Symptom die Humoristik ist. Denn der Humor ist eben nichts Anderes, als der Conflict der höheren menschlichen Anlage mit der jämmerlichen Gegenwart und Wirklichkeit, gleich wie Stein und Stahl in ihrem Zusammenstoße Funken geben, die oft das Nächste und Gewöhnlichste

unerwartet scharf und seltsam beleuchten. Er hat daher in seinem Grundwesen etwas durchaus Tragisches, von dem er sich nur dadurch unterscheidet, daß er gegen das Unerträgliche nicht unmittelbar ankämpft, vielmehr von dem buntverworrenen Lebensteppich mit keckem Wurfe nur die fadenscheinige Kehrseite aufdeckt und so den falschen Glanz durch sich selbst vernichtet; sein Organ ist nicht das Pathos, sondern die Ironie und der Witz. Und eben dieser individuelle Tiefblick, der stets vom Besonderen auf das Allgemeine, von der zufälligen Erscheinung auf deren verhüllten Urgrund dringt, und mit seinen raschen Streiflichtern häufig das Abgebrochene und Sprunghafte der Lyrik annimmt, unterscheidet den Humor auch von der ganz äußerlichen Parodie und Satire. Oder wer möchte wohl Cervantes' Don Quixote, diese große Tragödie des Ritterthums, oder die Witzgefechte der weisen Narren Shakespear's Satire nennen? – Wir finden zwar, unter ähnlichen Verhältnissen und aus demselben Gefühle des Conflicts, schon in Wolfram von Eschenbach's Parcival einige humoristische Züge; aber erst unmittelbar nach der Reformation blitzen die blanken Geschosse, bei Sebastian Brant, Fischart u. a., immer dichter und deutlicher auf, bis endlich dieser oppositionelle Geist, mit dem fortwährend wachsenden Gegensatze von Ideal und Wirklichkeit, in künstlerischem Selbstbewußtsein völlig herrschend wird und in allen möglichen Abstufungen und Schattirungen den eigentlichen Inhalt unseres modernen Romanes bildet.

Und diese Wahrnehmung führt uns hier auf den einzigen wahrhaften und großartigen Roman jener Zeit, auf den „abenteuerlichen Simplicissimus" von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, oder German Schleifheim von Sulsfort, auch Samuel Greifensonn von Hirschfeld, wie er sich abwechselnd anagrammatisch in seinen Werken genannt hat. Dieser im Jahre 1669 erschienene Roman hätte, der Zeitfolge nach, allerdings schon früher erwähnt werden sollen, ja er gehört überhaupt nur insofern

dem gegenwärtigen Abschnitte an, als er, wenngleich nicht als ein Werk der Reformation, doch nur in Folge der Reformation und in genauem Zusammenhange mit derselben in's Leben treten konnte. Wir stellen ihn aber absichtlich an den Schluß dieser Romanenschau, weil er fast alle vorbezeichneten Gruppen humoristisch in sich umfaßt, und eben durch diese Humoristik die eigentliche Brücke vom Mittelalter zum modernen Romane darstellt.

Wie im Don Quixote ist es auch hier das scheidende Ritterthum, das furchtbare Epos des dreißigjährigen Krieges, das in seinen geistigen Hauptmomenten, gleichsam als ein vom anbrechenden Morgen überraschtes verspätetes Gespenst, an uns vorübergeht; hier wie dort, nicht elegisch klagend, sondern in der scharfen Beleuchtung einer Alles durchdringenden humoristischen Weltansicht. Gleich zum Anfang weht uns, wie ein Abschiedsgruß der alten Zeit, der Waldeshauch des Spessart an; aber mitten aus dieser, mit tiefem Naturgefühl geschilderten Waldidylle streckt uns auch schon überall die Verwilderung der bäuerischen Knollfinken ihre tölpelhaften Bärentatzen entgegen. Ein wahrer Triumph des überlegenen Witzes ist es, wie Simplex nun, aus jener Waldeinsamkeit in die Welt gestoßen, als Page des Commandanten von Hanau in verstellter Narrheit die Verbildung der Vornehmen narrt, die ihn zu narren meint; oder wie er später, durch unverhoffte Glücksfälle reich geworden, selbst gar possierlich den galanten Freiherrn spielt, dessen Wappen ein Kopf mit Hasenohren und Schellen ist. Die politische und religiöse Weisheit jener Zeit wird durch einen wirklichen Narren vertreten, der sich für Jupiter hält, ein deutsches Weltreich ohne Fürsten und Abgaben, eine geläuterte Universalreligion ohne Kirche gründen, und Alle, die dawider glauben, mit Schwefel und Pech martyrisiren will. Dem Einsiedlerthum, das damals häufig nur noch als ein löbliches Handwerk betrieben wurde, ist bei aller schuldigen Ehrfurcht überall etwas langbärtig „Antiquitätisches" beigegeben; und von der Confusion der sich kreuzenden Religionsparteien sagt

Simplex: „Zu welchem Theil soll ich mich dann thun, wann ja eins das andere ausschreiet, es sei kein gut Haar an ihm. Sollte mir wohl jemand rathen, hineinzuplumpen wie die Fliegen in einen heißen Brei? Es muß unumgänglich eine Religion recht haben, und die andern beide unrecht; sollte ich mich nun zu einer ohne reiflichen Vorbedacht bekennen, so könnte ich eben so bald eine unrechte als die rechte erwischen, so mich hernach in Ewigkeit reuen würde." Aber er wählte doch, und wurde katholisch. Und so kommt denn der ehrliche Simplex, nachdem er durch alle Wandelungen der wilden Zeit frisch und keck sich hindurchgeschlagen, zu der Ueberzeugung, daß im Leben nichts beständig als die Unbeständigkeit, und kehrt endlich selbst als Einsiedler in die Waldesstille wieder zurück, von der er ausgegangen.

Aus dem reichen Personal des Simplicissimus hob Grimmelshausen späterhin noch einzelne Gestalten selbstständig hervor und verarbeitete sie zu besonderen höchstergötzlichen Novellen, in denen gelegentlich die Treuherzigkeit des Simplex selbst ironisirt wird. So den „seltzamen Springinsfeld, einen weiland frischen, wohlversuchten und tapferen Soldaten, und nachmalen ausgemergelten, abgelebten, doch dabei sehr verschlagenen Landstörzer und Bettler", ferner „die Erzbetrügerin und Landstörtzerin Courage, wie sie anfangs eine Rittmeisterin, hernach eine Hauptmännin, ferner eine Lieutenantin, bald eine Marquetenderin, Musketirerin und letztlich eine Zigeunerin abgeben"; und endlich in seinem „wunderbarlichen Simplicianischen Vogelnest", einen Vagabonden, welcher durch ein Vogelnest sich unsichtbar macht und aus diesem Versteck, gleich dem Studenten im „hinkenden Teufel", die Sünden und Thorheiten seiner Zeit belauert. Leider wollte indeß der Dichter anderweit der Welt zeigen, daß er nicht blos volksthümlich, sondern auch gelehrt sein könne wie Andere. Er hat daher auch noch einige Romane im damaligen vornehmen Modetone geschrieben: „Proximus und Lympida", „Dietwald und Amelinde", und „der keusche Joseph sammt seinem Diener Musai"; und das Alles hat

er allerdings eben so gut wie die Gelehrten, d. h. sehr schlecht und langweilig gemacht.

Wir verließen oben das Drama in seinem eben begonnenen Uebergange vom Geistlichen zum Weltlichen. Es ist schon bemerkt worden, daß das Drama, da es unmittelbar das Leben darzustellen sucht, auch überall am genauesten den jedesmaligen Phasen der wechselnden Bildung sich anschließt. Und so mußte dasselbe denn wohl auch von dem allgemeinen Umschwunge der Reformation unter allen Dichtungsarten grade am empfindlichsten getroffen werden. Die nächste Folge war, daß das schon früher immer mehr verweltlichte sogenannte Zwischenspiel der geistlichen Darstellungen sich jetzt, als selbstständige Komödie, gänzlich von dem Mysterium lossagte. So aus seinem ursprünglichen Zusammenhange und Bedeutung herausgerissen, suchte es nun eine Zeit lang ungewiß und schwankend einen neuen zeitgemäßen Inhalt. Es lag nahe, auf die reiche nationale Volks- und Heldensage zurückzugreifen. Allein diese, wie sie vom Mittelalter aufgefaßt und überliefert worden, stand damals noch in zu lebendigem Bezug zu der alten Kirche und dem Wunderglauben, um der veränderten Gesinnung zuzusagen. Die Vergangenheit war ihr verleidet, die Zukunft aber mit ihren Idealen, Wünschen und Hoffnungen noch ein völlig gestaltloses Chaos; so warf sich denn die emancipirte Komödie ausschließlich auf die Gegenwart und wurde zum bloßen Schwank- und Fastnachtsspiele.

Das Fastnachtsspiel aber folgte rasch und ungestüm allen verworrenen Affecten dieser Gegenwart, theils brutal verwildernd, wie jene Zeit überhaupt, theils in wüthendem Haß gegen die alte Kirche gerichtet. Zwei Nürnberger Hänse: der Wappenmaler Hans Rosenplüt und der Barbier Hans Folz, thaten sich besonders als Ritter dieser Brettermuse hervor, und es ist fast unglaublich, welcher Wust von Rohheit und Unfläterei da plötzlich von siegestrunkenen Magistern,

Rectoren und Cantoren in plumpen Knittelversen zusammengereimt wurde. Neubauer in seinem „Pammachius“ läßt den Papst sich gegen die dreifache Krone dem Teufel verschreiben, während Christus die Wahrheit und den Apostel Paulus an die Elbe zu Luther in die Lehre schickt, um gegen Rom und die Jesuwider zu kämpfen. In Nicolaus Manuels „sterbender Beicht“ ist die Beichte, aus Aerger darüber, daß die Messe in Deutschland verklagt worden, an der schweinenden Sucht und Etica erkrankt, und da der Doctor nach dem heiligen Oel schreit, hat der Küster seine Schuhe damit gesalbt u. s. w.

Aus diesem Pöbelgetümmel ragt der Nürnberger Schuster Hans Sachs (1494–1576) hoch und einsam hervor, mehr durch seinen vornehmen Charakter im besten Sinne, als durch seine poetischen Leistungen. In seinen zahllosen Werken und Werkchen (er hinterließ, fast wie der Spanier Lope de Vega, weit über 1000 Stück) spiegelt, echtdramatisch, sich der ganze geistige Inhalt seiner verhängnißvollen Zeit: die neue Opposition gegen die alte Kirche, der allmähliche Uebergang der religiösen Bewegung in's Politische und endlich die Richtung auf die Wirklichkeit und das alltägliche Privatleben.

Er debutirte 1523 mit seiner berühmten „Wittenberger Nachtigall“ und 1527 mit einer Schrift gegen das Papstthum (Eine wunderliche Weissagung von dem Babstumb u. s. w.), welche ihm wegen der darin enthaltenen Beleidigungen gegen Kaiser und Papst eine ernstliche Rüge des Rathes von Nürnberg zuzog, mit dem Befehl, „daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte und sich enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu lassen“. Hans Sachs wußte jedoch besser als der Rath, was seines Amtes sei; er fuhr unbeirrt fort, zu schreiben und gegen die Kirche zu polemisiren. Aber das grobe und lügenhafte Parteigezänk widerte seine edlere Natur an; seine religiöse Polemik ist überall würdig, gemäßigt und gerecht, so weit das letztere damals überhaupt irgend möglich war. Ja, es erging ihm in dieser ungeheuren Verwirrung fast wie dem ehr-

lichen Simplicissimus; er fühlte sich, wie er selbst sagt, „beständig von dreierlei Partei umtrieben: erstlich von den Maulchristen, darnach von den Romanisten und von den Religiosen, sind e i n e s Tuchs drei Hosen, die er nicht ziehen kann."

Späterhin aber sehen wir ihn eben so rüstig dem allgemeinen Zuge des Zeitgeistes von der Religion zur Politik folgen. Und hier vor Allem, namentlich in seinen Kampfgesprächen, zeigt sich sein geistig vornehmes Wesen über den wüsten Lärm der Parteien erhaben und als ein wahres Gegenbild des unruhigen, fanatisch revolutionirenden Hutten, indem er es wagt, die ethische Seite der Politik herauszugreifen und die Rettung Deutschlands einzig auf Bürgertugend und ehrlichen Gemeinsinn zu stellen.

Zuletzt endlich zieht er in seinen eigentlichen Fastnachtsspielen sich gänzlich in das Privatleben, auf Kirchweihen, Jahrmärkte, Bierstuben, unter Bauern und Handwerker zurück. Aber das Gemeine, weit entfernt, ihn zu sich hinabzuziehen, wird vielmehr von ihm an sein sittliches und künstlerisches Richtmaß heraufgehoben. Ein ironischer Duft und unschuldiger Muthwille schwebt über dem derbplastischen Treiben: man fühlt, hier ist er bequem zu Hause und durchaus liebenswürdig. – Außerdem zwar führte ihn sein gesunder poetischer Instinct auch im Drama noch häufig zu edleren und höheren Stoffen. Er hat viele Schauspiele nicht nur aus dem alten und neuen Testament, sondern auch aus der Geschichte, aus gleichzeitigen Novellen und aus den Romanen und Volksbüchern von Siegfried, Magelone, Artus, Tristan u. s. w. Allein diesen „ernsten Historien" war, wie wir schon oben bemerkt, die ganze Anschauungsweise dieser Zeit und folglich auch ihr getreuester Sohn Hans Sachs, nicht mehr gewachsen. In seinen biblischen Dramen ist die Religion in bloße Moral und Allegorie, in seinen historischen Stücken das Heldenthum in's Spießbürgerliche umgeschlagen; und überall begegnet uns mehr oder minder das hölzern Eintönige und Handwerksmäßige einer sauber und praktisch wohleingerichteten Fabrik. Ueberhaupt aber war

das Talent und Verdienst dieses Dichters mehr negativ, als wirklich productiv. Er ist nämlich, was Alles freilich für die damalige Zeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann, nirgend gemein; er hat niemals die breite Bahn zum stolzen Gelehrtenparnaß versucht, sondern stets herzlich zum Volke gehalten; er hat endlich die schon halbvergessenen dramatischen Elemente zwar nicht erfunden, aber wiedergefunden und treulich gesammelt und gerettet; seine ganze dramatische Arbeit ist nur eine Studie und Vorbereitungsschule für das wirkliche Schauspiel. Und in dieser Beziehung hat er die größte Aehnlichkeit mit der dramatischen Dichterschule in England *vor* Shakespeare, nur daß diese ein junges Weltreich, Hans Sachs eine engummauerte Reichsstadt vor Augen hatte. Auch diesem Uebelstande sollte indeß bald und ganz unerwartet abgeholfen werden. Die sogenannten *englischen Komödianten* – von denen man nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob sie Deutsche oder Engländer waren und ob sie deutsch oder englisch spielten – durchzogen unter ungeheuerem Beifallsjubel wie ein funkensprühendes Meteor ganz Deutschland vom Rhein bis zur Weichsel, mit neuen Stoffen, Formen und Kunstgestalten den dramatischen Horizont plötzlich nach allen Seiten hin in's Unermeßliche erweiternd. Der Eindruck mußte um so gewaltiger sein, da es die erste Bande Schauspieler von Profession und also dem bisherigen blöden und ungeschickten Dilettantismus der Handwerker bei weitem überlegen war. Die alte reichsbürgerliche Ehrbarkeit ist eben nicht ihr Metier, Mord und Brand das Hauptthema ihres wilden, bluttriefenden Schauspieles. Jedenfalls aber brachten sie aus England, wo die volksthümliche Komödie schon früher sich zu gestalten angefangen, mächtig anregend das ganze rohe Material des Wunderbaues mit herüber, den bald darauf Shakespeare hervorgezaubert hat.

In Deutschland fehlte leider der kühne Baumeister; es blieb Alles bloßes Material. Vorzüglich zwei Dichter traten hier die wüste Erbschaft an, um sie unordentlich zu verwirthschaften.

Der Procurator und Notar Jakob Ayrer, abermals in Nürnberg, hatte sich aus dem englischen Nachlaß ganz besonders die Grausamkeit erwählt und ging, fast wie ein Trunkner, mit lauter Schauder, Blut und Schrecken dem schaugierigen Publicum verzweifelt zu Leibe. In dreißig Zeilen schneidet in seinem Servius Tullius zuerst Lucius Tarquin seiner Gattin den Hals ab und läßt sie verzappeln und vergiftet Tullia ihren Gatten. Im Kaiser Otto werden dem Conscentius Nase und Ohren abgeschnitten, dem Papst Johann die Augen ausgestochen, einer, der um die Kaiserin buhlt, wird verbrannt, einer, der sie verschmäht, hingerichtet, und der Kaiser mit ein Paar Handschuhen vergiftet; und im Mohamet schlägt der Sultan gleich anfangs seinem Bruder den Kopf ab und wundert sich, daß seine Mutter um eine Hand voll Bluts dabei weinen mag u. s. w. Diese kleine Probe, womit Gervinus den Vorhang lüpft, mag hinreichen, von dem unerhörten Grobianismus einen ungefähren Begriff zu geben.

Nicht so blutdürstig erweist sich der im Jahre 1613 verstorbene Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, welchem wir schon oben beim Romane begegneten, in seinen zahlreichen Tragödien und Komödien, die er meist unter der Chiffre *hibaldeha* (d. i. *Henricus Jul. Brunsvicensis ac Luneburg. dux edidit hunc actum)* hinterlassen hat. Seine dramatischen Schwänke vom Gastgeber, vom verlorenen Sohn u. a., so wie vor Allem seine Komödie vom Vincentius Ladislaus Satrapa von Mantua, bekunden ihn als einen begabteren Dichter, der wohl im Stande gewesen, den aus dieser Verwirrung sich hervorarbeitenden höheren Geist zu erkennen. Ueberhaupt war noch keineswegs alle Hoffnung verloren. Die Anregung, die von den englischen Komödianten ausgegangen, hatte die bereits schwankende Richtung des Dramas zum Volksthümlichen, wie es schien für immer, entschieden und befestiget; ja der verständige Herzog Heinrich suchte durch die Einrichtung eines Hoftheaters in Braunschweig die Volkskomödie mit der höheren Bildung zu vermitteln und somit zum

wahrhaften Nationalschauspiele zu machen, was sie in Spanien schon war. Aber zu spät! Die furchtbare Katastrophe, nach welcher alle politisch religiösen Leidenschaften schon lange hinarbeiteten, brach herein: Der dreißigjährige Krieg vernichtete das deutsche Theater von Grund aus.

Dies wäre indeß am Ende noch der geringste Schade gewesen; denn an der bisherigen Bühne war, wie wir gesehen, eben nicht sonderlich viel verloren, und ein ehrlicher Krieg stählt und kräftiget überall das Volk, das sich sonach sehr bald ein besseres Theater wieder aufgebaut hätte. Allein dieser Krieg war kein ehrlicher und hatte für Deutschland, ganz abgesehen von der materiellen Zerstörung und Verarmung, zwei eigenthümlich verderbliche Folgen. Einmal nämlich war das ganze vorgeschobene Motiv des Krieges im Grunde nur eine große Lüge; die Fürsten, mit wenigen ehrenhaften Ausnahmen, kämpften nicht mehr für den Glauben, sondern um Klostergüter, Abteien und fette Bisthümer, und octroyirten leichtfertig, je nach dem wechselnden Bedürfniß, ihren Unterthanen bald diese, bald jene Religion, fast wie jener Weltnarr im Simplicissimus mit Schwefel und Pech martyrisirend, wer dawider glaubte. Das Alles aber hatten ihnen die armen Unterthanen sehr bald abgesehen; das ganze deutsche Volk ging unter die Landsknechte, die nun, gleichviel ob unter katholischen oder protestantischen Fahnen, ebenfalls nicht für die bessere Lehre, sondern um den besseren Sold einander die Hälse brachen und martyrisirten. So entstand nach und nach eine allgemeine religiöse Gleichgültigkeit und Indifferenz. – Sodann aber wurde dieser Krieg von Fremden auf deutschem Boden geführt, und Deutschland, von dieser nachhaltigen, schwedischfranzösischen Invasion innerlich zersetzt, und aufgelöst, gewöhnte sich, in schmählichem Selbstvergessen lediglich nach der Fremde auszusehen. Und so entstand die Sprachmengerei und plumpe Nachäffung, die uns so lange lächerlich gemacht.

Beide Nationalcalamitäten konnten natürlicherweise auch auf die deutsche Poesie nicht ohne Einfluß bleiben. In unserer

Poesie ist fortan das religiöse Element so gut wie ausgestrichen; an die Stelle des Glaubens tritt der Aberglaube an das Ausländische. Am meisten aber mußte das Theater darunter leiden. Das Theater braucht jederzeit einen gewissen Wohlstand, behäbige Geselligkeit und äußeren Apparat; das Drama ist der Luxus der Poesie und an Luxus konnte das bankerotte Deutschland jetzt am wenigsten denken. Als daher nun die Deutschen ihre plötzlich von den Brettern auf das wirkliche Schlachtfeld verpflanzte grausame Tragödie verblutend zu Ende gespielt hatten, war alle dramatische Tradition fast bis auf die Erinnerung erloschen, und was davon noch übriggeblieben, war wüst und verwildert, wie das Volk und seine Sprache. Das Schauspiel mußte, gleichsam stammelnd, ganz von vorn wieder anfangen und knüpfte instinctartig noch einmal an die Kirche an. Der Nürnberger Johann Klai trug nach beendigtem Gottesdienst recitativisch, ohne Dialog und nur zuweilen von Chören unterbrochen, Scenen aus Christi Leben vor. Aber damit war diesem Geschlechte wenig gedient; die Kirche war vernichtet und das Volk noch vom Blutdampf berauscht. Aus der halbverschütteten Wurzel schoß wüstes Gestrüppe üppig hervor; alles Unkraut der ehemaligen Komödie: schamlose Zoten, handgreifliche Späße, Prügeleien und Burzelbäume mit gelegentlichem Feuerwerk und anderem Schaugepränge; das Alles filzte sich überwuchernd zu dem sogenannten „Mordspektakel" zusammen, eine neue Ausgeburt des Krieges. Der grobianische Gesell und Gumpelmann betrat die Bühne, daß die Bretter krachten; der Hanswurst hatte alle Helden überlebt.

Da erbosten sich, wie billig, die Gelehrten über diese Pöbelwirthschaft und spitzten voll Verachtung die Federn, um die Sache aus ihren griechischen und lateinischen Compendien gründlich zurecht zu machen. Wir übergehen hier, als gar nicht zur Poesie gehörig, die Flut von Schulkomödien, biblischen, historischen und antiquarischen Inhalts, welche von protestantischen Pastoren, Rectoren und Cantoren abgefaßt und von Studenten, meist in lateinischer Sprache, pflichtschul-

digst gespielt wurden. Das wesentlich noch immer geistliche Schauspiel war also aus der Kirche in die akademischen Hörsäle, Rathhäuser und Schützenhöfe verlegt, und an die Stelle der leitenden Geistlichen traten die Professoren. Ihre Stücke sind indeß eben nur dramatische Schulexercitien, und von der erwachsenen Nachkommenschaft längst in den großen Maculaturkorb der Literatur geworfen. In Frankreich dagegen war zu dieser Zeit die weltberühmte Aristotelische Tragödienfabrik bereits im schönsten Flor und Gange, und von dorther holte man sich daher fortan die richtige Schablone.

Schon Opitz, der überhaupt mehr Ausländisches als Eigenthümliches hat, mehr reproducirte als erfand, lenkte auf diese Bahn hin, durch seine Uebersetzungen von Sophokles' Antigone, von Senecas Trojanerinnen, so wie des italienischen Schäferspieles Daphne. Durch das letztere vorzüglich verschuldete er den nachfolgenden Schwarm von Schäfereien, wo Hirten mit Haarbeutel und Hirtinnen im Reifrock, mit den Schäferromanen an Unnatur wetteifernd, galante Discurse miteinander führen, und in der That etwas frappant Schafmäßiges haben. Mit diesem vornehmen Idyll nahe verwandt sind die sogenannten Wirthschaften, dialogisirte Bonmots und allegorische Witze, eine Art halbimprovisirte Maskeraden, die an den Höfen von fürstlichen Personen und Cavalieren aufgeführt wurden, und in denen selbst Leibnitz einmal bei einer Hoffestivität zu Charlottenburg die Rolle eines marktschreierischen Quacksalbers gespielt haben soll.

Das Alles waren indeß nur dilettantische Versuche. Den eigentlichen Uebergang vom Volke zu den Gelehrten eröffnet erst der Schlesier Andreas Gryphius (1616–1664). Er selbst steht noch ungewiß und zweifelhaft in der Mitte zwischen beiden. Seine Lustspiele haben durchaus noch den alten volksthümlichen Klang, ja sein Scherzspiel im schlesischen Volksdialekte, „die geliebte Dornrose", ist eine Fastnachtsposse im allerbesten Sinn; und doch zieht er in seinem „Peter Squenz" gegen die bettelhafte Volkskomödie der Handwerker

und im „Horribilicribrifax“ gegen ihre grobianischen Gumpelmänner und Prahlhänse schlagend zu Felde. Umgekehrt wendet er sich in demselben Lustspiele mit eben so scharfem Hohne in seinem karikirten Sempronius gegen die anmaßende Schulweisheit der Gelehrten, während er selbt doch in seinen Tragödien sich den Seneca zum Muster gewählt, und sogar den antiken Chor eingeführt hat. In diesen Trauerspielen aber ist eigentlich der Dichter selbst die tragischste Person, wie er unablässig in finsterem Groll und Schmerz mit dem ungeheuren Unglück des Vaterlands, mit der verwilderten Sprache und den Mißgeschikken seines eigenen Lebens männlich ringt, überall das Hohe ahnend, wofür er doch nirgend den rechten Ausdruck finden kann, und daher häufig auf die ausschweifendste Ungeheuerlichkeit der Rede verfällt, und in steter unruhiger Hast nach den entgegengesetztesten, antiken, romantischen und modernpolitischen Stoffen um sich greift. Er hat einen Leo Armenius, und einen Karl Stuart, einen Papinianus, und eine christliche Märtyrerin Catharina von Georgien; und spricht von „rosenweißen Wangen“ und von „schwefelichter Brunst der donnerharten Flamme“.

Seine zahlreichen Nachahmer hatten seinen Ernst und Schmerz vergessen, und nur seine Extravaganzen sich gemerkt. Unter ihnen aber hat der Breslauer Lohenstein (1635 – 1683), ein guter Jurist und schlechter Dichter, wie in seinem Romane Arminius, so auch in seinen Trauerspielen wiederum den Kernschuß gethan, indem er den hinterbliebenen Redeschwulst sich zum speciellen Ziele ausersehen, und die vom Lebenssturm wirr durchwühlten Locken des Gryphius, als ein meisterhafter Sprachverkünstler, in eine förmliche Staats- und Allongeperücke aufkräuselte und aufthürmte. Zugleich zeigt Lohenstein am deutlichsten, wie diese Gelehrten von der Geschmacklosigkeit, brutalen Rohheit und Sittenlosigkeit der Pöbelkomödie, die sie zu bekämpfen meinten, nur formell unterschieden waren, ja dieselbe wo möglich noch überboten. So z. B. jubelt in seiner „Agrippina“ die Buhlerin Poppäa auf

der Leiche der auf des Sohnes Geheiß ermordeten Agrippina. In der „Epicharis“ trinken zwar in den ersten Acten nur die Verschworenen unter gräulichen Flüchen einander Blut zu, und mehrere Personen werden blos gefoltert; dagegen geht es im vierten Acte um so wüthender, und zwar auf der Bühne, an's Köpfen, Zungenausreißen und Aderzerschneiden, während die Atilla nackt bis zur Ohnmacht gepeischt wird. Ueberall bilden Mord, Wollust, Nothzucht und Blutschande das Hauptthema des Dichters; sehr begreiflich daher, daß die römische Kaiserzeit und die Barbarei des türkischen Hofes der eigentliche Schauplatz seiner Tragödie, Nero sein Lieblingsheld ist. Dazu kommt noch, wie in den damaligen Romanen der schwerwuchtende Ballast von „Realien“, antiquarischer, geographischer und historischer Curiositäten, um sich über das gemeine Volk erhaben zu zeigen. Wahrlich, der wenigstens doch natürliche Büffellaut der Pöbelkomödie ist noch unschuldiger und erträglicher, als dieser prätentiöse Kannibalismus. Der Abgott seiner gelehrten Zeitgenossen aber, ja unsterblich wurde Lohenstein vorzüglich durch seinen abenteuerlich forcirten Wortschwall. Und in diesem Fache hat er in der That so Unerhörtes geleistet, daß man es selber nachlesen muß, um es zu glauben. So heißt es z. B. in seiner Tragödie Agrippina:

„M e g ä r a : Erzmörder! Wie die blut'gen Striemen,
Die meine Schlangenruthe schlägt,
Oresten's schwartzen Nacken blümen,
Weil er die Mutter hat erlegt,
So soll auch dich (Nero) mit zehnmal ärgern Schmertzen
Die Peitsche röthen, Glut und Schwefel schwärtzen.
T i s i p h o n e : Kommt Schwestern, helft mir Ruthen binden,
Kommt, leiht mir euer nattricht Haar,
Helft Harz vom Phlegeton anzünden,
Reicht Schwefel, Pech und Zunder dar.
Entblößet ihn, braucht Fackel, Flamm' und Ruthe,
Bis sich der Brand lösch in des Mörders Blute.“

Und sein Drama Ibrahim Baßa wird durch folgenden Monolog der Asia eröffnet:

„Wehe! weh! mir Asien! ach! weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieser Schwermuthssee
Bei so viel Ach selbst mein bethränt Gesicht verspeien
Wo ich mich selbst mit Heulen und Zeter-Rufen
Durch strengen Urtheilsspruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, bestürtzter Abgrund an!
Bestürtzter Abgrund! O die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! Der laue Brunn
Der dürren Adern schwellt den Jäscht der Purpur-Flut!
Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!"

Dieser pomphafte Parademarsch aber war denn doch zu lächerlich steif und pedantisch, um nicht endlich einen Gegenstoß hervorzurufen. Der Führer der Revolte ist derselbe Christian Weise (1642–1708), den wir schon oben beim Roman in gleichem Kampfe angetroffen, ein wackerer Mann von gesunder Einsicht und den besten Intentionen. Auch hier wollte er, wie Lope de Vega in seiner berühmten *arte nuevo de hacer comedias*, nach Aristoteles, antiker Form und allem Regelzwang nicht fragen, sondern „bei seiner Freiheit bleiben, an der Einfalt seine Lust behalten, die der Natur am nächsten komme, und jede Person nach ihrem Naturell reden lassen". Und mit dieser einfachen Beschwörungsformel trat er aller Karikatur der Gelehrten, der komischen wie der tragischen, ihren bebänderten Schäfern und breitmäuligen Helden, herzhaft entgegen, und florirte hiernach natürlicherweise zumeist im Lustspiel und in der Posse, machte aber auch im Trauerspiel, wie Shakespeare, das Komische geltend. Er hatte gewiß überall vollkommen Recht, nur leider nicht die erforderliche Kraft, sein gutes Recht gebührlich durchzusetzen. Denn das blos „Naturelle", worauf er zurückging, hat noch nirgend die Unnatur bezwungen; und zudem war dieses Naturelle grade damals in Deutschland unglücklicherweise nicht mehr poetisch, was es zu Lope's Zeiten in Spanien allerdings noch gewesen. Weise gerieth daher in seinen Komödien, die durchaus nur „eine accurate Vorstellung einer Begebenheit" sein sollten, unwillkürlich immer mehr in das andere Extrem, von den

sublimen Helden unter gemeine Wäscherinnen, Bauern und Handwerksburschen, aus dem Tempel in die Schenke, und verbannte unnützerweise den Vers, wovor sich Lope wohl gehütet hatte.

Inzwischen hatte, wie wir gesehen, Klai durch seine Declamation die modernen Cantaten und Oratorien eingeleitet, die Schäfereien mit ihren eingestreuten Arien und Recitativen waren, seitdem Peri Opitzen's Daphne componirt, fast schon wirkliche Singspiele geworden, die Tragödien in lauter Schall und Knall, die Volkskomödien in wüstem Schaugepränge aufgegangen; als endlich Weise allen Regelnzwang aufhob und somit dem Dilettantismus die willkommene Freiheit gab, alle diese Elemente, deren jedes für sich bereits zu langweilen anfing, lustig durcheinander zu mischen. So kam es, daß nun Christliches und Heidnisches, Pathos und Pickelhäring, Oratorium und Zote, Prozession und Balett, in Ein neues dramatisches Monstrum: in die Oper, diesen auf Noten gesetzten Gesammtunsinn des Zeitalters, unaufhaltsam zusammenschoß. Christian Dedekind, den seine Freunde Christi Dudelkind nennen, schrieb für den Kapellmeister Bernhard in Dresden Opern geistlichen Inhalts, wo Apoll und Pythia an der Krippe des Christkindes vorkommen. In seinem sterbenden Jesus erhängt sich Judas auf der Bühne, während der Satan dazu als Echo singt; und als sodann Judas am Stricke zerplatzt, rafft Satan seine Eingeweide in einen Korb zusammen, und singt abermals eine Arie dazu, während eine andere Arie des, über die Verkündigung der Morgenländer zornigen Herodes beginnt:

„Donner und Hagel, Hammer und Nagel,
schmiedendes Eisen,
stechende Spitzen, Mäßer zum Schlitzen
will ich dir weisen u. s. w."

In Postel's „Mustapha" marschiren deutsche, tatarische, polnische und türkische Armeen in Costüm auf; in der Oper „Semiramis" werden alte Damen in feuerspeiende Lanzen ver-

wandelt, und im „Jason“ steigt das Schiff Argo singend zum Himmel, wo es in einen Stern verwandelt wird. Aber auch die Wucht der Gelehrsamkeit durfte nicht fehlen; neben grunzenden Bären und anderen Ungeheuern wurden Staatsmaximen, Mandate und Schulmoral in Arien abgesungen, ja es gab Opern über Bierbrauen und Schlächterei.

Kein Wunder daher, daß endlich die Theologen donnernd dazwischenfuhren, und namentlich in Hamburg ein wüthender Pamphletenkampf für und wider die Oper entbrannte. Allein die geistlichen Bannstrahlen wollten nirgend mehr zünden, das damalige Opernfieber scheint eben so epidemisch gewesen zu sein, als das heutige. Denn selbst die Universitäts-Facultäten zu Wittenberg und Rostock entschieden jenen Streit zu Gunsten der Oper. Ihr zu Liebe wurde in Dresden das erste stehende Theater gegründet; Leipzig, Nürnberg und Hamburg, wo die Seitenscenen 39mal, die Mittelscenen einige 100mal verändert werden konnten, folgten dem Beispiele, in Wien kostete jede einzelne Oper an 60,000 Gulden, und um 1700 zählte man bereits zehn Opern auf ein Schauspiel. Doch zogen sich sehr bald die besten: Postel und Hunold aus moralischen Rücksichten von den Operntexten auf Epos und geistliche Dichtung, Sebastian Bach und Händel, nachdem sie eine ganze Reihe längstvergessener Opern componirt, auf die Kirchenmusik zurück, und Feind, selbst einer der rüstigsten Operndichter, mußte zuletzt eingestehen, daß nach dem Geschmack der Welt Opern aufzuführen, eben so plaisirlich als schwer, eben so rühmlich als tadelhaft, eben so schön als ärgerlich, und in den meisten Hamburgischen Opern etwas wider Anstand und christliche Sitte sei.

Mit diesem Gange des Drama's mußte natürlich auch die Schauspielkunst gleichen Schritt halten, deren Aufgabe ja nicht die Composition, sondern eben nur die Virtuosität ist, das von den Poeten Erfundene treu und geistreich abzuspielen. Als daher die Gelehrten feierlich in Reih und Glied traten, machten auch sofort die Schauspieler eine gelehrte Miene, und

avancirten von Handwerkern zu Studenten. Veltheim, selbst ein gebildeter und sprachenkundiger Magister aus Halle, warb nämlich um 1670 ein Freicorps von Studenten, welches unter der stolzen Firma: „Berühmte Bande und kursächsische Hofkommödianten“ in allen größeren Städten Deutschlands umherzog. Um vor Allem ein würdigeres Repertoir zu schaffen, gab er eine prosaische Uebersetzung des Molière heraus, griff in seinen Stoffen häufig auf Corneille und den durch die Jesuitenspiele bekanntgewordenen Calderon zurück, und suchte den Hanswurst, als „Curtisan“, zum spanischen Gracioso zu veredeln. Aber der wohlgesinnte Mann wurde sehr bald von dem unaufhaltsamen „Mordspektakel“ übergerannt, und erfand in dieser Noth das Improvisiren, um den hergebrachten Staatsactionen, zu denen er sich nun wieder bequemen mußte, wenigstens durch gelegentliche Impromptü's ein besseres Ansehn zu geben. Er bedachte hierbei nicht, daß zu dieser Art verwegenen Mitdichtens ein eigenthümlicher Geist und Witz vonnöthen, der den Wenigsten allabendlich zu Gebot steht, und daß bei weitem die meisten Schauspieler nicht die ewige Kunst, sondern die momentane Gunst der Menge suchen. Und so ward denn grade dieses Improvisiren ein willkommener Kanal, auf dem von neuem die alte Unfläterei einzog und alle besseren Intentionen wieder durchlöcherte. Vergebens wurden dagegen die sogenannten „Dirigirbücher“ eingeführt und darin Plan und Gang des Stückes, so wie die Stelle und der ungefähre Inhalt der Improvisation vorgeschrieben. Jos. Stranitzki und Franz Schuch nahmen die volle unbedingte Freiheit des Stegreifspiels für ihren Hanswurst in Anspruch, der überdies in den wandernden Komödiantenbanden des Eckenberg u. a. in die schlechteste Gesellschaft, unter mitziehende Luftspringer, Seiltänzer, Taschenspieler und Zahnbrecher gerathen war.

Man sieht, eine Reform war hier eben so nothwendig, als schwierig, und diese Athletenarbeit nahm Gottsched (1700 - 66) auf seine breiten Schultern. Wir haben schon einmal bemerkt, und müssen es immer wiederholen: um das Verkehrte

zu bewältigen, muß man es entweder vor den Augen der Welt zu Tode lachen, oder das Bessere und Rechte dagegen aufstellen. Das letztere that Shakespeare der wilden englischen Volkskomödie gegenüber; Gottsched wollte Beides, und machte nur sich selber lächerlich. Es ist wahr, Gottsched hat den Lohenstein überwunden; allein das war eben nur ein Kampf der nüchternen Prosa mit der tollgewordenen Prosa. Eben so hat er ohne Zweifel die unleidliche Theateranarchie gebrochen; aber nicht, wie Shakespeare, durch selbstschöpferische Entwickelung der mit der Anarchie ringenden nationalen Freiheiten, sondern nach Tyrannenart durch Unterjochung aller Freiheit. Das Schauspiel sollte, nach ihm, eine deutsche Volksschule sein; und doch wandte er sich vornehm vom Volke ab nach Frankreich, zu den Hofdichtern Ludwig's XIV. und ihrem Ceremonienmeister Boileau, und gründete in Leipzig eine Commandite der Pariser Tragödienfabrik, in welcher seine Frau und sämmtliche Professoren, Rectoren und Schulmeister an Uebersetzungen oder sogenannten Originalstücken nach Pariser Mustern im Schweiße ihres Angesichts arbeiten mußten. Was sollte denn also die beständige Grandiloquenz von Deutschheit und deutschen Originalwerken unter solchem Proletariat von Deutschfranzosen?

Mitten im schönsten Flor dieser hölzernen Poetenfabrik aber gerieth der stolze Fabrikherr unverhofft in einen heftigen Streit mit den, über den anmaßenden Lärm entrüsteten Schweizern, deren Führer B o d m e r war; eine durchaus poetische Natur, nur leider selbst kein Dichter, der freilich hier vor allem anderen Noth that. Die Reformation hatte, wie wir gesehen, der ganzen modernen Bildung zwei Hauptrichtungen gegeben: einerseits vom Uebernatürlichen zur Natur, andrerseits von der Phantasie zum Verstande. Beide Richtungen aber mußten in ihren Consequenzen sehr bald miteinander collidiren, da die Natur immerhin etwas Mystisches und Wunderbares sich nun einmal nicht abdisputiren läßt, zu dessen Wahrnehmung der Verstand kein Organ hat. Und dieser echtprotestantische Conflict war es,

der damals auf dem Felde der Literatur sich in Bodmer und Gottsched verkörpert hatte. Bodmer, der selbst ein Buch von dem Wunderbaren geschrieben, behauptet, das Wunderbare, in Verbindung mit dem Wahren, sei die Urquelle der poetischen Schönheit, indem der Dichter durch die Kraft seiner Phantasie ganz neue Wesen schafft, oder wirkliche Wesen zur Würde einer höheren Natur erhebt. Er erkannte daher die Schönheit von Tasso, Ariost und Milton, und war der erste, welcher die längstvergessenen Minnesänger, den Parcival und die Nibelungen wieder bekannt machte. Er wirft den deutschen Dichtern Mattherzigkeit und Trockenheit vor, „die sie durch ihre Philosophie und ihre Liebhaberei am Verstandeswesen sich erwarben, die die Lustbarkeiten der Einbildungskraft unterdrücke".

Gottsched aber entgegnet: das sei ja eben das Preiswürdige bei der Sache! die Vernunft sei Gottlob geläutert bei uns, und die ausschweifende Einbildungskraft in ihre Schranken gewiesen; das habe den Fall Lohenstein's bewirkt und dauerhafte Schönheiten dafür zu Wege gebracht. Er spricht von den „Teufeleien des Tasso", von den „abgeschmackten Hexereien des Shakespeare", verwirft Oper und Cantate, „weil der Verstand dabei nichts zu denken habe", er will, daß die tragische Schreibart stets „auf Stelzen, die komische barfuß gehe", und weiß, in völliger Impotenz der Phantasie, die Fabel nur durch den lahmen Gelehrtenwitz zu retten, daß man voraussetzen müsse, die Bäume und Thiere, die da reden, hätten vielleicht in einer anderen Welt Verstand und Sprache. – Mit einem Wort: Bodmer verfocht volksthümlich die aufstrebende Gelehrtenrepublik; Gottsched den literarischen Absolutismus. Jener erkannte und förderte überall das strebsam Neue, eiferte für Addison, Milton, Klopstock und für „das allgemeine Recht der Menschen" im Literaturstaate; während Gottsched den französirten Aristoteles zum alleinigen Dictator ausrief, und das vermeintliche goldene Zeitalter der Poesie mit seinen Winkeldichtern Pietsch, Schönaich, Schwabe,

Derschau etc. für alle Zeiten abschließen wollte. Beide aber haben eigentlich nur indirect gewirkt; das Resultat des ganzen Kampfes war nicht eine bessere Poesie, sondern nur der erste Anstoß zu einer Kritik, die allerdings hinterher der Poesie zu Statten kam; und der scharfsichtige Liscov sagte daher damals, mit verdeckter Beziehung auf Gottsched, sehr treffend: „obgleich die Esel zur Musik ungeschickt seien, so mache man doch aus ihren Knochen die schönsten Flöten, und so gäben die elenden Schriften Anlaß zu sinnreichen Widerlegungen und Spottgeschichten."

Ueberhaupt aber hat Gottsched's ganzer Lebenslauf etwas durchaus Tragikomisches: wie er erst das Aufgebot seiner Schulmeister in den Krieg führt, dann – da diese sich theils invalid erwiesen, theils rebellisch zu den Bremer Beiträglern übergehen – den Kürassierlieutenant Freiherrn v. Schönaich zum Oberfeldherrn ernennt, schlauerweise Voltaire zum Succurs ruft, und endlich durch ein Vorspiel, in welchem ihn die Neuber auf das Theater brachte, so wie durch Rost's und Pyra's Spottgeschichten schmählich Krone und Scepter einbüßt. So hatte ihn die Nemesis erreicht; der Hanswurst, den er in Leipzig feierlich in den Bann gethan, hatte ihm zum Valet über die stattliche Professorperücke, die so lange wie eine furchtbare Donnerwolke nach allen Seiten Blitze geschleudert, unversehens seine Schellenkappe gestülpt, welche er, ohne sie selbst zu gewahren, bis an sein Lebensende zu großem Ergötzen des Publicums mit gravitätischem Anstande trug.

Wir sagten, das Resultat des Gottsched-Bodmer'schen Kampfes war nicht die bessere Poesie, sondern die Kritik. Denn Bodmer hatte nur erst eine Poesie überhaupt wieder möglich gemacht, indem er die Dichter von dem unsinnigen Regelnzwange der Gelehrten befreite und dadurch allerdings einen unberechenbaren Impuls gab, der jedoch erst bei den folgenden Generationen sich wahrhaft productiv erweisen sollte. Gottsched's bedeutendster Schüler aber, Johann Elias Schlegel, der gewiß Alles geleistet, was sich unter dem Gott-

sched'schen Banner irgend leisten ließ, zeigt eben nur die gänzliche Unmöglichkeit dieser Schule. Seine Tragödien gehen, dem Commando des Meisters gemäß, sämmtlich „auf Stelzen, und die Lustspiele barfuß", so daß von den letzteren Lessing sagen mußte, es herrsche darin das kälteste, langweiligste Alltagsgewäsche, das nur in dem Hause eines meißnischen Pelzhändlers vorfallen könne. Ein anderer Dichter, Christian Felix Weiße in Leipzig, trat in seiner Jugend gleichfalls getreulich in die breitspurigen Fußtapfen Gottsched's, den er jedoch später, von Lessing scharf in die Schule genommen, in seinen Lustspielen, besonders in den „verwandelten Weibern oder der Teufel ist los" und in den „Poeten nach der Mode", verhöhnte und auf das höchste erzürnte. Dennoch kehrte er bald darauf in seinen Trauerspielen: Eduard und Richard III., Romeo und Julie, Jean Calas etc., von neuem zu Gottsched's Stelzen zurück, bis endlich sein leichtes Liedertalent im Singspiele – wovon noch manches, wie „Lottchen am Hofe", „die Liebe auf dem Lande", „die Jagd" etc. den ältesten Theaterfreunden erinnerlich ist – seinen eigentlichen bequemen Ausdruck gefunden, und also das mächtige Bollwerk, das Gottsched mit ungeheuerem Fleiß und Haß gegen die Oper aufgethürmt hatte, wieder niederwarf.

Dagegen hatte jener Kampf unläugbar die natürliche Folge jedes rechtschaffenen Krieges: er hatte den alten Schlendrian in seiner verjährten Philisterwirthschaft gründlich gestört und ein neues Geschlecht jugendlicher Streiter erzogen, welches nun dem groben Geschütze Gottsched's gegenüber ein tüchtiges Freicorps bildete. Der besonnene Karl Christian Gärtner, Cramer und Adolf Schlegel, der Vater von A. W. und Friedrich von Schlegel, setzten im Jahre 1742 den Gottsched'schen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" ihre „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (von dem Verlagsorte die Bremer Beiträge genannt) entgegen, eine Zeitschrift, die bei dem Gelehrtenproceß in Sachen der Poesie auch dem unbefangenen Urtheil und Interesse der Damen Sitz und Stimme zuerkannt, und in der Lite-

ratur gewissermaßen Revolution gemacht hat. Denn viele junge Sachsen, die anfangs noch zu Gottsched gehalten, seinen langweiligen Kamaschendienst aber endlich unerträglich gefunden hatten, wie Rabener, Ebert, Zachariä, Gellert und Gisecke, traten jetzt zu den Bremern über; zu ihnen gesellten sich später auch: Lessing, Hagedorn, Gleim und Klopstock, und eroberten, immer weiter vordringend, mit wesentlich Bodmer'schen Waffen ganz neue Provinzen, an die Bodmer selbst noch nicht zu denken gewagt. Es war in Deutschland der erste kritische Feldzug. Ohne Kritik aber konnte die Poesie, nachdem sie sich einmal mit dem Verstande so eng verbunden, nicht mehr bestehen. Und so wollen wir denn dem Federkriege Gottsched's und Bodmer's so unerheblich er an sich erscheint, seiner Nachwirkung wegen gern die wohlverdiente Ehre lassen.

Die Lyrik, nachdem sie das Ritterthum überwunden, ging, ihrem unverwüstlichen Geiste nach, zum Volke, d. i. zum Landvolk, unter Hirten, Jäger, wandernde Handwerksburschen und alle frischen Gesellen, die unter freiem Himmel hanthiren. Mit ihrer noch vom alten Minnegesang überkommenen Kunstform aber wandte sie sich zu den Städten, von wo aus zugleich auch die humanistische und classische Literatur mit eindrang, und diesen Uebergang noch complicirter und verwickelter machte. Und so haben wir jetzt einerseits den Meistergesang, und andrerseits das Volkslied, ein Geschwisterpaar, dem man jedoch kaum eine Familienähnlichkeit mehr ansieht.

Der Meistergesang ist allerdings aus den letzten halbverschollenen Traditionen des alten Minnegesangs entstanden; doch nur das leere Prachtgerüst ist davon geblieben, alles Ritterliche mit seiner Schönheit und seinen Unarten und Ausschweifungen sorgfältig ausgeschieden. Knapp, ehrbar, nüchtern und pedantisch wie er ist, könnte man den Meistergesang vielmehr eine unbewußte und unfreiwillige Parodie des Minnegesangs, den in's Spießbürgerliche übersetzten Minnegesang

nennen. Auch der Meistergesang hat anfangs fast nur religiöse Gegenstände, namentlich den Mariencultus, behandelt, aber grübelnd und karrikirt; er sollte die Stelle der alten Ascetik vertreten, ohne den alten Heldenmuth, der zur wahren Ascetik erforderlich, und so wurde er sehr bald lediglich eine Arche der Lutherischen Lehre. Den Gesängen durften durchaus nur Texte aus der Bibel, die bei ihren Hauptsingen jederzeit auf einem Pulte aufgeschlagen lag, untergelegt werden, und jede Abweichung, alle „papistischen" Gedanken und Stellen waren als „falsche Meinungen" auf das strengste verpönt.

Da hiernach das Wesen des Minnegesanges abhandengekommen, so warf man sich nun lediglich auf die Form desselben und übertrieb diese, die ohnehin schon bei den Rittersängern überkünstlich gewesen, bis in's Unglaubliche. Da gab es 222 verschiedene Singstrophen, darunter manche Strophe zu 100 Reimen, es gab einen blauen und rothen Ton, eine gelb-Veiglein-Weise, eine gestreift-Safranblümleinweis, eine kurze Affenweis, eine Fett-Dachsweis u. s. w.; Alles durch die sogenannte Tabulatur in unverbrüchliche Regeln gebracht. Dieses kindische Wesen, wo das Weberschiffchen des Reimes nach vorgeschriebenen Mustern in tausend wechselnden Verschlingungen hin und her läuft, hat die meiste Aehnlichkeit mit der Leinweberei. Und doch, indem es förmlich studirt werden mußte, ist es auch wieder eine Art von Gelehrtenpoesie; um so verkehrter, da die Poeten nicht Gelehrte, sondern Schuster, Schneider, Lohgerber und andere Handwerker sind, die allabendlich vom Schusterschemel ihren hölzernen Pegasus besteigen und nach der Tabulatur zureiten. An den Sonntagen aber nach dem Nachmittagsgottesdienst versammelten sie sich mit Frau und Kindern in der Kirche, im Rathhause und zuletzt in den Handwerkerherbergen, um ihr Wochenfabrikat vorzulegen und „Schule zu singen". Obenan saß da feierlich der Vorstand, das sogenannte Gemerk; die Merker kritisirten und fällten das Endurtheil, die besten Gedichte wurden in ein großes Buch zusammengeschrieben, das der Schlüsselmeister auf-

bewahrte, und wer so glücklich war, einen neuen Ton zu erfinden, ward vom Kronmeister gekrönt, oder mit einem Kleinod belohnt.

Manche neueren Literarhistoriker halten dem Meistergesange, wenigstens vom moralischen Standpunkte, eine auffallend warme Lobrede. Wir aber können blos deshalb, weil er allerdings eine Erfindung der Reformation war, die Philisterei, d. i. das ernste Wichtigthun mit Lappalien, unter welchem Namen es auch erscheine, durchaus nicht als eine würdige und angemessene Abenderholung abgearbeiteter Handwerker anerkennen. Und philisterhaft war dieser Meistergesang, wir mögen ihn nun von Seiten des Inhalts oder Seitens der Form betrachten. Wir meinen vielmehr, ein Abendgebet, ja selbst eine herzhafte Lustbarkeit nach der Tagesarbeit wäre stärkender und heilsamer gewesen, als diese „holdselige" Kunst, die nothwendig bei Vielen nur ein ganz nutzloses und vergebliches Streben, Autorneid, Eitelkeit und Eigendünkel erwecken mußte. Jedenfalls war es ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß diese guten Leute und schlechten Poeten, die doch jeden Pfuscher ihres Handwerks entrüstet aus ihren Zünften stießen, nicht einmal eine Ahnung davon hatten, daß sie selbst die echten Bönhasen der Poesie waren. Der einzige wirkliche Dichter unter ihnen, Hans Sachs, soll freilich selbst eine Unzahl von Meistergesängen verfertiget haben, hütete sich aber wohl, sie in die Sammlung seiner Poesieen aufzunehmen.

Diesen poetisirenden Handwerkervereinen stehen die Sprachgesellschaften der höheren Stände ziemlich gleichartig gegenüber. Wie bei den Meistersängern handelt es sich auch in diesen Gesellschaften um die bloße Form; wie jene ihre Töne und Weisen, so haben diese ihre künstlichverschlungenen Beiwörter und eine (wenngleich nicht so benannte) Tabulatur von prosaischen Zwangsregeln und Schäferlichkeiten. Ihr gemeinsamer und sehr zeitgemäßer Hauptzweck war, die ver-

wilderte deutsche Sprache zu reinigen und vom Latein, das allen Ausdruck der Gebildeten an sich gerissen, zu emancipiren; ihr Vorbild die in Italien zur Veredelung der Vulgarsprache bereits seit geraumer Zeit bestehenden sogenannten Akademien. Allein die Italiener griffen dabei auf ihr nationales classisches Alterthum zurück, und da unsere Sprachgesellschaften sich auf dasselbe, hier aber volksfremde Element stützen wollten, so schlug bei ihnen Alles in eitel Philologie und Purismus um.

Den Reigen eröffnet die 1617 in Nachahmung der italienischen Akademie *della Crusca* gestiftete fruchtbringende Gesellschaft (auch Palmenorden genannt), welche erst in Köthen, dann in Weimar blühte, und deren erster Vorstand der anhaltische Herzog Ludwig war. Jedes Mitglied sollte dafür sorgen, daß die deutsche Sprache, ohne Einmischung fremder Worte, in ihrem rechten Wesen erhalten werde, und empfing bei seinem Eintritt ein Symbol und Beinamen aus dem Pflanzenreich mit dazugehöriger Devise, z. B. der Herzog Ludwig ein Waizenbrod und die Bezeichnung: der Nährende nebst der Devise: „Nichts Besseres". Unstreitig hat dieser Orden seinen Zweck noch am besten erfüllt, oder doch wenigstens einige Frucht gebracht, und zwar nicht durch seine poetischen Leistungen, sondern dadurch, daß vorschriftsmäßig vorzüglich nur der Adel darin aufgenommen wurde, welcher damals noch die höhere Bildung repräsentirte und beherrschte und daher allerdings am geeignetsten war, die deutsche Sprache und Poesie wieder in Ansehen zu bringen. Denn während seiner 60jährigen Dauer zählte der Orden auf einen König, 3 Churfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherren und 600 Adlige kaum hundert Bürgerliche. Doch beschränkte sich die Thätigkeit dieser Herren fast nur auf Uebersetzungen, und von ihren eigenen Früchten giebt es wenigstens einen schlechten Beischmack, wenn das fleißigste und gefeiertste Mitglied: Dietrich von dem Werder (der Vielgekrönte) vorzüglich

mit seinem „Sieg und Krieg Christi“ allgemeine Verwunderung erregte, weil er darin durch 100 Sonette in jedem einzelnen Verse die beiden Worte Sieg und Krieg angebracht.

Wie weitgreifend indeß der Impuls dieser Gesellschaft gewesen, zeigt schon der Eifer, womit sehr bald mehrere ähnliche Orden dem aristokratischen Beispiele folgten. So entstand in Straßburg eine aufrichtige Tannengesellschaft, ein Schwanenorden in Holstein durch den Dichter Rist und die deutschgesinnte Genossenschaft in Niedersachsen durch Philipp von Zesen, der so deutschgesinnt war, daß er mit zelotischem Purismus die Natur zur „Zeugemutter“, das Theater zur „Schauburg“, den Vers zum „Dichtlinge“, die Venus zur „Lustinne“ oder „Schauminne“, Pallas zur „Kluginne“, das Fenster zum „Tageleuchter“, den Affect zur „Gemüthstrift“, ja sogar die Nase zum „Löschhorn“ machte.

Die meiste Aehnlichkeit aber mit den Meistersängern, mit ihrer Formseligkeit, ihrem Bibelpedantismus und der durchaus protestantischen Färbung, hatte der 1644 von Klai und Haarsdörfer, gleichfalls in Nürnberg gegründete Blumenorden der Pegnitzschäfer. Auch hier haben wir wieder die alte Kinderei des Nürnberger Spielzeuges, eine ganze Tabulatur von Springreimen, Echos, Bilderreimen, Rückreimläufer, Reimfolgerungen, Menglingsreden, Letterhäufungen und onomatopoetischen Gedichten, die den Gesang der Vögel, so wie die Laute der Thiere nachahmen und zeigen sollen, daß selbst die Thiere und Elemente deutsch reden; und Haarsdörfer schreibt eine Poetik: Den „poetischen Trichter“, um den lernbegierigen Zeitgenossen in sechs Stunden diese deutsche Dicht- und Reimkunst beizubringen. Auch hier hielt man sich, gleich den Meistersängern, an die Bibel, suchte aber dabei, wie in der Religion das Urchristenthum, einen angeblichen Urzustand der Gesellschaft herzustellen und die ganze Bibel in eine Schäferei umzuwandeln. Denn die goldgüldene Zeit war: als Adam und Eva alles Vieh der Erde geweidet, die Erzväter waren Hirten, die im kühlen Schatten der Bäume den „wolkenfliegenden Luft-

psaltern und Schnabelharfen" den Gesang ablauschten, und David, da er zugleich Schäfer und Poet und gekrönt war, wurde zu ihrem Gesellschafter aufgenommen. Die Gemüthlichkeit dieser goldgüldenen Zeit mußte natürlich auch eine Menge poetischer Frauenzimmer in ihren Kreis ziehen, und so gehen denn diese Pegnitzschäfer vergnüglich „durch von der Vögel hellzwitschernden und zitschernden Stimmlein erhallende Wiesen, bei hellquellenden Springbrunnen hin, die durch das spielende Ueberspielen ihres glattschlüpferigen Lagers lieblich platscherten und klatscherten". Wie aber diesen Springbrunnen, Vögeln und Lustwandelnden nicht der Athem vergangen, ist schwer zu begreifen, wenn man bedenkt, daß z. B. Birken zum Lobe des Hauses Oesterreich eine Schäferei von 400 Seiten verfaßt, und in seiner „Guelfis" die Ehre des Hauses Braunschweig-Lüneburg nebst der Dannenbergischen Heldenbrut etc. in ein Schäfergedicht verarbeitet hat.

Alle diese Gesellschaften aber hatten, ganz abgesehen von ihren Abgeschmacktheiten, vorzüglich dreierlei eigenthümliche Nachtheile in ihrem Gefolge. Erstens hatten sie das natürliche Verhältniß von Poesie und Sprache völlig umgekehrt, indem sie die erste lediglich zur Dienerin der letzteren machten. Sodann wurden sie durch die Schonung und Lobhudelei der einzelnen Mitglieder untereinander eine offenbare Schule der Mittelmäßigkeit; und brachten endlich das gemeine Sclaventhum der Adelsprotection in die freie Dichtkunst, so daß es das ausdrücklich ausgesprochene Ideal dieser Poeten war, „großer Herren Gunst zu erreichen".

Und dies führt uns am natürlichsten auf die damalige Hofpoesie, welche jenes Ideal in der That glücklich erreicht hat. Das Charakteristische dieser Hofpoeten ist das Hündische, womit sie nach unten bellen und nach oben wedeln. Denn während sie auf die plebejische Schulmeisterpoesie, vor der sie doch nichts als die stärkere Anmaßung voraushaben, voll Verachtung herabblicken, richten sie die ihrige, wie sie selbst sich ausdrücklich rühmen, lediglich zum Dienste hoher Gönner ab, „um

deren Verdienste gegen den Neid zu vertheidigen und deren Fehler zu beschönigen". Das Kunststück besteht einfach darin, daß sie die Alltäglichkeiten und verschwenderischen Spielereien der hohen Gönner, ihre Hochzeiten, Hoffeste, Jagden oder militairische Paraden ohne weiteres sehr ernsthaft für Heldenthaten ausgeben und ihre fürstlichen Lobgedichte, damals ganz passend „fürstliche Wirthschaftsgedichte" genannt, feierlichst in heroische Gedichte umstempeln. Das sehr unlöbliche Handwerk dieser vornehmen Bettelmuse wird vorzüglich durch drei Koryphäen repräsentirt. Johann von Besser aus Kurland (1654–1729), der als der einzige heroische Dichter Deutschlands bewundert wurde, eroberte durch seinen Heroismus erst in Berlin, dann in Dresden, ein ganzes Füllhorn von Gunstbezeugungen, Beförderungen und Ducaten, und zuletzt noch, nebst dem Adelsstande, sehr bezeichnend die Stelle eines Ceremonienrathes. Sein Nachfolger, der Dresdner Hof- und Ceremonienrath Ulrich von König (1688 bis 1744), den wir bei seinem „August im Lager" schon kennen, setzte das rentable Geschäft fort; und eben so dichtete sich Karl Gustav Heräus in Wien zu gleichen Ehren und Würden herauf und führte, um die Sache noch feierlicher zu machen, dabei den heroischen Hexameter ein. – Diese ganze Poesie ist eben nichts, als Ceremonie. Goethe sagt irgendwo: um mit Erfolg vornehm zu thun, müsse man wirklich vornehm sein; das war aber die feile Gesinnung dieser Poeten keineswegs. Und so waren sie denn überall blos eine neue Art von Hofnarren und von diesen nur durch gänzlichen Mangel an Witz, durch ihre Perücke und ihren Servilismus unterschieden.

Das Volk selbst wurde von all dieser Poeterei entweder gar nicht berührt, oder wo es zufällig geschah, nur auf's Aeußerste gelangweilt und nahm sich daher die Freiheit, es besser zu machen und auf seine eigene Weise fortzusingen. Das Volkslied hat allerdings den Grundcharakter aller Lyrik

überhaupt; es stellt nicht die Thatsachen, sondern den Eindruck dar, den die vorausgesetzte oder kurz bezeichnete Thatsache auf den Sänger gemacht. Von der Kunstlyrik aber unterscheidet es sich durch das Unmittelbare und scheinbar Unzusammenhängende, womit es die empfangene Empfindung weder erklärt, noch betrachtet oder schildernd ausschmückt, sondern sprunghaft und blitzartig, wie es sie erhalten, wiedergiebt, und gleichsam im Fluge plötzlich und ohne Uebergang, wo man es am wenigsten gedacht, die wunderbarsten Aussichten eröffnet. Das Volkslied mit dieser hieroglyphischen Bildersprache ist daher durchaus musikalisch, rhapsodisch und geheimnißvoll wie die Musik, es lebt nur im Gesange, ja viele dieser Volksliedertexte sind gradezu erst aus und nach dem Klange irgend einer älteren Melodie entstanden. Hier giebt es keine einzelnen berühmten Dichter; die einmal angeschlagene Empfindung, weil sie wahr und natürlich und allgemeinverständlich ist, tönt durch mehrere Generationen fort; jeder Berufene und Angeregte bildet, modulirt und ändert daran, verkürzt oder ergänzt, wie es Lust und Leid in glücklicher Stunde ihm eingiebt. So ist das Volkslied, in seiner unausgesetzt lebendigen Fortentwickelung, recht eigentlich das poetische Signalement der Völkerindividuen. Gleich wie aber Kraft und Ausdruck der Empfindung nicht bei allen Individuen überhaupt derselbe sein kann, so erhält auch das Volkslied bei den verschiedenen Volksstämmen, je nach ihrer klimatischen und geistigen Structur, seine besondere Physiognomie und Eigenthümlichkeit. Wir sind nun zwar keineswegs der Meinung, daß der Volksgesang jemals den ganzen Umfang und Reichthum der Dichtkunst zu umfassen und zu erschöpfen vermöchte; jedenfalls aber ist er der Grundstock aller nationalen Poesie, die in der Naturwahrheit des Volksliedes ihre Wurzel hat. Selbst in ihrer vollendetsten Kunstform, im Drama, klingt bei Calderon die Volksromanze, bei Shakespeare das Volkslied Altenglands fühlbar hindurch.

Die bedeutendste Anzahl der deutschen Volkslieder fällt in das 15te und 16te Jahrhundert, wo die Anfänge der Reforma-

tion und die Türkenkriege eine ungewöhnliche Bewegung und somit auch eine erhöhte poetische Stimmung anregten. Ihren Hauptinhalt bilden Natur und Liebe. Ihre Liebe, ohne alle sentimentale Bleichsucht, ist kerngesund, oft derb oder koboldartig neckend, noch öfter fromm und immer treu. Goethe, dessen eigene Jugendlieder durchaus volksthümlich sind, trifft es am besten, wenn er sagt: „Hangen und Bangen in schwebender Pein – himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, glücklich allein ist die Seele die liebt!“ – Im Naturliede, zu dem wir die zahllosen Jagd-, Hirten-, Räuber- und Wanderlieder rechnen, überrascht uns häufig, wie bei der Kindheit, ein innig vertrauliches Verständniß der äußeren Natur und ihrer Symbolik, und der tiefe Blick in die geheimnißvolle Geisterwelt der Thiere. Die Wälder rauschen wunderbar herein, die Quellen weinen mit, wenn der wandernde Handwerksbursch vom Liebchen scheidet, die Wolken bestellen Grüße aus der Fremde in die Heimat, die Nachtigall singt das Unaussprechliche, und das Reh in seiner Einsamkeit hebt die klugen Augen und lauscht der nächtlichen Klage; Alles märchenhaft wie in Träumen. – Die Kriegslieder dagegen, meist „von einem, der dabei gewesen“, schildern nicht die Großthaten einzelner Helden, sondern den frischen Waffenklang der Schlacht und dessen Wiederhall im Volke, wie die Schweizerlieder auf die Sempacher- und Murtenschlacht; oder sie tönen, gleich Trompetenstößen, die wilde Lust am Soldatenhandwerk aus, wie die zahlreichen Landsknechtslieder. – Ihre Zechlieder endlich, die Weingrüße und Weinsegen, sind weit entfernt sowohl von der forcirten Lustigkeit der modernen Trinklieder, als von der feierlichen Ressourcenseligkeit, die das Trinken pedantisch wie ein hochwichtiges Geschäft betreibt. Sie haben vielmehr fast alle etwas „Schwartenhalsiges“ und „Schwerakisches“, das mitten im tollsten Jubel keck und ironisch über sich selber lacht; wie z. B. „der liebste Buhle den ich han, der liegt beim Wirth im Keller, der hat ein höltzin Röcklein an und heißt der Muskateller“, oder: „Behüt' dich Gott vor St. Urbans

Plag (Podagra), und beschirm' mich auch vor dem Strauchen, wenn ich die Stiege hinab muß tauchen, daß ich auf meinen Füßen bleib und fröhlich heimgeh zu meinem Weib und Alles das wisse was sie mich frag. Nun behüt mich Gott vor Niederlag."

Auch auf dieses reiche Besitzthum der Nation hat die protestantische Literarhistorie für ihre Parthei ihre breite Hand gelegt, indem sie die Sache so darzustellen sucht, als sei das deutsche Volkslied eigentlich erst durch die Reformation und durch die Ausrottung des „entstellten papistischen Christenthums" entstanden oder wenigstens in den rechten Flor gebracht worden. Gewiß hat der erste Beginn der Reformation, wir haben es oben selbst gesagt, eine bedeutende geistige Revolution, und diese Revolution eine unverhältnißmäßige Menge von Liedern angeregt, gleich wie die Canarienvögel um desto eifriger singen, je größer der Lärm um sie her ist. So viel sollte indeß doch billigerweise jeder Unbefangene wissen, daß grade die älteren Volkslieder, wo also noch die Klänge und Erinnerungen aus der katholischen Vorzeit herüberreichen, die reinsten, harmlosesten, keuschesten und kräftigsten, mit einem Wort: die besten sind, und daß namentlich die Liebeslieder des 15ten Jahrhunderts noch häufig an das Minnelied erinnern. Wie aber hat nun die Reformation in ihrem wachsenden Fortgange darauf eingewirkt? Das Volkslied, als unmittelbarer Naturlaut, geht nothwendig überall vom Idealen auf das wirkliche Leben, es ist wesentlich plastisch. Die Zeit aber, wie sie durch die fortschreitende Reformation charakterisirt wurde, war vom lebendigen Glauben und von sinnlicher Anschauung gleichmäßig abgewendet und auf theologisch-politische Grübelei oder bloße Moral gewiesen, die durchaus nicht plastisch ist und sich daher nirgend zum Liede eignet. – Das Volkslied bedarf ferner einer allgemeinen Theilnahme der Nation, um durch's ganze Land belebend von Mund zu Mund zu gehn, und so durch die Generationen gleichsam immer neu sich selber fortzudichten, wie die englischen Balladen von den Bürgerkriegen und die

Romanzen von den Glaubenskämpfen in Spanien. In Deutschland dagegen hatte die Reformation die große Vergangenheit in Verruf gethan, sie hatte dem Gottesdienste den Mariencultus, die Heldengestalten der Heiligen, den äußeren Schmuck, kurz: alles poetisch Darstellbare genommen, sie hatte endlich das Volk in zweierlei Nationen zerklüftet, die auf einmal einander fremd, ja feindlich gegenüberstanden. Welche schönen Romanzenstoffe z. B. bot dazumal der Türkenkrieg! Er ließ das fortgrübelnde protestantische Deutschland völlig kalt. Vergebens rüttelte Soliman furchtbar mahnend an den Thoren des Reichs und drohte den ganzen Westen in Barbarei zu begraben, vergebens suchte Karl V. Hülfe in dieser entsetzlichen Gefahr; der Reichstag hatte Anderes zu thun und formulirte Sittencensuren gegen Kleider-, Trink- und Spielnarren, als hätte es niemals eine höhere Moral und Sittlichkeit gegeben; man wollte lieber türkisch als katholisch sein. Soll dies die gerühmte damalige Einkehr zur Innerlichkeit sein, so war es wenigstens eine erbärmliche Umkehr von Lieb' und Eintracht zu eitel Haß und Eifersucht und Mißgunst.

Wir sagten vorhin, das Volkslied lebe wesentlich in der Gegenwart; wie aber möchte eine Gegenwart, der jene höhere Sittlichkeit und die Nationaltugenden, die allein des Singens werth, abhanden gekommen waren, dem Volksliede ferner herzhaften Klang und Athem geben? Und so verwandelte das letztere, namentlich in der zweiten Hälfte des 16ten und im 17ten Jahrhundert seine jugendlichlichtfrische Physiognomie immer mehr in's Grobe, Platte, Gräuliche und Gemeine. Die schönen Hirten-, Wander- und Jägerlieder, die fühlbar nur ein Wiederhall des Waldhorns waren, kehren nun altersmüde von den grünen Bergen in die schmuzigen Handwerksstuben und Zechen ein. „Jede Zunft," sagt Gräter im Bragur, „hat ihr eigenes Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied der Schmiede, der Barbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Küffner, Wagner und Schneider Ruhmlied, ja sogar die

Bauern haben ein solches Ehrenlied ihres Standes. Jedes dieser Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die Geschäfte und die widerfahrenen Ehren des Standes über und schließt mit einem allgemeinen Segen für die Zunft oder den Stand, worin die Wohlfahrt in diesem Leben, Gesundheit alle Stund, jedem die schönste Frau auf der Welt, die tausend Gulden hat u. s. w. angewünscht wird." Hiernach wurde denn auch sehr bald das freie Singen ein Handwerk „professionirter Dichter und Componisten", die das Volkslied m a c h e n wollten. Es wiederholt sich hier im Kleinen der jetzige Gang der deutschen Lyrik überhaupt: wie unter den Gebildeten in die hohe Gelehrtenschule, so wird sie hier in die Trivialschule des Verstandes genommen. Die Phantasie wird vom Verstande corrigirt, das unmittelbare Gefühl redselig eingeleitet und erklärt; anstatt der alten Berggeister, Kobolde und Nixen kommt die wunderlich entstellte lateinische Mythologie, statt des überraschend kühnen und sicheren Wurfs die Allegorie, das Halbwissen und die lehrhafte Altklugheit. Bei dem allmählichen Aufsteigen der neuen Sonne der Aufklärung schwand der wunderbare Morgenduft, die Vögel ließen ihr Singen, die Quellen und Wälder ihr Rauschen, und das Volk schwieg wie blödsinnig vom Sonnenstich. So war in der brütenden Mittagsschwüle das deutsche Volkslied fast überall verhallt, so daß es erst durch Herder in seinen Völkerstimmen von neuem entdeckt, und von Görres, Arnim und Brentano wieder national gemacht werden mußte. Nur in den von der Reformation unberührten Landschaften: in Kärnthen, Vorarlberg, in Tirol und im deutschen Kuhländchen Mähren's hat es sich noch bis heut' lebendig erhalten.

Da es nun der Reformation mit dem Volksliede nicht gelingen wollte und konnte, das vielmehr unaufhaltsam immer roher und obscöner wurde; da ferner die Reformation beständig vom Leben auf das Buch, die Bibel, hinwies und zu deren Interpre-

tation der Philologie bedurfte, so trat die letztere jetzt als eine Weltmacht in die Literatur. Es begannen die humanistischen Studien des Alterthums, die lateinische Sprache wurde die Sprache der Poesie. Dazu kamen die Nachwehen des dreißigjährigen Krieges, der, als ein eigentlicher Bürgerkrieg, den bloßen Haß zum Feldherrn eingesetzt, mit den Sitten die Sprache verwildert, und allmählich die katholische und protestantische Literatur voneinander isolirt hatte; zum großen Nachtheile beider. Denn während die katholische Literatur in dem allgemeinen Getümmel sich scheu verbarrikadirte und abschloß, den Protestanten draußen fast gänzlich das Feld überlassend, gingen diese, im Rausch der neuen Ungebundenheit, mit ihren Siebenmeilenstiefeln weit über das vernünftige Ziel hinaus.

Allerdings waren diesmal, was ihnen selten begegnet, die Gelehrten vollkommen in ihrem Recht und Berufe. So konnte es unmöglich bleiben. Der in Unflätherei und Welschthum tollgewordenen Sprache mußte vor allem Andern nur erst die Zwangsjacke angelegt werden, wozu der gediegene Panzer der lateinischen Grammatik und Prosodie ohne Zweifel gar wohl geeignet war. Aber die Einführung des Altclassischen ging schulmäßig und schwerfällig von statten, während in den Nachbarländern, in Italien, Frankreich und in den Niederlanden, schon die emancipirte Vulgarsprache blühte. Nach deren Beispiele, und in dem ganz richtigen Gefühl, daß eine Poesie in todter Sprache todtgeboren sei, trat daher nun auch in Deutschland zunächst der Palmenorden nebst seinen Tochtergesellschaften jener lateinischen Pegasusreiterei entgegen; jedoch, wie wir oben gesehen, fast ohne allen Erfolg. Bei weitem wirksamer dagegen zeigte sich, wie immer in solchen Fällen, ein freier Verein einzelner, nur durch gemeinsamen Geist verbundener Männer, den man, von seinem ursprünglichen Vaterlande, die erste schlesische Schule benannt hat, obgleich dieselbe erobernd sich über mehrere benachbarte Provinzen erstreckte.

Die Wirksamkeit dieser Schule war wesentlich eine vorberei-

tende, ohne selbstständigen Inhalt, und daher blos formell. Der wüste Garten der Poesie sollte zunächst nur von dem überwuchernden Unkraut gereinigt, und da es an einheimischen Blüten fehlte und überdies manche wilde Blume mit dem Unkraut zugleich weggeworfen wurde, einstweilen mit fremden Zierpflanzen bestellt werden. Zu dieser Ordnungsmacherei bedurfte es eines selbstgeordneten Geistes, den kein übermächtiger Trieb verlockte, neue weitaussehende Wege einzuschlagen, für welche die Zeit doch keineswegs schon reisefertig war; es gehörte dazu ein gelehrter Mann mit großer, nach allen Seiten hin flexibler Empfänglichkeit und wenig eigener Schöpfungskraft, sorgsam und mittelmäßig genug, um überall vermittelnd aufzutreten und die Mittelmäßigen an seine Fersen zu bannen. Und ein solcher Mann war Martin Opitz, der berühmte Gründer und Führer dieser Schule.

Opitz war ganz und gar ein protestantischer Dichter. Seine außerordentlichen Erfolge verdankt er eben dem zeitgemäßen Unternehmen, die beiden Grundelemente der Reformation, Verstand und Moral, gegen die Phantasie auf die Dichtkunst anzuwenden und sich hierzu der humanistischen Studien zu bedienen, für welche grade der Boden seines speciellen Vaterlandes durch Melanchthon's Schüler, Trotzendorf, vorzüglich vorbereitet war, so daß damals mit Recht gerühmt wurde, daß kein deutscher Stamm so viele Gelehrten habe, als die Schlesier, und nirgend so Viele aus dem Volke die Wissenschaften lernten und verständen. Wer, sagt Opitz selbst:

„nicht scharf und geistig ist, nicht auf die Alten zielt,
nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
als seine Finger selbst, und schaut daß ihm kaum Einer
von ihnen außen bleibt, wer die gemeine Bahn
nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann,
doch nicht auch ein Poet."

Wir müssen freilich grade umgekehrt behaupten, daß der gute Mann, und wenn er auch alle Griechen und Lateiner wie seine eigenen Finger kennte, darum doch noch kein Poet wäre.

Auch jene Reformation der Poesie durch Verstand und Moral nützt nichts; der Verstand kann ordnen, aber nicht dichten, und die bloße Moral ist kein poetischer Stoff. Es bleibt sonach von aller Poesie nichts als die Form. Und diese war denn auch das Steuer, das Opitz ergriff, um die Poesie aus ihrem bisherigen seichten Fahrwasser wieder auf die hohe See hinauszulenken. Sein von Natur sauberes und delicates Talent führte ihn auf die „Reinlichkeit der Verse und Reime"; er machte zuerst die neue Prosodie: das Gesetz, aus dem Accent das Maß der Silben zu erkennen, allgemein und für alle Folgezeiten geltend. Ja er gängelte und schulte förmlich die ungeschickte deutsche Sprache an den Mustern der Alten und des modernen Auslandes, indem er Sophokles' Antigone, Seneca's Trojanerinnen und mehrere holländische, französische und italienische Dichtungen mit einer für jene Zeit bewundernswerthen Meisterschaft übersetzte.

Sein eigentlicher und erfolgreichster Beruf aber war der eines geistigen Vermittlers. Wenn er von den Dichtern verlangte, im Deutschen zu verfahren, „wie die Lateiner mit den Griechen, und die neuen Scribenten (des Auslandes) mit den Alten", so nöthigte er dadurch die lateinischen Scribenten Deutschlands, künftig das Altclassische, wie die Holländer, Italiener etc., in ihrer Muttersprache nachzubilden, und also eine geistige Durchdringung beider anzubahnen. Indem er ferner die lehrhafte Moral als einen Hauptbestandtheil in die Poesie einführte, gelang es ihm, die letztere mit der eifersüchtigen und unduldsamen Theologie, so wie mit den praktischen Prosaköpfen zu versöhnen. Noch wirksamer endlich zeigte sich hier, fast wie bei Goethe, eine gewisse Vornehmigkeit seines ganzen Wesens. Denn er verfertigte zwar ebenfalls eine Unzahl von Gelegenheitsgedichten, aber er verkaufte sie nie, wie die Dichterlinge seiner Zeit, sondern legte vielmehr, wie wir sogleich sehen werden, mit seiner Poesie nach grandioserem Maßstabe einen Großhandel an. Und hiermit stimmt auch vollkommen seine allerdings würdige und höhere Auffassung der

Dichtkunst überhaupt, wonach der Dichter mit unverzagtem Gemüth uns das Große und Starke singen soll:

„Poeten sollen mir Bericht von Weisheit geben,
und sagen, wie ich doch in diesem armen Leben
die bösen Lüste fliehn, das Kreutze tragen soll –
O weg mit solcher Kunst, weg, weg mit solchen Sachen,
so die Gemüther nur verzagt und weibisch machen,
die leichtlich, wie man will, durch der Gedichte Schein
und äußerlichen Glantz, zu überreden sein."

Und so vermittelte er in der That durch seinen persönlichen Vorgang den ganz verachteten Dichtern eine neue und würdigere Stellung zur allgemeinen Meinung, die damals eben nur ihre feilen Bettelpoeten kannte.

Diesem nach allen Seiten umblickenden und biegsamen Vermittlertalente entspricht denn auch der moralische Charakter des Dichters, dessen diplomatische Wendungen wir leider nicht, wie wir gern möchten, seinen conciliatorischen Absichten allein zuschreiben können. So läßt er sein schönes, aber stark protestantisch gefärbtes „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges" über ein Decennium ungedruckt, um bei Kaiser Ferdinand II. vorher die Lorbeerkrone und den Adelstand zu erwerben. Während er, um nach Wien empfohlen zu werden, für den Grafen von Dohna das, zur Katholisirung der Schlesier geschriebene „*manuale* des Jesuiten Martin Becarus" anonym in's Deutsche überträgt, übersetzt er zugleich für den katholikenfressenden Rath zu Breslau des Hugo Grotius Gedicht „von der Wahrheit der christlichen Religion"; und wendet sich unermüdlich an alle Großen der entgegengesetztesten Partheien, an den Pfalzgrafen Friedrich V. und an Kaiser Ferdinand II., an den Grafen Dohna und an Oxenstierna, an den König von Polen und die Bürgermeister von Danzig, Thorn und Elbing mit überall gleichtönenden Lobgedichten, Dedicationen u. s. w.

Kein Wunder daher, daß auch seine Poesien selbst eigentlich nur ein diplomatisches Werk sind: künstlich, tendenziös, conventionell und geziert. Er dichtete mit dem bloßen Verstande;

daher war Alles Form und Nachahmung, daher der Bruch mit der Musik, dieser Seele der Lyrik. Am empfindlichsten rächte sich dies natürlicherweise an den beiden lyrischen Polen: in seinem geistlichen und in seinem Liebesliede. In seinen Kirchenliedern, wenn man sie so nennen will, quält sich der Verstand trostlos ab, aus lauter Antithesen, Witz, heidnischer Mythologie und Reinlichkeit der Verse eine fingirte Andacht aufzubauen, die „bei kalter Gottesfurcht sich brennend anstellt"; und es wäre gradezu komisch, sie singen zu wollen. Seine Liebe aber, z. B. in der Schäferei Daphne, ist eben nur ein marmorner Cupido, der aus künstlich verschnittenen Hecken nach gelehrten Herzen zielt, und niemals trifft. Er empfand nicht, wenn er sang, und verachtete daher selber, was er sang. Und so zeigt sich bei ihm schon deutlich der Keim jener falschen, selbstmörderischen Theorie, die, um sich vor der gebildeten Welt nicht bloszustellen, immer das scheinbar ernstlich Gemeinte vornehm wieder desavouirt, und endlich bei uns alle Innigkeit und Wahrheit aufzuzehren droht. Hierdurch aber, so wie durch seine angebahnte Poetisirung der humanistischen Studien, und die übersetzungsfertige Universalität, womit er alles Ausländische zu nationalisiren strebte, ist Opitz in der That, zwar nicht der Vater, aber der wichtigste Geburtshelfer der neuen deutschen Dichtkunst geworden.

Was Opitz anstrebte, hat sein Freund, der Wittenberger Professor B u c h n e r , in seinem Wegweiser zur deutschen Dichtkunst (1661) in ein förmliches System gebracht. Der Inhalt dieses poetischen Kanons läßt sich, trotz aller seiner Weitschweifigkeit, einfach in der Souverainetätserklärung des Verstandes zusammenfassen: die Dichter sollen Philosophen sein, und ergötzend belehren. Es ist daher nicht gar so erstaunlich, daß er allen Ernstes einen gewissen Kistenmacher über den Homer setzt. Wohin aber dieser Wegweiser führen mußte, zeigt außer dem nüchternen Tscherning und einer zahllosen Menge anderer Opitzianer, deren nähere Bekanntschaft eben so unnütz wäre als sie selbst, besonders der übermäßig fruchtbare Pastor

Johann Rist (1607–67) zu Wedel an der Elbe, welchem nur als ein guter Dichter gilt, wer „auf eine vorgenommene Materie die poetischen *figmenta* der Alten fein *mythologice* zu accommodiren und nach Art derselben, auch der jetzt lebenden rechtschaffenen Poeten, in einer continuirenden Allegorie zu schreiben, die Gemüther der Menschen mit zierlichen *exclamationen*, artlichen *prosopopeien* u. dergl. rhetorischen Figuren zu bewegen weiß." Auch das bezeichnende Vornehmthun gegen die Liebe, theilt dieser zu seiner Zeit hochgefeierte Vielschreiber, wenn gleich nicht in so feiner Art, mit seinem Meister Opitz. Er schrieb einen Haufen herzloser Liebeslieder, um sie dann, „als sein Verstand kam", eben so herzlos zu desavouiren; er stellte die „vermaledeite Fastnachtfeier" ab, und enthielt sich der daktylischen und anapästischen Maße, da die andächtige Seele sich nicht mit Hüpfen und Springen, sondern mit Sehnen und Seufzen nach dem himmlischen Jerusalem wenden solle. – Man sieht, die deutsche Lyrik wurde nun theils von einer engbrüstigen theologischen Moral, theils von einer stupiden Gelehrsamkeit, also von einem doppelten Purismus gedrückt, der sie von aller Poesie purificirte.

Wie aber ein rechter und gesunder Sinn von solchem Unsinn zwar gehindert und beirrt, aber nicht gebrochen werden kann, sehen wir an den beiden einzigen wirklichen Dichtern dieser Schule, an Flemming und Gryphius. Der Sachse Paul Flemming (1609 – 1640), der durch seine Reise nach Persien seinen Gesichtskreis weit über die Studirstube hinaus erweitert hatte, kehrt aus der gelehrten Fiction fröhlich zu Natur und Leben zurück, das prätiose Vornehmthun gegen die Poesie verwandelt sich bei ihm in elegische Wehmuth über die Unzulänglichkeit des Worts, das auszutönen, was er fühlt; die Liebe, da sie wahr und rein und daher ihrer selbst sich nicht zu schämen braucht, ist innig und oft wahrhaft hinreißend. Er „setzt in vollem Bügel auf das schöne Wesen ein, von dem ihm Daphne's edle Zweige dreimal um sein braunes Haar geschossen", und erkennt in seiner Poesie den Theil in sich, „der ewig bleibe

und frisch, wenn das Andere mit dem Besen zusammengekehrt werde". Flemming hat zuerst das von Opitz künstlich und mühsam gestimmte Instrument wirklich tönend gemacht, und schied singend wie ein sterbender Schwan mit seinem schönen Todeslied vom Leben.

Diesem durchaus liebenswürdigen Weltkinde steht der finstere Ernst des Schlesiers Andreas Gryphius († 1664) ergänzend gegenüber. In seinen Oden und den berühmten „Kirchhofsgedanken" hat die geächtete Phantasie plötzlich alle Gelehrsamkeit, Schäferei und fade Zierrath von sich geworfen, und steht fast gespenstisch in der steifleinenen Zeit. Seine ganze Lyrik zieht wie ein Gewitter über die lachenden Gefilde Flemming's hinweg; die schöne Erde ist in bleifarbenes Dunkel versenkt, und der Himmel darüber drohend und schreckhaft in greller Beleuchtung. Es ist ein religiöses Gemüth, dem die neue Lehre allen milden Trost und Segen der Kirche genommen, und das daher nun zürnend an den Fesseln dieses Erdenlebens rüttelt, aus dem es sich ungestüm heraussehnt. Wir haben schon oben beim Drama dieses einsamen Dichters und namentlich seiner bedeutenden Lustspiele gedacht, die hiernach freilich mehr wie ein Werk der tiefen Weltverachtung als der Heiterkeit erscheinen. Und so bewährt sich an ihm wieder die alte Erfahrung, daß in solchen heftigen melancholischen Gemüthern Groll und Spott, Zorn und Lachen, Licht und Schatten dicht nebeneinander liegen.

Dieser Charakter führt uns von selbst zu einer zahmeren und abgeblaßten Spielart jener Weltverachtung: zu dem Königsberger Dichtervereine. Simon Dach (1605 – 1659) ist hier als der eigentliche Mittelpunkt und fast alleinige Repräsentant zu betrachten. Denn Heinrich Albert, Robert Roberthin, G. Mylius, Faber und Andere, gruppiren sich mehr nur als ein dilettantischer Freundeskreis um ihn her. Bei Allen aber ist es mehr oder minder eine Poesie von Kirchhofgedanken, die an pietistischer Hypochondrie dahinsiecht. Sie sangen einander mit Grabesliedern an, und glaubten die Zeit ihres Todes vorauszu-

wissen. Daß Dach wegen seines fast einzigen völlig herzensfreudigen Liedes vom „Annchen von Tharau", das noch jetzt im Munde des Volkes fortlebt, von den Theologen verketzert und verleumdet wurde, finden wir ganz in der Ordnung, oder vielmehr Unordnung der confusen Ansichten. Verfänglicher aber und schwieriger war die Aufgabe, als er gegen dieselbe sterile Moral die Behauptung verfechten mußte, daß die Poesie überhaupt keine Lüge sei, was sie doch, wenn wir eben Flemming, Gryphius und Dach selbst ausnehmen, damals in der That geworden war.

Wo aber die Naturwahrheit fehlt, verfällt die Poesie nothwendig der Willkür, der grillenhaften Mode und einer fortlaufenden Reihe experimentirender Kunststücke, um die innere Lüge zu verdecken und zu beschönigen, gleich wie ja auch in der moralischen Welt eine Sünde die andere erzeugt. Und so war es denn auch der ersten schlesischen Schule ergangen. Ihre einzige Tugend zwar: die Reinlichkeit der Sprache ist geblieben, und hat diese Schule nach mannigfachen bösen Rückfällen, Irrungen und Mühsalen glücklich überlebt. Aber ihre Gelehrsamkeit, da sie anfing dumpfig zu werden, mußte durch immer höhere Schichten frischen Vorraths, ihr falscher Schmuck beständig durch neuen Brillantschliff ergänzt werden, und beides zusammen gab den weltberühmten Schwulst der zweiten schlesischen Schule. In das Restaurationsgeschäft hatten vorzüglich zwei Schlesier, Hofmannswaldau und Lohenstein sich getheilt. Hofmannswaldau, eigentlich nur Lyriker, übernahm es in seinen Madrigalen, Sonetten und Epigrammen, so wie in seinen „erotischen Heldenbriefen", die alte Muse mit Pariser Schminkpflästerchen und dem Flitterstaat „verschärfter" Beiwörter lieblich herauszuputzen; während Lohenstein, den wir schon als Tragiker kennen gelernt, unter Stöhnen, Flüchen und wüthenden Exclamationen seinen sprichwörtlich gewordenen Bombast uns als Erhabenheit andonnern

will, so daß schon Breitinger treffend von ihm sagte: „Der Dichter zankt bald in lauter Gleichnissen und Metaphern mit sich selbst, bald buhlt er um eine Schöne in Schwulst und Wahnwitz, bald erklärt er die Wunder der Natur in einem doctormäßigen Ernste, plötzlich geräth er in Verzückung außer sich, und fliegt über die Wolken, und im Augenblick fällt er wieder so tief, daß er mit kindischen Sprichwörtern, mit spitzfindigen Spielen und schiefen Gleichnissen ohne Maß um sich wirft. Die höchste Hitze und der höchste Frost wechseln bei ihm ab, das Zeichen einer äußerst verderbten Schreibart, wie der schwersten Krankheit im menschlichen Körper."

Beide mußten indeß, um die Sache einigermaßen pikant zu machen, noch ein drittes Ingrediens, das Opitz, Flemming und Gryphius noch nicht gekannt, zu Hülfe nehmen: das Obscöne in seiner unglaublichsten Rohheit und Nacktheit. Das plötzliche Umsichgreifen dieser Pariser Hofpest, die überdies hier noch plump und karrikirt erscheint, giebt uns einen schlimmen Begriff von der krankhaften Disposition der damaligen Bildung in den höheren Regionen der Gesellschaft, von denen beide Poeten fast abgöttisch verehrt wurden. Die große Lüge dieser Poesie überhaupt aber bezeugt der Umstand, daß Hofmannswaldau wie Lohenstein mitten in diesem Kloack von Unsittlichkeit ganz unangefochten einen sehr ehrbaren Lebenswandel führten, und daß z. B. in der Hofmannswaldau'schen Gedichtsammlung sich Schmuz und Geistliches dicht nebeneinander vertragen. Die Poesie war eben nur eine gelegentliche Spieluhr, die nach Belieben weggesetzt oder wieder aufgezogen wurde, um bald ein Zotenlied, bald ein Kirchenlied künstlich abzuflöten.

So konnte es natürlicherweise nicht dauernd bleiben. Schon die vier Schlesier, Johann von Assig, Hans Asmann von Abschatz, Benjamin Neukirch und der jüngere (Christian) Gryphius, setzten einen merklichen Dämpfer auf die Lohensteinische Phrasenposaune, brachten es aber damit eben nicht weiter als zur bloßen Negation, zu einer fatalen nüchternen Art von

juste milieu, das nun weder bombastisch, noch poetisch war. Entschiedener dagegen machte, wie im Roman, so auch hier Weise wieder Reaction, indem er sein „Naturelles" der Hofmannswaldau-Lohenstein'schen Unnatur keck entgegenstemmte. Hier wie dort aber führte dieses Ungenirte sehr bald zur Plattheit und zu einem vagen Dilettantismus, der einer Flut von handwerksmäßigen Gelegenheitsdichterlingen, wie Wentzel, Neumeister, Postel, Hunold etc., unaufhaltsam alle Schleusen aufthat. Darüber entstand nun zwischen diesen und den Altschlesiern ein heftiges Gezänk, das indeß doch wenigstens die gelehrte Welt einigermaßen stutzig machte, und einen geistreichen Mann: Christian Wernicke veranlaßte, in seinen Epigrammen (Poetische Versuche in Ueberschriften 1697) beide Parteien unbarmherzig zu geißeln. Seine folgenden Verse geben noch immer die treffendste Ueberschrift jener ganzen Periode:

„Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt."

Von jenen elenden Reimern sind, nebst Wernicke, nur noch Canitz und Günther auszunehmen. Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz (1654–1699) war ein nobler Charakter; dabei sprachenkundig, vielgereist, welterfahren, höfisch-gewandt, eleganter Dilettant in allem gelehrten Wissen, in Frankreich geschult und am Berliner Hofe wohlgelitten, kurz ein vollkommener Cavalier der damaligen Zeit. Als solcher konnte er weder den bausbäckigen Bombast Lohenstein's noch die Unsauberkeiten Hofmannswaldau's, und am wenigsten die Weise'sche Ungeschliffenheit brauchen. Er hielt sich daher an's Ausland, an Boileau's Poetik, die er zuerst praktisch in Deutschland eingeführt. Er machte durch würdigere Haltung in Styl und Stoff die Poesie wieder courfähig, und auch für Damen lesbar, und galt lange für ein unübertreffbares Muster. Diese sprachliche und sittliche Reinheit ist aber auch sein einziges und höchstes Verdienst, und Gervinus bemerkt

ganz richtig, daß selbst sein berühmtestes Gedicht auf den Tod seiner Doris, in welchem noch die Schweizer heftige und ungestüme Leidenschaften fanden, uns jetzt nur als ein trockenes Verstandeswerk mit gezirkelten und überlegten Reimen erscheine.

Ein entschiedenes und schroffes Gegenbild von Canitz ist der studentischwilde Schlesier Christian Günther, ein verfrühter Vorläufer der späteren Kraftgenies. Sein kurzer Lebenslauf (1695–1723) war ein beständiger Kampf gegen das Philisterthum jeglicher Farbe, in welchem er endlich verblutend erlag. Wie ein Renommist haut er in seinen Gedichten nach allen Seiten um sich, auf Hofschranzen, aufgeblasene Gelehrte, pedantische Pastoren und schlechte Poeten. „O lächerliche Zeit, ruft er aus, nimm zwei Peitschen in die Hand, sechs Schellen auf den Kopf und einen Fuchsschwanz, so zeigst du, was du bist: der andere Eulenspiegel.“ Er hatte das Recht, diese Zeit also anzufahren, denn er war aufrichtig, empfand, was er sang, und hatte ein tiefes Gefühl für Freiheit und Recht. Aber seine Stimme verhallte, da sein eigenes Leben wüst und ungezügelt war; er blieb weit über die akademischen Jahre hinaus ein Wittenberger Student nach damaliger roher Weise bis zu seinem frühen Tode. Er hat darin Aehnlichkeit mit dem Romantiker Zacharias Werner, daß er, wie dieser, überall sich selbst, seine Sünde und Reue, oft mit erschütternder Wahrheit zum Gegenstande seiner Dichtungen macht. Es ist wahrhaft tragisch, wie dieser verlorene Sohn reumüthig zu seinem Vater zurückkehrt und immer wiederkehrt, bei seinem ewigen Seelenheil nur um Versöhnung flehend. Aber sein Vater war nicht der Vater des Evangeliums, der Sohn „sollte den Bettel (die Poesie) liegen lassen und den Brodkorb anhängen“, das konnte dieser nicht, und so verstieß er ihn ungehört in seiner höchsten Noth; da gab er verzweifelt sich selber auf und ging zu Grunde. Günther ist ein abschreckendes Bild jener rathlosen Poesie, die ihren rechten religiösen Mittelpunkt verloren. Er erinnert daher allerdings häufig auch an unsere neuesten Genialitäten: er will die

Welt reformiren, er will sich und die Frauen vom gemeinen Sittenzwang befreien. Aber er thut es nicht aus bornirtem Hochmuth, er erkennt noch überall den bösen Dämon in ihm selbst und ringt mit ihm; und dieser durchaus ehrliche, aber glaubenlose und mithin vergebliche Kampf macht seine Poesie, wenn nicht ästhetisch, doch psychologisch denkwürdig.

Es giebt einige Erscheinungen der Poesie, welche, wenngleich keine Erfindung der Reformation, doch in ihrer vorzugsweisen Aufnahme und künstlerischen Vollendung der Reformation eigenthümlich sind. Dahin rechnen wir das Lehrgedicht und die Satire, so wie die Sagen vom ewigen Juden und vom Faust.

Wir haben schon wiederholt das Uebergewicht des Verstandes über die Phantasie als das allgemein Charakteristische der reformatorischen Bewegung hervorgehoben und daß die natürliche Thätigkeit des Verstandes nicht productiv, sondern ordnend, mithin wesentlich erklärend und lehrhaft sei. Das Lehrhafte hat allerdings auch schon im Mittelalter sich häufig geltend gemacht. Im Grunde ist selbst Wolfram von Eschenbach's Parcival ein Lehrgedicht im höheren Sinne, indem es die geistige und religiöse Bedeutung des Ritterthums darzustellen strebt, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß hier das religiöse Geheimniß von der Phantasie aufgefaßt und, wunderbar wie es ist, auch als ein Wunder gestaltet wird. Nachdem aber das Wunderbare der Religion in dem neuen Geschlecht immer mehr verblaßt und fast nur die moralische Seite derselben zurückgeblieben war, so entstand aus dieser vorherrschend verständigen Religionsansicht jetzt die modern didaktische Poesie.

Wir übergehen natürlicherweise gänzlich die schon oben berührte täppische Lehrhaftigkeit, welche die Poesie zu einer Trivialschule der sogenannten Realien zu machen beflissen war, wie z. B. Lohenstein in seinem Arminius und dessen redselig gelehrte Zeitgenossen zu allgemeinerer Belustigung der Nach-

welt gethan; wir meinen hier lediglich das moralische Eingehen auf Seelenzustände, auf Sitten, Mißbräuche und Gebrechen des geselligen Lebens. Es versteht sich jedoch von selbst, daß ein solcher Uebergang vom Wunderbaren zum Praktischen, wie die Reformation selbst, nicht plötzlich eingetreten, sondern schon längst allmählich verbreitet war. Bereits aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts besitzen wir den hierhergehörigen welschen Gast des Tomasin von Zirclaire, und vom Jahre 1229 die, vermuthlich von Walther von der Vogelweide verfaßte Bescheidenheit des Freidank, eine Sammlung didaktischer Sprüche, welche damals die weltliche Bibel genannt wurde, so wie den Windsbeke und die Windsbekia, Unterweisungen eines Vaters an seinen Sohn, und einer Mutter an ihre Tochter. Am schärfsten aber wird jener Uebergang durch den 1300 verfaßten Renner des Hugo von Trimberg, eines bambergischen Schullehrers, bezeichnet. Hier fühlen wir in der moralischen Krankheit der Welt, welche belehrend geheilt werden soll, schon immer deutlicher alle Symptome der nahenden Reformation. Das Hauptthema dieses ziemlich willkürlich und verworren, wie ein durchgehender „Renner", hin- und herfahrenden Gedichts ist nämlich der „Fraß", d. h. die Unersättlichkeit, Maßlosigkeit und Hoffart der Zeit. Jeder fühlt sich beengt und unzufrieden, jeder will über seinen Stand, Beruf, mit Einem Wort: über sich selbst hinaus, weil mit dem weichenden religiösen Glauben die Demuth und innere Genüge abhandengekommen. Da giebt es keine Autorität mehr, als den subjectiven Eigenwillen, das Kind ist schon altklug, der Schüler will den Lehrer, der Laie die Kirche meistern. Als Arcanum dagegen aber wird einzig und allein die Bibel, und zwar lediglich die praktische Moral derselben verordnet, und dabei auf den allerdings mitverderbten Klerus schon weidlich geschimpft. Kein Wunder daher, daß dieser Renner während der Reformation der beliebteste Tummelgaul des Volkes wurde, und noch lange nachher geblieben ist. Wie sehr indeß bei dieser blos prak-

tischen Weltansicht die Poesie zu kurz kam, zeigt schon eine gelegentliche Aeußerung Trimberg's selbst: „daß ja doch der Esel mehr n ü t z e , als die schönsingende Nachtigall". – Denselben Charakter hat eine Menge anderer didaktischer Dichtungen jener Zeit, als: das Buch der Tugend von Hans Vintler, die Gestirne, das Schachzabelbuch und die weisen Meister. Ueberall ist es vorzüglich der Hochmuth der Zeit, welcher bekämpft wird, aber nicht mit den blanken Waffen der Religion, sondern durch menschliche Vernunft und eine gewisse moralische Lebensklugheit bekämpft wird.

Alle diese Schriften waren weit verbreitet, und wurden vom Volke wahrhaft verschlungen. Fragen wir aber nun nach der eigentlichen Wirksamkeit dieser Volksschule, so giebt uns darauf der nicht allzufern liegende Bauernkrieg, die sittliche Fäulniß und Zerfallenheit, die uns Hans v. Schweinichen in seinen Denkwürdigkeiten schildert, und endlich die Bestialität des dreißigjährigen Krieges eine furchtbare Antwort. Und das konnte auch nicht anders sein; denn es ist nur ein bequemer und daher sehr beliebter Quietismus, von solcher verständig moralisirenden Richtung mehr Heil erwarten zu wollen, als von den Schrecken der alten ascetischen Ansicht der Kirche. Ohne Zweifel wurde durch jene Schriften die moralische I n t e l l i g e n z im Volke gesteigert. Aber die Intelligenz für sich und wo ihr nicht eine gleichstarke Willenskraft zur Seite steht, ist gar nichts werth, weil sie nirgend lebendig an die Tiefe des Gewissens reicht. Das thut allein die Gottesfurcht, die ohne Demuth und Liebe, diesen rechten Werkmeisterinnen der Tugend, undenkbar ist.

Es ist natürlich, daß mit jener laxeren Betrachtungsweise allmählich an die Stelle des Gewissens die bloße moralische Scham treten mußte, eine Art geistiger Polizei, mit der man sich gelegentlich vor der Welt wohl abzufinden weiß; und eben so natürlich, daß hiernach die Sünde nicht als absolutes Uebel, sondern vielmehr nur als vor der Welt verächtlich und lächerlich dargestellt wurde, welches letztere aber eben die eigen-

thümliche Aufgabe der Satire ist. Nur bei bedeutenden Störungen der ursprünglichen harmonischen Bildung, durch tiefgreifende Gegensätze des gesammten inneren Lebens wird die Satire und in höherer Potenz der Humor erzeugt. Denn wenn das Leben in seinen Fundamenten erschüttert, hier ein Pfeiler, dort eine Klammer willkürlich herausgerissen ist, da sinkt das ganze Gebäude nach, wird windschief und folglich lächerlich. Die Satire ist daher immer komisch, das Komische, sehr verschieden von harmloser Lust, immer auch satirisch, gleich wie ja auch schon bei den Alten die komische Maske eine Satire des menschlichen Angesichts war. Hiernach ist es aber sehr begreiflich, wie grade zur Zeit der Reformation die Satire zur höchsten Blüte und fast ausschließlichen Herrschaft gelangen mußte. Denn die Reformation hatte eigentlich das ganze Leben gegensätzlich gemacht und ein Chaos miteinander ringender Elemente entbunden: geistige Ansprüche, denen die menschlichen Kräfte nie und nirgend gewachsen sind, und übermüthige Kräfte, die den rechten Mittelpunkt und mithin ihr Ziel verloren; höhere Intelligenz bei tiefster sittlicher Verwilderung, und altnationale Erinnerungen mitten im verwüstenden Sturm der Neuerung. Alle diese schroffen und an sich unversöhnlichen Gegensätze hat die damalige Satire mit oft ergreifender Wahrheit treu und scharf erkannt und gezüchtiget, und sie hatte ein vollkommenes Recht daran. Anders dagegen verhält es sich mit ihren bis zum Ueberdruß und Ekel wiederholten Angriffen gegen die Kirche. Die heiligen Dome waren im Laufe der Jahrhunderte vom gemeinen Markt des Lebens mannigfach umbaut und verunziert; aber die Kirche war und blieb unerschüttert in ihren ewigen Pfeilern. Nur der Augenpunkt, die ganze Weise sie anzusehen, war ein anderer und schief geworden. Diese Satiren schildern daher wider Wissen und Willen in der That nur ihre eigene Ohnmacht des Glaubens, nicht die Kirche, wie sie wirklich war und noch heute ist, sondern wie sie unter dem verschobenen Gesichtswinkel ihrer Zeit erscheint. Diese bittere Selbsttäuschung wird z. B. bei dem größten deutschen Satiriker

jener Zeit, bei Fischart, auch in anderer Beziehung klar. Die alten Heldenlieder und nationalen Epen sind ohne Zweifel für alle Zeiten groß und schön; und dennoch, bei der gänzlich veränderten Weltansicht, findet sie Fischart nur lächerlich und spottwürdig. Aehnliches sehen wir in des unsterblichen Cervantes Don Quixote, nur daß hier das scheidende Ritterthum als der eigentliche und unverwüstlich poetische Hintergrund noch überall tragisch hindurchleuchtet.

Wir wollen versuchen, diese allgemeine Charakteristik nun an den hervorragendsten Repräsentanten mit wenigen Worten etwas specieller auszuführen.

Bei Sebastian Brant (1458 – 1521) ist die Satire gleichsam noch nicht fertig, sie ringt hier noch mit ihren ursprünglichen und ungeschiedenen Grundelementen; das Didaktische ist vorwaltend, und daher die Komik noch etwas trocken und knapp. Aber auch der Humor taucht bereits auf, wenn der Dichter, nachdem er in seinem berühmten „Narrenschiff" die Geiznarren, Putznarren, Ehrnarren und alten Narren etc. glücklich untergebracht und jedem seine Kappe zugeschnitten hat, sich selbst nun als Büchernarr an die Spitze der Schiffsgesellschaft stellt. Brant steht noch wesentlich auf dem alten ascetischen Boden; ja er trifft recht eigentlich den Nagel auf den Kopf, wenn er von seiner Zeit sagt: „Jeder dünkt sich nur allein weise und allein gut, trachtet wohl bei andern zu löschen, da es bei ihm selber brennt, stößt sich, selbst ein Narr, an andern; strebt eigenrichtig immer nach etwas Besonderem und sucht alleinklug Wege, wo keine sind. Rath hören ist jetzt verschmäht, unbedacht stützt sich jeder – und das ist aller Narren Gebrauch – nach dem Neuen und immer Neuen." – Geiler von Kaisersberg trug daher auch kein Bedenken, das „Narrenschiff" als Text seiner berühmten Predigten aufzunehmen. Dabei ist aber dennoch Brant selber dem Neuen verfallen: er baut zur Vergebung der Sünden nicht mehr auf die Barmherzigkeit Gottes und die Fürbitte Maria's, sondern setzt Alles auf eine vernünftige Selbsterkenntniß, die sich allein selbst hel-

fen soll, und weist zu diesem Zweck gelehrt von den Heiligen auf die Beispiele der alten Heiden, auf Penelope, Lucretia, Plato und Sokrates.

Bei weitem schärfer, rücksichtsloser, ja häufig roh und grausam, schneidet Brant's Zeitgenosse, der Franziskanermönch Thomas Murner, in das wilde Fleisch seiner Zeit, deren echter Sohn er doch selber in seiner Maßlosigkeit, in seinem Trotz, hochmüthigem Selbstgefühl und unstätem Wesen sein Lebenlang geblieben ist. Aber man würde sehr irren, wenn man – wie aus oberflächlicher Unkenntniß oder Parteivorurtheil häufig geschehen – in der Gewaltsamkeit dieser wilden Natur nichts als rohe Klopffechterei erkennen wollte. Denn ganz abgesehen von seinem für alle Zeiten eminenten satirischen Talent, womit er an schlagendem Witz und Unmittelbarkeit lebendiger Darstellung, kurz in Allem, was die Satire poetisch macht, Brant hoch überragt; so geht auch durch sein ganzes Treiben und Uebertreiben ein fast tragisch-finsterer Zug ernster Ueberzeugungen. Erst wird sein ungestümer Charakter von den neuen Ansichten, die reine Weltverbesserung in Aussicht stellen, unwiderstehlich mit fortgerissen; er ficht in seiner „Narrenbeschwörung", in seiner „Badenfahrt", „Gäuchmatte", „Schelmenzunft" und „Mühle von Schwindelsheim" gegen alles Verrottete, er wird insbesondere mit der Scheinheiligkeit der falschen Mönche handgemein, ja er übersetzt sogar Luther's Schrift von der babylonischen Gefangenschaft in's Deutsche. Als er aber nach und nach erkannt, wo das Alles eigentlich hinauswill, schreibt er 1522 sein Buch: „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat", das speciell gegen Hutten's destructives Gebahren gerichtet ist, und welches Vilmar mit Recht die bedeutendste satirische Schrift auf die Reformation überhaupt nennt, die jemals erschienen sei. So zieht dieser ruhelose Geist mitten in der großen Revolution überall ingrimmig die Sturmglocke der Gegenrevolution.

Mit Johann Fischart (gest. 1589) tritt endlich die Satire selbständig und in einer seitdem noch unübertroffenen

Vollendung auf. Auch Fischart beginnt, um sich nach damaligem Brauch die Sporen zu verdienen, mit einem Ritterzuge gegen die Kirche. Dahin gehören namentlich sein „Nachtrabe", „der Barfüßer Kuttenstreit", „der Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen oder Himmelszellen, Hurnaußnester, Brämengeschwür und Wespengetös" und „das vierhörnige Jesuitenhütlein" wider die „Jesuwider, die Schüler des Ignatz Lugiovoll, die Sauiter, Götzsuiter" u. s. w. – Immer deutlicher erweist sich hier überall die Satire als die eigentliche Poesie des Verstandes; ja sein „Flohhatz" ist ein Rechtshandel zwischen den Flöhen und Weibern in vollständig processualischer Form. In seinem wichtigsten Werke aber, in dem durch Rabelais' Vorgang veranlaßten „Gargantua und Pantagruel" sehen wir das seltsame Ringen jener einstürmenden Gegensätze des Lebens, das wir vorhin als den eigentlichen Grund der Satire hervorgehoben: Altes und Neues, Zorn und ausgelassene Lustigkeit, Härte und Zartsinn, Wahrheit und trotzige Selbstverblendung. Es ist eine Weltausstellung, ein ungeheuerer Mummenschanz menschlicher Charaktermasken, wo die auf das abenteuerlichste verkappten Gedanken und Wortlaute bunt durcheinanderwirren; ein fast betäubendes Summen, Zischen, Schnarren, Flüstern, Necken, Stoßen und Drängen, in welchem der Meister wie ein Magier waltet, der die Kobolde, die er heraufbeschworen, mit seiner heiteren Zauberformel gar wohl zu beherrschen weiß. Auch versäumt der Dichter nicht, selbst zuweilen auf den Ernst zu deuten, der hinter diesem tollen Spuke lauert. „Wohin meinst du aber," sagt er, „du mein kurzweiliges Geschöpf, daß dies vorgespielte, vorgetrabte, vorgelaufene an- und vorgebaut werde? Gewiß zu nichts Anderem, als daß du, mein Jünger, und etliche andere deiner Mitnarren nicht gleich nach dem äußeren betrüglichen Schein urtheilen lernet – so will sich auch gebühren, daß man hie dieß Büchlein recht eröffne und dem Inhalt gründlich nachsinne, so wird sich befinden, daß die Spezerei darin von mehrerem und höherem Werthe ist, als die Büchse von außen anzeigt und verheißet, das

ist, daß die fürgetragene Materie nicht so närrisch und auf der Abweise geschaffen, wie die Ueberschrift vielleicht möcht fürwenden." – Fischart dürfte wohl vor Allen auf sich selber anwenden, was Brant von den satirischen Schriftstellern überhaupt gesagt: „Der Schreiber ist wie der Reiter, er nimmt heimlich, wie jener öffentlich, mit der Feder, was jener mit der Lanze; der eine wagt seinen Leib in's Trockene und Nasse, der andere seine Seele in's Dintenfaß."

Was Fischart künstlerisch zu einer Weltsatire verarbeitet, hat Hans Michael Moscherosch in seinen „Gesichten Philander's von Sittewald" eigentlich nur beschrieben. Denn was daran Satire heißen soll, erstickt größtentheils in einem Wust von lateinischen Versen, ausländischen Phrasen und einer *à la mode* Gelehrsamkeit, gegen die er seltsamerweise doch selbst zu Felde zu ziehen vorgiebt. Dagegen ist die in demselben Buch enthaltene und später von Arnim in seinem Wintergarten zu einer Novelle benutzte, überaus lebendige Schilderung des „Soldatenlebens" im dreißigjährigen Kriege von grauenhafter Naturwahrheit und ein unvergängliches Denkmal menschlicher Verwilderung.

Goethe sagt irgendwo, daß sich unsere Zeiten mehr und mehr zur Wiederbelebung der Verhältnisse in Hutten's Zeiten schicken – und der alte Seher hatte Recht. Ulrich von Hutten (1488 – 1523) ist ein Vorbild unserer heutigen jugendlichen Weltverbesserer, denen nur seine Kraft und sein Talent fehlen, um es ihm gleichzuthun. Hutten stand vollkommen auf der Höhe der Bildung seiner Zeit; und doch blieb er, weil dieser Bildung trotz aller christlichen Phrasen das Christenthum mangelte, sein ganzes Leben hindurch ruhe- und rathlos, ein verlorener Schiffer, ohne Steuer und Compaß in's Ungewisse treibend. Die Gelehrsamkeit befriedigte ihn nicht, die Poesie freute ihn nicht, seine Religion war die Politik, und die Politik seine Poesie; er griff mit ungestümer Hast nach den Zügeln des Weltlaufs, ohne jemals sich selber zügeln zu können. Als Jüngling der stillen Klosterzucht eigenmächtig entronnen,

dann von Armuth, Noth und Elend von Land zu Land verfolgt, endlich durch einen Herzog von Würtemberg, der seinen Vetter ermordet, auf das äußerste gereizt, athmet er in seiner ersten Polemik nur Haß und Rache. Der geistreichste und großartigste Demagog Deutschland's, stachelt er nun mit allen damals noch unverbrauchten Künsten das Volk, und identificirt seine persönliche Schmach mit der Schmach der Nation, die Genugthuung verschaffen soll. Er stellt sich überall als Märtyrer dar, während ihm doch die gemeine Meinung als sichere Leibgarde beständig zur Seite stand; er giebt vor, Alles nur um Gottes und des Volkes willen zu thun, sich überall von dem brennenden Ehrgeiz, der ihn verheerte, reinwaschend; und wußte doch recht gut, daß in jener Zeit nur auf d i e s e m Wege Weltruhm zu erwerben war. Da sich jedoch dieser Gaul, trotz aller Sporen, dem Ungeduldigen sehr bald noch zu flau und träge erwies, so schlägt er sich jetzt plötzlich zu dem, bisher von ihm tiefverachteten Adel. Ritter und Städte sollen als Ein Mann zusammenstehen, Abfall von Kaiser und Reich und Tyrannenmord sollen unter so dringenden Umständen erlaubt sein, und die Gebildeten mit dem Schwerte Wahrheit und Freiheit e r z w i n g e n . Aber wahr soll nur sein, was er und seine gelehrten Gesellen als Wahrheit octroyirt, und Freiheit nur die blutige Zertrümmerung der Kirche. So wühlte Hutten unablässig den Abgrund auf, in welchem er selbst zuletzt einsam und thatenlos untergehen sollte; denn es ist die Art solcher Zeit, daß sie, wie Kronos, ihre eigenen Kinder verschlingt. Hinter ihm aber kam die Anarchie; sein glänzend kriegerischer Vorgang hatte die Leidenschaften entfesselt, und durch den einmal geöffneten Damm brach nun eine trübe Flut von Pasquillen, Spottliedern, Pamphleten und Flugschriften in's Land, die sämmtlich die Kirche mit Koth bewarfen, und von deren Schmuz und Rohheit sich jeder Unbefangene nur mit Entrüstung und Ekel abwenden kann.

Auch ein uraltes Gedicht mußte dem neuen Zuge folgen; der ursprünglich deutsche Reinhart oder Reginhart (der kluge

Rathgeber), nachdem er lange in Frankreich umhergeschweift und endlich über die Niederlande wieder zu uns heimgekehrt ist, hat sich allmählich in den modernen Reineke Fuchs verwandelt. In dem alten Thiergedicht ist es das deutsche Naturgefühl, die Freude an Wald und Feld und ihren Bewohnern, Reinhart, Isengrimm und Brun; der geheimnißvolle Geisterblick der Thierwelt, der unwillkürlich an das verborgene Thier im Menschen mahnt. Im Reineke Fuchs dagegen meistert der Verstand die phantastische Sage, und kehrt fast wie die prosaische Auflösung einer Gespenstergeschichte, das alte Verhältniß gradezu um. Die geselligen Zustände der Menschen treten aus der Wildniß immer deutlicher und aufdringlicher in den Vordergrund, und werden mit Absicht und Bewußtsein in der Thierwelt abgespiegelt, und das alte harmlose Epos macht zeitgemäß Opposition gegen Hof und Kirche. Hier ist die Lebensklugheit des alleinseligmachenden Subjects, ein Macchiavellismus der Revolution der eigentliche Nerv des Ganzen.

Man sieht, bei dieser Wendung der Anschauungen mußte nothwendig das Epische immer mehr in Allegorie übergehen, und so entstand nun das allegorisch-satirische Thiergedicht und die Fabel, wo die Thiere eben nur noch maskirte Menschen sind. Unter diesen neuen Thiergedichten behauptet, außer der schon erwähnten „Flohhatz" des Fischart, der Froschmeuseler von Georg Rollenhagen, unter den Fabeln die des Erasmus Alberus und des Burkard Waldis durch Frische und Lebendigkeit der Darstellung bei weitem den ersten Rang. Endlich aber fällt dieser kecke Heereszug gegen die Narrheit der Welt, da er immer matter und kurzathmiger wird, in bloße Anekdoten und Sittensprüche auseinander, wie bei Zinkgreff, oder er spitzt sich zu einzelnen Epigrammenpfeilen, wie bei dem in seiner Art vortrefflichen Logau.

Wir haben oben, außer der Satire, noch zwei andere poeti-

sche Gestalten, den ewigen Juden und den Faust, als eigenthümliche Geistererscheinungen der Reformation bezeichnet. Der ewige Jude geht zwar sagenhaft schon im 13ten Jahrhundert um, aber erst jetzt wurde er persönlich in den engeren Kreis der Dichtung aufgenommen; ja man will den unheimlichen Gesellen in der Mitte des 16ten Jahrhunderts im nördlichen Deutschland und namentlich in Hamburg leibhaftig gesehen haben. Ein solches Wiederbeleben und Fixiren eines so ungewöhnlichen Stoffes ist aber nirgend blos zufällig, sondern jederzeit das Product der herrschenden Volksstimmung. Es konnte nicht fehlen, das eigenwillige Lossagen von der Kirche mit seinen Ausschweifungen, seinem Hohn und Frevel, mußte in ernsten Gemüthern, wie trotzig sie sich auch äußerlich stellen mochten, ein Gefühl der Schuld erwecken, und unwillkürlich an den Hartherzigen erinnern, der einst gegen das Kreuz protestirt, es verspottet und verspieen hatte, und nun von der rächenden Hand Gottes ewig ruhelos bis zum jüngsten Tage von Land zu Land getrieben wurde. In dieser Bedeutung ist unverkennbar der düstere alte Mahner mit dem feurigen Kreuzeszeichen an der Stirn aufgefaßt, und ein Symbol jener heimlichen Volksschauer geworden.

Noch unmittelbarer aber hängt die Sage vom Faust mit dem reformatorischen Geistesumschwunge zusammen, ja sie ist bekanntlich erst in dieser Zeit entstanden. Mag immerhin, was nicht mehr zu bezweifeln, ein Schwarzkünstler Faust wirklich gelebt, und die Nachwelt ihn, wie den Eulenspiegel mit allen Volksschwänken, nachträglich mit allen früheren Zauberkunststücken des Albertus Magnus, Teutonius, Scotus u. s. w. ausgestattet haben; der Faust der Sage ist dennoch der eigentliche Typus der damaligen Seelenzustände. Es ist fast unglaublich, wie diese Sage neuerdings von manchem sonst so verständigen Literarhistoriker als Polemik gegen den Papismus und dessen „zu großen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen“ bezeichnet werden konnte. Der Faust ist vielmehr grade der Repräsentant der reformatorischen Heiligsprechung der

menschlichen Vernunft, des schon in den Satiren als Signalement der Zeit bezeichneten „Fraßes", jenes unersättlichen Hochmuths des Verstandes, der, nur an seine eigene Unfehlbarkeit glaubend, sich mäkelnd und willkürlich meisternd über die Offenbarung stellt und sich selbst erlösen will; dem der in solchen Katastrophen doppelt geschäftige Lügengeist unbedingte göttliche Freiheit vorspiegelt, und der endlich, da der strenge Himmel verschlossen und die falsche Erdenlust vergänglich ist, sich in dämonischer Ungenüge mit seinem Herzblut dem Teufel verschrieben. Es ist ganz charakteristisch und treffend, daß der Faust hier als vagabondirender Hofnarr allerlei lächerliche Zauberpossen treibt, die ihn im Grunde als einen thörichten Fant erscheinen lassen, durch ihren Gegensatz aber den dunklen Hintergrund des Ganzen nur um so schauerlicher hervorheben. Erst später, nachdem man jenen noch etwas kindischen „Fraß" philosophisch aufgefüttert und ausgebildet hat, ist die volle Bedeutung der Sage, die ganze furchtbare Tiefe dieses Seelenabgrunds mit seinen gespenstischen Zacken und Spitzen und schadenfroh neckenden Irrgeistern wahrhaft künstlerisch beleuchtet worden. Doch dies spielt schon in eine andere Phase unserer Poesie hinüber, wo wir noch einmal auf den Faust zurückkommen wollen.

Ein anderer Zweig der poetischen Literatur, der ebenfalls dem inneren Bedürfnis der Reformation seine besondere Pflege und Verbreitung zu verdanken hat, ist das neuere Kirchenlied. Daß die Poesie, nicht nur als allgemeine Weltkraft, sondern auch als specielle Kunst, sich, gleich der Baukunst, Plastik und Malerei, mit der Religion sehr wohl verträgt, bezeugen die epischen Dichtungen Wolfram's von Eschenbach, und in engeren, mehr kirchlichen Kreisen die wundervollen und unvergänglichen Hymnen der alten Kirche, wie: *Dies irae, Stabat mater etc.* Allein das eigentliche Kirchenlied ist, seinem Wesen nach, durchaus populär, es ist das auf die

göttlichen Wahrheiten und die christliche Gemeinde angewandte Volkslied. Es muß daher, um wahrhaft wirksam zu sein, gleich dem weltlichen Volksliede, auf dem allgemeinen Bewußtsein des Volkes ruhen, und von diesem selbst, nicht von Gelehrten und Theologen *für* das Volk gedichtet werden. So sehen wir denn auch wirklich schon sehr früh aus dem kirchlichen Kyrie eleison die sogenannten „Leisen" entstehen: deutsche geistliche Lieder, die bei Bittgängen, Kirchweihen, Processionen und Wallfahrten vom Volke gesungen wurden; und den heiligen Bernhard begrüßten und begleiteten auf seiner Reise durch Deutschland überall jubelnde Volkslieder. Ja selbst jene *lateinischen* Kirchengesänge waren, gleich dem heiligen Meßopfer, ihrer Bedeutung nach Allen verständlich und mit dem Volksglauben lebendig verwachsen. Und an diese organischen Vorgänge hatte denn auch das protestantische Kirchenlied, zum Theil durch Uebersetzungen oder Umarbeitungen der alten Hymnen, sich ursprünglich angeschlossen.

Zwischen beiden war und blieb jedoch auch hier der durch die Reformation bedingte Grundunterschied von objectiver und subjectiver Auffassung. Die alte Hymnik ist ganz objectiv, sie feiert, wie Vilmar richtig bemerkt, die Thaten Gottes, die Schöpfung, Erlösung und Heiligung an und für sich, ohne auf die Wirkung dieser göttlichen Thaten im Herzen der Menschen einzugehen. Das protestantische Kirchenlied dagegen wählt grade diese Wirkung, die Empfindungen des menschlichen Herzens bei jenen göttlichen Geheimnissen zu seinem Hauptgegenstande, indem es dieselben auf die *individuelle Erfahrung* der Gnade bezieht. Man könnte in formeller Hinsicht die großen, kühnen und allgemeinen Züge der Hymnik mit dem Freskogemälde, das neue Kirchenlied mit dem Genrebild vergleichen. Die mehr häusliche Innerlichkeit des letzteren machte die geistliche Dichtung allerdings lyrischer, und folglich volksmäßiger, baute aber auch nothwendig die Brücke zur subjectiven, mehr oder minder willkürlichen Abweichung und Profanation.

Jeder Krieg, weil er das Haupthemmniß aller Poesie: die

Gleichgültigkeit bricht, hat etwas Aufregendes, jugendlich Frisches; und die Reformation war in ihrem Ursprunge ein Krieg gegen die Kirche. In jedem Kampfe aber ist der angreifende Theil bei weitem im Vortheil über den angegriffenen. Daher sehen wir bei den Neugläubigen die stürmische Begeisterung des Eroberers; bei den Katholischen dagegen plötzlich einen momentanen Stillstand und die bloße Abwehr der Vertheidigung, die niemals populär ist. Die ersten protestantischen Kirchenlieder sind schöne Kriegslieder, mitten im Getümmel der Geisterschlacht oder in Zeiten der Noth auf nächtlicher Runde und Feldwacht erfunden, voll männlicher Zuversicht im Glück und Unglück, und alle ohne Gesang kaum denkbar. Auch hier hat Luther's heldenhafte, durchaus volksmäßige Persönlichkeit und hinreißende Sprachgewalt mit seinem: „Eine feste Burg ist unser Gott" die Bahn gebrochen. Er selbst fügte seinen Liedern die Melodieen bei; und wie in prophetischer Ahnung der unmelodischen Zukunft, sagt er: „Ich bin nicht der Meinung, daß durch's Evangelium alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche vorgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musica, gern sehen im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat."

Schon außerhalb des unmittelbaren Kampfplatzes stehen Paul Gerhard und der ihm nahverwandte Johann Franke. Der Grundton von Gerhard's Liedern ist die Siegesfreudigkeit. Kein Dichter vor oder nach ihm hat mit solcher einfachen und tiefen Innigkeit eben das ausgedrückt, was wir vorhin als die eigentliche Bedeutung und Aufgabe des protestantischen Kirchenliedes bezeichneten: die subjective Wirkung der göttlichen Wahrheiten auf das menschliche Gemüth, die stille Einkehr in sich selbst, und er durfte wohl von sich sagen: „fröhlich ist, was in mir ist." Aber diese liebenswürdige Frömmigkeit beruht lediglich auf der Intensität der gläubigen Empfindung, die überall nur eine individuelle Gabe ist. Wir sehen daher die in sich begnügte Sicherheit und Heiterkeit Gerhard's schon bei Simon Dach in leise Wehmuth und elegische

Klagen über den schroffen Gegensatz des irdischen Lebens ausgehen. Bei heftigeren Gemüthern endlich bricht diese innere Ungenüge in finstere Schwermuth, ja erschütternde Verzweiflung aus. So will Andreas Gryphius wie mit feurigem Schwert den Himmel stürmen. In seinen „Kirchhofsgedanken" und „geistlichen Oden" ringt er fast grauenvoll mit der Welt, aus Sturm und Schiffbruch, Todesangst und Sterbenoth nach der Sonne der göttlichen Erlösung, und preist die schmerzenreichen Streiter glückselig, die, ihre Brüste schlagend und ihr Haar raufend, hienieden Thränen säen, um dereinst, wenn der Frost wird schwinden und die Felder prangen, in höchster Lust und ohne Trübsal zu lachen, und nach der Flucht der Jammertage die Frucht der Saat zu ernten.

Allein die Reformation war keine von den Jahrhunderten getragene Tradition, sie appellirte an ein angebliches reines Urchristenthum, das jedenfalls so weit über alle lebendige Volkserinnerung hinaus lag, daß die ganze neue Errungenschaft erst schriftmäßig beglaubigt und systematisirt werden mußte. Ueberdies wußte das Volk, das, je nach der Laune seiner weltlichen Herrschaften, bald katholisch bleiben, bald protestantisch, bald wieder katholisch werden sollte, am Ende gar nicht mehr, woran es war. So kam die Sache nothwendig immer mehr in die Hände der Theologen und Gelehrten, die jederzeit die besondere Gabe haben, Alles unpopulär zu machen. Die protestantische Theologie gerieth nun ihrerseits selbst in die anfängliche ungünstige Lage der katholischen Partei, in die ängstliche Absperrung und Abwehr nicht nur gegen die Kirche, sondern auch gegen ihre eigenen abgezweigten Sekten der Reformirten, Wiedertäufer u. s. w., und mußte in dieser Isolirung um so gewisser und rascher verknöchern, da sie wesentlich auf der Negation beruhte, welche in sich kein Organ lebendiger Regeneration besitzt. Aus demselben Grunde mußte auch die geistliche Dichtung dasselbe Schicksal theilen, je sorgfältiger und eigensinniger sie alles Poetische der Kirche: die Legende, die Verehrung Maria's und der Heiligen, die Schrecken des

Fegefeuers etc. als abergläubische Gräuel von sich ausschied. Da kamen die langweiligen Evangeliendichtungen, Reimereien von Bibelstellen, Psalter und gereimte Sonntagsepisteln, von Michael Weiß bis Lobwaßer. Man eiferte zelotisch gegen den frommen Gerhard, weil er seine Lieder bei einer Pfeife Taback gedichtet, und verketzerte Simon Dach wegen seines schönen Liedchens auf „Annchen von Tharau". Alles wurde jetzt unsingbar, gereimte Theologie, mehr oder minder eine orthodoxe Tendenzpoesie, welche sich, wie alle vorwaltende Tendenz, am allerwenigsten mit dem Volksliede verträgt. Aber außerdem war grade diese Tendenz auch mit dem Gange der Zeit überhaupt unvereinbar. Man wollte einerseits die göttlichen Geheimnisse mit dem Verstande beweisen, was an sich unmöglich ist und jedenfalls allen Glauben, als einen überflüssigen Luxus aufhebt, da man nicht glauben kann, was man schon weiß. Oder man sollte andererseits blindlings auf den Buchstaben der Bibel schwören, was wiederum dem ganzen Sinne der Reformation offenbar widersprach. Denn „der wahre Lutheraner, sagt Lessing, will nicht blos bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiste geschützt sein; und Luther's Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß."

Das Kirchenlied aber, dem man auf diese Weise die Theologie untergeschoben hatte, bei der es nichts mehr zu singen fand, ging daher lieber ganz aus der Kirche in's Haus, von der Religion zur bloßen Moral über. Es entstand nun eine Unzahl von Morgenliedern und Abendsegen, Lieder beim Trunk, Lieder für Schwangere, für Reiter, für Mägde beim Schüsselwaschen, für die Handwerker auf der Wanderschaft und in der Werkstatt, worunter z. B. eine einzige dieser Sammlungen: „Des geistlichen und evangelischen Zion's neue Standeslieder", nicht weniger als 147 Lieder für Amtsschreiber, Barbiere und Bauern enthält. Diese Lieder, da sie sich so populär machten, entlehnten denn auch häufig vom weltlichen Volksliede nicht nur

Melodie und Liederanfänge, wie: „O Welt, ich muß dich lassen", „herzlich thut mich verlangen", „Ach Gott, wem soll ich's klagen", „Ein Fräulein zart" u. a., sondern selbst einen großen Theil des Textes; z. B.: „Gassenhauer, Reuter- und Bergliedlein, christlich *moraliter* und sittlich verändert durch Herm. Heinr. Knausten. 1571", oder: „Nye christlike Gesenge unde Lede up allerlei ardt Melodien der besten olden dudeschen Leder dorch Herm. Vespasium, Prediger tho Stade. 1572." Ja einer von ihnen, Bartholomäus Ringwald aus Frankfurt a. O., wird so cordial, daß er in einem seiner Lieder Gott fragt, warum er denn sein Angesicht so mit Plundern bedecken wolle, und ihn als ein Mann mit schrecklichen Gebärden anlaufen, er solle doch die Nebelkappe abnehmen u. s. w.

Gegen diese Verweltlichung, so wie gegen jene Starrsucht der Orthodoxen, erfolgte nun die Reaction des Pietismus, der vor Allem den todten Buchstabenglauben durch eine Steigerung des Gefühls neu zu beleben suchte. Die Pietisten lenkten allerdings mehr, als die zuletzt erwähnte Gruppe, wieder auf das Objective des Christenthums ein, aber nur um es in der luftigen Wandelbarkeit einer blos subjectiven Auffassung eben so schnell wieder zu verflüchtigen. Sie waren, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, im Eifer des Gefechts von einem Extrem zum andern, aus der abgeschlossenen Enge der Orthodoxie in das Grenzenlose individueller Empfindung gerathen; sie hatten freilich den Buchstabenglauben flüssig gemacht, aber kein sicheres Bett bereit für den plötzlich losgebundenen Strom, der nun in tausend Bächlein das Land überrieselte und bedeutend unter Wasser setzte. Es war weniger eine Religion, als eine häusliche Privatandacht, die endlich in der Gemeinde der Herrenhuter ihren Mittelpunkt fand. Aus dieser Individualisirung des Christenthums aber entstand einerseits der verhätschelnde Cultus des menschlichen Herzens, und daher das läppisch Tändelnde und Süßliche eines gottselig schwelgerischen Selbstgenusses, dem, wie Homburg in seinen geistlichen Liedern versichert, der Seelenbräutigam Christus wie ein himmelsüßer Bissen

schmeckt, wie Balsam riecht, und süßer ist als candirten Zukkers Kraft. Andererseits erzeugte die Einbildung einer solchen persönlichen Liebschaft mit Christus sehr natürlich auch jene Art von hochmüthiger Zerknirschung, die sich für ein ganz absonderlich auserwähltes und begnadigtes Werkzeug Gottes hält; und Ziegler z. B. in seinen Elegieen über das Leben Christi weiß seinen eigenen Werth nicht hoch genug herauszustreichen, da Gott sich zum Knecht gemacht, um ihn zu erlösen.

Inzwischen hatte Opitz der geistlichen Dichtung bereits nach zweierlei Seiten hin eine gelehrte Richtung gegeben: theils nach der Antike und heidnischen Mythologie, theils zum italienischen Schäferspiel; und an das letztere lehnten die Pietisten mit ihrem Religionsidyll sich an. Hirten singen Schäferlieder beim Kripplein Jesu, Christus wird als Daphnis gefeiert; da sind lauter honigsüße Wiegengesänglein und Sonntagsseufzerlein. Ein Hauptmann Baße bringt einen „andächtigen Seelenspaziergang", Mitternacht „feuerheiße Liebesflammen einer in Jesu verliebten Seele", Benjamin Prätorius eine „spielende Myrtenau" und ein „jauchzendes Libanon", Johann ßen „sulamitische Freudenküsse einer gläubigen Seele", und Johann Georg Albinus windet in seiner brünstigen Verzückung einen Cypressenkranz aus den fünf Wunden Jesu „mit über die Nacht emporgehobenem Sinn aber krankem Haupt, gehemmten Lebenslichtern, knackenden Gliedern, einem wie gebackenen Leib und schlotternden Zähnen". Graf Zinzendorf endlich, sonst ein bedeutender und ehrenwerther Charakter, pflegt von Gott nur als von dem „Papächen" oder „süßem Mamächen" zu reden, und giebt, wider Wissen und Willen den Kern des ganzen kindischen Wesens in seinem albernen Liede:

„Ich liebe mein Papächen,
Ich liebe mein Mamächen
Und Bruder Lämmelein;
Ich lieb' die lieben Engel.
Ich lieb' den obern Sprengel,
Das Kirchlein und mein Herzelein."

Hoch über ihnen, wie Meister über schülerhaften Stümpern, stehen dagegen die gleichzeitigen katholischen Mystiker: Balde, Scheffler und Friedrich von Spee, sie alle an Gehalt und Form weit überragend. An Gehalt, weil sie von den bloßen Aufwallungen des „Herzeleins" auf deren Urgrund, auf die ewigen Wahrheiten der Religion selbst, unmittelbar zurückgriffen und daher jederzeit wußten, was sie wollten; und an poetischem Ausdruck, weil ein großer Inhalt alles kleinliche Geschwätz darüber von selbst unmöglich macht. Die moralische Prüderie der Pietisten, ihr weichliches Schönthun mit den wunden Stellen der Seele, die lügenhafte Affectation jener schlotternden Zerknirschung: das Alles wird bei Jacob Balde auf einmal furchtbarer Ernst in einer heldenhaften Ascetik, welche die Krankheit des Menschengeschlechts nicht durch überzuckerte Palliativmittelchen beschwichtigen, sondern vielmehr schonungslos ihre Krise herbeiführen und durch eine totale innere Umkehr heilen will. Und diesem strengen Geiste entspricht auch vollkommen die strengclassische Form seiner, meist lateinischen, Gedichte. – Eben so entschieden hat Johann Scheffler (oder Angelus Silesius, wie er sich nach dem spanischen Mystiker Joh. *ab Angelis* gewöhnlich nannte) die tändelnde Spielerei mit der Brautschaft Christi in die ganze Tiefe ihrer eigentlichen Bedeutung versenkt, indem er in seiner „Psyche" und insbesondere in den Sinnsprüchen seines „cherubinischen Wandersmannes" auf die Gottwerdung der menschlichen Seele mit einer Kühnheit hinweist, die schon häufig als Pantheismus gedeutet worden, obgleich er selbst ausdrücklich sagt: daß durch diese Vergötterung die Seele nicht in Gott oder sein ungeschaffenes Wesen verwandelt, sondern nur mit dem göttlichen Wesen überformt, vereiniget und eins werden soll. – Bei Friedrich von Spee dagegen wird die pietistische Liebelei zum wahrhaften Minnegesang, in dessen tiefster und schönster Bedeutung. Kein Dichter hat wohl so innig, wie Spee im „güldenen Tugendbuch" und in seiner „Trutz-Nachtigall", die verborgenen Stimmen der

Natur belauscht und verstanden: wie die Ströme und Wälder und Bächlein emsig zu Gottes Lobe rauschen, und die Vögel von Ihm singen, und die geheimnißvolle Sommernacht von Ihm träumt; als ob der Finger Gottes leise über die unsichtbaren Saiten der Schöpfung glitte. Es ist daher nur durch Mangel an lebendigem Naturgefühl erklärlich, daß diese herzlichen Naturlaute jemals mit der faden Lämmelei, das Kindliche mit dem Kindischen der Pietisten verwechselt werden konnte. Und dieselbe Liebe, die in seinen Liedern in der That trotz Nachtigallen tönt, hat der Dichter auch durch sein Leben bewährt. Er war der Erste, der mit seiner „*Cautio criminalis*" muthig die grausamen Hexenprocesse bekämpfte, und starb 1635 in Folge der geistlichen und leiblichen Pflege, welche er den verwundeten Soldaten in Trier menschenfreundlich zugewendet.

Endlich müssen wir auch noch den ausgemachtesten Antipoden der Pietisten, den Wiener Hofprediger Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, 1642–1709) hier anreihen. Nicht als ob etwa Abraham Jene wissentlich parodirt hätte; aber es läßt sich kaum ein entschiedenerer Gegensatz des reimelichen Pietismus denken, als diese herzhafte Volksfrömmigkeit, die, weil sie ihrer innerlich sicher ist, sich mit Scherz und Lachen gar wohl verträgt, und erwiesenermaßen unendlich tiefere Gewalt auf die Gemüther geübt hat, als es die schäferlichen Thränodisten jemals vermochten. Abraham's humoristische Satiren, die er Predigten nennt, sind wie ein wunderbares Kaleidoskop, wo der Dichter die Gebrechen der Welt zwischen Spott, Scherz, Witz und schneidendem Ernst unermüdlich immer anders wendet, so daß sie in dem scharfen Lichte seines Geistes stets neue und überraschende Klangfiguren bilden. Auch die deutsche Sprache hat dieser verschwenderisch begabte Dichter mit einem wahren Schatz kühner und unmittelbar schlagender Wortfügungen bereichert, und es ist eine Schande und ein unersetzlicher Verlust für unsere Literatur, daß die sauertöpfische Altklugheit Norddeutschland's es vornehm verschmähte, damit ihrer Armuth aufzuhelfen. Ueberhaupt haben die Prote-

stanten, mit der schon damals beliebten Taktik, alle diese bedeutenden Dichter fast gänzlich ignorirt; denn Spee und Balde waren Jesuiten, Abraham gar Kapuziner, und Scheffler war zur Kirche zurückgekehrt. Nur in neuester Zeit erst ist Spee's Trutznachtigall durch Clemens Brentano der Vergessenheit entrissen, und Scheffler's cherubinischer Wandersmann, so wie Abraham's a St. Clara berühmtestes Werk: „Judas, der Erzschelm" von neuem abgedruckt worden.

Auf protestantischer Seite aber hatte der von Opitz angeschlagene Gelehrtenton auch in der geistlichen Dichtung sich immer weiter verbreitet. Den Uebergang machen hier Rist, Herrmann, Neumark und Bucholz, obgleich bei ihnen noch immer der einfache Goldgrund des älteren Kirchenliedes durch die neue Kunstdichtung hindurchschimmert, welche, nach mancherlei nicht erwähnenswerthen Wendungen und Verwandlungen, endlich in Klopstock culminirt. Klopstock's geistliche Lieder sind nicht mehr singbare Volkslieder für die Gemeinde, sondern Oden für die Vornehmen, und könnten etwa nur noch in Oratorien als Bravourarien abgesungen werden. Auf demselben Wege suchten J. A. Cramer, Adolph Schlegel, Funk u. a. das Christenthum durch angespannte Poesie nobel zu machen; aber der stolze Pegasus machte Miene, mit der alterschwachen Religion durchzugehen. Darüber erschrak der gottesfürchtige Gellert, dem überdies zu so hohem Schwung der Athem fehlte, er ließ die geheimnißvolle Schönheit des Christenthums, zu der sich jene verstiegen, auf sich beruhen, und verlegte sich auf die Prosa der Moral. Gellert mit seinen nüchternen Liedern gehört, um mit Shakespeare zu reden, zu den guten Leuten und schlechten Musikanten, die das Erhabene wie ein löbliches Handwerk treiben; einem wohlwollenden Arzte vergleichbar, der, um den Patienten nicht anzugreifen, ihn durch Zureden und bloße Diät curiren will. Und von jetzt ab erblicken wir eine seltsame Bewegung und Rührsamkeit unter den theologischen Doctoren. Spalding, Zollikofer u. a. suchen eifrigst das

Christenthum dem gebildeten Zeitgeiste, mit dem sie heimlich längst fraternisirt, zu accommodiren und darnach auch den Kirchengesang zurecht zu machen, indem sie ihn von allem Positiven säubern. In ihren sogenannten Kirchenliedern ist daher keine Spur des alten gläubigen Herzensklanges, vielmehr nur eine gewisse mitleidige, diplomatische Herablassung zu dem dummen Volke bemerkbar. Lessing schrieb über die Klopstock'schen geistlichen Lieder an Gleim: „Wenn Sie schlecht davon urtheilen, so werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmack". Jetzt aber paßte der Zweifel auf beiden Seiten: auf das Christenthum und auf den Geschmack.

Doch wir wollen gegen diese Liederkünstler nicht ungerecht sein. Die Zeit war eine andere, und das Kirchenlied eigentlich unmöglich geworden; es fehlte weniger der Gemeinde das Lied, als dem Liede die Gemeinde, denn diese hatte den alten Glauben schon verloren, und die neue Vernunftreligion noch nicht begriffen. So hatten denn in diesem Interregnum die Poeten freies Spiel; das Lied wurde erst unkirchlich, dann antikirchlich, bis endlich die Poesie in neuester Zeit die längst vom Rost zerfressenen Fesseln der Religion, und die der Moral hinterdrein, völlig abgestreift und sich in heidnischer Nacktheit g e g e n das Christenthum gewendet hat.

Und was machten unterdeß die katholischen Dichter gegen diese liederliche Rebellion der Poesie? Wenige vereinzelte schüchterne Klänge abgerechnet, lange Zeit hindurch – Nichts, und am Ende noch etwas Schlimmeres: „Die Stunden der Andacht", einer zimperlichen Andacht, die sich, dem philosophischen Indifferentismus zu Gefallen, alles Katholischen entäußert. Soll denn auch unsere Frömmigkeit bei dem Protestantismus betteln gehn? Wir lassen ihren religiösen Dichtungen, wenn sie es verdienen, gern und unumwunden volle Gerechtigkeit widerfahren; ja wir würden keinen Anstand nehmen, einige der besten Kirchenlieder von Dach, Gerhard, Novalis oder Schenkendorf freudig als die unseren anzuerkennen, aber

wir haben oben gesehen, wohin die geistliche Poesie der Protestanten unaufhaltsam gerathen, da sie, sich selbst überlassen, frei waltete. Wo sie aber von den Consistorien und Synoden zum liturgischen Gebrauch eingefangen wurde, ist sie unter der allgemeinern Censur der fanatisch verschlimm-bessernden Vernunftreligion ganz altklug und prosaisch geworden, und daraus endlich die Gesangsbuchnoth entstanden, die, der allgemeinen Confusion verfallen und eine wahre literarhistorische Musterkarte aufweisend, noch bis heute zwischen dem ästhetisch-religiösen, historisch-antiquarischen und kirchlich praktischen Standpunkte rathlos hin- und herschwankt, und nichts Geringeres, als „ein Gesangbuch der unsichtbaren Kirche, die nicht da oder dort, sondern Gott allein bewußt ist", im Schilde führt.

Da ist also für uns nichts nachzuahmen, noch abzulernen, als etwa, wie wir es n i c h t machen sollen. Eben so thöricht, ja widersinnig aber wäre es, sich allzuschreckhaft von dem wüsten antichristlichen Vandalismus drüben zum anderen Extrem hintreiben zu lassen, in der geistlichen Dichtkunst, weil sie des Mißbrauchs empfänglich, die Kunst verwerfen, und gleichsam wie eine vom Zeitgeist belagerte Festung hinter dem Bollwerk verbrauchter Formeln sich selber geistig aushungern zu wollen. Solche furchtsame, abschließende, blos negative Moralität wird von dem geschäftigen Feinde über kurz oder lang nothwendig überflügelt; wie der einfältige Vogel Strauß, der beim Anblick des Jägers die Augen zudrückt und meint, es habe keine Gefahr, weil er sie nicht sehen mag. Wohlmeinende Absicht allein ist noch keine Poesie; eine prosaische Poesie aber, wenn man sie so bezeichnen darf, verfehlt ihr Ziel nur um so gewisser, je größer und würdiger ihr Gegenstand ist. Wer diesen daher durch eine ängstlich abwehrende Beschränktheit in Auffassung und Darstellung geltend und populär machen wollte, wäre wie jener ehrliche Deutsche, der sich mit seiner französischen Einquartirung am besten zu verständigen meinte, wenn er das Deutsche wie ein Deutschfranzos gebrochen sprach. Wir haben so viele schöne geistliche Lieder und Sprüche von Fried-

rich Schlegel, von Werner, Clemens Brentano, von den ungenannten Dichtern in Diepenbrock's geistlichem Blumenstrauß, und von Annette von Droste-Hülshoff in ihrem herrlichen geistlichen Jahr; warum werden sie in unseren stereotypen Gebet- und Gesangbüchern nicht zur Erfrischung des religiösen Sinnes benutzt?

VI.

Die Poesie der modernen Religionsphilosophie

Die ganze Literaturgeschichte der Reformation ist hiernach fast nur eine Kriegsgeschichte der streitenden Parteien, und ihr eigentlicher Kampfplatz der theologische. Selbst nach dem noch immer wildschönen dreißigjährigen Kriege, wo das Mittelalter todtgeschlagen wurde, zanken sie fort, da die Todtmüden nicht mehr fechten können, und zerfleischen einander wenigstens mit Worten; ein wüstes Plänkeln polemischer Nachzügler, immer matter, ferner und unverständlicher vertosend. Das Alte liegt in Trümmern, zwischen denen ein heimatloses Geschlecht, das von der Vergangenheit nichts weiß, aus den Knochen der Erschlagenen bleich und gespenstisch hervorstieret, und auf den Trümmern werden statt der alten Dome hölzerne Nothkirchen gebaut, und statt der Burgen viereckige Familienkasten zur Unterkunft der neuen Industrie-Ritterschaft.

Doch der Friede war, wie in der Politik der westphälische, auch auf diesem Gebiete nur scheinbar; die einmal nationalgewordene Zwietracht glomm, nicht blos zwischen den Parteien, sondern auch innerhalb derselben, unter dem Schutte fort, und setzte, nachdem die welschen Winde darüber hingefahren, nicht mehr Städte und Länder, aber die Geister in Brand. Da man aufhörte zu glauben, fing man an, über den Glauben zu philosophiren. Denn alle Philosophie kann sich von ihrer ursprünglichen geheimnißvollen Heimat nicht lossagen und geht, wo sie redlich die Wahrheit sucht, stets auf die Lösung der höchsten und letzten Fragen: auf die Religion.

Leibnitz stand noch auf der welthistorischen Wetterscheide zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen Glauben und Denken. Er hatte von beiden vollauf und daher tiefgrei-

fende leuchtende Ahnungen der göttlichen Wahrheit; aber er war zu zaghaft, conventionell und höflich, um es deshalb mit einer ganzen andersgesinnten Welt aufzunehmen. Der trockene Wolf, der Leibnitz niemals verstand, wandte dessen kühne mathematische Combinationen kleinlich auf die Logik und Moral an, und wollte eine mathematische Religion wie ein Rechenexempel construiren. Kant war der eigentliche Philosoph der Reformation, indem er die einmal emancipirte menschliche Vernunft nun auch ganz folgerecht zum waltenden Princip erhob. Aber er war auch der ehrlichste unter ihnen; er fragte nicht, was die Welt sei, sondern nur, wie sie von der menschlichen Vernunft wahrgenommen werde; er tolerirte jenseits ein geheimnißvolles Gebiet, in das die Vernunft nicht einzudringen vermag; die Vernunft soll daher in dieser Abgeschiedenheit und Resignation sich selbst genügen, sich selber Sittengesetz und Tugend, also im Grunde eine Religion ohne Gott sein. Bei weitem entschlossener, kühner und ungestümer bricht Fichte über diese Kant'sche Grenze hinaus, bis zur Vergötterung des reformatorisch emancipirten Subjects. Die Welt ist Nichts, sie existirt nur in der subjektiven Vorstellung, das absolute Ich ist die Welt. – Inzwischen hatten schon früher einige fremde Eroberer die dämmernde Geisterverwirrung in Deutschland zu bedeutenden Invasionen benutzt, und zwar fast gleichzeitig in ganz entgegengesetzten Richtungen. Der immer redliche Rousseau übertölpelte uns durch stürmische Beredtsamkeit mit seinem wilden Naturstaat ohne positiven Glauben, während der stets heimtückische Voltaire auf den von Locke gelegten englischen Fundamenten uns mit einem reinen Vernunftstaat überbaute, wo verfeinerte Cultur, eine wohlgeordnete Polizei und etwas Confucius'sche Sittenlehre alle Religion vertreten und überflüssig machen sollte. Beides ist eitel Materialismus, man mag nun, wie man doch füglich nicht anders kann, die Genealogie von Rousseau's Naturstand zu den menschenfressenden Karaiben und Urang-Utang's bis auf den Urschlamm der Schöpfung zurückführen, oder Voltaire's po-

lizeilichen Vernunftstaat bis zu seiner letzten Vollendung in eine chinesische Glückseligkeit hinauf purificiren. Der Materialismus aber ist die Prosa des Denkens, mit der sich der überall poetisch gestimmte Deutsche niemals für die Dauer verträgt. Viel nachhaltiger hat daher ein anderer Fremdling, der geistreiche spanische Jude Spinoza in Deutschland gewirkt, da er die Philosophie in eine Region emporhebt, deren Unermeßlichkeit, wie der Anblick des Meeres, zugleich Gefühl und Phantasie mit sich fortreißt. Indem er jedoch mit seinem All' im All' Gott und die Welt identificirt, mithin die Persönlichkeit Gottes wie die des Menschen und dessen innere Selbständigkeit und sittliche Freiheit aufhebt, macht auch er alle Religion nicht nur überflüssig, sondern gradezu unmöglich. Aus den Abgründen dieser schrecklichen Unsterblichkeitslehre aber hat die neuere Naturphilosophie ihre „Weltseele" herausgearbeitet, die, in ihren extremsten Consequenzen von Irrthum zu Irrthum, nothwendig zum Pantheismus geführt. – So entwickelte sich also im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland jener merkwürdige unerhörte Geisterkrieg, wo die Schwerter der Gedanken unablässig bald hellleuchtende Strahlen, bald irrverlockende Funken nach allen Seiten umhersprühten, ohne bis jetzt – wie früher der Glaube gethan – ein allgemein versöhnendes Licht entzünden und verbreiten zu können. Und diese totale Aufregung des inneren Lebens hat allerdings auch unsere letzte classische Periode der Poesie hervorgerufen, jedoch, wie jeder rechte Bürgerkrieg, auf ihrer glänzenden Fährte eine geistige Verwilderung und Anarchie hinterlassen, mit der wir noch heute vergeblich ringen.

Diesem einseitigen Despotismus der Vernunft aber entspricht denn natürlich wiederum auch die ganze Physiognomie unserer modernen Poesie. Es folgte nämlich zunächst daraus, daß die Poesie nun immer entschiedener vom Volke zu den sogenannten Gebildeten übergehen mußte. Denn diese Lichtfreunde hatten, wie schon lange vor ihnen in China, ihre besondere Religion für sich und verachteten mit unsäglicher Vornehmigkeit alle Dich-

tung, die noch auf dem altgläubigen mittelalterlichen Boden ruhte. Das verdutzte Volk aber konnte ihren Abstractionen keineswegs so hastig und brünstig folgen, es hatte noch bedenkliche Rückfälle von zähen Gewohnheiten und Traditionen; verhöhnt und verlassen, wie es war, stolperte es daher beständig mit Knittelversen in das verrufene Gebiet hinaus, und befestigte durch seine Unbeholfenheit die Kluft zwischen einer plebejischen und einer aristokratischen Poesie.

Die letztere hatte sonach mit ihrer Gelehrtenscheere den nationalen Faden der dichtenden Jahrhunderte abgeschnitten, die Poesie sollte gleichsam ganz von vorn wieder angefangen werden. Das wäre allenfalls in Rousseau's Wildniß durch Articulation der ursprünglichen rohen Naturkraft denkbar gewesen; in dem Voltair'schen Vernunftstaat, wie er es wirklich geworden, inmitten einer gleißenden Civilisation und einer fremden Poesie, die grade damals bei den Nachbarn schon in höchster Blüte stand, war es unmöglich. Das bankerotte Deutschland, da es sich selbst enterbt und seine Vergangenheit sich hatte hinwegdisputiren lassen, mußte nothwendig in der Fremde ein bettelhaftes Anlehen eröffnen. Es mußte zunächst erst Alles durchprobirt, die ganze Scala europäischer Sangeskunst durchgemacht werden, um, wo möglich, den rechten Ton zu finden; gleich wie man den armen gefangenen Gimpel, wenn er sein freies Waldlied vergessen, nach der Drehorgel manierlich pfeifen lehrt. Daher die berühmte deutsche Ausländerei, die im achtzehnten Jahrhundert rathlos bald nach England, bald nach Spanien und Frankreich, und am liebsten nach dem französischen Alterthum griff, das ihr lächerlicherweise als echtclassisch aufgeschwatzt und vorgeschossen wurde. Dies wird gewöhnlich Universalität genannt, mit dem stolzen Selbstgefühl, daß wir sonach im Centrum der Weltpoesie sitzen und berufen sind, die verschiedenen einseitigen Manifestationen derselben zu versöhnen und zu vermitteln. Allein dann müßten wir doch nothwendig selbst einen Centralkern bilden, in welchem die auseinanderlaufenden Radien sich zu

gemeinsamer Verklärung vereinigten. Wir müßten vor Allem erst selbst eine Nation, d. h. eine feste brüderliche Phalanx von Glauben, Sitte und Denkart sein, wie es Calderon's Spanien mit seiner Religion und Ritterlichkeit, und Shakespeare's England in seiner unerschütterlichen Vaterlandsliebe war. Dazu aber ist, wie wir Alle wissen, bei uns zur Zeit noch wenig Aussicht vorhanden. Wir möchten daher jene Allerweltspoesie vielmehr das Theatralische nennen, womit Mentzel unsere moderne Poesie treffend bezeichnet; den schon bekannten „Fraß" des Jahrhunderts, der nicht der unbewußten Nöthigung des Genies, sondern einer selbstbewußten Willkür folgt; die liebenswürdige Fähigkeit, sich in alle möglichen, und wenn sich's eben trifft, auch unmöglichen Rollen hineinzustudiren, um sie dem erstaunten Publicum täuschend vorzuspielen. Der Schauspieler aber ist jederzeit nur ein passiver Dichter, er schafft nicht, sondern wird selbst allabendlich umgeschaffen, was bekanntlich eben nicht zur Festigung des Charakters dient, man müßte denn diesen etwa in eine allgemeine Charakterlosigkeit setzen wollen. – Alles dieses zusammengenommen mußte endlich auch in mehr formeller Beziehung eine wesentliche Umwandlung der poetischen Literatur zur Folge haben. Jene subjective Wahl der heterogensten und fremdartigsten Stoffe machte, eben weil sie willkürlich war, zu ihrer Erklärung und Rechtfertigung eine beständige Exposition, eine gleichsam durch das Ganze zwischen den Zeilen fortlaufende Vorrede unvermeidlich, um den geneigten Leser nur erst auf den weitabgelegenen Gesichtspunkt und in die rechte Stimmung zu bringen; denn es galt nun weniger der Wahrheit, als der theatralischen Wahrscheinlichkeit. Bei der vorherrschenden Verstandesrichtung überhaupt appellirten die Dichter nicht mehr an den Glauben des Lesers; sie wollten überzeugen, während doch die frei schaffende Phantasie plötzlich ganze Jahrhunderte aufrollt, und in blitzartiger Beleuchtung das Wunderbarste klar, faßlich und glaublich macht. Es kam mithin jetzt nicht mehr auf eine unbefangene, unmittelbare, lebendigepische Darstellung der Handlung, son-

dern vielmehr darauf an, das Darzustellende nach seinen Anfängen, Motiven und moralischen Wirkungen pragmatisch zu zergliedern, dem Helden einen Polizeipaß mit genauer Personbeschreibung nach Haarwuchs, Kleiderschnitt und sonstigen besonderen Kennzeichen mit auf die Reise zu geben, mit Einem Wort: über ihn zu reflectiren. Die Reflexion aber ist ihrer Natur nach überaus weitschweifig, sie verlangt die breiteste Grundlage, sie braucht viel Worte und eine möglichst freie und bequeme oder vielmehr laxe Form. Daher in dieser Zeit die ungemeine Fruchtbarkeit und auffallend vorwaltende Herrschaft des R o m a n s , dieser eigentlichen Poesie des Verstandes.

Doch wir wollen, um der Zeit nicht vorzugreifen, nun die Anfänge und den allmählichen Fortgang der deutschen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts in den einzelnen Hauptrichtungen und ihren Relationen untereinander möglichst klar zu machen versuchen.

Wir sahen oben, in welche Barbarei bis zum völligen Stumpfsinn vor Gottsched das, was man damals in Deutschland Poesie nannte, versunken war, und wie athletisch Gottsched in dieser totalen Unwirthschaft aufzuräumen begann. Gottsched hatte gewiß seine Nothwendigkeit und sein Verdienst, das wir ihm keineswegs verschränken mögen, indem er der wahnwitzigen Verstiegenheit der zweiten schlesischen Schule, gleich wie man Betrunkene durch ein kaltes Sturzbad nüchtern macht, correcte Vorbilder entgegenwarf, und die schwerfällige deutsche Zunge, wenngleich noch gebrochen und wunderlich genug, doch einigermaßen vernünftig wieder sprechen lehrte. Allein er war ein hochfahrender Grobian und warf mit dem Plunder zugleich alle alten Familienschätze, die er blödsinnig nicht erkannte, zum Fenster hinaus, und machte in seinem Rigorismus völlig reine Tafel, wußte aber dann dafür nichts Besseres vorzusetzen, als ungenießbare Pariser Schaugerichte. Er meinte es, wenig-

stens anfangs und bevor ihm der Zorn und Aerger über seine rebellischen Schulmeister zu Kopfe gestiegen, ohne Zweifel grundehrlich, denn dieser langjährige Dictator der deutschen Dichtkunst und Beredtsamkeit merkte es ja keineswegs, daß er selbst von der Poesie nicht die geringste Ahnung hatte. Da war nichts als strenge Zucht, keine Liebe, kein religiöser Glaube, kein Gefühl und so bettelwenig Phantasie, daß er nicht einmal die Oper begriff, weil doch kein vernünftiger Mensch in der Leidenschaft singen könne.

In das leere Gefäß der Poesie, das er allerdings gänzlich gereinigt und ausgewaschen hatte, mußte also nun erst wieder ein Inhalt geschafft werden. Den ersten schüchternen Versuch hierzu machte der wackere Hamburger Rathsherr Brockes mit seinem „irdischen Vergnügen in Gott". Es ist freilich ein trauriger Anblick, wenn das Dasein Gottes überhaupt erst bewiesen und sichergestellt werden soll, und zwar vermittelst der äußeren Sinne durch Betrachtung von Schneeflocken, Nelken, Thymian und anderem Kraut; ein ungeheurer Umweg nach dem Himmelreich, auf welchem übrigens noch heut viele Pädagogen in ihren kindischen Kinderschriften gedankenlos fortschlendern, wo die liebe Jugend ihren Herrgott wie ein Zuckerbrödchen schmecken und riechen soll. Wir können gewiß durch die Idee Gottes, wenn sie in uns bereits lebendig geworden, die äußere Natur symbolisch beseelen, nicht aber umgekehrt diese Idee von der Natur empfangen. Brockes improvisirt eine Art unschuldiger natürlicher Religion, er ist verliebt in die Natur, und seine oft überraschend schönen und treuen Naturschilderungen nehmen sich in dem neunbändigen Buche wie liebliche, saubergemalte Randminiaturen aus; aber der Text dazu ist so weitschweifig und trocken, daß wir in der Verzweiflung der Langeweile lieber alle Erbauung aufgeben. – Kühner und kräftiger waltet der Schweizer Albrecht von Haller in dieser Region, indem er sie über die Brocke'schen Kraut- und Blumengärten zu den ewigen Zinnen seiner väterländischen Berge emporhebt, und aus dieser Adlerperspective

wohl auch, z. B. in dem poetischen Philosophem über den „Ursprung des Uebels", den Blick in die dunklen jenseitigen Gebiete schweifen läßt. Wahrlich, könnte das Erschaffene Göttliches offenbaren, so wäre es die tiefe unermeßliche Einsamkeit dieser großen Natur, wie sie Haller in seinem schönsten, gewaltigen Gedicht: „Die Alpen" ergreifend schildert. Aber das feierliche Schweigen der Natur deutet das Räthsel des Lebens nur geheimnißvoll an, ohne es jemals lösen zu können.

Beide, Haller wie Brockes, haben es daher als Dichter in der Religion nur bis zur bloßen Moral gebracht, die an sich bekanntlich niemals an überflüssiger Poesie leidet. Es konnte demnach nicht fehlen, daß sich derselben nun die prosaischen Halbpoeten, denen stets das Moralisiren leichter wird als das Dichten, immer mehr als ihres ausschließlichen Metiers bemächtigen. Unter diesen ist der schon erwähnte Gellert der berühmteste und wirksamste geworden, weil der Mittelmäßigkeit, die bei weitem die Majorität der Lesewelt bildet, das Mittelmäßige stets am verständlichsten und willkommensten ist, so lange sie etwa nicht, wie wohl zuweilen durch außerordentliche Geister geschieht, wider Willen in ein ihr wildfremdes Gebiet mit fortgerissen wird, wo sie dann gewöhnlich vor unnatürlicher Anspannung für einen Augenblick in einem übertriebenen und höchstlächerlichen Enthusiasmus ganz außer sich geräth. Gellert war weit entfernt von einem solchen Attentat gegen die Mittelmäßigkeit; es ist aber dennoch nicht ohne psychologisches Interesse für das Verständnis der Zeit, seinen literarischen Lebenslauf hier noch etwas näher zu verfolgen; denn auch er hatte seine bescheidenen Irrfahrten. Erst schifft er sich in einem, ihm gar wunderlich zu Gesicht stehenden Anfall jugendlichen Leichtsinns mit schäferlichen Lustspielen ein, die sämmtlich noch die Gottsched'sche Allongeperücke tragen. Aber die allgemeine Strömung erfaßt ihn, und er segelt in seinem Romane von der schwedischen Gräfin, nicht ohne bedenkliche Anfechtungen und Sympathien, an der Kalypso-Insel der neuen Aufklärung haardicht vorüber. Dann im Dankgefühl für die glückliche Rettung

stimmt er geistliche Lieder an, so voll Tugenden ohne positives Christenthum, daß sie ihm jeder gebildete Chinese ohne Gewissensscrupel nachsingen könnte; bis er endlich mit seinen Fabeln und Erzählungen auf der ganz neutralen Moral sitzen bleibt. Gellert hat es ohne allen Zweifel überall gut gemeint, doch seine Persönlichkeit gehört der wohlverdienten kindlichen Pietät der Zeitgenossen, keinesweges der Poesie und der Kritik an. Seine Moral hat durchaus etwas Altjüngferliches; es wird aber doch niemand behaupten wollen, daß eine alte Jungfer, und wenn sie noch so fromm und tugendhaft wäre, d e s h a l b jung und schön würde.

Dieser frömmelnde Schulmeisterton war indeß bei aller Gutmüthigkeit zu trivial und langweilig, um der, nachgrade der Schule entwachsenen, complicirteren Bildung dauernd zu genügen. Man suchte sich daher allmählich und möglichst geräuschlos davon loszumachen; so wie denn überhaupt von jetzt ab die deutsche Literatur immer entschiedener den Charakter der Revolution und, wie in allen Revolutionen, einen steten Wechsel von Gegensätzen, von Influenzen und Reactionen darstellt. Denn die verschiedenen menschlichen Kräfte, Gelüste und Widersprüche, einmal freigegeben, müssen sich erst kämpfend aneinander messen und formuliren, um sich selbst zu begreifen und, will's Gott, endlich ein Gleichgewicht und eine Versöhnung wiederherstellen zu können. So ging man denn auch hier auf demselben außerkirchlichen Boden gemüthlich einen Schritt weiter. Das Princip blieb und wurde nur anders aufgefaßt, indem man jener stillvegetativen natürlichen Religion eine mehr plastische Naturreligion unterschob, deren Bibel nicht mehr Confucius, sondern Horaz, und von ihm das: *carpe diem* der eigentliche Canon war. Der altväterschen, etwas schwierigen Kunst, selig zu sterben, wurde die bequemere und daher bei weitem plausiblere Kunst, glückselig zu leben, substituirt; eine vergnügliche Genußreligion, wo die Weisheit nur an sich denken sollte, auf daß es ihr wohlgehe auf Erden. Diese Weisheit zog sich daher auf ihr Tusculum eines philosophischen Quietis-

mus zurück, von dem sie alle großen Leidenschaften, die die Welt bewegen, sorgfältig abwehrte. Darum nahm sie auch noch ein gut Stück Moral mit hinüber, nicht um der Moral willen, sondern weil alle Unmäßigkeit geistig und leiblich den Magen verdirbt, mithin den ruhigen Genuß stört. Wollten aber diese Philosophen mit der Welt, galant wie sie damals war, in unangefochtener Zufriedenheit leben, so mußten sie natürlicherweise vor Allem den antiquitätischen Bart und Magierrock ablegen, und möglichst elegant im Frack auftreten, der nur in Paris proberecht zugeschnitten wurde. Handelte es sich ja doch überhaupt hierbei weniger um die ewiggleiche Sittlichkeit, als um die ewig veränderliche Sitte, nicht um den Anstand der Tugend, sondern um die Tugend des Anstandes. Man nannte es daher die Poesie der Grazien.

In der vordersten Reihe erscheint hier Friedrich von Hagedorn (1708–54), nicht nur als der erste, sondern auch als der ausgezeichnetste. Hagedorn hatte den großen Vortheil, daß er sich sein Tusculum nicht, wie die meisten Anderen, erst abstract zu erbauen und einzurichten brauchte, es war sein angebornes Erbtheil. Von Natur genügsam und fröhlich gestimmt, äußerlich in einer glücklichen, unabhängigen Lage, repräsentirte er selbst leibhaftig jene angenehme Philosophie, und dichtete daher sorglos, wie er lebte und fühlte. Selbst wo er sich mit Chapelle, Pelisson, Pavillon und anderen lockeren Gesellen leichtfertig auf den schlüpfrigglatten Pariser Salonboden begiebt, bewegt er sich mit gewandter Sicherheit und liebenswürdiger Naivetät; überall eine für jene Zeit überraschende natürliche Leichtigkeit der Sprache und eine gesellige Heiterkeit, zu der sich seine Nachfolger Uz, Zachariä, Pfeffel etc. nur allzuoft sichtbar erst anstrengen und zwingen müssen. Diese größere Geistesfreiheit bewahrte ihn auch vor jener gelehrten Pedanterie einer stereotypen Freude, wie sie uns nach ihm in den Wein- und Gesellschaftsliedern der vorhin Genannten gleichfalls häufig anwidert. Ja, Hagedorn war sogar der Erste, der, die beschränkte Umschau erweiternd, durch

seine „Betrachtungen über die Malerei“ auch die bildenden Künste in den Kreis dieser imaginären Einsiedlerschaft zog.

Dieser behäbige Glaube fand begreiflicherweise sehr bald seine Gemeinde, deren Vorstand über ein halbes Jahrhundert lang Gleim gewesen, und von dessen Heimat sie die Halberstädter oder auch die Hallesche geheißen ist. Gleim (1719–1803) war kein Dichter, er legte sich blos den Hagedorn'schen Nachlaß in seiner etwas faseligen Art bequemer und praktischer zurecht. Der Kern seiner Lebensweisheit ist ein durch philosophische Würde und Anmuth aufgesteifter Epicuräismus, oder in Versen:

„Unschuldige Jugend, dir sei es bewußt, nur Feinde der Tugend
sind Feinde der Lust,
Ja Jugend und Freude sind ewig verwandt, es knüpfte sie Beide
ein himmlisches Band;
ein reines Gewissen, ein ehrliches Herz, macht munter zu Küssen
und Tänzen und Scherz.“

Er griff daher nach allen Seiten unermüdlich nach Allem, was in diese lustige Moral einzuschlagen und sie irgend zu stützen schien. Er machte anakreontische, horazische, petrarchische und Minnelieder; d. h. er nannte es so, denn in der That hatte es nicht die geringste Aehnlichkeit und keinen anderen Rapport damit, als ein totales Mißverständniß jener großen Dichter. Ja, er versuchte sogar, da seine „Schäferwelt“ in Hamburg als ketzerisch verbrannt worden war, jene neuen Offenbarungen in seinem „Halladat“ vermittelnd in das Christenthum einzuschmuggeln. Und doch weiß man, daß dieser Halladat nur aus einer gelegentlichen Bekanntschaft mit dem Koran hervorgegangen ist. Wie blos conventionell überhaupt diese ganze Poesie war, zeigt sich, grade des inneren Contrastes wegen, am schlagendsten in seinen „Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers“. Hier war endlich einmal ein großer und populärer Stoff, von der allgemeinen Begeisterung der Zeit getragen. Dennoch hielt es Gleim für unerläßlich, auch diesem Grenadier einen tüchtigen

Zopf von mythologischer Gelehrsamkeit und vornehmer Schönrednerei anzuhängen, der ihn dem Volke, zu dem er doch singen sollte, völlig fremd und unkenntlich macht. Gleim's Bedeutung liegt daher keineswegs in seiner dichterischen Production, sondern in der Propaganda, die er machte, in seiner gutmüthig leichtgläubigen, unendlich receptiven Persönlichkeit und dem zudringlichen Enthusiasmus, womit er allen Poeten, guten und schlechten, brüderlich um den Hals fällt. Es giebt auch in den literarischen Steppen von Zeit zu Zeit gewisse Karavansereien, deren Besitzer aber mehr mit der Wirthschaft als mit der Poesie zu schaffen, und bei der Aufnahme des Genius, anstatt des besseren Theils der Magdalena, den der hülfreichen und rastlos geschäftigen Martha erwählt haben. Eine solche Karavanserei war Gleim's „Hüttchen" in Halberstadt, das in stetem Wechsel Wandermüde und Jugendfrische, Ehrenmänner und poetisirende Vagabonden auf ihrer Wallfahrt nach dem Parnaß beherbergte. Zehrung und Entgelt waren: Lob und Gegenlob, beides mit doppelter Kreide. Auch der ältere Jacobi verkehrte dort eine Zeitlang, und setzte später, nur in größerem Styl, in Pempelfort die Wirthschaft fort, wo jedoch zum Theil schon vornehmere Geister einsprachen.

Um Gleim gruppirten sich mehrere jugendliche Dichter, die ihn fast alle weit übertrafen, von denen wir aber, da sie keine neue Bahn gebrochen, hier nur die hervorragendsten kurz erwähnen wollen. Unter ihnen stehen unbedenklich Kleist und Uz obenan. Christian Ewald von Kleist (1715–1759) wurde durch Gleim zum dichterischen Selbstbewußtsein geweckt, und blieb dafür dankbar bis zu seinem Tode sein treuester Freund. Er hängt jedoch mit diesem Kreise eigentlich nur lose durch seine quietistische Gemüthsrichtung zusammen, sein Epikuräismus, wenn man es noch so nennen will, war von der edelsten Art: der Hang zum ländlichen *dolce far niente*. Wie tief er aber das Stillleben der Natur und ihre Schönheit empfand, hat er in seinem berühmtesten Gedichte „der Frühling" kundgethan, dem Fragmente einer größeren, unvollendet

gebliebenen Dichtung über das Landleben. Doch konnte ihn diese weichliche Ruhe nicht dauernd befriedigen, ein fast melancholischer Klang elegischer Klage weht durch alle seine Dichtungen, er sehnte sich aus den engen stillen Thälern in die bewegte Welt der Thaten hinaus. Und seine Sehnsucht sollte erfüllt werden: der Sturm des siebenjährigen Krieges riß ihn mit fort, und er focht und fiel heldenhaft in der Schlacht von Kunersdorf. – Auch Uz war eine ernstgestimmte Natur. Er tändelte nur eine Zeit lang, und zwar sinnreicher und gehaltener als die Andern, mit den Halberstädtern, und ging dann, seinem eigentlichen Berufe folgend, zu der seraphischen Ode Klopstock's über. – Dagegen vertiefte sich Zachariä gänzlich in die Parfümwolke von Amoretten, und trug die leichtfertige Spielerei sogar in das Epos, das sich nun, nach Pope's Vorgang, englisiren und zum sogenannten komischen Heldengedicht bequemen mußte. Seine Heldengedichte: „das Schnupftuch“ , „Phaeton und Murner“ etc., sind aber gar nicht komisch, sondern höchst langweilig und längst vergessen. Nur sein „Renomist“, wo ihn die Darstellung des wirklich Erlebten zur Naturwahrheit zwang, ist als eine ergötzliche Schilderung der damaligen Studentenwirthschaft bis auf uns gekommen. – Auch Johann Georg Jacobi war in Arkadien und schrieb entzückte Liebesbriefe an Gleim, der seinem „Jacobitchen“ dafür zehntausend versiegelte Küsse zurückschickte. Er studirt mit den Andern die Unsterblichkeit in der Verwandlung der Blumen, hält den Untergang der Erde für unmöglich, weil der Geliebten Fuß ihren Boden betrat, lacht pflichtmäßig über das Pfaffenwesen, und macht, da er selbst Kanonikus in Halberstadt wird, während der nächtlichen Noviziatswache in der Kapitelstube ein Liebeslied an Bellinde. Goethe nannte ihn ganz treffend ein kindisches Ding. Aber Jacobi war zugleich eine flexiblere Natur, als seine anderen Sangesgenossen, und hat daher später, wo ihm der Aufschwung der neueren und mächtigeren Dichter imponirte, sich an diesen, in seiner „Iris“, auch noch zu mehreren trefflichen und völlig unarkadischen Liedern em-

porgehoben. – Nur der evangelische Pfarrer Götz konnte sich aus den Rosenguirlanden niemals herauswickeln und blieb auf seiner „Mädcheninsel" sitzen, mit welcher er, wahrscheinlich des französirenden Geschnörkels wegen, sogar den Beifall, oder vielmehr die mitleidige Nachsicht Friedrich's des Großen erwarb. Wie sehr indeß dieser alberne Graziencultus überhaupt nur äußerlich und eine bloße üble Angewöhnung war, zeigt u. a. auch die Aengstlichkeit, womit Götz seine Poesien selbst vor der eigenen Familie geheim hielt und sich einer Weisheit schämte, welche ein anderer Halberstädter: Michaelis, am bündigsten mit den Worten umschreibt: „Mein Standpunkt ist dieses Rund; was außer ihm liegt, gehört nicht meinen Sorgen; der Erdball aber ganz, und meinem Geiste ward Licht, mein ganzes Wohl, das dieser Ball verflicht, auf diesem Balle ganz mir aufzuklären."

Man hat diese Poeten in neuerer Zeit häufig mit den Minnesängern verglichen. Der Vergleich paßt nur insofern, als sie allerdings ihre Poesie mit dem Ende des Minnegesanges angefangen haben, mit der laxen Moral, mit der allegorischen Confusion und Verkünstelung der letzten Minnesänger. Aber der Minnegesang ging vom volksmäßigen Mariencultus aus, dessen Schönheit auch die irdischen Frauen mit himmlischem Glanz verklärte; er hatte einen durchaus nationalen Hintergrund. Jene Grazienjäger dagegen standen gleich ursprünglich mitten in einer vergilbten heidnischen Mythologie, die nur die Gelehrten interessiren konnte. Die Minnesänger feierten wirkliche, lebendige, wenngleich phantastisch idealisirte Frauengestalten, sie dichteten in Wald und Feld, zu Roß, auf ritterlichen Heldenfahrten, sie sangen wie sie lebten, und sie lebten poetisch; während die Anakreontiker sich in ihren dumpfigen Studirstuben mit bloßen Chimären, mit Nymphen und Silphiden herumherzten, und gleichsam den Lebenswein aus leeren Flaschen tranken.

Eine solche Poesie konnte natürlich nur mit dem, etwas sentimental gefärbten, Verstande gemacht, und demnach auch nur

vom Verstande erzogen und gerichtet werden. Aehnliche Verhältnisse pflegen aber überall dieselben Erscheinungen hervorzurufen. Kein Wunder daher, daß, wie ehemals Gottsched, auch jetzt ein nüchterner und poetisch völlig impotenter Mann sich als Schultyrann dieses fröhlichen Gebiets bemächtigte. Rammler machte es zu seiner, nicht beneidenswerthen Lebensaufgabe, die Gedichte aller seiner Zeitgenossen durchzucorrigiren, er war der poetische Exerciermeister seiner Zeit, das kritische Gewissen der Dichter, die sämmtlich, selbst Gleim und den jungen Lessing nicht ausgenommen, mit liebenswürdiger Unbefangenheit und Resignation ihre Manuscripte seiner dictatorischen Scheere unterwarfen. Beide Theile thaten recht daran; die Dichter, denn ihre Darstellungsweise war eben so salopp, als ihre Moral; und Rammler hatte gleichfalls Recht, das ganze leere Formelwesen lediglich formell anzufassen und, ohne nach Individualitäten zu fragen, an denen doch nichts zu verlieren war, Alles nach Einer Schablone, die man damals Geschmack nannte, zurechtzustutzen. Er selbst hat es niemals über eine ziemlich pedantische Nachahmung und Uebersetzung von Horaz gebracht, und seine besten Leistungen, die Oden an Friedrich den Großen, haben bei weitem mehr patriotischen als poetischen Werth; aber seine strenge und saubere Technik hat mit mehreren Modificationen bis zu unserer Zeit nachgewirkt.

Der eigentliche Großmeister aber jenes galanten Cotillonordens war Wieland. Erst durch Wieland wurde diese gemüthliche Faselei in ein förmliches System, und somit zum allgemeinen Selbstbewußtsein gebracht; es war in seiner Spitze und Vollendung der philosophisch formulirte Egoismus des sinnlichen Genusses. Um nun diesen Egoismus einerseits rechtfertigend zu begründen, und andrerseits vor aller Störung möglichst zu verwahren, stellt Wieland die Poesie, die doch ihrer Natur nach eben das Höhere andeuten und erstreben will, gradezu auf den Kopf, indem seine ganze Dichtung klar machen soll, daß es für den Menschen überhaupt nichts erreichbar Höheres, Großes und Edles gebe, welches er daher überall,

wo es seiner Theorie hindernd in den Weg tritt, als bloße Illusion der Schwärmerei dem Witz und Spott der französischen Salonweisheit preisgiebt. Dasselbe hat später auch Kotzebue gethan; aber Wieland that es ehrlich aus einem großen moralischen Irrthum, um die Menschheit zu beglücken, und Kotzebue aus Gemeinheit und leichtsinniger Bosheit, um die Menschen zu ärgern. Nur das Motiv also ist verschieden, der Effect bleibt immerhin derselbe, und bei dem bedeutenden Einfluß, den Wieland auf die geistige Stimmung fast eines halben Jahrhunderts ausgeübt, lohnt es wohl der Mühe, sein Verfahren im Einzelnen etwas näher zu beleuchten.

Zunächst fing auch er, wie die Halberstädter den Minnegesang, das Antike von hinten an, er merkte sich vom classischen Alterthum nur die sittliche Fäulniß seines Verfalls, von der plastischen Schönheit das Nackte, von der durchsichtig heiteren Lebensansicht die Liederlichkeit, von den Philosophen den Epikur, und nimmt sich in seinem französischen Frack nirgend verwunderlicher, ja possirlicher aus, als unter den alten Griechen. So liebäugelt z. B. sein „Diogenes“ aus seiner Tonne mit schönen Mädchen, und spielt gegen einzutauschende Küsse den galanten Rathgeber. Gegen die hohe Bedeutung einer ganz a n d e r e n Welt richtet sich sein „Don Sylvio von Rosalva, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht.“ Aber dieser Don Sylvio kämpft zu zaghaft und versteckt, um aus solchem Hinterhalt etwas Erkleckliches ausrichten zu können. Er stichelt auf den Geschmack an französischen Feenmärchen, die niemand kennt, und meint damit eigentlich den alten Wunderglauben des Mittelalters, eben so stichelt er auf den neuen Klopstock'schen Aufschwung, was aber niemand merkt; so daß das Ganze sich als ein völlig vergebliches Scheingefecht verläuft. Mit größerem Recht bietet er gegen Richardson's allerdings ziemlich ungesunde Tugendhelden, die damals namentlich alle Weiberherzen eroberten, die Ritter des sogenannten gesunden Menschenverstandes auf; allein diese sind, trotz aller affectirten

Natur und Wirklichkeit, eben so sehr nur gemachte Bücherhelden und jedenfalls noch unpoetischer, als die Richardson'schen. Endlich dreister in immer weiteren Kreisen um sich greifend, stellt er überhaupt das Göttliche und Thierische im Menschen einander gegenüber und läßt, bei aller salbungsvollen Schönrednerei, das letztere, als verstünde sich das eben so von selbst, regelmäßig siegen; z. B. in seinem „Agathon", wo er geständlich sich selbst schildert, und dessen jugendlicher Platonismus, Unschuld und Glauben zuletzt an den Buhlerkünsten der Danae und der (eigentlich modern englischen und französischen) Philosophie des Sophisten Hippias kläglich scheitern muß. Dasselbe Thema variirt er in seiner „Musarion", welche zwei starrköpfige Philosophen, einen Stoiker und einen Pythagoräer, durch ihre Nymphen und ihren Wein von ihrer excentrischen Moral curirt. Wie sein Diogenes junge Mädchen, so belehrt hier eine Hetäre ihren sentimentalen Geliebten Phanias über die verlorene Mühe des moralischen Rigorismus und bekehrt ihn zu i h r e r angeblich stichhaltigeren leichtsinnigen Moral durch leichte Scherze, womit sie das Ueberspannte auf eine sanfte und unmerkliche Art vom Wahren abzuschneiden weiß, durch sokratische Ironien und ihre „Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, die mit all ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen." Diese Lehre wird vom Autor ausdrücklich die Philosophie der Grazien genannt. Was wir aber unter einer solchen Grazie eigentlich zu verstehen haben, deutet er uns selbst gelegentlich an: eine Sünderin, die Alles, was schön und liebreizend und bezaubernd ist, in ihrem Geist und in ihrem Umgange vereinigt; tadelnswürdig, insofern sie eine Sünderin ist, gleichwohl aber ausgeschmückt mit Witz, Geschmack, feiner Empfindung, Lebensart, Kenntnissen, Talenten, kurz mit tausend Verdiensten, „die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht werfen".

Von solchem ewigen Abwägen und Schaukeln zwischen Idee und Thierheit, wo Gutes und Böses beständig einander wechsel-

seitig neutralisiren, kann nothwendig zuletzt nur der Nihilismus eines völlig nüchternen *juste milieu* zurückbleiben. Auch Wieland hat es daher, trotz seines Grundsatzes: „mit dem Kopfe Freidenker, im Herzen tugendhaft", weder zur Tugend, noch zu Voltair'scher Freigeisterei, sondern nur zu einem protestantischen Rationalismus; als Schriftsteller weder zur Philosophie, noch Geschichte, weder zum Drama noch Epos, sondern lediglich zu einem Mittelding von allem diesen, zum sogenannten philosophischen Halbromane gebracht. Am augenfälligsten zeigt sich diese „Weisheit der Mitte" in seiner Auffassung der Liebe, die, z. B. in „Iris", weder Platonisch noch sinnlich sein soll. Das wäre also ungefähr das bekannte Messer ohne Griff, an dem die Klinge fehlt. Aber an dem Autor selbst sollte sich unglücklicherweise sehr bald bewähren, was er, wie in prophetischem Vorgefühl, in seinem „Theages" der Aspasia in den Mund gelegt: „Diese beiden Amors (der geistige Amor und der sinnliche Cupido) sind sich nahe verwandt, und es ist oft geschehen, daß sie ihre Kleidung gewechselt haben, und daß der leibhafte Cupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylph gegeben. Cupido ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker, als in eine Franziskanerkutte maskieren kann, und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite hat, so weiß ich nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten könnten". Und in der That, diesem Schelm Cupido gelang das Unerhörte, den ehrbaren Familienvater Wieland in seiner Nadine und den scherzhaften Erzählungen plötzlich weit über die Grenzen seiner eigenen liberalen Grazien hinaus in das bodenlose Gesümpf der obscönsten Lüsternheit zu verlocken.

Das endliche Resultat aber aller dieser moralischen und unmoralischen Raisonnements und Darstellungen ist eine Art von Naturreligion, die er in seinem „goldenen Spiegel" unter der Leitung des weisen Psammis der Glückseligkeit eines kleinen Staates zum Grunde legt. Psammis lehrt nämlich in der Hauptsache: „die Natur habe alle unsere Sinne, jedes Fäserchen unseres Wesens, unser Gehirn und unser Herz zu Werkzeugen des

Vergnügens gemacht; vernehmlicher konnte sie nicht sagen, wozu sie uns geschaffen habe. Wäre es möglich gewesen, uns des Vergnügens fähig zu machen ohne den Schmerz, so würde es geschehen sein. So lange man aber den Gesetzen der Natur folge, werde der Schmerz das Gefühl für jedes Vergnügen schärfen, und d a d u r c h zu einer Wohlthat werden. – Man genieße jeden Augenblick, aber ohne Mäßigung werden auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzes, der den Keim eines künftigen Vergnügens zernage. – Mäßigung sei Weisheit, und nur dem Weisen sei es vergönnt, den Becher der reinen Wollust, den die Natur jedem Sterblichen voll einschenke, bis auf den letzten Tropfen auszuschlürfen. Der Weise versage sich zuweilen ein gegenwärtiges Vergnügen, um sich auf die Zukunft zu einem desto vollkommneren Genusse aufzusparen. – Nie suche man einen höheren Grad von Kenntniß; man wisse genug, wenn man gelernt habe, glücklich zu sein. – Keine Lust, kein angenehmes Gefühl sei versagt, das die Natur uns zugedacht habe. – Die Mäßigung werde nur empfohlen, weil sie unentbehrlich sei, vor Schmerzen zu bewahren und immer zu Freuden aufgelegt zu erhalten. – Der Gehorsam gegen die Gesetze der Natur befehle, die Sinne zu ergötzen. – Der betrügliche Unterschied zwischen N ü t z l i c h und A n g e n e h m sei daher aufgehoben; denn nützlich sei nur, was uns von Unlust bewahre, oder eine Quelle des Vergnügens sei". – Hiernach sollen dann auch in diesem Musterstaate die Kinder vom dritten bis zum achten Jahre größtentheils s i c h s e l b s t, das ist der Erziehung der Natur, überlassen werden, und nach später empfangenem Unterricht gelehrt genug sein, wenn sie im Stande sind, ihre Verfassung für die beste zu halten und um Künste und Wissenschaften niemand zu beneiden. Im dreißigsten Jahre aber ist ein jeder verbunden, zu seiner ersten Frau die zweite, und im vierzigsten die dritte zu nehmen u. s. w. Zuletzt muß denn der weise Psammis selber eingestehen: „unser Volk ist ein Völkchen von ausgemachten Wollüstlingen; aber desto besser für uns!" Und dieses ganze Eldorado ist nicht etwa,

wie es allerdings den Anschein hat, ironisch, sondern vollkommen ernst gemeint. Man sieht also auch hier, daß, da der Mensch doch irgend etwas glauben will, mit dem religiösen Unglauben der politische Aberglaube stets Hand in Hand geht.

Das Beste was Wieland vermochte, hat er in zwei Werken von sehr verschiedener Richtung gegeben: im Oberon, und in den Abderiten. Allein im Oberon ist er offenbar nicht sattelfest genug zum Ritt in's alte romantische Land; dieses Hüons-Horn hat einen falschen Ton aufgeklärter Ironie, die nebst der Zauberei auch die Romantik vernichtet; und der Angelpunkt, um den sich eigentlich das Ganze dreht, ist auch hier wieder jenes „liebenswürdige Ding" von Herzen, an dem die verliebten Helden Schiffbruch leiden. Die Abderiten dagegen sind, ohne dergleichen phantastische Anfechtungen, blos mit dem „gesunden Menschenverstande" gearbeitet, und es ist ihm daher hier ein sehr ergötzliches Bild des Kampfes zwischen Spießbürgerthum und Weltbürgerthum gelungen, in welchem der Philosoph Demokrit sich lachend die Märtyrerpalme erwirbt.

Man hat Wieland oft nachgerühmt, daß er zuerst den Muth hatte, die Poesie aus den Fesseln der Religion und Moral zu befreien. Das that er wirklich, und er hatte ganz Recht, denn eine gefesselte Poesie nützt weder der Religion noch der Moral. Nur geht er dabei von der seltsamen Voraussetzung aus, daß die Menschheit lediglich durch Erfahrung zu belehren und zu veredeln sei, und daß man ihr folglich auch in der Poesie nicht Ideale, sondern die Menschen genau so vorführen müsse, wie sie wirklich sind. Hier ist aber ein doppelter Irrthum. Denn einmal wird, wie das Sprichwort und die Geschichte lehrt, durch Erfahrung niemand klug, geschweige denn tugendhaft, wozu vielmehr ganz andere Hebel und Flügel gehören. Auch heißt wohl jenes Princip im Grunde eben nichts Anderes, als durch eigenen Schaden klug werden. Nun wäre es aber doch ein gar zu wunderliches und gewagtes Verfahren, jemanden erst auf's Glatteis zu schicken, um zu probiren, ob er fallen wird, oder um ihn, wenn er gar einbricht, hintendrein men-

schenfreundlich retten zu können; ganz abgesehen davon, daß es ein Widerspruch in sich ist, die kranke Wirklichkeit durch die Wirklichkeit, die ja eben gebessert werden soll, curiren zu wollen. – Sodann soll die Poesie allerdings keine Magd, weder der Religion noch der Moral sein, sondern durch ihre eigenthümliche Zauberformel die S c h ö n h e i t, wie und wo immer sie verborgen leuchtet, aus den Banden der tölpelhaften Riesen und Drachen und pfiffigen Philister erlösen. Aber die gemeine Wirklichkeit und ihre Laster, sie mögen sich noch so kokettisch-grazienhaft ausschmücken oder verschleiern, sind nirgend schön. Dagegen geht durch alle Zeiten und Völker das unvertilgbare Gefühl einer höheren, überirdischen, geheimnißvollen Schönheit, die der Religion, der Sittlichkeit und der Poesie gemeinsam ist, und ohne welche die letztere in hochmüthiger Absonderung niemals wahrhaft bestehen kann.

Daß aber Wieland dennoch so großen Succeß hatte, verwundert uns nicht im mindesten. Seine Irrthümer und Mängel waren eben das Steckenpferd der Zeit, und seine nüchterne Religionsphilosophie war gar zu niedlich, bequem und für jeden Comfort besorgt, um nicht alle materialistische Mittelmäßigkeit und allen invaliden Glauben, der doch am Ende auch seine anständige Kirche haben will, in gerechtes Erstaunen und Entzücken zu versetzen. Auch d a s befremdet uns keineswegs, daß er auf dem Pegasus ein ausgemachter Libertin, und zu Hause ein ausgemachter Philister war, denn die Libertinage ist doch eigentlich auch nur eine anders gefärbte Philisterei, und er war kein selbständiger Charakter, vielmehr nur der Repräsentant und Sprecher der Charakterlosigkeit seiner Zeit, die er nicht bestimmte, sondern von ihr gestimmt wurde. Weich, biegsam, gutmüthig und bis zum Exceß für Alles empfänglich, was nicht eigene Kraft erfordert, schwankte er daher beständig zwischen den Extremen der schwankenden Zeit, seinem Wahlspruch zufolge: daß wir nur „durch öftere Veränderungen in unserer Art zu denken“ gut und weise werden. Erst dichtet er mit dem frommen Bodmer an Einem Tisch Psalmen und Patriarchaden

und eifert gegen Gleim und Uz als „schwärmende Anbeter des Bakchus und der Venus, die man für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte". Aber schon damals blickt er zugleich bedenklich seitwärts aus seiner „sublimen Glückseligkeit" und bekennt „daß die Damen der Hauptressort seines Geistes gewesen, und daß er o h n e s i e selbst seine christlichen Empfindungen nicht geschrieben hätte." Dann im Hause des Grafen Stadion mitten in das gelobte Land der modernsten Aufklärung versetzt, legt auch, wie der scharfblickende Lessing vorausgesagt, die junge Wieland'sche Muse, die so lange die Betschwester gespielt und sich eine verständige erfahrene Miene anzunehmen bemüht hatte, plötzlich ihr altväterisches Käppchen ab und verwandelt sich in eine muntere Modeschönheit. In Weimar endlich war der inzwischen altgewordenen Muse die neue Zeit über den Kopf gewachsen, in der sie sich nie wieder ganz zurechtzufinden wußte.

Wir sind hiernach weit entfernt, über Wieland's Persönlichkeit rechten oder richten zu wollen; die Sünde seiner Poesie war sicherlich nicht Lüge, sondern menschliche Schwäche. Aber eben so gewiß hat seine leichtfertige französirende Lebensansicht für lange Zeit die deutsche Poesie frivol, und die Kotzebue's etc. möglich gemacht. Auch läugnen wir keineswegs, daß er die äußeren Formen, namentlich der Prosa, in einen leichteren und anmuthigeren Fluß gebracht. Allein diese ganz in's Allgemeine gehaltene, schlüpfrigglatte Salonsprache ist uns stets wie eine Uebersetzung aus dem Französischen vorgekommen. Dennoch wird sie noch bis heute oft als Mustersprache angepriesen. Als ob es überhaupt einen Normalstyl gäbe, für Poeten, deren Jeder seinen eignen mitbringt, wie jeder ausgeprägte Charakter sein Gesicht.

Von Wieland's Nachfolgern ist M o r i t z A u g u s t v o n T h ü m m e l (1738–1817) unstreitig der geistreichste, nicht wegen seiner ganz unbedeutenden Jugendschriften: „Wilhelmine" und die „Inoculation der Liebe", die sich fast nur wie Wieland'sche Stylübungen ausnehmen, sondern

durch sein berühmtestes Werk: „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs". Hier wird das Heilverfahren, womit Wieland die imaginäre Griechenwelt reformiren wollte, praktischer auf einen bücherversessenen deutschen Gelehrten angewandt, und dieser durch Wein, schöne Mädchen und französische Lebensweisheit glücklich von seiner hypochondrischen Unschuld curirt. Zwar hat der Genesene zuletzt, man sieht nicht recht warum, wieder einen höchst bedenklichen Rückfall, und der Autor desavouirt förmlich das ganze Heilverfahren; allein dieser moralische Censurklecks am Schlusse vermag keinesweges das brillante Colorit des lüsternen Hintergrundes wieder auszulöschen. – Wohin aber die Wieland'sche Richtung geringere Geister führen mußte, zeigt sich vorzüglich bei den beiden Oesterreichern: Alxinger und Blumauer. Alxinger hat in seinem „Doolin von Mainz" und „Bliomberis" den Oberon verballhornt, und Blumauer, z. B. in seiner Travestirung der Aeneide, die Grazienscherze Wieland's zu gemeinen und übelriechenden Späßen verbraucht. Ja ein liederlicher Dichterling durfte es, freilich zu Wieland's unbegreiflicher Ueberraschung und Entrüstung wagen, ihm seine unzüchtigen Gedichte in Grecourt's Manier mit einem *salve frater* zu dediciren.

Diesen galant tänzelnden und zuletzt bedenklich ausgleitenden Dichtern sehen wir eine andere Gruppe in den sogenannten Bremer Beiträgen sich gegenüberstellen. Die Bremer, oder wie sie eigentlich heißen: „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", entstanden aus dem Ueberdruß mehrerer jungen Poeten an der Gottsched'schen Tyrannei, und wurzeln zum Theil noch in der Anschauungsweise des Halberstädt'schen Kreises, aus welchem sogar Hagedorn und Gleim selbst sich anfangs daran betheiligten. Die übrigen nennenswerthen Mitglieder dieser neuen Gruppe sind – außer Zachariä und Gellert, die wir in andrer Beziehung schon oben erwähnt haben – vorzüglich Ebert, Giseke, Cramer, Adolf

Schlegel, Rabener, und zuletzt auch Klopstock. Alle diese mittelmäßigen Poeten – wenn wir, wie sich von selbst versteht, Klopstock ausnehmen – haben nichts Neues geschaffen, sondern blos vorbereitet; sie bilden nur den mehr kritischen als productiven Uebergang von Hagedorn zu Klopstock. Mit dem ersteren sympathisirt am meisten noch Ebert in seiner Lyrik, und zum Theil auch Giseke, mit Klopstock dagegen Cramer und Adolf Schlegel. Rabener, der Satiriker unter ihnen, hat natürlicherweise seine besondere Domaine für sich, die er sich möglichst bescheiden und enge eingehegt. Behutsam und unter ironischen Bücklingen berührt er kaum die Schellenkappe, ohne den eigentlichen Narren der Zeit irgend herzhaft herauszufordern. Seine Satiren sind im Grunde nur ein Alteweibergeklatsch über die minutiöse Misere der damaligen Kleinstädterei und Dorfteufeleien und daher grade so langweilig, als ihr Stoff.

Der allgemeine Grundcharakter aber, der diese Gruppe von der vorigen wesentlich unterscheidet, ist der größere Ernst der Gesinnung und, mit diesem besseren Gewissen, auch die größere Wahrheit der Empfindung. So haben sie zunächst von dem Inhalt der Anakreontiker vorzüglich nur die Freundschaft mit herübergenommen, und sie aus der Gleim'schen Tändelei zu einer männlichen Tugend herausgebildet; ihre ganze Lyrik ist fast nur ein wehmüthiger Nachklang ihres jugendlich aufstrebenden Zusammenlebens in Leipzig. Gellert, so wie Schlegel, Rabener und Giseke sagen, daß die Freundschaft sie singen gelehrt, und Klopstock hat später in seiner Ode „Wingolf" die zerstreuten Genossen noch einmal im Geiste um sich versammelt und dem Jugendbunde ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Diese Wehmuth und Treue konnte indeß begreiflicherweise mit Crebillon, Grasset, Batteux etc. nicht bestehen; daher gingen sie, da ihre Poesie noch unsicher experimentirte und sich anlehnen mußte, immer mehr von dem leichtsinnigen Franzosenthum der Halberstädter zu den tieferen Engländern über. Ebert übersetzte Glover's Leonidas und Young's Nachtgedanken, welche der nachfolgenden Literatur für lange Zeit eine

melancholische Mondscheinbeleuchtung gaben. Am fühlbarsten aber zeigt sich der Unterschied in dem redlichen Eifer, womit sie auf dem religiösen Gebiet sich der modegewordenen Freidenkerei entgegenstemmen. Giseke polemisirt gegen die Spinozisten, Cramer wendet sich zuletzt beinah ausschließlich zum Kirchenliede, und selbst der sanfte Gellert tritt plötzlich geharnischt gegen die Deisten auf. Allein es war mehr eine versuchte Vermittelung, als ein offener Kampf. Sie fochten nicht mit den unmittelbaren Waffen der Religion, sondern wollten durch die poetischen Schönheiten derselben bekehren; ja Cramer hielt den Freigeistern die Bibel als „ein Werk des Geschmacks" vor, deren Betrachtung eine „Andacht des Witzes und einer regelmäßigen Einbildung" sei.

Diese Richtung, so unscheinbar und verschleiert sie beginnt, hat doch in ihren allmählichen Entwickelungen und Consequenzen unsere ganze moderne Literatur revolutionirt. Sie erscheint sehr bald schon als entschiedenes Aesthetisiren des Christenthums, lavirt dann eine Zeit lang zwischen dem Kreuzfeuer einer sublimen Sentimentalität und des unsterblichen groben Menschenverstandes, beiden sich biegsam accommodirend, bis endlich im siegreichen Fortgange das ursprüngliche Verhältniß völlig umgekehrt, das bisherige bloße Mittel zum Zweck, und an die Stelle der Religion die Kunst gesetzt wird, die nun allein das Christenthum vertreten und die Erziehung des Menschengeschlechts übernehmen soll. Je näher wir aber nun dem unmittelbaren Kampfplatze rücken, um so schroffer, schärfer und rascher wechseln die Gegensätze; die sich kreuzenden Intentionen und Interessen werden complicirter und verworrener und die unendlichen Staubwolken, die sie aufwühlen, immer dichter. Wir müssen uns daher, um den Faden nicht zu verlieren, nothwendig darauf beschränken, aus dem großen Geistergetümmel nur die führenden Momente möglichst klar hervorzuheben.

Herder (1744–1803) war der erste eigentliche Aesthe-

tiker des Christenthums. In seinen frühesten und bedeutendsten religiösen Schriften: in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts", im „Geist der hebräischen Poesie" und in den „Briefen über das Studium der Theologie" entschleiert er mit einem, seiner Intention vollkommen entsprechenden und bis dahin unerhörten Glanz und Aufschwung der Sprache, nicht sowohl das göttliche Geheimniß, als vielmehr das menschlich Große der heiligen Schriften, er lehrt nicht Religion, sondern zeigt nur, wie schön sie sei, und vindicirt David und den Propheten, auch als Dichtern den Vorrang über die Poesie des classischen Alterthums. Aber er beschränkte sich hierbei nicht auf die heiligen Schriften. Wie Brokes vor ihm fast kindisch versucht, hat Herder in einem höheren und umfassenderen Sinne in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" den religiösen Glauben zugleich auch aus der Schönheit der äußern und der Menschennatur zu interpretiren unternommen. „Gang Gottes in der Natur – sagt er dort – die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat, sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich buchstabirt habe und buchstabiren werde. Ueberall hat uns die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, und diesen Weg verfolgend, sehen wir zuletzt das dunkelstrahlende Licht als Flamme und Sonne aufgehen." – Es ist dieselbe ganz außerordentliche Empfänglichkeit und poetische Divinationsgabe, die auch seine „Stimmen der Völker" hervorgerufen: gleichsam eine Generalkarte der Poesie, welche die poetischen Individualitäten aller Zeiten und Völker der Erde in ihren Volksliedern nachweist. Und diese Universalität der Weltbetrachtung führte gleichzeitig auch noch in anderer Richtung zu einer literarischen Erscheinung, auf die wir später, wo sie sich selbständig entwickelt, noch einmal zurückkommen müssen.

Man sieht und fühlt es überall unwillkürlich heraus: Herder's Christenthum war weniger Sache der Erkenntniß, als der Phantasie, mehr eine poetische Mythologie der Religion, als ein

tieferes Eindringen in die ewigen Grundlagen dieser Mythologie. Daher sinkt er, wo es unmittelbar ein solches Eindringen galt, in seinen Kirchenliedern, ungeschickt bis zur trocknen Nüchternheit herab; daher sehen wir ihn im zunehmenden Alter, als die jugendliche Schnellkraft der Phantasie versagte, immer mehr der rationalistischen Aufklärung verfallen und schmerzlich an sich selber irre werden. Auch dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß er in seinen Völkerstimmen häufig den wahren Klang verfehlt, und namentlich in der Uebertragung des spanischen Volksepos vom „Cid" diese felsenkantige Heldengestalt mannigfach abgemeißelt und modernisirt hat. Aber man vergesse nicht, wie verknöchert damals die Theologie, und wie gelehrt und pedantisch die Poesie von ihrem volksthümlichen Urquell abgewendet war. Und so hat denn Herder jedenfalls, worauf es zunächst ankam, nach beiden Richtungen hin einen erfrischenden Hauch gebracht, der noch jetzt belebend fortwirkt; ein unvergängliches Verdienst, das wir dankbar anerkennen sollen.

Dieselbe Anerkennung aus demselben Grunde verdient Klopstock, und zwar in so höherem Maße, als Herder eigentlich nur Nachdichter, Klopstock aber selbständig schöpferisch, und also unendlich wirksamer war. Klopstock hat, was die besten seiner Zeitgenossen dunkel wollten, das von Allen geahnte Morgenroth heraufbeschworen, er hat in der That die deutsche Poesie innerlich und äußerlich neugeschaffen, indem er ihr einen ewigen Inhalt und eine strenge würdige Form wiedergab. Er hatte zuerst den Muth, sie aus der trostlosen Verwirrung des Unglaubens und des gelehrten Aberglaubens auf ihren natürlichen Ursprung: auf Religion und Vaterlandsliebe, zurückzuweisen; und es lag nur in dem allgemeinen Mißverhältniß der einzelnen Menschenkraft zu so hohen Intentionen, wenn er sein großes Ziel nicht vollkommen erreichte.

Auch Klopstock's Christenthum (wie sich hier überall von selbst versteht: als literarische Erscheinung) ist, gleich dem Herder'schen, ein ästhetisches, und specifisch protestanti-

sches, indem es mit mehr oder minder poetischer Willkür, dem subjectiven Emancipationsprincip des Protestantismus gemäß, lediglich auf die schwanke Spitze des individuellen Gefühls gestellt wird. Seine Messiade sollte ein National-Epos werden; aber sie ist Beides nicht geworden, weder ein Epos, noch wirklich national, eben durch jene rein subjective Auffassung. Denn das Epos ist, seiner eigenthümlichen Natur nach, die Darstellung einer allgemeinen Weltanschauung, wo, wie in der Weltgeschichte, die Thatsachen reden, und das Individuum demüthig zurücktritt. Der Gegenstand der Messiade ist ungefähr derselbe wie in Eschenbach's Parcival: das göttliche Erlösungswerk. Allein Eschenbach's Epos ruht auf dem festen Grunde eines von der Zeit getragenen allgemeinen Glaubens, dessen symbolischer Typus nur der persönliche Parcival ist, während in der Messiade der Glaube gleichsam erst wieder neu aufgefunden werden muß. Daher dort Alles objectiv, hier Alles ideal: ein abstracter Himmel und die bloße Rhetorik gestaltloser Engel und Dämonen, aus protestantischer Unkenntniß oder Abneigung aller altkirchlichen Tradition entkleidet, womit uns z. B. Dante so gewaltig durch Himmel und Hölle führt. Daher bei Dante und im Parcival lauter Handlung, und in der Messiade lauter Empfindung und endlose Reden über diese Empfindung, mithin das Elegische vorwaltend. Ja selbst die Teufel werden hier rührend, und es ist bekannt, daß die Damen in zärtlicher Sorge den Dichter bestürmten, den liebenswürdigen Teufel Abadona am Ende des Werkes noch zu begnadigen. – Gleich wie demnach die Messiade kein Epos, so ist auch ihre Form nichts weniger als national. Wir geben gern zu, daß die Poeten vor Klopstock größtentheils triviale Reimschmiede waren, als sei der Reim nicht der Poesie wegen, sondern die Poesie nur um des Reimes willen da. Aber nicht der Reim war daran Schuld, sondern die allgemeine Gedankenlosigkeit der Zeit. Es ist überhaupt ein seltsames Mißverständniß, die Poesie einer Nation von ihrer eigenthümlichen Form, als etwas ganz Zufälligem, trennen zu wollen; beide gehören nothwenig zueinander wie

Leib und Seele, und geben eben zusammen erst die Poesie. Und so ist denn auch der Reim so alt wie die deutsche Dichtung, und hat durch alle Zeiten melodisch fortgetönt bis auf den heutigen Tag. Es war daher die eigentliche Aufgabe Klopstock's, ihm belebend seine uralte nationale Bedeutung und Würde wiederzugeben, anstatt ihn in vornehmer Verachtung fortzuwerfen. Jedenfalls aber war der dafür gewählte Hexameter ein störender Mißklang, und nur den Gelehrten verständlich und genehm.

Derselbe Grundirrthum hat auch seine Dramen verdorben. In seinen sogenannten Bardieten wird eben so willkürlich ein ungermanisches Alterthum mit ganz unhistorischen Druiden und Barden improvisirt und in einem Thränenbade von Empfindsamkeit bis zur völligen Unkenntlichkeit verwaschen. Gleich wie man damals die Religion auf ein angebliches Urchristenthum zurückführen wollte, so ist hier das Deutschthum ohne irgend ein Mittelglied an eine fabelhafte Urwelt geknüpft, die niemals war, und an eine nordisch-heidnische Mythologie, die niemand kannte. Es giebt wohl in der ganzen deutschen Literatur kaum etwas Unmöglicheres, als diesen Klopstock'schen Hermann in der „Hermannsschlacht", ein weinerlicher Held, der nichts thut, als von dem, was er thun sollte, seine Thusnelda zärtlich unterhalten, und in einer wunderlich verzwickten Seneca'schen Lapidarsprache mit dem Munde Schlachten liefert. Gleichwohl war die großartige Vaterlandsliebe, die diesen dramatischen Versuchen zum Grunde lag, etwas so unerhört Neues, daß sie ganz Deutschland aufrüttelnd electrisirte und überall mannigfachen Wiederhall weckte. Aus allen Gauen brachen plötzlich mit wüthendem Schlachtgeschrei langbärtige Barden hervor, die Klopstock's Vaterländerei karrikirten, und unter denen Kretschmann als „Rhingulph" am lautesten brüllte.

Das Wahrste in Klopstock's Dichtung sind seine Oden. In der Lyrik ist diese subjective Gefühlspoesie in ihrer angeborenen Heimat, und daher fast überall hinreißend, erschütternd oder erhebend. Nur daß auch hier das fremde antikisirende

Idiom oft hemmend einwirkt und, wie bei Herder, namentlich das eigentliche Kirchenlied zerstört hat. Wer könnte auch nach alcäischem Versmaß künstlich scandirend beten? Ohne Zweifel ist durch solche Stylexercitien unsere Sprache reinlicher, geschmeidiger und marmorglatter geworden; ob und was aber unsere Poesie dabei gewonnen, wäre noch eine andere Frage. Das gelehrte Sylbenstechen, hinter dem sich das hohle Pathos so bequem verbirgt, ist eben nicht mehr werth und jedenfalls noch unpopulärer, als die Schmetterlingsjagd nach Reimen.

Klopstock's reiche Erbschaft ist an die deutsche Dichterfamilie bis in die entferntesten Verwandtschaftsgrade vertheilt und versplittert worden. Das Bardengebrüll zwar, als bloße Modenarrheit, hatte sich bald heiser geschrieen und wieder verloren. Um so eifriger aber wurde das antike Wesen von den nachfolgenden Odisten übernommen und gepflegt, um die eigene Armuth damit anständig zu decoriren. Unter ihnen ist J. A. Cramer der zarteste, Voß der gröbste, und Rammler der eigentliche Virtuos dieser fremden Lyra. Auch der von Klopstock angeregte Patriotismus verwandelte bei den Epigonen seine ursprüngliche Gestalt und Bedeutung. Klopstock hatte Deutschland gemeint; aber es gab kein Deutschland, sondern nur viele kleine Vaterländchen von Schwaben, Oesterreichern, Preußen, Katholiken, Lutheranern und Calvinisten, die alle einander feindnachbarlich haßten. Vergeblich strebte Klopstock, und nach ihm der Wiener Jesuit Denis, über Allen das alte Kaiserliche Banner wieder aufzupflanzen: das morsche heilige römische Reich, es hielt nicht mehr zusammen. In dieser Noth hatten sich daher die Meisten, wie Gleim, Ewald von Kleist, Rammler etc., endlich zu einem gemeinschaftlichen Cultus um die Heldengestalt der Zeit, um Friedrich II., zusammengeschaart. Aber der große König, der kein Deutsch verstand, verachtete sie; und Liebe ohne Gegenliebe ist nie von gesegneter Dauer. So rächte es sich, daß Klopstock, die große Vergangenheit und alle nationalen Erinnerungen verschmähend, den Patriotismus unmittelbar an ein ideales Ur-Vaterland knüpfen wollte.

Von mächtiger Einwirkung dagegen, und die ganze Physiognomie unserer modernen Poesie bis auf den heutigen Tag bestimmend, war die von ihm emancipirte und kühn an dem Höchsten im Menschen geschulte Empfindsamkeit. Die hausbackene Verständigkeit hatte sich nämlich damals so eben breit und gemächlich zu Neste gesetzt, um das Menschheitswohl auszubrüten, als ihr Klopstock das Kuckuksei des subjectiven Gefühls unterzulegen wagte. Die Brutwärme war aber gar zu gering; und so fuhr ihnen in dem kalten Klima unversehens der Bastard der falschen Sentimentalität mit aus: das, dem Wahren und Großen nicht mehr gewachsene Gemüth, auf das Unbedeutende, Gemeine, ja Nichtswürdige angewendet, die Affectation mit den bloßen Flittern der Poesie, jene unmoralische innere Lüge, wie sie fast ein Menschenalter lang durch die Theegesellschaften und Leihbibliotheken ging und in den unerschöpflichen Romanen von Lafontaine das Land verwässerte, während sie in Tiedge's Urania sogar vornehm wurde und den philosophischen Katheder bestieg.

Ohne Gefühl, oder wenn man es so nennen will: ohne Empfindsamkeit, giebt es freilich begreiflicherweise überhaupt keine Poesie, denn das dichterische Gefühl ist eben die potenzirte Fähigkeit, das Große, Wahre und Schöne zu empfinden. Das Gefühl allein ist indeß hiernach nichts an sich, es lebt, wie eine biegsame Liane, nur mit und in seinem Object, von dem es erst seine Bedeutung und Weihe, oder seine Lächerlichkeit empfängt. Gleich wie aber im Körper, wenn die natürliche Harmonie der einzelnen Organe gestört ist, sich oft die verkehrtesten Appetite und Gelüste selbständig hervorthun, so ist auch die Sentimentalität nur eine Verstimmung und Krankheit der Poesie, indem sie, wie bei einer Strasburger Gans, das Gefühl auf Kosten der anderen Seelenkräfte einseitig und monströs auffüttert und herausbildet, und je nach der Verschiedenheit des Gegenstandes ihrer absonderlichen Liebhabereien, die verschiedensten Grade und Abarten aufweist.

Auch hier, wie fast überall, hat Goethe den rechten Mit-

telpunkt getroffen. Der Inhalt seines Werther ist nicht dies oder jenes zufällige Symptom, sondern der eigentliche Grund der ganzen Krankheit, eben jenes unordentliche Ueberfüttern des subjectiven Gefühls, des „wie ein krankes Kind gehaltenen Herzchens", dem sich Liebe, Ehe, Thatenberuf und der ganze Weltgang als nichtig und völlig unberechtigt accommodiren und beugen soll. Ja, Gott selbst soll den kranken Jüngling mit verhätscheln helfen und vom Christenthum für ihn eine besondere Ausnahme machen, da nur die um den Sohn Gottes sein sollen, die der Vater ihm gegeben hat, „ihm aber sein Herz sagt, daß ihn der Vater für sich behalten wolle." In diesem merkwürdigen Romane ist, wie nirgend sonst, der Kampf dieses krankhaften Gefühls mit der Wirklichkeit wie ein Proceß meisterhaft und mit der klarsten Besonnenheit bis zu seinen äußersten Consequenzen hindurchgeführt, und schließt mit wahrhaft poetischer Gerechtigkeit, da der Held nicht an Lotte, nicht an „den fatalen bürgerlichen Verhältnissen", sondern an der allgemeinen Unmöglichkeit der eingebildeten Alleinherrschaft des überhobenen Gefühls zuletzt durch unvermeidlichen Selbstmord zu Grunde geht. – Der Siegwart von Martin Miller erscheint dagegen nur wie eine abgeblaßte Karrikatur Werther's, indem er, anstatt einer, wenn gleich falschen Weltansicht, sich zahm und übergenügsam lediglich in das Schneckenhäuschen der Geschlechtsliebe zurückzieht, das er nun, mühsam und mit seinen Fühlhörnern fast blödsinnig umhertastend, durch mehrere Bände mit sich fortschleppen muß. Hier fängt die Krankheit gleich mit dem Tode an: der ganze Lebenslauf des Helden ist ein bloßes Verschmachten. Erst will er aus idyllischer Grille Mönch werden, da bringen ihn die Blicke seiner Mariane, die ihn im Concert, „bei einem Triller so schmachtend und bedenklich ansah, daß ihm die Thränen in die Augen schossen", plötzlich auf Heirathsgedanken; dann wieder, da Mariane von ihrem barbarischen Vater in ein Kloster gesteckt wird, wendet er abermals sein Inwendiges um, wird nun wirklich Mönch, hängt ganze Stunden lang mit den Augen

am stillen Mond und schreibt melancholische Episteln an Gott und seinen Engel Mariane, bis der verliebte Kapuziner endlich auf ihrem Grabe aus seinem langweiligen Dasein in das glückselige Land hinüberscheidet, „wo gekränkte Zärtlichkeit und Menschheit keine Thränen mehr vergießen". Und das sollte ausdrücklich, dem selbstmörderischen Werther gegenüber, das Bild einer tugendhaften Liebe vorstellen! Uns aber kommt vielmehr der ganze Rührbrei mit seinem ewigen Mondschein, Thränenseufzern und Liebestrillern jetzt nur wie eine sehr ergötzliche Parodie der Sentimentalität vor, und die feierlichen Illustrationen Chodowiecki's dazu, der dabei offenbar den Schalk im Nacken hatte, verstärkten noch den komischen Eindruck.

Sehr berühmt und beliebt in dieser Mondscheinprovinz war auch der Schweizer Geßner. Rousseau war damals so eben mit seinem imaginären Heer von Wilden in die überbildete Societät eingebrochen, und hatte durch seine angeblichen Urgefühle und Urtugenden allerdings die Sentimentalität bedeutend vorbereitet und vertieft. Der wohlgezogene Geßner suchte nun, bis zum „ersten Schiffer" und auf den „Tod Abel's" zurückgreifend, diese wilde Urwelt durch moderne Empfindsamkeit zu zähmen und anständig zu frisiren. Seine Idyllen haben daher durchaus etwas Theatralisches; die Decorationen, wie sie ihm sein schönes Vaterland vormalte, sind zum Theil vortrefflich, wenn nur keine Menschen dabei wären und Alles zu bloßer Komödie machten. – Diese Decorationsmalerei ist später von Salis, Kosegarten und Matthisson als selbständiges Metier aufgenommen worden; von Salis am naturwahrsten; am pomphaftesten mit forcirten Knalleffecten und nicht ohne einiges verspätete Bardengebrüll dazwischen von Kosegarten, während der elegante Matthisson die Landschaft sauber kräuselt und mit antiken Tempelchen und melancholischen Burgruinen verschnörkelt, dann Alles mit griechischem Lavendelwasser überwaschend und wieder retouchirend, bis am Ende nichts übrig bleibt, als eitel Lüge. Unter ihnen ist ohne Zweifel Hölty der unschuldigste und liebenswürdigste, und dem edlen Ursprung der Senti-

mentalität am getreuesten geblieben. Seine Empfindung ist in dem kleinen Kreise, den sie umfaßt, durchaus wahr, seine Natur wirklich in stilles Abendroth versenkt, seine ganze Poesie eine wehmüthige Todesahnung.

Aus diesem Naturcultus und jener fabelhaften Urwelt haben Voß und Lafontaine die Sentimentalität endlich in das Familienleben der Gegenwart eingeführt und glücklich unter Dach und Haube gebracht. In Voß's „Louise" hat sich die Heimatlose, der dünnen Mondscheinkost überdrüssig, bei den Fleischtöpfen der „wirthlichen Hausfrau" behaglich zur Ruhe gesetzt, und lehrt in Schlafrock und Pantoffeln salbungsvoll die Philosophie des Philisterthums. Bei Lafontaine dagegen wird die Werther'sche Abgötterei mit dem kranken Herzchen weitläufig zu einer praktischen Religion ausgesponnen, die alle Sünde mit Thränen, nicht der Reue, sondern der gekränkten Weichlichkeit, rein wieder abwäscht. Ein oder zwei überaus zärtliche Liebespaare, ein polternder Bramarbas von Husarenobersten und Onkel, der betrogen, und ein kindischer Papa, der gerührt wird, bilden die stehende Mythologie dieser Romane, die längst vergessen sind, aber fast ein Menschenalter hindurch als Hauspostille in keiner Familie fehlen durften, und das ohnedem confuse Gewissen der Gebildeten noch unendlich confuser machten.

Neben diesen Kohlgärten hatte indeß das Gefühl, das Klopstock wieder geltend gemacht, sich andere, mächtigere Bahnen gebrochen. Die dadurch erhöhete Stimmung ernsterer Gemüther konnte unmöglich weder mit dem trockenen Buchstabenglauben der Orthodoxen, noch mit der ordinären Freidenkerei Voltaire's sich dauernd zufriedenstellen. Und so sehen wir den, aus Klopstock's Schule hervorgegangenen Stolberg, nachdem er lange mit der Zeit und mit sich selbst gerungen, sich plötzlich und gänzlich von jenen Abgründen zurückwenden und mit einem in solchen Dingen allein entscheidenden Muthe, Freundschaft, häusliche Ruhe und Schriftstellerruhm an seine Ueberzeugung setzen. In diesem Sinne schreibt er im Jahre 1819 an

Fouqué über das „Kunstgeschwätz, welches in atheistischem Sinne dem Menschen einräumen will, was eine Gabe Gottes ist. Diese Schwätzer fühlen nicht, und können nicht fühlen, wie sehr sie den Menschen, das Göttliche in ihm verläugnend, erniedrigen. – Kraftvolle Darstellung wahrhaft adeliger, durch Religion geheiligter Gesinnung, in welcher Kraft von der Selbstverläugnung ausgeht, und dann in Demuth einhergehet, welche im Vertrauen auf Gott den höchsten Heroismus giebt, dessen bedarf es nur." – Aber die gesteigerte Empfindsamkeit unmittelbar auf die Religion bezogen, erzeugte zugleich auch einerseits die angespannte Verstiegenheit der seraphischen Odisten, die Klopstock noch überfliegen wollten und von dem himmlischen Concert nur die Posaune kannten; und andrerseits den Pietismus, der nur eine anders formulirte Sentimentalität ist.

Weit über allen festen Boden hinaus erhob Lavatern ein mystisches Ahnungsvermögen und eine Glaubenskraft, die fast zur Leidenschaft wurde. Unmittelbare Gemeinschaft mit der Gottheit ersehnte er. „Meine Seele, schreibt er 1777 an Gaßner, dürstet nach einem lebendigen Zeugen des lebenden Jesus. Ich bedarf nichts Wenigeres, als einen unmittelbaren Jesus. Mit Wort und Schall kann ich mich nicht mehr begnügen." Und dieser Gesinnung gemäß sagt er (Handbibliothek für Freunde, 1791) „Ich halte den consequenten Katholiken für eines der verehrungswürdigsten und seligsten Producte der Menschheit, für das wundervollste Wunder – könnt' ich nicht mißverstanden werden, ich würde die Hyperbel wagen, zu sagen, für einen anbetungswürdigen Anbeter. Welche Kraft und welche Demuth, welche Erhöhung und welche Vernichtung seiner selbst vereinigen sich in ihm!" – Eben so schrieb er an Stolberg: „Ich verehre die katholische Kirche als ein altes, reichbeschnörkeltes, majestätisches, gothisches Gebäude, das uralte, theure Urkunden bewahrt. Der Sturz dieses Gebäudes würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein."

Fragt man nun, warum denn ein solcher Mann, bei dieser Gesinnung und bei seiner redlichen und unerschrockenen Offenheit, nicht wirklich katholisch geworden, so antwortet er selbst darauf in seinem Briefe an Stolberg vom 5. April 1800: aus Abscheu vor der Intoleranz und vor der anmaßenden Unfehlbarkeit der katholischen Kirche. Allein diese, rücksichtlich der Kirche von ihm offenbar mißverstandene Unfehlbarkeit hat er doch für seine eignen religiösen Meinungen unbedenklich und vielfach selbst in Anspruch genommen; denn „des Menschen Ueberzeugung ist sein Gott", sagt er in demselben Briefe. Der Grund lag vielmehr ohne Zweifel tiefer, als er selbst es wußte. Die Idee eines leiblich gegenwärtigen Gottes war die Aufgabe seines Lebens, und da er sie nicht in der Kirche suchte, seine Krankheit. Es lag d a r i n , daß er die, von ihm so inbrünstig ersehnte fortwährende Offenbarung nicht, wie die Kirche in der Eucharistie, als eine, allen Christen gemeinsame erfaßte, sondern in allen Lebensmomenten als ein specielles Wunder an seiner Person allein erfahren wollte; eine Erwartung und Begierde, die gegen sein Lebensende immer ängstlicher und ungestümer wurde. Nicht ohne Grund vielleicht verglich daher sein Freund Cuningham diese stete Begier nach mehrerer Offenbarung mit Thomas' Zweifeln. – Und so wollen wir denn gern seine eigenen versöhnlichen Worte auf ihn selber anwenden: „Religion ist Gottes Verehrung nach dem Lichte, das jedem gegeben ist. Gott erntet nicht, wo er nicht gesäet hat, und sammelt nicht, wo er nicht hingelegt hat."

Was Lavatern bedeutend macht, der heroische Glaube und die Idee einer ununterbrochenen göttlichen Offenbarung, sehen wir dagegen bei J u n g - S t i l l i n g in extremer Einseitigkeit fast schon in Karrikatur umschlagen. Sorglos studirt dieser in Strasburg fort, ohne zu wissen, wovon er morgen leben soll, denn Gott, weil er ihn darum gebeten, wird und muß ihm zur rechten Zeit weiterhelfen. Die flüchtige Aeußerung eines, ihm bis dahin beinah gänzlich unbekannten histerischen Mädchens, ist ihm eine göttliche Eingebung und im Vertrauen darauf schließt

er sofort mit ihr eine, nachher gleichwohl übelgerathene Ehe. – Jener Offenbarungsglaube liegt nicht nur seiner Selbstbiographie (Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, 1778) zum Grunde, sondern wird auch in seinen Romanen (Theobald, Herr von Morgenthau etc.) in allen Verzweigungen mannigfach variirt. Wir sind weit davon entfernt, die göttliche Leitung jedes Einzelnen und die Kraft des Gebetes zu bezweifeln. Aber wäre Gottes Hand so sichtbar, wäre sie außer dem Bereich des Gewissens und der von Ihm eingesetzten Heilmittel der Kirche, überall auch in weltlichen Dingen so unmittelbar stoßend, dictirend, so hätten wir eben keine Tugend mehr, sondern eitel Fatalismus. Und diesem Fatalismus verfiel allerdings auch Stilling eine Zeit lang. Selbst beim Beten, sagt er, habe ihm der Zweifel in's Ohr gelispelt: „Dein Beten hilft nicht; denn was beschlossen ist, geschieht." Eben so kann jener Glaube, da die göttliche Führung doch nur vermittelst unserer eigenen inneren Regungen, Wünsche und Stimmungen wirksam sein soll, menschlicherweise sehr leicht zur Selbsttäuschung, oder zu einem geistlichen Hochmuth führen, der sich in dieser unmittelbaren Familiarität für ein besonders auserlesenes Werkzeug Gottes hält; und es klingt wenigstens sehr bedenklich, wenn Stilling von einer frommen Gemeinde von „Stillingsfreunden" spricht, oder uns erzählt, daß er und seine Frau zuweilen auf der Reise wie Engel Gottes aufgenommen worden, und daß die Vorsehung etwas ganz Sonderbares und Großes mit ihm vorhaben müsse. – Nur wer durch vollkommene innere Heiligung seine Seele zum reinen Spiegel Gottes gemacht, mag ohne Täuschung darin lesen und Wunder erfahren, ja selber Wunder thun. Den Ernst dieser Bedingung, und seine Ohnmacht, sie vollkommen zu erfüllen, fühlte der redliche Stilling in seinen stillsten Stunden gar wohl; daher oft seine tiefe Schwermuth. „Wenn die Qual der Verdammten in der Hölle, sagte er einst zu seiner Frau, auch nicht größer ist als die meinige, so ist sie groß genug." Und eben dieser durch sein ganzes Leben gehende Schmerz, der nur hohe Seelen heimsucht, macht

seine Erscheinung so rührend und belehrend. Gleichwohl sind er und Lavater die unfreiwilligen Begründer jenes modernen exclusiven Pietismus geworden, der bis heut in seinen visionären Abirrungen sich als eine Mission Auserwählter geltend machen will.

Weit entfernt von dieser Unruhe, von diesem Schwanken zwischen Angst und maßlosem Vertrauen, ist Matthias Claudius, der wackere Wandsbecker Bote, der zwischen Diesseits und Jenseits unermüdlich auf und abgeht und von Allem, was er dort erfahren, mit schlichten und treuen Worten fröhliche Botschaft bringt. Er gehört allerdings zu den Pietisten jener Zeit, insofern auch bei ihm ein starkgläubiges Gefühl den Kampf gegen Unglauben und todten Buchstabenglauben aufgenommen; aber er ist durchaus heiter, und erscheint unter ihnen wie einer, der gefunden hat, was jene so ratlos suchen. Wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft, wenn die Aehrenfelder sich leise vor dem Unsichtbaren neigen, weckt er überall ein wunderbares Heimweh, weiß aber mit seinen klaren Hindeutungen dieses Sehnen, wie schön oder vornehm es in Natur oder Kunst sich auch kundgeben mag, von dem Ersehnten gar wohl zu unterscheiden. Denn „der Mensch, sagt er, trägt in seiner Brust den Keim der Vollkommenheit und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Konterfei's in dem sichtbaren und unsichtbaren Spiegel so rastlos nach, und hängt sich so freudig und begierig an sie, um durch sie zu genesen. Aber Bilder sind Bilder. Sie können, wenn sie getroffen sind, sehr angenehm täuschen und überraschen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Wesen selbst, nur freies Licht und Leben – und das kann niemand geben, als der es hat."

Man sieht, der Hergang dieser geistigen Bewegungen ist ein natürlich historischer. Die Achtung vor dem Alten war vernichtet, und das Neue befriedigte nicht; so entstand, in der Schwebe zwischen beiden, bei der Majorität die Gleichgültigkeit, der Indifferentismus. Die noch übrigen religiösen Gemü

ther machten daher Reaction: es kam der Pietismus, d. i. die Revolution des Gefühls gegen den Verstand. Allein das Gefühl ist auch nur Ein Factor des religiösen Glaubens, und sie hatten demnach nur eine Einseitigkeit statt der anderen. Der Pietismus setzt das Positive, die göttliche Offenbarung, aus der Kirche in die Menschenbrust; jeder soll seine eigene Offenbarung, gleichsam sich selber Kirche sein. Und da das Gefühl an sich flexibler und ausschweifender ist als der Verstand, so hat der Pietismus die unsinnigsten und frevelhaftesten Sekten, und namentlich in der Poesie, in deren Gebiet er, seiner Natur nach, stets unverständig hinüberspielt, einerseits die pantheistischen Dithyramben, andrerseits die schafmäßigen Liebesseufzer vom Lämmlein Jesulein ausgeboren. Dieser Pietismus ist den Katholiken ganz fremd, ja unmöglich; er ist von specifisch protestantischem Charakter und, da die Extreme immer nur wieder die entgegengesetzten Extreme provociren, wohl am wenigsten geeignet, wie Manche noch immer sanguinisch hoffen, jemals eine wahrhafte Versöhnung der Confessionen herbeizuführen

---

Aber die halb zaghaften Versuche des Pietismus, wo es das Höchste im menschlichen Leben galt, dieses unsichere Umhertasten des bloßen Gefühls nach dem Lichte, konnte zwei mächtigeren Geistern nicht genügen, die schon damals das Saatkorn einer neuen Zeit für die Nachwelt ausgeworfen; wir meinen: Lessing und Hamann.

Lessing ist, auch schon seiner Lebenszeit nach (1729 – 1781), hier zuerst zu nennen. Er hatte das zweischneidige Schwert der Kritik, das der Protestantismus in die Welt gelegt, muthig aufgenommen, aber nicht um des Protestantismus willen, sondern um neue Bahnen zu brechen. Denn so lose, falb und ungewiß, das fühlte er tief, durfte das deutsche Wesen nicht länger hängen bleiben; alles Halbe war ihm in den Tod verhaßt. Der Hochwächter seiner Zeit, wie ihn Gervinus nennt, klopfte er an Hütten und Palläste, rüttelte unbarmherzig

Unglauben wie Aberglauben, den eigensinnigen Hochmuth und die weichlichen Träumer auf, und zwang die Welt, in den Dingen sich so oder so zu entscheiden. Und den gemeinen Schwindel kannte er nicht; auf den unwirthbarsten Höhen, wo Anderen die Sinne vergehen, athmete er nur um so frischer auf.

Vor Allem begann er damit, in der totalen Verwirrung die ungehörig verschwommenen Elemente der Bildung zu scheiden und zu ordnen. So löste er auch die Poesie aus ihren damaligen Banden französischer Altklugheit, sie sollte fernerhin weder der Moral, noch dem Verstande dienen, ihre eigene Schönheit sollte ihre einzige Berechtigung sein. Schon damals, der herrschenden Modebegeisterung entgegen, ignorirte er den Ossian und rühmte Shakespeare, den noch niemand kannte.

Es konnte nicht fehlen, ein solcher Mann mußte die tiefste Bewegung der Zeit, die religiöse, auch am mächtigsten erfassen. In dieser Beziehung sind seine „Wolfenbüttler Fragmente" und „die Erziehung des Menschengeschlechts" besonders berühmt geworden. In den Fragmenten wird Christi Leben und Lehre als ein Versuch dargestellt, den Römern zum Trotz ein irdisches Messiasreich zu gründen, welcher Versuch, als er mißglückte, von den Jüngern dann in den Evangelien schlauerweise blos geistig gedeutet worden sei. – Die andere Schrift dagegen nimmt die Offenbarung nicht für alle Zeiten geschlossen an, sondern als einen stufenweisen Act der Erziehung Gottes, einstweilen an dem einzelnen Volke der Juden durchgeführt, weiterhin aber unausgesetzt über Christus hinausgehend.

Wir wollen hier kein Gewicht darauf legen, daß Lessing selbst nur Herausgeber der Fragmente und der Erziehung des Menschengeschlechts ist; die ersteren werden nämlich dem Hamburger Reimarus, die anderen sogar von Manchen dem bekannten Landwirth Albrecht Thär zugeschrieben. Aber wenn man den ganzen Mann in's Auge faßt, fühlt man jedenfalls, indem er jene Schriften in die Welt sandte, konnte es seine Absicht nicht sein, der Richtung seiner Zeit zu schmeicheln, vielmehr dieser gradezu den Fehdehandschuh hinzuwerfen, um sie,

seiner scharfen unverblendeten Natur gemäß, aus aller Schönthuerei und Halbheit kühn bis zu dem Culminationspunkte zu treiben, wo es Christ oder Nichtchrist gilt; er wollte keine Scheinheiligkeit, er wollte keinen Scheinfrieden zwischen Vernunft und Religion. Er that es, und das unterscheidet ihn himmelweit von seiner Zeit – er that es nicht aus eitler, frivoler Lust am Verneinen, sondern mit dem furchtbaren Ernst, der den Zweifel als eine blanke Waffe ergreift, um sich zu positiver Ueberzeugung durchzuhauen. „Ich hungere, sagte er von sich selbst, nach Ueberzeugung so sehr, daß ich wie Erysichthon Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. – Die Inspiration der Evangelien ist der breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand herüber helfen, der thue es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn, er verdient einen Gotteslohn an mir." Hiernach war er auch – wiederum ganz verschieden von seiner Zeit – weit davon entfernt, seine Zweifel für maßgebend, oder für mehr als redliche Bestrebung auszugeben. „Ich besorge nicht erst seit gestern, gesteht er schon im Jahre 1771, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel weggeworfen habe. Es ist unendlich schwer zu wissen, wenn und wo man bleiben soll."

Unsäglich aber haßte er insbesondere den flachen Rationalismus der „neumodischen Theologen". „Man macht uns, schreibt er an seinen Bruder, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchstunvernünftigen Philosophen. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm (dem alten Religionssystem). Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, das man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßte. Und doch verdenkst du es mir, daß ich das alte vertheidige? – Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als die

Orthodoxen jemals gethan haben.“ – Das sind Worte, die heute noch eben so schneidend treffen wie dazumal, und wie Viele, die sich jetzt auf Lessing stützen, weil sie ihn nicht kennen, würden wieder das: kreuziget ihn! über ihn ausrufen. Denn er dringt unerschrocken noch unmittelbarer vor, indem er ferner sagt: „Eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruht auf dem wesentlichen Begriff einer Offenbarung. Oder vielmehr die Vernunft giebt sich gefangen; ihre Ergebung ist nichts, als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dies also, dies ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß; und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter hinauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen der Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit den Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde.“

So ist es durchaus eine ernste tiefe Sehnsucht, die durch sein unruhiges Leben, wie durch seine Schriften geht. Er ist ohne Zweifel der tragischeste Charakter unserer Literatur: wie er überall treu, offen und gewaltig nach der Wahrheit ringt, und dennoch vom Dämon des Scharfsinns (wie Hamann es nennt) endlich überwältiget wird und an der Schwelle des Allerheiligsten unbefriedigt untergeht; aber sein großartiger Untergang ist für alle Zeiten eine belehrende Mahnung an Alle, die da ehrlich suchen wollen.

Eine gleich hohe Erscheinung der deutschen Literatur war Hamann (1730–1788), wenngleich auf sehr verschiedenem Standpunkt. Wenn Lessing das religiöse Bewußtsein durch Kritik zu erobern suchte und von Zweifel zu Zweifel langsam aber sicher vordrang, so war bei Hamann die Erleuchtung wie ein Wetterstrahl, der den Verirrten mitten in der Nacht eines fast verlorenen Lebens getroffen. Daher bei ihm, anstatt der Demonstration, das abgerissen Divinatorische, die überraschend tiefen Geisterblicke, die oft ganze nächtliche Landschaften plötzlich aufdecken, und dann wieder versinken lassen, das

Rhapsodische endlich und Dunkle, das ihm den Namen des nordischen Magus erwarb, das sich aber für d e n wohl aufhellt, der seine Lebensaufgabe in ihrem vollen Umfange gefaßt hat. Diese Aufgabe aber war keine geringere, als die Versöhnung von Glauben und Wissen durch ein höheres Erkennen, um von diesem Boden aus das geschmähte und verkannte Christenthum mit Gedanken, Witz, Gelehrsamkeit und allen Waffen des Geistes zu vertheidigen. Denn Vernunft und Schrift waren ihm in ihrem Grunde Einerlei: Sprache Gottes. „Ich habe es, sagt er, bis zum Ekel und Ueberdruß wiederholt, daß es den Philosophen wie den Juden geht, und beide nicht wissen, weder was Vernunft noch was Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntniß der Sünde und Unwissenheit – nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß und sich nicht ergrübeln, noch ererben noch erwerben läßt. – Ohne Glauben sind Diät und Moral nichts als Quacksalbereien. – Der Glaube aber ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriffe derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht, als Schmecken und Sehen. – Das höchste Wesen ist im eigentlichsten Verstande ein Individuum, das nach keinem anderen Maßstabe, als den es selbst giebt, und nicht nach willkürlichen Voraussetzungen unseres Vorwitzes und unserer naseweisen Unwissenheit gedacht oder eingebildet werden kann. – Der Grund der Religion liegt in unserer ganzen Existenz und außer der Sphäre unserer Erkenntnißkräfte. Daher jene mythische und poetische Ader aller Religionen. – Die Angst in der Welt ist der einzige Beweis unserer Heterogenität. Denn fehlte uns nichts, so würden wir uns in die Natur vergaffen, kein Heimweh würde uns anwandeln."

Diese wenigen leuchtenden Züge dürften eben hinreichen, um klar zu machen, was er w o l l t e. Um so mehr aber überrascht uns nach diesem unumwundenen Glaubensbekenntniß die Bemerkung, wie er dennoch zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion keinen anderen Unterschied findet, als zwischen dem natürlichen Gehör und dem musikalischen Ohr, und also

ebenfalls der bloßen subjectiven Auffassung verfällt. Aber Glauben und Wissen, Verstand und Gefühl waren bei ihm gleich stark und zu übermächtig, um ineinander aufgehen zu können; es war ein riesenhafter Kampf, aber keine Versöhnung. Und so kehrt er in dem schmerzlichen Gefühl, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein, häufig die Waffen gegen sich selbst und spielt mit oft herzzerreißenden Witzen über dem großen Räthsel der Welt und seinen eigenen Seelenabgründen. Hamann ist ein philosophischer Humorist, und Claudius sagt treffend von ihm: „Er hat sich in ein mitternächtliches Gewand gewickelt; aber die goldenen Sternlein hin und her im Gewande verrathen ihn, und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt."

So hatte also Klopstock das Gefühl aus dem Schutt der Zeit wieder emporgehoben, die Sentimentalität aber sofort dem Gefühle eine krankhafte Empfindlichkeit angeheftet. Hamann hatte einen poetisch religiösen Urzustand mehr angedeutet als umschrieben, und der Welt ein großes Räthsel aufgegeben, das jeder nach dem Maß seines Verstandes oder Unverstandes lösen zu können meinte. Endlich hatte Lessing, alle moderne Bildung zusammenfassend, ihren eigentlichen Elementargeist: den Protestantismus, gar wohl erkannt, und mit unbarmherzigem Scharfsinn aus allen seinen Verstecken bis zu seinen extremsten Consequenzen getrieben, um, wie er selbst sagt, *widerlegt* zu werden. Allein die blödsinnige Zeit nahm die verwegene Herausforderung nicht an; sie nahm vielmehr mit jener vermeintlich unbedingten Berechtigung des Zweifels die Reformation für abgeschlossen an. Die Reformation aber hat, wie wir schon oft bemerkt haben und immer wieder bemerken müssen, *einen*, durch alle ihre Verwandlungen hindurchgehenden Faden: sie hat die revolutionäre Emancipation der Subjectivität zu ihrem Princip erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma gesetzt.

Lessing hat demnach wider Willen dieses Princip, das er eben in dem Kreuzfeuer der Zweifel erst erproben wollte, in der That nur verstärkt und verschärft; und seitdem sind alle literarischen Bewegungen des nördlichen Deutschland's mehr oder minder kühne Demonstrationen nach dieser Richtung hin gewesen.

So sehen wir gleich in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts plötzlich eine übermüthige Prometheusjugend über die fein abgezirkelten Felder der Literatur hervorbrechen, alle Schranken der Cultur und Convenienz tumultuarisch vor sich niederwerfend. Gleich wie man im Christenthum das Positive abgethan, um eine natürliche sogenannte Vernunftreligion aus sich selbst herauszuspinnen, so sollte nun auch in der Poesie die unbedingte Freiheit des Subjects selbständig walten; seine ursprünglichsten, unmittelbarsten Kräfte: Ahnungsvermögen, Divination, Instinct, kurz, das Dämonische in ihm, das, was man damals Genie nannte, sollte, im Gegensatze aller Tradition, eine ganz neue Schöpfung erzeugen, die ihr Gesetz in sich selbst trüge und originell sei, wie die Natur; der Mensch wurde nicht an einem Höheren über ihm gemessen, sondern die Welt an dem genialen Individuum, das sein eigenes Ideal war. Und so erhob sich denn, um dieses souveräne Subject von jeglichem Hemmniß zu befreien, sofort ein Kampf auf Tod und Leben gegen alle historischen Formen in Kirche, Staat, Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst; Ossian und Shakespeare wurden als vermeintliche Naturalisten zu Hülfe gerufen, in Göttingen entstand unter talentvollen Jünglingen ein Bund für Urtugend und selbst ein V o ß tanzte bei Mondschein um die Bundeseiche!

Darin hatte diese burschikose Jugend ohne Zweifel Recht und ihre Mission erfüllt, daß sie in dem französischen Garten der Poesie die bunten Scherbenbeete, die so lange Blumen gelogen, zertrümmerte, daß sie die verschnörkelten Buxbäume entwurzelte und die steinernen Götzenbilder mit den Gottsched'schen Alongeperücken umwarf. Als es aber dann darauf ankam, das Neue zu schaffen, versagte der subjective Gott, die Schönheit wurde nackte Sinnlichkeit, die Kraft Roheit, die

Natur gemein; das geniale Unkraut wuchs ihnen unversehens und unaufhaltsam über die Köpfe, und der Garten verwilderte.

Wir erinnern hier nur an den Livländer Reinhold Lenz (1750–92), der im „neuen Menoza“ die Geschwisterehe zweideutig verschönert, in seinem „England“ Freigeisterei und Wollust, „die den Himmel Preis giebt für Armiden“, unverhüllt zur Schau trägt, in seinem „Hofmeister“ die unnatürlichsten Verhältnisse auf das widerlichste verzerrt. Alle diese verworrenen Dramen sind in Stoff, Composition, Gesinnung und Sprache durchaus anarchisch, und der unglückliche Dichter mußte zuletzt von sich selber sagen: seine Gemälde seien alle ohne Styl, wild und nachlässig aufeinander gekleckt; ihm fehle zum Dichter Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das tief auf den kalten Nesseln seines Schicksals und halb im Schlamm versunken liege, und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten könne; er murre darüber nicht, weil er sich das Alles selbst zugezogen. – Noch zügelloser gestaltet sich bei Wilhelm Heinse jenes Princip zum unbedingten, genußsüchtigen Egoismus, der jeden moralischen Maßstab verwirft, nur daß hier Alles in ein förmliches System gebracht und philosophisch gerechtfertiget werden soll. In seinem Romane „Ardinghello“ wird, unter Umstürzung aller bisherigen barbarischen Gesetzgebung, eine sogenannte Platonische Republik improvisirt mit Gemeinschaft der Güter und der Weiber, damit wenigstens Mann und Weib mit ihrer Liebe „heilig“ und frei würden. Da jedoch eine solche Republik nicht immer zur Hand ist, so lenkt Heinse in einem anderen Romane: „Hildegard von Hohenthal“ etwas praktischer ein und debütirt die Lehre, man müsse sich doch lieber der Welt einigermaßen accommodiren, um desto sicherer den Lebenszweck: „Seligkeit auf dem Erdboden“, zu erreichen, welche in dem Sinn der Liebe, oder wie er es letztlich definirt, in dem Drange ein Kind zu zeugen bestehe. Und so wird hier überall die materiellste Sinnlichkeit in lyrischem Taumel zu einem, in sich gerechtfertigten und nothwendigen Naturdienst; Wollust und Andacht sind Schwester-

kinder, Schönheit allein ist das Dasein der Vollkommenheit, die Ehe gilt als lebendiger Tod und vieltausendjährige Sklaverei.

Bei weitem der entschiedenste aber unter diesen Revolutionair's war Klinger, der selbst mit seinem Drama: „Sturm und Drang" dieser Periode den Namen gegeben. Stolz fragt er, was denn die ganze Geschichte anderes sei, als eine Satire auf die Vorsehung, und warum man sie denn im Sinne der orthodoxen Theologie lesen solle? Der Mann von Kraft handle aus selbstgeschaffenen Grundsätzen nur aus sich selbst und wisse, daß er das Schicksal in sich beherrsche. Und dieser autokratische Mann von Kraft, d. i. im Grunde Klinger selbst, ist denn auch der eigentliche Held seiner Dichtungen. Er will in seinem „Giafar" als leibhaftiger kategorischer Imperativ die Uebel und Gebrechen der Gesellschaft durch die Stärke der Vernunft heilen; im „Rafael de Aquillas" durch übermenschliche Resignation, im „Falkenburg" durch beständige ideale Wolkenflüge; während er in der „Neuen Arria" unmögliche Mannweiber gegen Hofcabale, im „Stilpo" den blutdürstigen Haß gegen fürstliche Mörder und Tyrannen aufruft. So ging er unverzagt an die Weltverbesserung in seinen zahlreichen Dramen und Romanen: lauter moralische Conflicte und Dissonanzen, wo riesenhaft aufgeblasene, unwahre Tugenden gegen eben so unwahre Laster, Einbildungen gegen Einbildungen, wie Drachen mit Lindwürmern ringen; eine Ungeheuerlichkeit, die unfehlbar sich selbst parodiren würde, wenn er nicht durch den bitteren sittlichen Ernst, womit er die Lanze einlegt, oft tragisch an Don Quixote gemahnte.

In diesem Sturme ist Schiller aufgewachsen und hat sein von ihm zerwühltes Jugendfeuer eben so heftig und verheerend, wie jene Starkgeister, gegen alles Bestehende gewendet. Seine „Räuber" rebelliren gegen Familienleben und gesellige Cultur, „Cabale und Liebe" gegen Rang und Stand, „Fiesco" gegen den conventionellen Staat. In den Räubern ringt der flammenhauchende Drache Karl Moor mit dem giftigen Lindwurme Franz; in Cabale und Liebe eine fabelhafte Tugend des Spieß-

bürgerthums mit einer eben so fabelhaften Niedertracht der Aristokratie, im Fiesco idealer Stoicismus mit idealem Egoismus; bis endlich Schiller im Don Carlos die ganze eigentliche Intention und Bedeutung jener Stürmer und Dränger in dem modernen Liberalismus seines republikanischen Marquis Posa zusammenfaßte, und abschließend in eine andere Bildungsphase überging. So ist Schiller in seinen Anfängen überall namentlich dem Geiste Klinger's so nahe verwandt, daß „die Spieler" des Letzteren als Vorbild der Räuber dienen, und umgekehrt wieder der Fiesco auf Klinger's „Günstling" influiren konnte.

Zu dieser wilden Freischaar zählt auch Schubart, der in seiner „Fürstengruft" jenen glühenden Zorn der Weltverbesserung populärer und praktischer unmittelbar gegen die Fürsten kehrt, in seiner „schwäbischen Chronik" gegen die erste Theilung Polen's entbrannte, und dann seinen verwegenen Patriotismus durch eine zehnjährige Gefangenschaft auf dem Hohen-Asperg büßen mußte. Aber Noth lehrt beten, und er endete mit geistlichen Liedern, in deren Ueberschwänglichkeit freilich das wüste Feuerwerk seiner Jugend noch mannigfach nachprasselt. – Hierher gehört ferner der Maler Müller mit seinem „Faust", der „als ein ganzer ausgebackener Kerl, aus welchem ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt, gegen das lahme vermatschte Menschengeschlecht steht"; so wie durch die derbe Wahrheit, mit der er in seinen vortrefflichen Idyllen (die Schafschur, das Nußkernen etc.) die einfache Natur des Volkslebens der Ueberbildung und der unwahren Geßner'schen Schäferwelt entgegenstellt. Andrerseits aber führt dieses durchaus eigenthümliche und eigensinnige Talent in seiner „Genoveva", lange vor Tieck, vorahnend schon in die neue Romantik über. – Auch Heinrich von Gerstenberg hängt mit diesem Kreise durch die ungestüme Maßlosigkeit zusammen, womit er in seinem „Ugolino" den Hungertod einer ganzen Familie mit allen Graden, Zuckungen und Qualen der Agonie auf der Bühne zur Schau stellt. – Andere Mitcombattanten des wüthenden Heeres sind kaum erwähnenswerth, wie Philipp Hahn, der im

„Aufruhr von Pisa", „Karl von Adelsberg" etc. mit convulsivischer Anspannung dem Shakespeare nachkräht; oder Leopold Wagner, welcher zur Strafe dafür, daß er Goethen den Plan zu seiner bluttriefenden „Kindesmörderin" gestohlen, gleich dem ewigen Juden, als Faust's Famulus durch die Literatur aller Zeiten umgehen muß. – Nur ein Genius, mitten in dem Getümmel, hat alle diese gährenden Elemente als Stoff künstlerisch zu bewältigen gewußt und was sie ahnten, irrten und strebten, für die Nachwelt poetisch registrirt: Goethe in seinem Götz, im Faust und im Werther.

Eine Nachfeier der Sturm- und Drangperiode war der Göttinger Hainbund, zu welchem im Jahre 1772 mehrere gleichgestimmte Studenten: Voß, die beiden Stolberg, Friedrich Hahn, Hölty und Miller sich vereinigten, und denen sich später auch Bürger anschloß. Der etwas ältere Boie übernahm das kritische Protectorat, und eröffnete den jungen Bündlern den Kampfplatz, durch Herausgabe seines „Göttinger Musenalmanachs", der daher als der erste jugendfrische Ausdruck so mannigfaltiger Talente von nicht geringem literarischen Interesse ist. Der Ursprung und eine Festfeier des Bundes, wie sie von Voß in seinen Briefen beschrieben worden, geben das unmittelbarste Bild von dem Wesen desselben. „Ach, den 12. September – schreibt Voß an Brückner – da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Miller's, Hahn, Hölty und ich gingen noch des Abends nach einem nahgelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch, und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns eine ewige

Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten." – Und später schreibt er: „Klopstock's Geburtstag feierten wir herrlich. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, und auf ihm seine sämmtlichen Werke. Unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerrissen. Die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's, Hermann's Andenken etc. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang; und Du kannst denken, wie. Zuletzt verbrannten wir Wieland's Idris und Bildniß." – „Religion, Tugend, Empfindung und reinen unschuldigen Witz zu verbreiten, um den Strom des Lasters und der Sclaverei aufzuhalten", war ihr Schwur, Freiheit und Tugend ihre Losung.

Man sieht, es ist dasselbe ungeduldige und zornige Mißbehagen am Bestehenden, dieselbe Wuth zu reformiren, und dieselbe Unklarheit darüber, wie die Weltverbesserung anzufangen sei, wie bei den Starkgeistern, nur daß bei diesen die rohe juvenile Begeisterung weit über das Schwabenalter hinausreichte. In Göttingen dagegen war es eben nur der schöne Sommernachtstraum einer edlen, ethisch erhobenen Jugend; und man braucht nur die oben genannten ganz disparaten Glieder des Bundes in Gedanken durchzumustern, um zu begreifen, daß er auseinanderfallen mußte. Graf Friedrich Stolberg nahm die Sache am ernstesten und tiefsten und zeigte später wohl, wie und wo es anzufangen wäre, indem er die in solcher Allgemeinheit ganz hohlen Phrasen von Freiheit und Tugend auf ihre eigentliche Bedeutung: auf die Religion zurückführte und nach mancherlei Irrfahrten selbst zur Kirche zurückkehrte. Hölty's Instrument war zu weich und zart gestimmt für solche Griffe, und sprang auch bald entzwei. Miller aber, wie wir oben gesehen, ging unter die Sentimentalen, und verschlimmbesserte die Welt mit seinen Siegwartiaden; während Voß stolz von den

Jugendalpen niederstieg und nach dem dankbarern Marschlande des flachen Rationalismus übersiedelte, wo wir ihn weiterhin wiederfinden werden. Nur Bürger blieb sein Leben lang ein Student: unordentlich im Leben, Lieben und Dichten, bald hinter dem Schreibtisch fleißig den Homer übersetzend, bald als stattlicher Ritter mit seinem „Karl von Eichenhorst" hoch auf dem Dänenroß, bald wieder sein Bündel schnürend und auf lustiger Wanderschaft in den Kneipen seines „Dörfchens" oder bei „Frau Schnips" einkehrend. Bürger war ein echter Sangesmund, der melodischste Klang war ihm eingeboren und hat z. B. in seiner unsterblichen „Lenore" Wunder gethan. Das machte ihn so populär vor allen seinen Zeitgenossen, daß er Lust und Schmerz, den Dämon und den Engel in der eigenen Brust, überall sich selber ganz und unverhohlen gab. Aber seine Popularität hat eben deshalb häufig etwas Renommistisches, Forcirtes, ja widrig Gemeines. Denn ihm fehlte zum Volksdichter, wonach er strebte, nichts als die sittliche Haltung und Würde, deren Mangel sich aber unter dem leichten durchsichtigen Gewande des Volksliedes nicht wie in der vornehmen Gelehrtenpoesie mit verschnörkelter Rhetorik verhüllen oder gar verschönern läßt.

Während dieser Episode hatten indeß die Nachzügler und Marodeurs der Starkgeister noch immer eine Zeit lang in ihrer Weise fortrumort. Des Grafen Törring Agnes Bernauerin und Kaspar der Thoringer, Babo's großer Bandit Abellino und Otto von Wittelsbach, Hahn's Robert von Hohenecken, Möller's Graf von Waltron, und Maier's Fust von Stromberg schritten martialisch über die Bühne, daß die Bretter sich bogen und bebten. Auch die Romane wollten an biderber Mannlichkeit nicht nachstehen. Vulpius entsandte den Räuberhauptmann Rinaldini, Cramer seinen Hasper a Spada, Spieß ganze Schwärme von geharnischten Rittern und heimlichen Vehmrichtern in die schauerselige Lesewelt: lauter Waffengeklirr und Humpenklang, schreckliche Burgverließe, Schwerterwetzen, Fluchen und Zechen und Mordspekta-

kel. Aber gestrenge Herren regieren nicht lange. Mit diesem tollen Lärm war das Reich der Starkgeister am Parnasse wieder vertost, und jenes Titanengeschlecht an seiner eigenen Ueberschwänglichkeit geborsten. Sie taumelten und endeten wie Trunkenbolde, einige im Wahnsinn, wie Lenz, einige mit Ekel und absoluter Weltverachtung, wie Klinger. Der nüchterne Verstand aber, der schon lange schadenfroh zugesehen, überlebte sie Alle.

Da kamen die sieben mageren Jahre, wo Nicolai in seiner Allgemeinen Deutschen Bibliothek die kritische Scheere über den üppigen Garten legte, Alles verschneidend und bestutzend, was sich über das Niveau der Gewöhnlichkeit hinauszulangen unterfing. Es wurde sofort Toleranz und Gewissensfreiheit proclamirt für Juden, Türken und Heiden, jeder aber, der noch des Christenthums und dergleichen Aberglaubens verdächtig, fanatisch als Narr oder heimlicher Jesuit verketzert. Nebenher lief auch noch, von Sulzer her, eine Nützlichkeitstheorie durch's Land, ja sogar über die Kanzeln; nicht etwa von dem, was zum ewigen Leben, sondern was für des Leibes Nothdurft nütz ist, von Sparsamkeit, Runkelrüben und Kartoffelbau. Mit Fleiß im täglichen Haushalt und etwas negativer Moral, die eben niemanden todtschlägt oder bestiehlt, meinte man mit dem Jenseits, wenn es überhaupt eines gäbe, schon fertig zu werden; den Spruch: „Trachtet nach dem Himmelreich, so wird euch das Andere zugegeben“ gradezu umkehrend. Mit einem Wort: das fragliche Subject, von der liederlichen Ueberspannung stark mitgenommen, hatte sich wie ein alter Roué die Schlafmütze über die Glatze gestülpt und wollte sich's als ein ruhiger, guter, fetter Bürger endlich einmal kommode machen in der Welt. Solcher Philister aber wußte dann freilich mit der Poesie eben so wenig anzufangen, als die Poesie mit ihm, und in dieser Verlegenheit verfiel er darauf, mit dem bloßen Verstande zu dichten.

Schon Hermes hatte diesen praktischen Weg eingeschlagen und Poesie und Religion nützlich zu machen gesucht; die Poesie, indem er lehrhafte Tendenzromane für Frauen, für Töchter edler Herkunft, für Eltern und Ehelustige schrieb; die Religion, indem er sie lediglich auf die handgreiflichste Moral beschränkte. Selbst in seinem berühmtesten Romane „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen" sind die Personen eigentlich nur hölzerne Wegweiser nach der oder jener häuslichen Tugend hin, denen man aber nicht ohne inneres Widerstreben folgen kann, da sie fast alle das Unglück haben, höchst langweilig und unliebenswürdig zu sein. Die Verstandespoesie ist überhaupt sehr arm. Sie kommt, da sie blos von Erfahrung lebt, niemals über die Wirklichkeit hinaus, und hat eigentlich nur zweierlei Organe: die Charakterschilderung, d. i. ein nach gewissen äußeren Kennzeichen systematisch geordnetes Herbarium der menschlichen Natur; und die Negation aller Erscheinungen, die über das Gebiet der gewöhnlichen Erfahrung hinausragen. In der ersteren Richtung hat Schummel in seinem „Spitzbart" die Basedow'schen Schulmänner, im „kleinen Voltaire" die freigeisterischen Deutschfranzosen, in der „Revolution in Schoppenstädt" die deutsche Karrikatur der französischen Revolution; Müller von Izehoe in seinem vielgelesenen „Siegfried von Lindenberg" das grobe pommersche Krautjunkerthum; Engel im „Lorenz Stark" die Berliner Salonweisheit, und von Knigge in seinem berühmten „Umgang mit Menschen" die höflichen Bücklinge und diplomatischen Kunstgriffe des geselligen Egoismus ganz wacker portraitirt. Alle diese Autoren tummelten noch ziemlich unbeholfen den englischen Pegasus, den ihnen Richardson und Smollet zugeritten. Sie sind, obgleich poetisch null, doch von bedeutendem historischen Werth, indem sie uns ein zum Erschrecken getreues und bis auf das kleinste Wärzchen ausgeführtes Daguerreotypbild des deutschen Michels jener wunderlichen Zeit hinterlassen haben.

Ihr dickköpfiger Meister Nicolai aber übertraf sie doch Alle, da er die beiden vorhin bezeichneten Organe der Ver-

standespoesie gleichzeitig in sich zu vereinigen, und insbesondere das Element der Negation tapfer zu handhaben wußte. Es ist für uns, die wir glücklicherweise längst außerhalb des Bereichs seiner groben Dictatur stehen, wahrhaft ergötzlich, ihm zuzusehen, wie entrüstet und unermüdlich er gegen alle Poesie, wo und wie sie irgend aufzuducken wagte, sogleich Front macht, protestirt und losschlägt, damit sie nur dem souverainen „gesunden Menschenverstande" nicht etwa was zu leid thäte. Kaum war Goethe's Werther erschienen, so bewarf er ihn in seinen „Freuden des jungen Werther's" mit dem Schmuz der widerwärtigsten Gemeinheit; Herder's Völkerstimmen suchte er sofort in seinem „Kleynen feynen Almanach" durch Hohngelächter wieder zum Schweigen zu bringen, und im „Sebaldus Nothanker" die Religion auf den Altentheil des prosaischsten Rationalismus zu setzen; während er auf seiner „Reise durch Deutschland" sich verwundert und es sehr übel nimmt, daß der Katholicismus nicht protestantisch, und ganz Deutschland überhaupt nicht Berlinisch sein will. Wir sind weit entfernt, dem Romane: „Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker", eine zum Theil scharfsinnige Charakterisirung des Zeitgeistes absprechen oder gar behaupten zu wollen, daß die damaligen religiösen Zustände, der Orthodoxen wie der Pietisten, nicht einer derben Züchtigung bedurft hätten. Aber das war nur ein willkommener Vorwand, hier ist es nicht auf eine Reform, sondern auf totale Ausrottung des Christenthums abgesehen, und der freidenkerische Magister Sebaldus wird eben als Märtyrer dieser neuen Lehre dargestellt. Denn „so einfältig werde doch hoffentlich niemand mehr sein, sich einzubilden, Gott habe die heiligen Bücher unmittelbar und übernatürlich eingehaucht. Sie sind nur insofern eine Quelle der Wahrheit, als sie das Nachdenken über die Wahrheit befördern. Wer aber a n d e r e Quellen der Wahrheit zu finden glaubt, besonders wenn er mit mir auf gleiche gemeinsame Wahrheit zurückkommt, den verdamme wer will, ich nicht." Nun sollte man hiernach doch wahrhaftig meinen, Nicolai sei lauter Toleranz

gewesen. Allerdings für Heiden, Juden und Mohamedaner, nur nicht für die Kirche! Man verabscheut mit Recht die Mißbräuche der alten Inquisition, und die Autos da Fé waren ohnedem schon lange abgekommen. Aber die fanatische zornmüthige Jesuitenriecherei, wie sie Nicolai nebst Gödicke und Biester ein Menschenalter hindurch in ihrer blauen Monatsschrift getrieben; dieses heimtückische Verächtlichmachen, Verläumden, Verdrehen und Ehrabschneiden ist die m o d e r n e Inquisition.

L e s s i n g, sagt man, war ein Freund von Nicolai. Eine gewisse Kriegskameradschaft hat allerdings zwischen ihnen bestanden, wie überall bei Kampfgenossen, die unter Einer Fahne streiten. Aber nicht alle Kameraden sind Helden; es kommt eben nur darauf an, w i e sie kämpfen; und beide haben sehr verschieden gefochten. Lessing, der, nie sich selber genügend, immer weiter und weiter bis in's Unendliche sich seine Ziele steckte, s u c h t e erst, was Nicolai, in seinem bornirten Gesichtskreise, bereits gefunden und erobert zu haben, und daher hartnäckig behaupten zu müssen glaubte. Wir haben oben gesehen, mit welchem tiefen Ernste Lessing auf dem religiösen Gebiete alle schneidenden Waffen des Zweifels gegen das Christenthum wandte, damit die Welt ihn widerlege und belehre, und sich und ihn endlich aus dem schwankenden Halbwesen zur vollen Klarheit hindurchschlage. Eben so gab er seine dramatischen Versuche keineswegs etwa als endgültige Muster (denn er hielt sich selbst nicht für einen Dichter), sondern um Andere anzuregen und auf die Bahn zu weisen, auf der sie aus der allgemeinen französischen Lüge auch hier vielleicht zur Wahrheit gelangen könnten. Auch Lessing gehört daher, schon durch diese tendenziöse Richtung, mit seinen dichterischen Productionen wesentlich der Verstandespoesie an. Wir statuiren freilich keinen Dichter ohne, wo möglich, recht großen Verstand, aber wir müssen ihm durchaus Etwas vindiciren, das ü b e r dem Verstande liegt, oder vielmehr diesen in einem weiteren Umkreise mit umfaßt; und eben dieses fehlte Lessing. Seine „Miß Sara Sampson", so wie „Emilia Galotti" sind eben nur

ein tief durchdachtes Schachspiel scharfumrissener Charaktere gegeneinander: Exposition, Scenenfolge, Handlung, Alles nothwendig Zug um Zug, kein Auftritt kann herausgenommen oder verschoben werden, ohne den ganzen Organismus zu zerstören; die geistvollsten und lehrreichsten Skizzen zu künftigen Tragödien. Aber man vermißt die schöpferische Wärme des Gefühls, jene wunderbare Zauberei der Phantasie, welche die Figuren erst lebendig macht; der Dialog ist epigrammatisch oder „lakonisch" wie ihn Goethe nennt, und beiden Tragödien fehlt der versöhnende Schluß einer durchblickenden höheren Leitung, den auch die geistreichst combinirte Wirklichkeit niemals zu geben vermag. Und auf dieser Bahn ist L e i s e w i t z mit seinem „Julius von Tarent" sein bis zum Verwechseln getreuer Nachfolger geworden. Mit „Minna von Barnhelm" dagegen trat Lessing unmittelbar seinem Ziele näher, ja gewissermaßen schon über dasselbe hinaus. Was er vorhatte, war nämlich nichts Geringeres, als das Schauspiel aus der ganz conventionellen Unnatur des französischen Hoftheaters zur Naturwahrheit einer nationalen Bühne zurückzuführen. Zu diesem Zwecke wollte er Stoff und Form zugleich reformiren, er wollte einerseits den Heroismus von dem Kothurn eines angeblich classischen Alterthums möglichst auf den realen Boden der Gegenwart stellen, andrerseits das aufgeblasene Pathos wieder dem natürlichen Conversationstone zu nähern suchen. Beides gelang ihm vollkommen in dem genannten Lustspiel, das eine außerordentliche Wirkung machte und bei Vornehm und Gering populär wurde, weil hier dem modernen Heldenleben in der bewegten Zeit des siebenjährigen Krieges ein großer nationaler Hintergrund gegeben war. Anders verhält es sich, wo dieser Boden künstlich erst geschaffen werden mußte, wie in Miß Sara Sampson, oder, wie in Emilia Galotti, die alte rauhe Römertugend willkürlich mitten in die neuen Verhältnisse verpflanzt werden sollte. Jedenfalls aber war der Weg, den Lessing zur Lösung seiner kühnen Aufgabe eingeschlagen, keineswegs der richtige, und wenigstens für die Tragödie ein sehr bedenklicher Umweg.

Denn die Tragödie bedarf, wie das Epos, eines weiten Horizonts, einer poetischen Ferne, wo die Phantasie ihre blauen Berge und großen Conturen fein und ungehindert ziehen kann, während das Heldenbild von dem Rahmen der unmittelbaren Gegenwart fast jederzeit erdrückt wird, gleich wie es keinen Helden für seinen Kammerdiener giebt, weil ihn dieser nur in dem kleinlichen Kreise der gewöhnlichen Alltäglichkeit erblickt. Ja auf diesem Gebiet üben in so unmittelbarer Nähe selbst die zudringlichen Capricen der geselligen Convention und des Costüms eine störende und doch nicht zu beseitigende Gewalt aus. Es ist hier wie in der Plastik: wie die Standbilder der ritterlichen Feldherren des siebenjährigen Krieges in Frack und Kamaschen, oder Friedrich's des Großen mit dem Haarzopf und dem windschiefen dreieckigen Hütlein über den gepuderten Seitenlocken. Auch die von Lessing versuchte, im Nathan jedoch wieder aufgegebene Herabstimmung der Tragödie vom Verse zu Prosa können wir eben so wenig als Klopstock's Scheu vor dem Reime, als einen Fortschritt anerkennen. Die Rede wurde freilich dadurch natürlicher, aber das Natürliche darum nicht poetischer. Wir wissen recht wohl, und haben es in neuerer Zeit sattsam erfahren, wie leicht sich aus Jamben hohle Phrasen drechseln lassen; allein der bloße Mißbrauch kann doch nirgend das an sich Rechte unrecht machen. Ohne Zweifel hätte der Vers z. B. die rohe Ueberschwänglichkeit Schiller's in seinen Jugendarbeiten gezügelt und ihn zu größerer künstlerischer Besonnenheit genöthigt. Und so hat denn Lessing, überall verkannt, mißverstanden und kläglich nachgeahmt, in der That durch seinen reformatorischen Vorgang allmählich auf ein Heldenthum im häuslichen Schlafrock, zu der bürgerlichen Tragödie geführt, die im Grunde doch nur ein lederner Schleifstein ist.

Andere Verstandesdichter von unvergleichlich geringerem Range, wie Feßler und Tiedge, machten gar den unmöglichen Versuch, die ganze Kant'sche Philosophie auf den Parnaß zu schleppen. Das stehende Programm zu Feßler's zahlrei-

chen Romanen (Marc Aurel, Themistokles, Aristides, Attila u. s. w.) ist „die Verbindung der empirisch-psychologischen Wahrheit mit dem intellectuellen Interesse, das richtige Verhältniß der ästhetischen Ideen zu den praktischen Vernunftideen." Kant hatte mit der bewunderungswürdigen Einsicht und Selbstbeherrschung eines Weisen seinen praktischen Vernunftideen nur bis zu jener Grenze Macht gegeben, wo das Reich des Uebernatürlichen beginnt, dessen geheimnißvoller Ausdruck die Religion ist. Aber Feßler weiß es besser, indem er, die Grenze ignorirend, zunächst menschliche Vernunft und Tugend identificirt und dann auf diesem Boden einer natürlichen Tugend wohlgemuth Religion macht, welche eben der „reine, durch die Vernunft verfeinerte Genuß der Gaben der Natur" sein soll. Und aus dieser Fusion ergiebt sich denn auch das Erstaunliche, daß seine antiken Helden, über die Vorurtheile jeder positiven Religion hoch erhaben, sämmtlich wahre Tugendusen sind. – Bei weitem feiner und eleganter, als in diesen schwerfälligen Romanen, tritt die Kant'sche Philosophie in Tiedge's „Urania" auf, wo sie in Frack und Glacéhandschuhen vor einem gemischten Publicum aus den gebildeten Ständen über Gott, Wahrheit, Unsterblichkeit, Tugend, Freiheit und Wiedersehen so rührende Vorlesungen hält, daß wohl noch heutzutage viele Damen darüber heilige Thränen „süßen Wähnens" und „hohen Ahnens" vergießen.

Diesem graziösen Kantianer wollen wir hier den ungraziösesten aller deutschen Dichter: Johann Heinrich V o ß mit wenigen Worten gegenüberstellen. Auch Voß zerarbeitete sich im Schweiß seines Angesichts ganz ehrlich an der fatalen Nützlichkeitstheorie, aber nicht, wie Wieland gethan, für die hohe Aristokratie, sondern demokratisch nach der unteren Schicht der Gesellschaft hin. Ja er wollte sich einst in allem Ernste in Baden als „Landdichter" anstellen lassen, um die Sitten des Volkes zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesanges auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere

Begriffe und ein regeres Gefühl seiner Würde beizubringen. Unter diesen feineren Begriffen war natürlicherweise vorzüglich auch eine vernünftige Religion gemeint, denn „Gut handeln ist schlechterdings die einzige Religion; und die wahren Antriebe, gut zu handeln, finden sich, wenn wir nicht frömmelnd sophistisiren wollen, in unserer Glaubenslehre nur insofern, als sie Lehre der gesunden Vernunft ist." Also wieder eben nur das bis zur völligen Verschwindsucht purificirte Christenthum Nicolai's, dessen handfestester Schildknapp Voß überhaupt in jeder Beziehung war. Wie Nicolai proclamirte er in Religionssachen zudringlich überall unbedingte Denkfreiheit, und warf sich doch zum Großinquisitor Deutschland's auf, indem er seinen Heidelberger Collegen Kreuzer und vor Allen seinen Jugendfreund und großmüthigen Wohlthäter Stolberg, weil dieser sich anders zu denken unterstand, mit heimtückischer Rohheit bis in das Innerste des Hauses, des Familienlebens und des Herzens verfolgte, um ihn, da kein Scheiterhaufen mehr zu Gebote steht, moralisch zu morden. Wäre es nicht erlogen, was die Nicolaiten noch heut der blödsinnigen Menge beständig einreden wollen: daß bei den Jesuiten der Zweck die infamsten Mittel heilige, so war hiernach Voß selbst unstreitig der ausgemachteste Jesuit. Jedenfalls aber ist er der Großmeister des weitverzweigten Philisterordens deutscher Zunge. Ein kleinliches Tugendleben voll minutiöser Hemmungen und Quälereien, deren mühselige Ueberwindung ihm eine große Meinung von sich selbst und dem von Natur schon herben Landwein eine ganz ungenießbare Säure gab, hatte ihn allmählich zum eigentlichen Kleinstädter unserer Literatur gemacht. Daher diese eigensinnige, selbstgefällige Bornirtheit, welche ihren Hühnerhof und Kohlgarten für die Welt hält, der politische Aberglaube, der hinter allen Hollunderbüschen lauernde Jesuiten wittert, dieser langverhaltene Ingrimm des „sassischen Bauern" (wie Görres ihn nennt), der sich von der vornehmen Erscheinung der gräflichen Freunde unwillkürlich gedemüthigt fühlt und nun die eigene Plumpheit dem Aristokratismus zur Sünde

anrechnet, jene fanatische Intoleranz, welche eine bloße spießbürgerliche Ehrbarkeit als die alleinseligmachende Religion proclamirt, denn

„Der Celt' und Griech' und Hottentot
Verehren kindlich einen Gott."

So wühlt er in philisterhaftem Mißverständniß der Natur, von der ihn nur das Knollige anspricht, sich immer behaglicher in die platteste Wirklichkeit hinein, dichtet Pferdeknechtsidyllen u. s. w. und scheitert endlich fast komisch an dem verzweifelten Versuche, den deutschen Michel poetisch darzustellen. Sehr treffend sagt daher Schlegel in den kritischen Schriften von ihm: „Er hatte eine ganz einzige Gabe, die: jede Sache, die er verfocht, auch die beste, durch seine Persönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Bürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter."

Gegen die Epidemie der sentimentalen Mondsucht war allerdings der altkluge Verstand recht auf seinem Platz, und hat auch mit Noth- und Hülfsbüchlein und zahllosen Kinderschriften, an denen sich freilich im Grunde nur kindischgewordene Alte erbauten, Erstaunliches geleistet. Nachdem er jedoch solchergestalt alle Verhältnisse gehörig ausgenüchtert und vor Allem das Christenthum durch das Medium des Rationalismus auf bloße baare Moral gesetzt hatte, so entstand hieraus eine zweite Calamität: die Prosa der Tugend, welche wiederum durch ihre enorme Langweiligkeit ihren nothwendigen Gegensatz, die Frivolität, hervorrief.

Beide Richtungen fanden ihre Vertreter in Iffland und in Kotzebue.

Iffland schwankte in seiner Jugend lange zwischen Kanzel und Theater; eine Wahl, die eben nicht viel Qual machen konnte. Denn das Theater rivalisirte damals sehr glücklich mit der Kirche, beide sollten bloße Sittenschulen sein, und Schiller selbst erklärte die Aufgabe der Schaubühne für eine religiöse, während viele Prediger Schiller'sche Sentenzen von der Kanzel

paraphrasirten und in einigen Kirchen die Baßarie aus der Zauberflöte „In diesen heil'gen Hallen etc." als Osterlied gesungen wurde. – Der Schatten Shakespeare's, den die Kraftgenie's, freilich etwas lärmend, heraufbeschworen, war unerkannt und unverstanden über die Bretter geschritten. Das vom trockenen Verstand geschulte todtmatte Publicum hatte kein Auge mehr dafür, „wie der Herr in Blitzen schreibt die Weltgeschichte", kein Herz mehr für die tiefe Naturwahrheit und Unmittelbarkeit in Lust und Schmerz, weder für die wahre Tragödie, noch für das wahre Lustspiel. In dieser Noth, da mit dem Mangel der Heißhunger stieg, mußte wohl für die Armuth anderweit gesorgt werden. Iffland, ein echtes Kind seiner Zeit, stieg daher genügsam in die ordinären Visiten-, Arbeits- und Wochenstuben des Mittelstandes hinab, um dort zu predigen. Der Text ist die Religion des „guten Herzens", jenes Wieland'schen liebenswürdigen Dinges, das gar zu allerliebst ist, um nicht alle Sünden wieder gut zu machen, ja durch seine Gemüthlichkeit Gott selber bis zu Thränen zu rühren. Da sehen wir denn anstatt der Welt, welche die Bretter bedeuten sollen, die Privatseligkeit des Familienzirkels, anstatt der Helden: biedere Amtleute und Förster, verruchte Hofräthe und Geheimsekretäre nebst einem obligaten Liebespaar aus dem Stamm der Zähregießen; anstatt des Schicksals einen edlen Fürsten, der im letzten Act großmüthig in die Tasche greift und mit einer Hand voll Dukaten die ganze Misere glücklich wendet. Und dennoch, weil es Iffland nur um Belehrung zu thun war, sind seine Bühnengestalten nicht etwa wirkliche Menschen, sondern bloße abstracte Charaktermasken ausbündiger Vortrefflichkeit oder Niedertracht, wie sie nie und nirgend vorhanden, mit einer oft wunderlich verdrehten Tugendlichkeit: Verbrechen aus Ehre, Deserteure aus Kindesliebe u. s. w. Ueber den ganzen moralischen Salm aber goß er in der dürren Zeit reichlich das Lavendelwasser der sentimentalen Empfindsamkeit; und so florirte in Deutschland das bürgerliche Rührspiel, oder die Iffländerei, wie es später die Romantiker nannten.

Diesem *Jean, qui pleure,* konnte natürlich ein *Jean, qui rit,* nicht fehlen. K o t z e b u e blieb es vorbehalten, das letzte Stadium der Verstandesdichtung zu erreichen, indem er die allgemeine Indifferenz, welche der gewissenhafte Iffland noch mit der älteren Bildung zu vermitteln gestrebt, frech emancipirte. Das Charakteristische der Kotzebueliteratur ist eben die conventionelle Charakterlosigkeit, eine Blasirtheit, die Alles, was sie nicht begreift oder was sie genirt, vornehm verlacht. Schon früher wohl hatte man mit deutscher Plumpheit, aber immer noch mit einem gewissen Anstrich von Idealität, ähnliches versucht; Kotzebue aber war der erste, der es schamlos und principienmäßig sich zur Aufgabe machte, alle sittlichen Mächte des Lebens, Religion, Ehre, Vaterlandsliebe, als altmodische Träumerei und Hirngespinnst, zur Zielscheibe frivolen Witzes öffentlich an den Pranger zu stellen, und dafür einen glatten weltmännischen Nihilismus, als das allein Verständige und Gentile zur Herrschaft zu bringen. Wo er aus dieser Rolle fällt – was ihm, bei den schon damals auftauchenden, ernsteren Richtungen, aus rivalisirender Eitelkeit zuweilen begegnete – wo er, sagen wir, naiv oder pathetisch sein will, wird er völlig dumm und abgeschmackt, wie z. B. in der Gurli oder in Rolla's Tod. Mit desto größerem Geschick, ja boshaftem Instinct, wußte er dagegen in seinen eigentlichen Kotzebuaden die schlummernden Sünden und Schwachheiten der Nation gegen ihre Tugenden aufzurufen, einzig durch die perfide Escamotage, womit er diese lächerlich und jene liebenswürdig darstellte, den Unglauben durch aufgeblasenes Weltbürgerthum, Diebstahl durch zärtliche Familiensorge, Lüderlichkeit durch ein sogenanntes gutes Herz, gefallene Mädchen durch leichtfertige Thränen gar preiswürdig zu Ehren und unter die Haube brachte. Und einen solchen Mann schämte sich das damalige Deutschland nicht, zu seinem Theaterkönig auszurufen! Nicht weniger als 211 seiner Stücke wurden auf allen Theatern stürmisch beklatscht, die begeisterten Damen trugen Eulaliahauben, die Männer übersetzten ihn athemlos in alle Sprachen; kaum

noch fanden burschikosere Spätlinge Raum genug, in Götzen's Rüstung ungeschickt über die Bühne zu stolpern, während man in den zerfallenen Ruinen der deutschen Poesie dazwischen einige melancholische Grillen, wie Matthison, Salis und Andere verloren zirpen hörte.

So trostlos standen im Allgemeinen die Sachen in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts. Denn Goethe und Schiller, nachdem letzterer in den Räubern, im Fiesco und in Cabale und Liebe seinerseits die Genieseuche der Starkgeister gebüßt, beide überdem so eben in wissenschaftlichen Studien befangen, schwiegen eine geraume Zeit, um sich zu neuem Anlauf zusammenzufassen. Aber die Langeweile, wie sie diese Stagnation nothwendig über Deutschland verbreiten mußte, ist stets das unerträglichste aller Uebel. Um ihr zu entgehen, entstand daher bei reicher begabten Geistern eine andere Art, die Zeit zu betrachten und darzustellen, nämlich die humoristische, indem der Gegenwart ein poetischer Vexierspiegel vorgehalten wird, in welchem dieselben Züge durch ihre kühn verwechselte und veränderte Combination auf einmal überraschend fremd und neu erscheinen. Der Humor ist durchaus ein modernes Erzeugniß, das die Reformation zwar nicht geschaffen (denn er ist von jeher tief in der menschlichen Natur begründet), ihn aber erst zur vollen Geltung und Gestaltung herausgebildet hat. Denn er ist eben nichts Anderes, als das erwachende wehmüthige Gefühl von der Unzulänglichkeit der innersten Zustände; der, seine eigene usurpirte Alleinherrschaft verspottende Verstand, eine Art von Weltschmerz, der das Leben der Gegenwart nicht als Ein abgeschlossenes Bild, sondern in seinen Widersprüchen und Dissonanzen auffaßt, und mit der wachsenden Unruhe, Verwirrung und Trostlosigkeit sich in unseren Tagen bis zur modernen Zerrissenheit gesteigert hat.

Schon durch Hamann's Schriften, wie wir oben gesehen, blit-

zen häufig humoristische Streiflichter, die aber in ihrer Vereinzelung nur noch als Bizarrerie erscheinen. Unsere eigentlichen Humoristiker dagegen sind Hippel und Jean Paul; und bei beiden ist es, wie es bei wahrhaften Dichtern nicht anders sein kann, wiederum das Tiefste im Menschenleben, das sie aufregt: der Conflict des religiösen Gefühls mit dem Rationalismus bei Hippel, mit der humanistischen Weltanschauung bei Jean Paul.

In Hippel stehen zwei feindliche Naturen: die religiöse und skeptische, dicht beisammen, und ringen wacker und auf Tod und Leben miteinander. Er hat ein tiefes Gefühl des Christenthums, aber den Glauben nicht. In seinem Romane: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778) wird die Offenbarung, nach Lessing's Hypothese, als ein bloßes moralisches Erziehungswerk des Menschengeschlechts dargestellt, das von dem „Menschenfreunde" Christus großartig, aber vergeblich versucht wurde, und daher nun von der dadurch emancipirten menschlichen Vernunft fortgesetzt und vollendet werden soll. Denn „es liegt Alles in uns – die Gottheit kann sich Menschen nicht anders als durch Menschen offenbaren – erhabene große Menschen sendet Gott zu Menschen, um ihnen zu sagen, was sie gleich Alle wissen, wenn es ihnen nur gesagt wird. Wir sind Alles und nichts. Das Licht der Vernunft, das in uns ist, muß angezündet werden, sonst bleiben wir beständig Kinder der Finsterniß." Allein die Personen, denen in dem Romane diese angezündete Fackel anvertraut ist, wie der „Professor Großvater" (Kant), Herr von G., der Pastor etc., dürfen gelegentlich für witzigen, oft tödtlich verwundenden Spott nicht sorgen; und der eigentliche Held des Romans, d. i. der Autor selbst, rennt mit seinem christlichen Heimweh und Gedankenfluge beständig gegen sein eigenes System an, was ein ganz eigenthümliches, fast tragisches Schauspiel giebt. In seinem Romane: „Kreuz- und Querzüge des Ritters A – Z." (1793) dagegen sucht der jugendlich schwärmerische Ritter eine unsichtbare Kirche, glaubt sie in der Freimaurerei glücklich gefun-

den zu haben, kommt aber in dem Weisheitstempel zuletzt nur an einen ungeheueren Vorhang, „der leider Alles, und hinter dem nichts ist“. Ja diese Doppelgängerei zieht sich wunderlich durch des Dichters eignen Lebenslauf, der unausgesetzt zwischen Weltlichkeit und geistiger Ascetik schwankt, und seinen Zeitgenossen und Freunden selbst ein psychologisches Räthsel geblieben ist.

In größeren Dimensionen zeigt sich der Conflict bei Jean Paul (Friedrich Richter). Jean Paul ist der ewige Jüngling unter unsern Dichtern, ein Jüngling bis in das Greisenalter, mit seinen überschwänglichen Hoffnungen, Freuden und Schmerzen und den prächtigen Träumen von Tugend, Freundschaft und Weltbürgerthum. Nun denke man sich einen solchen Jüngling der gemeinen Wirklichkeit gegenüber, und man hat den ganzen Inhalt seiner Romane, die nur durch zufällig veränderte Szenerie voneinander verschieden sind. Ueberall ist es der Stoß jenes jugendlichen Idealismus gegen die wirkliche Welt; im „Titan“ und „Hesperus“ gegen die große moralische Lüge der socialen Bildung, im „Siebenkäs“ und „Fibel“ gegen die bittere Noth der Armuth, welcher er tröstlich zuruft: „Mit Freuden darbt, hungert, dürstet jeder vor der Thür einer Silberkammer, wenn er weiß: sie thut sich ihm auf nach wenigen Tagen. Und wenn wir die thierdumme Furcht wegwerfen – sitzt nicht jeder von uns an der Thür einer solchen Kammer?“ – Er sagt selbst, er kenne nur drei Wege. „Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Getreibe des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfgruben, Häusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen in's Gärtchen, und da sich einheimisch in eine Furche einzunisten. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der: mit den beiden andern zu wechseln.“ Und diesen dritten Weg hat er selbst in seinen Schriften gewählt, ohne jedoch den beständigen Wechsel irgend zu vermitteln. Daher

sind seine Romane, so wie die einzelnen hochangelegten Charaktere derselben, nirgend künstlerisch vollendet, sondern eben nur die Dissonanz jenes Conflicts. Da aber dieser Conflict hierdurch nur um so greller hervortritt, so läßt der Dichter zur Erholung und Erfrischung, endlich seine humoristischen Blitze durch die unerträgliche Schwüle spielen. Schon durch sein rührendes Stillleben geht überall, wie ein Lächeln durch Thränen, ein leiser ironischer Zug; aber mitten durch Wehmuth und Schmerz bricht plötzlich ein erschütternder ethischer Zorn, oder ein wahrhaft vernichtender Witz, scheinbar wie ein Seiltänzer über dem „kleinstädtischen Jahrhundert, an dem man gar nicht zierliche Pas, sondern gefährliche Sprünge bewundert"; eine oft Shakespear'sche Melancholie des Witzes, die sich bei seinem „Leibgeber Schoppe" bis zum Wahnsinn steigert. Und dieses beständige Wetterleuchten wechselnder Contraste wird noch auffallender und verwirrender durch eine weichherzige Sentimentalität, die harmlos nur vom Mondschein zu leben scheint, bei einer streitlustigen Ritterlichkeit, die überall, wo es gilt, sogleich schlagfertig und sattelfest ist. Denn was ihn von allen Humoristikern des Auslandes unterscheidet, ist eben der tiefe sittliche Ernst und Scharfsinn seines Humors, womit er, anstatt mit den Jämmerlichkeiten blos geistreich zu spielen, gegen alle Sünde, Unbill und Gemeinheit der Zeit unerschrocken die Lanze einlegt.

Es ist aus allen diesen Vorgängen leicht ersichtlich: das positive Christenthum war, unter den Gebildeten wenigstens, so gut wie abgethan. Die eben so wissensreichen als glaubensarmen Geister mußten daher auf eine Restauration in anderem Wege, auf eine Surrogatreligion, Bedacht nehmen. So erfand man die Humanität, d. h. das in allen anarchischen Uebergangszeiten geltende Recht der Selbsthülfe, wonach die Menschheit, ohne höhere Autorität, sich aus sich selber durch die bloße Kraft der eigenen Vernunft selig machen sollte. Und diese

Richtung hat denn auch unserer Poesie bis auf den heutigen Tag ihren neuesten Ausdruck und Charakter gegeben.

Auch hier, wie bei allen tiefgreifenden geistigen Bewegungen, sehen wir Lessing abermals im Vordertreffen. In seinem „Nathan der Weise" wirft er ein vorläufiges Probestück dieser modernen Religion ohne Religion, gleichsam als einen Zankapfel, der orthodoxen Bornirtheit muthig in's Angesicht. Es ist keineswegs etwa der gewöhnliche Indifferentismus; mit der größten Entschiedenheit vielmehr wird hier aller Nachdruck eines übermächtigen Geistes auf die sittliche Kraft im Menschen gelegt, und an dieser allein die Bedeutung aller Religionen gemessen; denn die göttliche Abstammung aller positiven Religionen lasse sich nur an ihren Früchten erkennen: „ob sie vor Gott und Menschen angenehm machen". Daher sind in dem eingeflochtenen Gleichniß von den drei Ringen, Judenthum, Islam und Christenthum völlig gleichberechtigte Offenbarungen der Menschennatur. Ja das Christenthum mit seinen etwas verblaßten Vertretern wird hier von den leuchtenden Heldengestalten Saladin's, Nathan's, von dem aufgeklärten Tempelherrn und der wunderlieblichen Recha sehr fühlbar in den Hintergrund gedrängt. Eben diese geständlich polemische Färbung aber stört einigermaßen den vollen künstlerischen Eindruck dieses Meisterwerks, während dasselbe auch formell dadurch merkwürdig geworden, daß es den fünffüßigen Jambus für alle Folgezeit auf der Bühne eingeführt hat.

War nun einmal auf solche Weise alle positive Glaubensbasis weggenommen, so blieb auch in der That nichts Anderes übrig, als an die menschliche Perfectibilität zu appelliren, an den Glauben, daß die Menschheit auch ohne übernatürliche Hülfe sich selbst erlösen, mithin zu diesem Zwecke alle ihre natürlichen Gaben und Kräfte selbständig bis in's Unendliche herausbilden könne und müsse. Und dies ist der eigentliche Grundgedanke der Humanität, und dessen nähere Begründung die Lebensaufgabe Herder's. Herder war der Gedankenerbe Hamann's, mit dem er auch bis an dessen Lebensende befreun-

det blieb; ja man möchte sagen, er stand, und zwar als der weibliche Theil, in einer geistigen Ehe mit ihm. Denn was Hamann ahnend oft ganz formlos hinwarf, hat Herder mit erwärmender Empfänglichkeit aufgenommen, nach dem Bedürfniß der Zeit formulirt und in die große Welt eingeführt. Aber weicher als Hamann, machte er hierbei der Zeit Concessionen, die ihn dann selbst immer weiter mit fortrissen; er machte die, freilich dialektisch verknöcherte, Theologie fast bis zur Eleganz poetisch; er lehrte weniger Christenthum, als das allgemein Göttliche in der Menschennatur, das alle Menschen zu einer unsichtbaren, überall verbreiteten Gemeinde verbrüdern sollte, mit einem Wort: eben jene Universalreligion der Humanität, die schon an den äußersten Grenzen des Christenthums steht. Dazu war dieser bedeutende Genius ganz besonders berufen durch die bewunderungswürdige Universalität seines Geistes, womit er sich in die eigenthümliche Gemüthslage und Vorstellungsweise jedes Volkes hineinzudenken, oder vielmehr hineinzufühlen, und alle diese verschiedenen Volksseelen mit dem allgemein Göttlichen in Beziehung zu setzen vermochte. Schon seine frühesten Schriften: „Geist der hebräischen Poesie“ und „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“, wiewohl noch für die göttliche Offenbarung streitend, geben in ihrer wesentlich blos poetischen Auffassung der Propheten und Mysterien ein glänzendes Zeugniß von jenem generalisirenden Trieb und Talent. In ihrer ganzen Bedeutsamkeit und Vollendung aber tritt diese Intention in seinem berühmtesten Werke: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ hervor. Er giebt uns selbst das Programm: „Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat, sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich buchstabirt habe und buchstabiren werde. Ueberall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, und diesen Weg verfolgend sehen wir zuletzt das dunkelstrahlende Licht als Flamme und Sonne aufgehen. Es giebt keinen anderen Weg, und man kann

ihn nicht sorgsam genug gehen.“ Es ist eine geistige Ethnographie, die in allen Nationalgesichtern die allgemein menschliche Physiognomie nachzuweisen sucht; eine Weltgeschichte aus der Vogelperspective, wo alles Besondere verschwindet. Die Natur ist die Bibel, der perfectible Menschengeist die permanente Offenbarung, Christus durch Wort und Vorbild ein weltweiser Lehrer; das Ziel endlich eine universale Menschheitsreligion, in deren ununterbrochenen Entwicklungsgang das Christenthum nur als eine zwar nothwendige, aber vorübergehende Phase eingreift. So mochte er allerdings sagen: „Ob hierbei der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöheten gleichgültig. Wer Schlacken vom Golde zu unterscheiden weiß, wird sich nicht irre machen lassen, und den Helden der Menschengüte, den stillesten Wohlthäter seines Geschlechts in s e i n e r Art, d. i. schweigend und nachahmend ehren. Am Namen: Christianer liegt wenig; gehe dieser unter oder bleibe. Von Schlacken gereinigt, kann seine Religion nicht anders als die Religion reiner Menschengüte, M e n s c h e n r e l i g i o n heißen.“ – Allein zu allen Zeiten haben immer nur Wenige den hellen Blick und die sittliche Kraft Herder's, um die Schlacken vom Golde zu unterscheiden; und was namentlich mehrere unserer neuen Naturforscher auf diesem angeblich einzigen Wege aus der geheimnißvollen Naturbibel herausbuchstabirt haben, ist keineswegs jene göttliche Sonne, sondern der krasse Materialismus, der nicht zu der von Herder gemeinten Humanität, sondern zur Barbarei führt.

Es ist aber überall ungerecht und daher ganz unzulässig, große Geister a u ß e r h a l b ihrer Zeit, ihre Intention lediglich nach den Erfolgen beurtheilen zu wollen. Erwägen wir demnach die damaligen religiösen Zustände, so müssen wir freudig anerkennen, daß, wie Lessing mit seiner verwegenen Kriegserklärung, so auch der mildere Herder durch eine erhöhete Weltansicht der orthodoxen Starrköpfigkeit, so wie der pietistischen Faselei gründlich das Handwerk gelegt und sein Jahrhundert umgestimmt hat. Und mit derselben universalen Empfänglich-

keit, die sein Grundwesen ausmacht, erkannte er auch das Volkslied aller Zeiten und Nationen, und hat in seinen, schon oben erwähnten „Stimmen der Völker" einen Ton angeschlagen, der noch bis heut durch die deutsche Poesie erfrischend fortklingt.

Systematischer gefaßt und entwickelt wurde jene Humanitätsidee durch Friedrich Heinrich Jacobi (1743 – 1819). Auch bei Jacobi war, wenn wir unverblendet auf den Grund sehen, eigentlich doch der Mensch selbst wieder sein eigener Gott; auch Jacobi, allem Schulzwange fremd, suchte vermittelnd an diesem Göttlichmenschlichen Kunst und Wissenschaft, Leben und Politik zu messen, zu würdigen und zu beleben. „Wahrhaft über sich, sagt er, erhebt den Menschen nur sein Herz, welches das eigentliche Vermögen der Idee, der nicht leeren, ist. – Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geiste sich über die Natur erhebt, und kraft dieses Geistes sich ihr, als eine von ihr unabhängige Macht entgegenstellt, sie bekämpft, beherrscht. – Wie der Mensch an diese ihm inwohnende, der Natur überlegene Macht in ihm lebendig glaubt, so glaubt er an Gott, er fühlt, er erfährt ihn. Wie er an diese Macht in ihm nicht glaubt, so glaubt er auch nicht an Gott; er sieht und erfährt überall nur blos Natur, Nothwendigkeit, Schicksal. – Wer von diesem Geiste getrieben wird, der ist auf dem Wege der Gottseligkeit, und es ist gleichgültig, welche Mittel der Einbildungskraft (welche äußere Gestalt der Religion) ihn auf demselben unterstützen, etwa zuerst ihn erweckten und leiteten, fortwährend ihm behülflich sind." Denn eine Offenbarung durch äußerliche Erscheinungen, sie mögen heißen wie sie wollen, könne sich höchstens zur inneren ursprünglichen verhalten wie Sprache zur Vernunft, und diese letztere wahre Offenbarung nur durch Gefühle, dann durch weißsagendes Verlangen, dann durch Empfindungen und Gedanken erfolgen.

Diese Humaniora einer gänzlich unpositiven Religion hat Jacobi in zwei philosophischen Romanen ziemlich ungeschickt

darzustellen versucht. Im „Allwill", der sich hiernach seiner guten Natur überläßt, welche verlangt, daß er jede Fähigkeit in sich erwachen, jede Kraft sich regen lasse; denn dies zu verstehen, ist ihm Weisheit, und ihm zu folgen Tugend. Und im „Woldemar", der „wie in der Mitte der Schöpfung schwebt, aufgelöst und an sich ziehend aus dem feinsten Aether eine neue Bildung." Beide Helden haben es indeß in ihren Studien nicht sonderlich weit gebracht. Allwill's Weltweisheit wird an der praktischen Hausfrau Amalie zu Schanden, und Woldemar schaudert zuletzt „vor dem Abgrund, an dem er noch stand: vor den Tiefen seines Herzens. Bei jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: „Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor!"

Im Grunde aber sind Allwill und Woldemar eben niemand anderes, als der Autor selbst. Denn Jacobi selbst fühlte tief das Unzureichende dieses rein subjectiven Glaubens. „Licht ist in meinem Herzen – so klagt er – aber so wie ich es in den Verstand bringen will, verlöscht es." Vergebens schrieb ihm Hamann 1785: „Ich wünschte Sie so gern aus dem Labyrinth der Weltweisheit in die kindliche Einfalt des Evangeliums versetzen zu können!" – „Mit mir steht es so, sagt Jacobi dagegen noch im Jahre 1817, daß ich mit Falk und Twesten darüber vollkommen einig bin, daß wer die Religiosität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse. Wie ich aber dazu gelangen könne, diese historisch gediegene einmüthige Religion der Väter zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde, das weiß ich nicht." Daher schreibt er: „In Deine Klagen über die Unzulänglichkeit alles unseres Philosophirens stimme ich leider von Herzen ein; weiß aber doch keinen anderen Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren."

Bei Jung-Stilling galt er für einen Deisten, bei Anderen für einen Katholiken. Das Wahre ist, daß der große Zwiespalt der Zeit, den er zu vermitteln unternahm, in ihm selber unvermittelt war, daß er sich einen Glauben eingebildet, den er nicht

rechtfertigen wollte und konnte, und daher einen Glauben verfocht, den er im Grunde nicht hatte, und sonach eingestehen mußte, „wie Alles bei ihm auf die schwermüthige Trauer über die Natur des Menschen hinauslaufe". – Er war nichts als ein bedeutsames feuriges Fragezeichen der Zeit, an die kommenden Geschlechter gerichtet, ein redlich Irrender, immerdar schwankend, aber schwankend wie die Wünschelruthe nach dem verborgenen Schatze.

Der eigentliche Humanitätsdichter dagegen ist Jean Paul (Friedrich Richter, 1763 – 1825), dessen Persönlichkeit recht wie dazu geschaffen schien, diese Lehre poetisch zu beleben. Wir haben schon oben gesehen, wie die liebenswürdige Natur dieses Dichters mit einer hervorragenden, sittlichen Kraft ausgerüstet und gegen alles Schlechte gewendet war. Hiernach durfte grade er vor allen Anderen wohl von der Gewalt dieser menschlichen Anlage eine hohe Meinung und jenes starke Gefühl haben, das eben die Seele der Humanitätsreligion ist. Daher stehen auch fast alle seine Romanhelden im Jünglingsalter, wo die Unschuld und Reinheit der Menschenseele noch unbefleckt in ihrer ursprünglichen Schönheit erscheint. So ist sein Emmanuel im „Hesperus" ein moderner Einsiedler, der sich als ein „Gottmensch" hoch über die anderen Thier- und Pflanzenmenschen erhebt; und den excentrischen Victor, den die menschliche Unterjochung unter das Glück anekelt, nimmt der Tod jeden Tag einmal auf den erhabenen Arm, und läßt ihn von da herunter bemerken, wie winzig alle Berge und Hügel, auch Gräber sind. Im „Titan" ist Albano, der sich selbst den Arm blutig ritzt, um leichter und weicher zu athmen, einer von jenen Paradiesvögeln, die fliegend schlafen, und auf den ausgebreiteten Flügeln die unteren Erdstöße und Brandungen des Lebens verschlummern im langen schönen Traume von ihrem idealischen Mutterland. Ja selbst durch seine idyllischen Stillleben, wie im „Schulmeisterlein Wutz", im „Quintus Fixlein", „Siebenkäs" und „Fibel", zieht sich jenes träumerische Verhimmeln aller Wirklichkeit. Diese Kleinbürger der Erde finden ge-

gen alle Quälereien der Armuth und Beschränktheit des Trostes übergenug in ihrer genügsamen Gemüthlichkeit, ohne eines positiv religiösen Glaubens zu bedürfen. Es ist hiernach sehr begreiflich, daß diese ideale Schönmalerei vorzüglich in der stets wesentlich schwärmerischen Stimmung der deutschen Jugend so großen Anklang fand, und zum Theil noch findet; wogegen seine eigentlichen Satiren („Grönländische Prozesse", „Auswahl aus des Teufels Papieren" etc.), da die Satire durchaus einen realen Boden verlangt, mißglückt und fast spurlos vorübergegangen sind. Sehr bezeichnend sagten die beiden Weimar'schen Dichterheroen von ihm, er sei ihnen erschienen: „Wie aus dem Mond gefallen, voll herzlich guten Willens, die Dinge zu sehen, nur nicht mit dem Organe, mit dem man sieht."

Jean Paul's großer Irrthum war, daß er jenen jugendlichen Enthusiasmus für zureichend, das sittliche Gefühl allein schon für Religion hielt. Der Mensch, meint er, wäre auf Erden eitel Spielwerk und Dunst, wenn er nicht fühlte, daß er es nicht wäre. Dieses Gefühl sei unsere Unsterblichkeit; Tugend aber Gehorsam gegen das erhabene Gesetz, das von einer Zone zur andern in jedem Busen mit gestirnten Zügen brenne. Es gebe keine andere Offenbarung, als diese noch fortdauernde, und unsere ganze Orthodoxie sei, wie der Katholicismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden und habe das Bestimmte und Lebendige in Unbestimmtes und doch Einengendes jüdisch-christlicher Doctrin verwandelt. Denn wir haben Alle dasselbe Herz und denselben Gott, und die edle Seele steige über religiöse Ceremonien so gut auf, als über bürgerliche, um in den reinen großen Himmel der Tugend zu dringen. – Allein diese Himmelfahrt ist doch nur eine gutmüthige Täuschung. Wir haben keineswegs Alle dasselbe Herz; und hätten wir es wirklich, wo gäbe es wohl etwas Unbestimmteres, als diese Doctrin des alleinseligmachenden menschlichen Herzens? Das fühlte auch der redliche Mann gar wohl, so sehr er sich dagegen sträubte. Daher in allen seinen Schriften die trostlose Wehmuth

über die Unerreichbarkeit seiner subjectiven Ideale; daher die verzweifelten Luftsprünge seines Humors, womit er über die selbstgefertigten Schlagbäume des Rationalismus hinwegzusetzen versucht. Und zuletzt muß er's selber schmerzlich eingestehen, indem er an Jacobi schreibt: „Mein Innerstes und Bestes hat jetzt nur Hoffnung und Sehnsucht des Lichts, aber keines."

Die Doctrin der Humanität aber culminirt endlich in unseren beiden größten Dichtern, in Schiller und Goethe, und wurde von ihnen, wenngleich auf verschiedenen Wegen, zum förmlichen Nationalcultus erhoben. Beide, ihrer Zeit weit überlegen, suchten die verworrene geistige Verlassenschaft in poetischer Vertiefung zusammen zu fassen, um daraus eine Weltanschauung sich herauszubilden, die für Zeit und Ewigkeit Weg und Richtung gäbe; beide aber verfehlten dennoch ihr letztes Ziel.

Schiller erstrebte mit allem Ernst eines guten Gewissens die Veredelung des Menschengeschlechts durch dessen ästhetische Ausbildung, durch eine Religion der Kunst. „Verjage, sagt er, die Willkür, die Frivolität aus den Vergnügungen der Zeitgenossen, so wirst du sie unvermerkt aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edlen, mit großen, mit geistreichen Formen; schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet." Denn „die Schönheit ist es, durch welche man zu der Freiheit wandert". Die Empfindungsfähigkeit für das Schöne aber übt sich am vollkommensten an der Kunst, und „innerhalb der ästhetischen Geistesstimmung regt sich kein Bedürfniß nach jenen Trostgründen, die aus Speculation geschöpft werden müssen; sie hat Selbständigkeit, Unendlichkeit in sich. Die gesunde und schöne Natur braucht keine Moral, kein Naturrecht

– ja sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten."

Also auch hier wieder lauter Bäume, die von selbst in den Himmel wachsen sollen; auch bei dem tugendhaften Schiller abermals, nur unter der neuen Maske der Kunst, die alte Erbsünde der Reformation: die Heiligsprechung der subjectiven Eigenmacht, die moralisch zur hochmüthigen Selbsttäuschung, in der Poesie und namentlich im Drama zum falschen Ideale führt. Die antike Tragödie hat allerdings ebenfalls idealisirt, aber streng innerhalb der alten religiösen Grundanschauung. Das Menschliche wurde, wie äußerlich durch die Larve und den Cothurn, so auch g e i s t i g erhöht und verstärkt, aber der Held blieb reinmenschlich und der h ö h e r e n Macht über ihm unterworfen, was eben den furchtbaren tragischen Conflict erzeugte. Und in diesem Sinne ist auch Shakespeare vollkommen antik. Die moderne Tragödie dagegen will ihren Helden zum Selbstgott machen und, als solchen, von aller göttlichen Führung emancipiren. Das ist aber eine an sich unwahre Stellung, und weil sie eben unwahr ist, muß hier das Reinmenschliche – nicht etwa, wie bei den Alten, blos potenzirt, sondern beständig erst künstlich construirt werden. Schiller ist der eigentliche Vater dieses modernen Ideals, und sein Wahlspruch: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne" das bezeichnendste Motto für alle seine Schauspiele. Oder vielmehr: in Schiller's eigner Brust sind die Sterne des Schicksals seiner Helden, und in den letzteren nur die verschiedenen philosophischen Ansichten und Theorien, die den Meister abwechselnd bewegten, poetisch abgespiegelt. In seinen Räubern steht der Dichter noch ganz in den philosophischen Flegeljahren der Klinger'schen Geniemänner und Starkgeister, die ohne weiteres sich selbst ihr Schicksal machen. In Cabale und Liebe ist es die Alles gleichwaschende Sentimentalität Rousseau's, im Marquis Posa der religiöse und politische Liberalismus, der damals die Weltbeglückung übernommen; während im Wallenstein, in Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans bereits eine gewisse a b s t r a c t e

Romantik mit hereinspielt. Ueberall aber die Revolution und Glorificirung der subjectiven Allmacht; und alle Helden sind Philosophen, und alle philosophiren über sich und ihre Philosophie.

Schiller machte, nach idealer Willkür, die Poesie, wie die Geschichte. In Bezug auf die letztere gesteht er selbst mit der liebenswürdigen Offenheit eines ehrlich strebenden Mannes: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Kosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden, und hier und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie; und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Allein dasselbe begegnete ihm, wenn auch weniger bewußt, vielleicht in noch vollerem Maße mit seinen Dichtungen. Wir meinen hier nicht die häufige Verletzung der geschichtlichen Wahrheit, wie z. B. im Don Carlos, in der Jungfrau von Orleans, sondern die der Naturwahrheit, die sich eben so seinen vorgefaßten Theorien beugen und anbequemen mußte. Daher so oft diese abstracten, ganz unsinnlichen Begriffsgestalten; anstatt des unmittelbaren Naturlauts jene prächtige Rhetorik, jenes über sich selbst philosophirende Sententiöse sogar unter den Bauern im Tell; überall eine sich selbst beschauende Poesie. Und wie übelberathen auch h i e r diejenigen waren, die das Unglück hatten, sich an ihn zu wenden, zeigt die bis auf den heutigen Tag noch nicht abgebrochene Heeressäule von Nachahmern, die wie auf Tugendstelzen über die Weltgeschichte dahinschreiten, und unsere Bühne neuerdings mit einer rein conventionellen Poesie überflutet haben. Wenn aber Schiller demungeachtet, über Goethe, der Liebling der Nation geworden (was freilich seiner Zeit auch bei Kotzebue der Fall war), so liegt der Grund darin, daß er, wie kein Dichter vor ihm, den Ton seiner Zeit anschlug, indem er den trockenen Rationalismus poetisch verherrlichte; so wie in der Macht,

die jederzeit ein ernstes, ehrliches Streben und der blendende Schmuck einer schwunghaften Sprache über die Gemüther übt. Denn es ist in gewissen Zuständen der Cultur nichts unverständlicher, als das Einfache.

Bei weitem umfangreicher, als Schiller, hat Goethe die Idee der Humanität aufgefaßt: nicht blos als Erziehung des Schönheitsgefühls durch die Kunst, sondern als die harmonische Ausbildung aller menschlichen Kräfte und Anlagen, durch das Leben selbst. Er will durchaus „nach keinem Ideale springen", sondern kämpfend und spielend seine Gefühle sich zu Fähigkeiten entwickeln lassen. Er vertraue sich daher ganz der Natur, „sie mag mit ihm schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen; er spricht nie von ihr, sondern was er Wahres und Falsches sagte, Alles hat sie gesprochen, Alles ist ihre Schuld, Alles ihr Verdienst; habe er einen Fehler begangen, so könnte es keiner sein; und alle Ideale Lavater's sollen ihn nicht irre führen, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur."

Daß bei solcher absoluten Naturwüchsigkeit alle positive Religion unmöglich, oder doch wenigstens sehr überflüssig wird, leuchtet von selbst ein. Da indeß über das Goethe'sche Christenthum so viel hin- und hergestritten worden, so wollen wir hier versuchen, den Inbegriff seiner religiösen Ansicht, nach seinen eigenen überall zerstreuten Bekenntnissen, in wenigen Worten zusammenzufassen. „Lebe, und du wirst leben", ist das Hauptdogma dieser Religion; denn der Durst nach Leben, die Erkenntniß der unsterblichen Naturordnung, die Ermunterung zu rühmlichen Gedanken und Thaten: nur dies allein ist Unsterblichkeit. Daher hält er das Evangelium mit seinen Wundern und Geheimnissen für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Er findet vielmehr tausend geschriebener Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich als die Evangelien, und bemitleidet die Christomanie Lavater's, der seine ganze Kraft anwende, um ein Märchen wahr zu machen, eine hohle Kindergehirnerfindung zu vergöt-

tern. Er gönne ihm gern dieses Glück, da er ohne dasselbe elend werden müßte; denn bei seiner Begierde, in einem Individuum Alles zu genießen, sei es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein B i l d übrig geblieben, an dem er sich bespiegeln und anbeten könne. „Nur das ist," fährt er fort, „ungerecht und Raub, daß du alle köstlichen Federn der tausendfältigen Geflügel unter dem Himmel ausraufst, um deinen Paradiesvogel damit zu schmücken; dies verdrießt uns, die wir als Söhne Gottes ihn in u n s s e l b s t u n d i n a l l e n s e i n e n K i n d e r n a n b e t e n." Ja, weil das positive Christenthum das Selbstanbeten dieser Gottessöhne allerdings sehr empfindlich stört und demüthiget, indem es all' ihre Bildung und Fortentwicklung nicht als etwas schon Vollendetes, sondern nur als bloße Vorbereitung und Uebergang zu einem h ö h e r e n Dasein gelten läßt; so zählt Goethe dieses überlästige Christenthum zu den ihm widerwärtigsten Dingen, gleich Tabak, Knoblauch und Hundegebell, und liebt es, sich für einen ausgemachten Heiden auszugeben. An irgend etwas müsse freilich der Mensch glauben, um nicht an sich selber zu verzweifeln; aber ob er an Christ glaube oder Götz oder Hamlet, das sei eins. Denn mit dem Glauben verhalte es sich grade umgekehrt als mit dem Wissen: es komme gar nicht darauf an, d a ß man wisse, sondern w a s man wisse, während es beim Glauben nur darauf ankomme, d a ß man glaube. Das Wort der Menschen ist ihm daher Wort Gottes, und mit inniger Seele falle er dem Bruder um den Hals: Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Macchiavelli.

So hatte Goethe sich ein Christenthum zu seinem Privatgebrauch gebildet, das aber denn doch diesen Namen nur wie *lucus a non lucendo* beanspruchen kann. Wir geben gern zu, daß bei zunehmendem Alter sein Widerwille gegen das Christenthum an ätzender Schärfe verloren; allein diese abgeschwächte, blos herablassende und jedenfalls sehr zweideutige Milde konnte jenen ersten frischen Eindruck nicht mehr verwischen. Auch fühlen wir uns keineswegs zu der Anmaßung berufen, hier etwa über das Innere des Dichters für Zeit und Ewig-

keit richten zu wollen; wir wollten vielmehr nur pflichtgetreu darauf aufmerksam machen, welches Evangelium er in der Blüte seiner Wirksamkeit, da er noch wirklich Goethe war, unter seinen Zeitgenossen und bis in unsere Tage herein verbreitet hat.

Und diesem Evangelium gemäß hat er denn auch seine Poesie sich eingerichtet. Sein „Werther" läßt spielend und kämpfend seine natürlichen Gefühle in der ungebundensten Freiheit sich entwickeln, und „Wilhelm Meister" geht bei der Welt in die Lehre, die ihm alle seine Anlagen zu Fähigkeiten ausbilden soll; während die humanistische Selbsterziehung in den „Wanderjahren" zu einer förmlichen Universität des Menschengeschlechts erhoben ist, zu einer allgemeinen Weltbürgerei mit dem Wahlspruch: „Wo ich nütze, ist mein Vaterland". Hier wird anstatt der Hausfrömmigkeit eine Weltfrömmigkeit, und demnach zu beliebiger Wahl gleichzeitig eine ethnische und eine philosophische Religion gelehrt, die christliche Religion dagegen, „jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen", dem Abiturienten zuletzt nur ausstattungsweise noch mitgegeben, damit er wisse, „wo er dergleichen zu finden habe, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte". – Allein die Zöglinge machen dieser Allerweltsschule keine sonderliche Ehre; sie führt den Werther zum Selbstmord, den Wilhelm Meister zur ökonomischen Philisterei, und die Helden der „Wahlverwandtschaften" zum geistigen Ehebruch.

So ist Goethe der eigentliche Führer der modernen Cultur. Dafür hat er aber auch alle Höhen und alle Schauer und Abgründe dieser Bildung tief erkannt, und in seinem „Faust" unsterblich gemacht. Faust ist ohne Zweifel nicht nur das größte Gedicht unserer Literatur, sondern zugleich die wahrhafte Tragödie der neuen Zeit: wie da der Titane das ewig Unergründliche erforschen will und in hochmüthiger Ungeduld an der verschlossenen Pforte des geheimnißvollen Jenseits rüttelt, der Teufel aber dabei mit seinen entsetzlichen klugen Geisteraugen ihm beständig hohnlächelnd über die Achsel sieht und

ihm von Gottgleichheit und überschwänglicher Weltlust zuflüstert, und doch nichts zu geben vermag als immer neuen Hunger und Ueberdruß und Verzweiflung. Und doch, aus solchen schauerlichen Höhen, im zweiten Theil wieder der nüchterne Rückfall in die alte Humanitätskrankheit. Faust, den doch offenbar schon längst der Teufel geholt, erscheint hier auf einmal als völlig courfähiger Cavalier am himmlischen Hofe, Gott, dem himmlischen Hofstaate und dem vor lauter Respect ganz dummgewordenen Teufel mit seiner eminenten Weltbildung imponirend – eine opernartige Heiligsprechung dieser Bildung, die auf den Unbefangenen fast den Eindruck macht, wie eine vornehme Umschreibung des trivialen Volkstextes: Lustig gelebt und selig gestorben.

Wir haben im Vorstehenden unumwunden den Grundirrthum der Goethe'schen Poesie nachzuweisen versucht. Demungeachtet aber behaupten wir, daß er in der Richtung, welche die allgemeine Bildung der Zeit seit der Reformation genommen, unser größter Dichter ist. Goethe hat ohne Zweifel am besten erreicht, was diese vom positiven Christenthum abgewandte Poesie aus sich selbst erreichen konnte: die vollendete Selbstvergötterung des emancipirten Subjects und der verhüllten irdischen Schönheit. Es ist durchaus ungerecht, die Virtuosität und durchsichtige Klarheit, so wie die proteusartige Mannigfaltigkeit seiner Darstellung als bloßen Luxus, nur als zufälligen Schmuck betrachten zu wollen. Denn wo nun einmal durch die Ungunst der Zeiten der rechte Inhalt abhanden gekommen, tritt nothwendig die Form als Hauptsache ein. Und das ist eben Goethe's unübertroffene Meisterschaft, daß er uns in seinen Dichtungen ein edles, köstliches Gefäß hinterlassen hat, für immer würdig des größten Inhalts, den ihm künftige Geschlechter wieder geben möchten. Ohne tüchtige Gesinnung giebt es freilich keinen tüchtigen Dichter; aber auch die Gesinnung ist nichts ohne die tüchtige Darstellung, welche eben das Organ aller Kunst ist, und ohne deren lebendige Vermittelung alle idealisirte Tugendhaftigkeit nur ein todter

Begriff bleibt. Wie jämmerlich erscheinen z. B. Klinger, Iffland, Lafontaine und Andere, die im Grunde dasselbe Thema wie Goethe behandeln und es gewiß herzlich gut meinen, und doch nur eine fratzenhafte Karikatur des Lebens zu Stande bringen. Wen überrascht dagegen nicht immer wieder neu in Goethe's Liedern und Romanzen die wunderbare Tiefe seines Naturgefühls? Sein Götz von Berlichingen ist, trotz vielfacher Anachronismen, wahrer und historischer, als alle unsere andern historischen Trauerspiele zusammen, selbst die Schiller's nicht ausgenommen. Ja seine unmittelbar aus der Gegenwart gegriffenen Romane: Werther, Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften, sind ein fortlaufendes Epos der Bildung des Jahrhunderts, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Irrthümer und Laster. Was seinen Helden fehlt, fehlt seiner Zeit, und kann nicht dem Dichter, sondern uns zum Vorwurf gereichen; und jedenfalls wird man aus jenem historischen Romancyklus für alle Zukunft diese Zeit besser, als aus den Geschichtsbüchern studiren und verstehen können.

Es ist schon oben angedeutet worden, wie Goethe mitten unter den Geniemännern seinen Anfang genommen und, gleich ihnen seine Sache auf die Natur gestellt hatte. Aber während Jene nur die Titanen spielten, und sich zuletzt wohlfeil genug mit der flachen Wirklichkeit abfinden ließen, hielt er ernst, stark und treu zu der Mutter, die dafür ihr Wunderkind in alle ihre Geheimnisse einweihte. Seine Poesie war und blieb eine Naturpoesie im höheren Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in gesundem, frischen Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne weite Welt hinaus, sich von allem Nektar der Erde nährend und stärkend. Sie giebt Alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie giebt auch nicht mehr. Ihre Harmonie ist ihre Schönheit, die Schönheit ihre Religion; so wächst sie unbekümmert in steigender Metamorphose bis zur natürlichen Symbolik des Höchsten, vor dem sie scheu verstummt.

In grade entgegengesetzter Richtung, sahen wir, überschaute

Schiller aus den Empyreum der modernen Cultur und des Ideals die irdischen Dinge. Wie bei Goethe sich gleichsam Alles von selbst versteht, jede seiner poetischen Gestalten, weil sie eben nicht anders kann, ihre angeborene geistige Signatur und verhüllte Idee fast wider Willen verräth, wie der Duft die Blumen, oder das Auge die Seele; so sucht Schiller dagegen überall für das fertige Ideal erst den passenden Stoff, der es verkörpere.

Schiller suchte das Christenthum ohne Christus, den Frieden zwischen dem Sinnlichen und Unsichtbaren ohne eine höhere Vermittelung, einzig und allein durch die selbständige sittliche Freiheit, zu welcher die Kunst den Menschen erziehen sollte, die aber auf diesem einseitigen Wege nothwendig von dem ewig unbefriedigenden Conflict zwischen Ideal und Wirklichkeit befangen bleiben mußte. – Für Goethe dagegen war dieser Conflict nicht vorhanden. Die Natur mit ihren mannigfachen Gebilden war ihm die ganze Offenbarung und der Dichter nur der Spiegel dieser Weltseele. Allein die Natur ist in ihrem Wesen auch mystisch, als ein verhülltes Ringen nach dem Unsichtbaren über ihr. Das fühlte er, wie er sich auch sträubte, und so beschloß er, wie die Natur ihr Tagewerk mit Symbolik, so das seinige im zweiten Theil des Faust mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche.

Beide Dichter hatten, jeder von seiner Seite, die große Aufgabe fast bis zur Lösung geführt; es fehlte nur noch die Stimme, die es wagte, das Zauberwort auszusprechen, um die h ö h e r e Vermittlung beider Ansichten zur Erscheinung zu bringen.

VII.

Die neuere Romantik

In der vorstehenden Betrachtung sind die hervorragendsten Vorgänger der Romantiker an unseren Blicken vorübergegangen; bis zu ihren höchsten Blüten, bis zur rhetorischen Idealität Schiller's und zur symbolischen Naturpoesie Goethe's erschloß

Vorwort

Zur Vermeidung von Irrungen ist gleich auf dem Titelblatte Zweck und Inhalt nachstehender Betrachtungen möglichst genau bezeichnet worden. Hiernach wird Niemand weder eine ästhetische Würdigung, noch etwa eine vollständige Literaturgeschichte der neueren Romantik überhaupt, oder auch nur ihrer Erscheinungen in Deutschland, in den folgenden Blättern erwarten. Es konnte vielmehr hier nur auf eine nähere Besprechung derjenigen deutschen Dichter ankommen, in denen die ethischen und religiösen Momente der romantischen Poesie, oder ihre späteren Uebergänge in ein anderes geistiges Gebiet besonders leuchtend hervortreten. Man wird daher eben so wenig in dem Herausheben Einzelner eine Bevorzugung derselben, als in dem Uebergehen Anderer Tadel oder Ungunst erkennen wollen. Die Aufgabe war eben nur der Versuch, jenen Grundton der genannten Literaturepoche nachzuweisen, und mitten in der Verwirrung von Sympathieen und Abneigungen, Mißverständnissen und Vorurtheilen die Stellung klar zu machen, welche die Romantik in dem allgemeinen Bildungsgange der Nation einzunehmen scheint.

Wien, im April 1847.

Der Verfasser.

Einleitung

Noch ist kein Menschenalter vergangen, seit die moderne Romantik, wie eine prächtige Rakete, funkelnd zum Himmel emporstieg, und nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend, oben in tausend bunte Sterne spurlos zerplatzte. Der Pöbel lacht, und die Gebildeten, kaum noch vom Staunen und Entzücken erholt, reiben sich die Augen von der Blendung und gehen gleichgültig wieder

sich uns diese vom Rationalismus beherrschte Zeit. Aber der deutsche Geist fand hierin kein Genüge und keine Ruhe; die Saatkörner, welche Lessing, Hamann und Herder ausgestreut, gingen in dem sich unbefriedigt fühlenden deutschen Norden auf. Die Vermittelung zwischen der sichtbaren Natur, wie sie

an ihre alten Geschäfte. Woher der rasche Wechsel? was hat diese Poesie verbrochen, daß sie überhaupt einmal Mode werden, und eben so schnell wieder aus der Mode kommen konnte? – Zur Verständigung dieser befremdenden Erscheinung und ihrer historischen Nothwendigkeit, wollen wir Reichthum, Schuld und Buße der Romantik in folgenden kurzen Umrissen noch einmal an uns vorübergehen lassen.

Alle Posie ist nur der Ausdruck, gleichsam der seelische Leib der inneren Geschichte der Nation; die innere Geschichte der Nation aber ist ihre Religion; es kann daher die Literatur eines Volkes nur gewürdigt und verstanden werden im Zusammenhange mit dem jedesmaligen religiösen Standpunkt derselben. So erscheint auch die deutsche Poesie der neuern Zeit von der sogenannten Reformation und deren verschiedenen Entwickelungen und Verwickelungen wesentlich bedingt. Die Reformation aber hat e i n e n, durch alle ihre Verwandlungen hindurchgehenden Faden: sie hat die revolutionaire Emanzipation der Subjectivität zu ihrem Prinzip erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma gesetzt; und seitdem sind alle literarischen Bewegungen des nördlichen Deutschlands mehr oder minder kühne Demonstrationen nach dieser Richtung hin gewesen.

So sehen wir – um uns hier, unserm Zwecke gemäß, nur auf die neueren Erscheinungen zu beschränken — in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts plötzlich eine übermüthige Prometheusjugend über die fein abgezirkelten Felder der Literatur hervorbrechen, alle Schranken der Cultur und Convenienz tumultuarisch vor sich niederwerfend. Gleichwie man im Christenthum das Positive abgethan, um eine natürliche, sogenannte Vernunftreligion aus sich selbst herauszuspinnen, so sollte nun auch in der Poesie die unbedingte Freiheit des Subjects selbständig walten; seine ursprünglichsten, unmittelbarsten Kräfte: Ahnungsvermögen, Divination, Instinct, kurz, das Dämonische in ihm, das was man damals Genie nannte, sollte, im Gegensatze aller Tradition, eine ganz neue Schöpfung erzeugen, die ihr Gesetz in sich selbst trüge und originell sei, wie die Natur; der Mensch wurde nicht an einem Höheren über ihm gemessen, sondern

bei Goethe unter der schönsten Form in ihrer symbolischen Bedeutung erschienen war, und der Welt des Unsichtbaren, unternahm ein neues Geschlecht. Allegorie und Symbolik genügten ihm nicht mehr; es verlangte nach einem wesentlicheren Inhalte, nach einer nahrhafteren Speise für den hungernden, an die Welt an dem genialen Individuum, das sein eignes Ideal war. Und so erhob sich denn, um dieses souveraine Subject von jeglichem Hemmniß zu befreien, sofort ein Kampf auf Tod und Leben gegen alle historischen Formen in Kirche, Staat, Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst; Ossian und Shakespeare wurden als vermeintliche Naturalisten zu Hülfe gerufen, in Göttingen entstand unter talentvollen Jünglingen ein Bund für Urtugend und selbst ein Voß tanzte bei Mondschein um die Bundes-Eiche!

Darin hatte diese burschikose Jugend ohne Zweifel Recht und ihre Mission erfüllt, daß sie in dem französischen Garten der Poesie die bunten Scherbenbeete, die so lange Blumen gelogen, zertrümmerte, daß sie die verschnörkelten Buxbäume entwurzelte und die steinernen Götzenbilder mit den Gottschedschen Alongenperücken umwarf. Als es aber dann darauf ankam, das Neue zu schaffen, versagte der subjective Gott, die Schönheit wurde nackte Sinnlichkeit, die Kraft Rohheit, die Natur gemein; das geniale Unkraut wuchs ihnen unversehens und unaufhaltsam über die Köpfe, und der Garten verwilderte.

Wir erinnern hier nur an Lentz, der im „neuen Menoza“ die Geschwisterehe zweideutig verschönert und in seinem „England“ Freigeisterei und Wollust, „die den Himmel Preis giebt für Armiden,“ unverhüllt zur Schau trägt. Noch zügelloser gestaltet sich bei Heinse (Ardinghello, Hildegard v. Hohenthal u. s. w.) jenes Prinzip zum unbedingten, genußsüchtigen Egoismus, der jeden moralischen Maßstab verwirft. Die materiellste Sinnlichkeit wird in lyrischem Taumel zu einem, in sich gerechtfertigten und nothwendigen Naturdienst, Wollust und Andacht sind Schwesterkinder, Schönheit allein ist das Dasein der Vollkommenheit, die Ehe gilt als lebendiger Tod und vieltausendjährige Sclaverei. Bei weitem der entschiedenste aber unter diesen Revolutionairs war Klinger, der selbst mit seinem Drama: „Sturm und Drang“ dieser Periode den Namen gegeben. Stolz fragt er, was denn die ganze Geschichte anderes sei, als eine Satire auf die Vorsehung, und warum man sie denn im Sinne der orthodoxen Theologie lesen solle? Der Mann von Kraft handle aus sich selbst und wisse, daß er das Schicksal in sich beherrsche. Und in

sich selbst nagenden Geist. So wurde es auf das Positive wieder hingeführt. Goethe's Wirklichkeit und Schiller's Ideal hatten für dasselbe nur Bedeutung in Bezug auf ein Drittes über ihnen, wo beide bereits versöhnt und Eins sind: auf die Menschwerdung Christi, des göttlichen Vermittlers von Natur und Frei-

dieser Zuversicht ging er unverzagt an die Weltverbesserung in seinen zahlreichen Dramen und Romanen, lauter moralische Conflicte und Dissonanzen, wo riesenhaft aufgeblasene, unwahre Tugenden gegen ebenso unwahre Laster, Einbildungen gegen Einbildungen, wie Drachen mit Lindwürmern ringen; eine Ungeheuerlichkeit, die unfehlbar sich selbst parodiren würde, wenn er nicht durch den bittern sittlichen Ernst, womit er die Lanze einlegt, oft tragisch an Don Quixote gemahnte. - Nur ein Genius, mitten in dem Getümmel, hat alle diese gährenden Elemente, als Stoff künstlerisch zu bewältigen gewußt und was sie ahnten, irrten und strebten, für die Nachwelt poetisch registrirt: Goethe in seinem Götz, Faust und Werther.

So war der Lärm in kurzer Zeit am Parnasse wieder vertost, und jenes Titanengeschlecht an seiner eignen Ueberschwänglichkeit geborsten. Sie taumelten und endeten gleich Trunkenbolden, einige im Wahnsinn, wie Lentz und andere, einige mit Ekel und absoluter Weltverachtung, wie Klinger. Der nüchterne Verstand aber, der lange schadenfroh zugesehen, überlebte sie Alle.

Da kamen die sieben magern Jahre, wo Nicolai in seiner Allgemeinen Deutschen Bibliothek die kritische Scheere über den üppigen Garten legte, Alles verschneidend und bestutzend, was sich über das Niveau der Gewöhnlichkeit hinauszulangen unterfing. Es wurde sofort Toleranz und Gewissensfreiheit proklamirt für Juden, Türken und Heiden, Jeder aber, der noch des Christenthums und dergleichen Aberglaubens verdächtig, fanatisch als Narr oder heimlicher Jesuit verketzert. Nebenher lief auch noch, von Sulzer her, eine Nützlichkeitstheorie durch's Land, ja sogar über die Kanzeln, nicht etwa von dem was zum ewigen Leben, sondern was für des Leibes Nothdurft nütz ist, von Sparsamkeit, Runkelrüben- und Kartoffelbau. Mit Fleiß im täglichen Haushalt und etwas negativer Moral, die eben Niemanden todtschlägt oder bestiehlt, meinte man mit dem Jenseits, wenn es überhaupt eines gäbe, schon fertig zu werden, den Spruch: „Trachtet nach dem Himmelreich, so wird Euch das Andere zugegeben" geradezu umkehrend. Mit einem Wort: das fragliche Subject hatte, von der lüderlichen Ueberspannung stark mitgenommen, wie ein alter Roué sich die Schlafmütze über den Kopf gestülpt und

heit. Diese Idee erfassend, erklärten sie sich mit jugendlich feuriger Begeisterung zu Rittern des Christenthums wider den herrschenden Rationalismus, und nahmen zugleich auch Alles zu Hülfe, was das Christenthum in den Jahrhunderten der Vergangenheit, da es geherrscht, in der Literatur der Völker her-

wollte sich's als ein ruhiger, guter, fetter Bürger endlich einmal kommode machen in der Welt. Solcher Philister aber wußte denn freilich mit der Poesie eben so wenig anzufangen als sie mit ihm, und in dieser Verlegenheit verfiel er darauf, fortan mit dem bloßen Verstande zu dichten.

Goethe und Schiller, nachdem letzterer in den Räubern, im Fiesko und in Cabale und Liebe seinerseits die Genieseuche der Starkgeister gebüßt, beide überdem soeben in wissenschaftlichen Studien befangen, schwiegen eine geraume Zeit, um sich zu neuem Anlauf zusammenzufassen. Wieland dagegen wurde nun recht der Held des Tages, indem er, gegen die Schwärmerei und alles Wunderbare zu Felde ziehend, jene krasse Nützlichkeitstheorie in eine feinere Glückseligkeitsreligion für die Vornehmen verarbeitete, die wesentlich dahin lautet: „Der Gehorsam gegen die Gesetze unserer Mutter und Pflegerin Natur befehle, die Sinne zu ergötzen. — Der betrügliche Unterschied zwischen Nützlich und Angenehm werde aufgehoben; nützlich sei nur, was uns vor Unlust bewahre, oder eine Quelle des Vergnügens sei. — Man genieße jeden Augenblick, aber ohne Mäßigung werden auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzes, der den Keim eines künftigen Vergnügens zernage. — Mäßigung sei daher Weisheit, und nur dem Weisen sei es gegönnt, den Becher der reinen Wollust, den die Natur jedem Sterblichen voll einschenke, bis auf den letzten Tropfen auszuschlürfen." – Wer hört hier nicht den alten Dichter behaglich schmatzen? – Dieser diätetischen Regel zufolge wird nun fortan zu Nutz und Frommen jenes vornehmen Weisen ein *juste milieu* zwischen platonischer und irdischer Liebe erfunden, eine philosophisch aufgeputzte, in ihrer prüden Halbheit und verzagten Lüsternheit doppelt widerliche Sinnlichkeit, eine von Tugend schwatzende Wollüstelei, deren Schilderungen, wie Schleiermacher richtig sagt, eine gemeine Natur verrathen. Als pikante Sauce zu solcher Pastete von *haut gout fin* erscheint auch bei Wieland, wie immer wo der tüchtige, begeisternde Inhalt fehlt, eine ganz in's Allgemeine gehaltene, schlüpfrigglatte Salonsprache, die uns stets wie eine Uebersetzung aus dem Französischen vorgekommen ist. Dennoch wird sie noch bis heute oft als Mustersprache angepriesen. Als ob es

vorgebracht hatte. – Freilich aber äußerte sich dieses Bestreben zunächst, da die Jünger ihre Milch an einer ganz andern Brust getrunken, und in einer andern Luft aufgewachsen waren, als ein unsicheres Suchen und Herumtappen einer sich selbst kaum verständlichen Sehnsucht. Die Poesie hatte sie vor die Thüren

überhaupt einen Normalstyl gäbe für Poeten, deren Jeder seinen eignen mitbringt, wie jeder ausgeprägte Charakter sein Gesicht.

Um nun gleich die beiden Antipoden dieser Literaturperiode, die so ziemlich ihre ganze Peripherie beschreiben, vorzuführen, wollen wir hier dem sogenannten Dichter der Grazien den ungraziösesten der deutschen Dichter, Johann Heinrich V o ß mit wenigen Worten gegenüberstellen. Auch Voß zerarbeitete sich im Schweiß seines Angesichts ganz ehrlich an jener fatalen Nützlichkeitstheorie, aber nicht, wie Wieland, für die hohe Aristokratie, sondern demokratisch nach der untern Schicht der Gesellschaft hin. Ja, er wollte sich einst in allem Ernste in Baden als „Landdichter" anstellen lassen, um die Sitten des Volks zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesanges auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und ein regeres Gefühl seiner Würde beizubringen. – Ein kleinliches Tugendleben voll minutiöser Hemmungen und Quälereien, deren mühselige Ueberwindung ihm eine große Meinung von sich selbst und dem von Natur herben Landwein eine ungenießbare Säure gab, hatte ihn allmählig zum eigentlichen Kleinstädter unserer Literatur gemacht. Daher diese eigensinnige, selbstgefällige Bornirtheit, welche ihren Hühnerhof und Kohlgarten für die Welt hält, der politische Aberglaube, der hinter allen Hollunderbüschen lauernde Jesuiten wittert, dieser langverhaltene Ingrimm des „sassischen Bauern" (wie Görres ihn nennt), der sich von der vornehmen Erscheinung der gräflichen Freunde unwillkührlich gedemüthigt fühlt und nun die eigene Plumpheit dem Aristokratismus zur Sünde anrechnet, jene fanatische Intoleranz, welche eine bloße spießbürgerliche Ehrbarkeit als die alleinseligmachende Religion proklamirt; denn

„Der Celt' und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich e i n e n Gott!"

So wühlt er in philisterhaftem Mißverständniß der Natur, von der ihn nur das Knollige anspricht, sich immer behaglicher in die platteste Wirklichkeit hinein, dichtet Pferdeknechts-Idyllen u. s. w. und scheitert endlich fast komisch an dem verzweifelten Versuche, den bekannten deutschen Michel poetisch darzustellen.

der katholischen Kirche, vor das im Walddickicht versteckte, und längst vergessene Heiligthum hingeführt; kein Wunder daher, wenn sie ihre Aufgabe, die zur guten Hälfte eine ethische war, vorzüglich als eine ästhetische nahmen, und statt der sichtbaren lebendigen Kirche sich nicht selten in einem träume-

Auf solche Weise hatte sich denn die hausbackene Verständigkeit breit und gemächlich zu Neste gesetzt, um das Menschheitswohl auszubrüten. Allein der Kobold der Geniezeit hatte ihr vor seinem Verscheiden das Kuckuksei des Gefühls mit untergelegt. Die Brutwärme war aber gar zu gering; und so fuhr in dem veränderten, kalten Klima zu ihrem Erstaunen und Aerger unversehens der Bastard der falschen Sentimentalität mit aus: das, dem Wahren und Großen nicht mehr gewachsene Gemüth, auf das Unbedeutende, Gemeine, ja Nichtswürdige angewendet, die Affectation mit den bloßen Flittern der Poesie, jene unmoralische innere Lüge, wie sie fast ein Menschenalter lang durch die Theegesellschaften und Leihbibliotheken ging und in den unerschöpflichen Romanen von Lafontaine das Land verwässerte, während sie in Tiedge's Urania sogar vornehm wurde und den philosophischen Katheder bestieg.

Gegen diese Epidemie sentimentaler Mondsucht war allerdings der altkluge Verstand recht auf seinem Platz, und hat mit Noth- und Hülfsbüchlein und zahllosen Kinderschriften, an denen sich freilich eigentlich nur kindischgewordene Alte erbauten, Erstaunliches geleistet. Nachdem er jedoch solchergestalt alle Verhältnisse gehörig ausgenüchtert und vor Allem das Christenthum durch das Medium des Rationalismus auf bloße, baare Moral gesetzt hatte, so entstand hieraus eine zweite Calamität: die Prosa der Tugend, welche wiederum durch ihre enorme Langweiligkeit ihren nothwendigen Gegensatz, die Frivolität, hervorrief.

Beide Richtungen fanden ihre Vertreter in Iffland und in Kotzebue.

Iffland schwankte in seiner Jugend lange zwischen Kanzel und Theater; eine Wahl, die eben nicht viel Qual machen konnte. Denn das Theater rivalisirte damals sehr glücklich mit der Kirche, beide sollten bloße Sittenschulen sein, und Schiller selbst erklärte die Aufgabe der Schaubühne für eine religiöse, während viele Prediger Schillersche Sentenzen von der Kanzel paraphrasirten und in einigen Kirchen die Baßarie aus der Zauberflöte: „In diesen heiligen Hallen" als Osterlied gesungen wurde. – Der Schatten Shakespeare's, den die Kraftgenies, freilich etwas lärmend, heraufbeschworen, war uner-

rischen Halbdunkel mit einer bloßen poetischen Symbolik dieser Kirche, einer neuen christlichen Mythologie abzufinden suchten. War jene Zeit ja doch selbst eine Feenzeit, da das wunderbare Lied, das in allen Dingen gebunden schläft, zu singen anhob, da die Waldeinsamkeit das uralte Märchen der Natur

kannt und unverstanden über die Bretter geschritten. Das vom trokkenen Verstand geschulte, todmatte Publikum hatte kein Auge mehr dafür, „wie der Herr in Blitzen schreibt die Weltgeschichte," kein Herz mehr für die tiefe Naturwahrheit und Unmittelbarkeit in Schmerz und Lust, weder für die wahre Tragödie, noch für das wahre Lustspiel. Iffland, ein ächtes Kind seiner Zeit, stieg daher genügsam in die ordinairen Visiten- Arbeits- und Wochenstuben des Mittelstandes hinab, um dort zu predigen. Und dennoch, weil es ihm nur um Belehrung zu thun war, sind seine Bühnengestalten nicht etwa wirkliche Menschen, sondern bloße abstracte Charaktermasken ausbündiger Vortrefflichkeit oder Niedertracht, wie sie nie und nirgends vorhanden, anstatt der christlichen Tugenden überall nur eine ästhetische, oft wunderlich verdrehte Tugendlichkeit, wie: „Verbrechen aus Ehre" u. s. w. Ueber den ganzen moralischen Salm aber goß er in der dürren Zeit reichlich das Lavendelwasser der sentimentalen Empfindsamkeit; und so florirte in Deutschland das bürgerliche Rührspiel, oder die Iffländerei; wie es später die Romantiker nannten.

Diesem *Jean, qui pleure,* konnte natürlicherweise ein *Jean, qui rit,* nicht fehlen. Kotzebue blieb es vorbehalten, das letzte Stadium der Verstandesdichtung zu erreichen, indem er die allgemeine Indifferenz, welche der gewissenhafte Iffland noch mit der älteren Bildung zu vermitteln gestrebt, frech emanzipirte. Das Charakteristische der Kotzebueliteratur ist eben die conventionelle Charakterlosigkeit, eine Blasirtheit, die Alles, was sie nicht begreift oder was sie genirt, vornehm verlacht. Schon früher wohl hatte man mit deutscher Plumpheit, aber immer noch mit einem gewissen Anstrich von Idealität, ähnliches versucht; Kotzebue aber war der erste, der es schamlos und prinzipienmäßig sich zur Aufgabe machte, alle sittlichen Mächte des Lebens, Religion, Ehre, Vaterlandsliebe, als altmodische Träumerei und Hirngespinnst, zur Zielscheibe frivolen Witzes öffentlich an den Pranger zu stellen, und dafür einen glatten weltmännischen Nihilismus, als das allein Verständige und Gentile zur Herrschaft zu bringen. Wo er aus dieser Rolle fällt – was ihm, bei den schon damals auftauchenden, ernsteren Richtungen, aus rivalisirender Eitelkeit

wiedererzählte, von verfallenen Burgen und Kirchen die Glokken wie von selber anschlugen und die Wipfel sich rauschend neigten, als ginge der Herr durch die weite Stille, daß der Mensch in dem Glanze betend niedersank. Es war, als erinnerte das altgewordene Geschlecht sich plötzlich wieder seiner schö-

zuweilen begegnete – wo er, sagen wir, naiv oder pathetisch sein will, wird er völlig dumm und abgeschmackt, wie z. B. in der Gurli oder in Rolla's Tod. Mit desto größerem Geschick, ja boshaftem Instinct, dagegen wußte er in seinen eigentlichen Kotzebueaden die schlummernden Sünden und Schwachheiten der Nation gegen ihre Tugenden aufzurufen, und den Unglauben durch aufgeblasenes Weltbürgerthum, Diebstahl durch rührende Familiennoth, Lüderlichkeit durch ein sogenanntes gutes Herz, gefallene Mädchen durch leichtfertige Thränen gar liebenswürdig zu Ehren und unter die Haube zu bringen. Und einen solchen Mann schämte sich das damalige Deutschland nicht, zu seinem Theaterkönig auszurufen! Nicht weniger als 211 seiner Stücke wurden auf allen Theatern stürmisch beklatscht, die begeisterten Damen trugen Eulaliahauben, die Männer übersetzten ihn athemlos in alle Sprachen; kaum noch fanden burschikosere Spätlinge Raum genug, in Götzens Rüstung ungeschickt über die Bühne zu stolpern, während man in den zerfallenen Ruinen der deutschen Poesie dazwischen einige melancholische Grillen, wie Matthisson, Salis u. A. verloren zirpen hörte. So trostlos standen die Sachen um das Jahr 1795.

Wir haben in der vorstehenden Skizze fast nur Unerfreuliches bieten können, weil es unsere Absicht war, eben nur das Vorherrschende und Allgemeinbezeichnende jener guten alten Zeit der Mittelmäßigkeit in Erinnerung zu bringen. Aber unter diesem Schutte lag allerdings schon damals das Saatkorn einer andern Zeit, welches drei mächtige Geister für die Nachwelt ausgeworfen; wir meinen: Lessing, Hamann und Herder.

L e s s i n g ist, auch schon seiner Lebenszeit nach (1729–1781), hier zuerst zu nennen. Er hatte das zweischneidige Schwert der Kritik, das der Protestantismus in die Welt gelegt, muthig aufgenommen, aber nicht um des Protestantismus willen, sondern um n e u e Bahnen zu brechen. Denn so lose, falb und ungewiß, das fühlte er tief, durfte das deutsche Wesen nicht länger hängen bleiben; alles Halbe

nern Jugendzeit, und eine tiefe Erschütterung ging durch alle Gemüther, da Schelling, Steffens, Görres, Novalis, die Schlegel und Tieck ihr Tagewerk begannen.

Es bedarf wohl nur dieser Namen, um den Umfang dieser geistigen Erschütterung anzudeuten, die alle Richtungen der

war ihm in den Tod verhaßt. Der Hochwächter seiner Zeit, wie ihn Gervinus nennt, klopfte er an Hütten und Paläste, rüttelte unbarmherzig Unglauben wie Aberglauben, den eigensinnigen Hochmuth und die weichlichen Träumer auf, und zwang die Welt, in den Dingen sich so oder so zu entscheiden. Und den gemeinen Schwindel kannte er nicht; auf den unwirthbarsten Höhen, wo Anderen die Sinne vergehen, athmete er nur um so frischer auf.

Vor Allem begann er damit, in der totalen Verwirrung die ungehörig verschwommenen Elemente der Bildung zu scheiden und zu ordnen. So löste er auch die Poesie aus ihren damaligen Banden französischer Altklugheit, sie sollte fernerhin weder der Moral, noch dem Verstande dienen, ihre eigne Schönheit sollte ihre einzige Berechtigung sein. Schon damals, der herrschenden Modebegeisterung entgegen, ignorirte er den Ossian und rühmte Shakespeare, den noch Niemand kannte.

Es konnte nicht fehlen, ein solcher Mann mußte die tiefste Bewegung der Zeit, die religiöse, auch am mächtigsten erfassen. In dieser Beziehung sind seine „Wolfenbüttler Fragmente“ und „die Erziehung des Menschengeschlechts“ besonders berühmt geworden. In den Fragmenten wird Christi Leben und Lehre als ein Versuch dargestellt, den Römern zum Trotz ein irdisches Messiasreich zu gründen, welcher Versuch, als er mißglückte von den Jüngern dann in den Evangelien schlauerweise bloß geistig gedeutet worden sei. – Die andere Schrift dagegen nimmt die Offenbarung nicht für alle Zeiten geschlossen an, sondern als einen stufenweisen Act der Erziehung Gottes, einstweilen an dem einzelnen Volke der Juden bis zu Christus durchgeführt, weiterhin aber unausgesetzt über Christus hinausgehend.

Wir wollen hier kein Gewicht darauf legen, daß Lessing selbst nur H e r a u s g e b e r der Fragmente und der Erziehung des Menschengeschlechts ist; die Ersteren werden nämlich dem Hamburger Reimarus, die Anderen dem bekannten Landwirth Albrecht Thär zugeschrieben. Aber wenn man den ganzen Mann in's Auge faßt, fühlt man jedenfalls, indem er jene Schriften in die Welt sandte, konnte es seine Absicht nicht sein, der Richtung seiner Zeit zu schmeicheln, vielmehr dieser damit gradezu den Fehdehandschuh hinzuwerfen, um

neuern Bildung, Politik, Philologie und Medicin nicht ausgeschlossen, erfrischend und belebend durchdrang. Von Grund aus verjüngt aber wurde insbesondere die Poesie, und gewann einen überraschenden Reichthum an Inhalt und Formen, von dem die jetzigen Poeten, wider Wissen und Willen, noch bis auf

sie, seiner scharfen, unverblendeten Natur gemäß, aus aller Schönthuerei und Halbheit kühn bis zu dem Culminationspunkte zu treiben, wo es Christ oder Nichtchrist gilt; er wollte keine Scheinheiligkeit, er wollte keinen S c h e i n frieden zwischen Vernunft und Religion. Er that es, und das unterscheidet ihn himmelweit von seiner Zeit – er that es nicht aus eitler, frivoler Lust am Verneinen, sondern mit dem furchtbaren Ernst, der den Zweifel als eine blanke Waffe ergreift, um sich zu positiver Ueberzeugung durchzuhauen. „Ich hungre, sagte er von sich selbst, nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erysichthon Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. – Die Inspiration der Evangelien ist der breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir Jemand hinüberhelfen, der thue es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn, er verdient einen Gotteslohn an mir." – Hiernach war er auch – wiederum ganz verschieden von seiner Zeit – weit davon entfernt, seine Zweifel für maßgebend, oder für mehr als redliche Bestrebung auszugeben. „Ich besorge nicht erst seit gestern, gesteht er schon im Jahre 1771, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel weggeworfen habe. Es ist unendlich schwer zu wissen, wenn und wo man bleiben soll."

Unsäglich aber haßte er insbesondere den flachen Rationalismus der „neumodischen Theologen." „Man macht uns, schreibt er an seinen Bruder, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchstunvernünftigen Philosophen. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm (dem alten Religionssystem). Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, das man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßte. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich das alte vertheidige? – Ich bin von solchen schaalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tirannisiren werden, als die Orthodoxen jemals gethan haben." – Das sind Worte, die heute noch eben so schneidend treffen wie dazumal, und wie Viele, die sich jetzt auf Lessing stützen, weil sie ihn nicht kennen, würden

den heutigen Tag verdrossen zehren. Auch hier begannen die Romantiker erst kritisch. Aber ihre Kritik war keine negative Demonstration; nach dem Grundsatze vielmehr: daß Poesie nur durch Poesie recensirt werden könne, ward sie in lebendigem dichterischem Kampfe selber zum Kunstwerk, wie Tieck's Zer-

wieder das: kreuziget ihn! über ihn ausrufen. Denn er dringt unerschrocken noch unmittelbarer vor, indem er ferner sagt: „Eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruht auf dem wesentlichen Begriff einer Offenbarung. Oder vielmehr die Vernunft giebt sich gefangen; ihre Ergebung ist nichts, als das Bekenntniß ihrer Gränzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dieß also, dieß ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß; und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter hinauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen der Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit den Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde."

So ist es durchaus eine ernste tiefe Sehnsucht, die durch sein unruhiges Leben, wie durch seine Schriften geht. Er ist ohne Zweifel der tragischste Charakter unserer Literatur: wie er überall treu, offen und gewaltig nach der Wahrheit ringt, und dennoch vom Dämon des Scharfsinns (wie Hamann es nennt) endlich überwältigt wird und an der Schwelle des Allerheiligsten unbefriedigt untergeht; aber sein großartiger Untergang ist für alle Zeiten eine belehrende Mahnung an Alle, die da e h r l i c h s u c h e n w o l l e n.

Eine gleich hohe Erscheinung in der deutschen Literatur war H a m a n n (1730—1788), wenngleich auf sehr verschiedenem Standpunkte. Wenn Lessing das religiöse Bewußtsein durch Kritik zu erobern suchte und von Zweifel zu Zweifel langsam aber sicher vordrang, so war bei Hamann die Erleuchtung wie ein Wetterstrahl, der den Verirrten mitten in der Nacht eines fast verlornen Lebens getroffen. Daher bei ihm, anstatt der Demonstration, das abgerissen Divinatorische, die überraschend tiefen Geisterblicke, die oft ganze nächtliche Landschaften plötzlich aufdecken und dann wieder versinken lassen, das Rhapsodische endlich und Dunkle, das ihm den Namen des nordischen Magus erwarb, das sich jedoch für d e n wohl aufhellt, der seine Lebensaufgabe in ihrem vollen Umfange gefaßt hat. Diese Aufgabe aber war keine geringere, als die Versöhnung von Glauben und Wissen durch ein höheres Erkennen, um von diesem Boden aus das geschmähte und verkannte Christenthum mit

bino, A. W. Schlegel's meisterhafte Besprechung der damaligen literarischen Zustände, und dessen berühmte Triumphpforte, unter welcher der Theaterpräsident Kotzebue feierlich begraben wurde. Eben so traten sie der prosaischen Misère nicht mit theoretischer Langweiligkeit, sondern factisch mit leuchtenden Gedanken, Witz, Gelehrsamkeit und allen Waffen des Geistes zu vertheidigen. Denn Vernunft und Schrift waren ihm in ihrem Grunde Einerlei: Sprache Gottes. „Ich habe es, sagt er, bis zum Ekel und Ueberdruß wiederholt, daß es den Philosophen wie den Juden geht, und beide nicht wissen, weder was Vernunft noch was Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntniß der Sünde und Unwissenheit – nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß und sich nicht ergrübeln, noch ererben noch erwerben läßt." – „Ohne Glauben sind Diät und Moral nichts als Quacksalbereien. – Der Glaube aber ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriffe derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht, als Schmecken und Sehen." – „Das höchste Wesen ist im eigentlichen Verstande ein Individuum, das nach keinem anderen Maßstabe als den es selbst giebt, und nicht nach willkürlichen Voraussetzungen unseres Vorwitzes und unserer nasenweisen Unwissenheit gedacht oder eingebildet werden kann." – „Der Grund der Religion liegt in unserer ganzen Existenz und außer der Sphäre unserer Erkenntniß-Kräfte." – „Daher jene mythische und poetische Ader aller Religionen etc." — „Die Angst in der Welt ist der einzige Beweis unserer Heterogenität. Denn fehlte uns nichts, so würden wir uns in die Natur wie Narren vergaffen, kein Heimweh würde uns anwandeln."

Diese bezeichnenden wenigen Züge dürften zu unserem Zwecke eben hinreichen, um Hamanns Anregung und Bedeutsamkeit für die nächstfolgende Literaturepoche begreiflich zu machen. – Ein solcher Mann durfte wohl prophetisch verkünden: „daß eine Revolution der Geister und unserer Erde in Gährung sei."

H e r d e r (1744–1803) war der Gedankenerbe Hamanns, mit dem er auch bis an dessen Lebensende befreundet blieb; ja man möchte sagen, er stand, und zwar als der weibliche Theil, in einer geistigen Ehe mit ihm. Denn was Hamann ahnend oft ganz formlos hinwarf, diesen einsamen Tiefsinn, hat Herder mit erwärmender Empfänglichkeit aufgenommen, nach dem Bedürfniß der Zeit ausgebildet und in die große Welt eingeführt. Aber weicher, als Hamann, machte er hierbei dieser Zeit Concessionen, die ihn dann selbst immer

Vorbildern entgegen, um sie an einer größern Vergangenheit aufzurichten. In diesem Sinne haben ihre noch unübertroffenen Uebersetzungen einen entscheidenden Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt. Calderon wurde von ihnen gleichsam erst entdeckt. Auch Shakespeare war bis dahin fast nur eine Geheim-

weiter mit fortrissen; er machte die, freilich dialektisch verknöcherte Theologie fast bis zur Eleganz poetisch; er lehrte weniger Christenthum, als das allgemein Göttliche in der Menschennatur, das alle Menschen zu einer unsichtbaren, überall verbreiteten Gemeine verbrüdern sollte, mit einem Wort: jene Universalreligion der Humanität, die schon an den äußersten Grenzen des Christenthums steht. „Ob hiebei, sagt er, der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöheten gleichgültig. Wer Schlacken vom Golde zu unterscheiden weiß, wird sich nicht irre machen lassen, und den Helden der Menschengüte, den stillesten Wohlthäter seines Geschlechts in seiner Art, d. i. schweigend und nachahmend ehren. Am Namen: Christianer liegt wenig; gehe dieser unter oder bleibe. Von Schlacken gereinigt, kann seine Religion nicht anders als die Religion reiner Menschengüte, Menschenreligion heißen." – Mit derselben universalen Empfänglichkeit, die sein Grundwesen ausmacht, erkannte er auch das Volkslied aller Zeiten und Nationen, und hat in seinen „Stimmen der Völker" einen Ton angeschlagen, der noch bis heut durch die deutsche Poesie erfrischend fortklingt.

Jacobi ist der Philosoph, wie Jean Paul der Dichter jener Humanitätsreligion. Auch bei Jacobi war, wenn wir unverblendet auf den Grund sehen, eigentlich doch der Mensch selber sein eigner Gott, auch Jacobi, allem Schulzwange fremd, suchte vermittelnd an diesem Göttlichmenschlichen Kunst und Wissenschaft, Leben und Politik zu messen, zu würdigen und zu beleben. „Wahrhaft über sich, sagt er, erhebt den Menschen nur sein Herz, welches das eigentliche Vermögen der Idee, der nicht leeren, ist." – „Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geiste sich über die Natur erhebt, und kraft dieses Geistes sich ihr, als eine von ihr unabhängige Macht, entgegenstellt, sie bekämpft, beherrscht. – Wie der Mensch an diese ihm inwohnende, der Natur überlegene Macht in ihm lebendig glaubt, so glaubt er an Gott, er fühlt, er erfährt ihn. Wie er an diese Macht in ihm nicht glaubt, so glaubt er auch nicht an Gott; er sieht und erfährt überall nur bloß Natur, Nothwendigkeit, Schicksal. –"

Er selbst aber fühlte tief das Unzureichende dieses reinsubjectiven Glaubens. „Licht ist in meinem Herzen – so klagt er – aber

wissenschaft der Goethe'schen Jugendgenossen, und Eschenburg's und Wieland's Versuche gaben kaum den gelehrten Apparat zu einer künftigen Uebersetzung; erst durch Schlegel wurde er wirklich deutsch und polulär.

Und hier können wir nicht umhin, zugleich einen Vorwurf

sowie ich es in den Verstand bringen will, verlöscht es." Vergebens schrieb ihm Hamann 1785: „Ich wünschte Sie so gern aus dem Labyrinth der Weltweisheit in die kindliche Einfalt des Evangeliums versetzen zu können!" – „Mit mir steht es so, sagt er noch im Jahre 1817, daß ich mit Falk und Twesten darüber vollkommen einig bin, daß wer die Religiosität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse. Wie ich aber dazu gelangen könne, diese historischgediegene, einmüthige Religion der Väter so zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde – das weiß ich nicht."

Daher schreibt er: „In Deine Klagen über die Unzulänglichkeit alles unseres Philosophirens stimme ich leider von Herzen ein; weiß aber doch keinen anderen Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren."

Bei Jung-Stilling galt er für einen Deisten, bei Andern für einen Katholiken. Das Wahre ist, daß der große Zwiespalt der Zeit, den er zu vermitteln unternahm, in ihm selber unvermittelt war, daß er einen Glauben hatte, den er nicht rechtfertigen wollte und konnte, und daher einen Glauben verfocht, den er nicht hatte, und sonach eingestehen mußte, „wie Alles bei ihm auf die schwermüthige Trauer über die Natur des Menschen hinauslaufe." – Er war nichts als ein bedeutsames, feuriges Fragezeichen der Zeit an die kommenden Geschlechter gerichtet, ein redlich Irrender, immerdar schwankend, aber schwankend wie die Wünschelruthe nach dem verborgenen Schatze.

Es ist klar, eine Vermittelung, die so zaghaft niemals bis zum rechten Mittelpunkt des Uebels zu dringen wagte, konnte dieses nicht heilen; weder Herders ästhetische, noch Jacobi's philosophische Verschleierung des Abgrundes, über welchem Beide schwebten, mochte die ernsten Gemüther befriedigen, oder auch nur dauernd beruhigen. Hamann stand zu hoch und schroff dem Vernunftglauben und dem Unglauben gegenüber, um allgemein einzuwirken; Lessing aber hatte in der That seinen Zweck erreicht und den Protestantismus durch seine eignen Consequenzen zur unvermeidlichen Krise gebracht. Und so sehen wir denn wirklich mehrere erleuchtete Protestanten damals ihren Entschluß fassen. Wir sehen Stolberg, nachdem er lange

abzuweisen, den die neueste Zeit aufgebracht und der sich seitdem gedankenlos von Buch zu Buch forterbte, den Vorwurf nämlich, daß die Romantik eben durch jene universale Umschau das neue Geschlecht von deutscher Natur und Kunst entfremdet und einem Quietismus gehuldigt habe, der sie politisch

mit der Zeit und mit sich selbst gerungen, sich plötzlich und gänzlich von jenen Abgründen zurückwenden, mit einem in solchen Dingen allein entscheidenden Muthe, der Freundschaft, häusliche Ruhe und Schriftstellerruhm an seine Ueberzeugung gesetzt. In diesem Sinne schreibt er im Jahre 1819 an Fouqué über das „Kunstgeschwätz, welches im atheistischen Sinne dem Menschen einräumen will, was freie Gabe Gottes ist. Diese Schwätzer fühlen nicht, und können nicht fühlen, wie sehr sie den Menschen, das Göttliche in ihm verläugnend, erniedrigen. – Kraftvolle Darstellung wahrhaft adliger, durch Religion geheiligter Gesinnung, in welcher Kraft von der Selbstverläugnung ausgeht, und dann in Demuth einhergehet, welche durch Vertrauen an Gott den höchsten Heroismus giebt, dessen bedarf es nur."

Weit über diesen festen Boden hinaus erhob dagegen Lavatern ein mystisches Ahnungsvermögen und eine Glaubenskraft, die fast zur Leidenschaft wurde. Unmittelbare Gemeinschaft mit der Gottheit ersehnte er. „Meine Seele, schreibt er 1777 an Gaßner, dürstet nach einem lebendigen Zeugen des lebenden Jesus. Ich bedarf nichts wenigeres, als einen unmittelbaren Jesus. Mit Wort und Schall kann ich mich nicht mehr begnügen." Und dieser Gesinnung gemäß sagt er (Handbibliothek für Freunde, 1791): „Ich halte den consequenten Katholiken für eines der verehrungswürdigsten und seligsten Producte der Menschheit, für das wundervollste Wunder – könnt' ich nicht mißverstanden werden, ich würde die Hyperbel wagen, zu sagen, für einen anbetungswürdigen Anbeter. Welche Kraft und welche Demuth, welche Erhöhung und welche Vernichtung seiner selbst vereinigen sich in ihm! –" Ebenso schrieb er an Stolberg: „Ich verehre die katholische Kirche als ein altes, reich beschnörkeltes, majestätisches, gothisches Gebäude, das uralte, theure Urkunden aufbewahrt. Der Sturz dieses Gebäudes würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein."

Frägt man nun, warum denn ein solcher Mann, bei dieser Gesinnung und bei seiner redlichen und unerschrockenen Offenheit, nicht wirklich katholisch geworden, so antwortet er selbst darauf in seinem Briefe an Stolberg vom 5. April 1800: aus Abscheu vor der Intole-

unfähig und für die großen Fragen der Gegenwart gleichgültig gemacht. Denn konnte wohl, fragen wir, eine welthistorische Bewegung, wie die im Jahre 1813, die noch zu Kotzebue's Zeiten für Narrheit gegolten hätte, so nur von ungefähr aus den Wolken fallen? Waren es denn nicht eben jene quietistischen

ranz und vor der anmaßenden Unfehlbarkeit der katholischen Kirche. Allein diese, rücksichtlich der Kirche von ihm offenbar mißverstandene Unfehlbarkeit hat er doch für seine eignen religiösen Meinungen unbedenklich und vielfach selbst in Anspruch genommen; denn „des Menschen Ueberzeugung ist sein Gott", sagt er in demselben Briefe. Der Grund lag vielmehr ohne Zweifel tiefer, als er selbst es wußte. Die Idee eines leiblich gegenwärtigen Gottes war die Aufgabe seines Lebens, und da er sie nicht in der Kirche suchte, seine Krankheit. Es lag darin, daß er die, von ihm so inbrünstig ersehnte fortwährende Offenbarung nicht, wie die Kirche in der Eucharistie, als eine, allen Christen gemeinsame erfaßte, sondern in allen Lebensmomenten als ein spezielles Wunder an seiner Person allein erfahren wollte; eine Erwartung und Begierde, die gegen sein Lebensende immer ängstlicher und ungestümer wurde. Nicht ohne Grund vielleicht verglich daher sein Freund Cuningham diese stäte Begier nach mehrerer Offenbarung mit Thomas' Zweifeln.

Und so wollen wir denn gern seine eigenen versöhnlichen Worte auf ihn selber anwenden: „Religion ist Gottes Verehrung nach dem Lichte, das jedem gegeben ist. Gott erndtet nicht wo er nicht gesät hat, und sammelt nicht wo er nicht hingelegt hat."

Was Lavatern bedeutend macht, den heroischen Glauben und die Idee einer ununterbrochenen göttlichen Offenbarung, sehen wir dagegen bei Jung-Stilling in extremer Einseitigkeit fast schon in Karikatur umschlagen. Sorglos studirt dieser in Straßburg fort, ohne zu wissen wovon er morgen leben soll, denn Gott, weil er ihn darum gebeten, wird und muß ihm zur rechten Zeit weiter helfen. Die flüchtige Aeußerung eines, ihm bis dahin beinah gänzlich unbekannten histerischen Mädchens, ist ihm eine göttliche Eingebung und im Vertrauen darauf schließt er sofort mit ihr eine, nachher gleichwohl übelgerathene Ehe.

Wir sind weit davon entfernt, die göttliche Leitung jedes Einzelnen und die Kraft des Gebetes zu bezweifeln. Aber wäre Gottes Hand so sichtbar, wäre sie auch außer dem Bereich des Gewissens und der von Ihm eingesetzten Heilmittel der Kirche, überall auch in weltlichen Dingen so unmittelbar stoßend, dictirend, so hätten wir eben keine

Romantiker, welche das alte Sagenbuch der deutschen Nationalpoesie wieder aufgeschlagen, und auf die alten Burggeister weisend, überall im Stillen deutschen Sinn und deutsches Recht weckten und an Tugenden erinnerten, die der Gegenwart Noth thaten? Oder habt Ihr die männlichen Klagen und gewaltigen

Tugend mehr, sondern eitel Fatalismus. Und diesem Fatalismus verfiel allerdings auch Stilling eine Zeit lang. Selbst beim Beten, sagt er, habe ihm der Zweifel ins Ohr gelispelt: „Dein Beten hilft nicht; denn was beschlossen ist, geschieht." – Nur wer durch vollkommene innere Heiligung seine Seele zum reinen Spiegel Gottes gemacht, mag ohne Täuschung darin lesen und Wunder erfahren, ja selber Wunder thun. Den Ernst dieser Bedingung und seine Ohnmacht, sie vollkommen zu erfüllen, fühlte der redliche Stilling in seinen stillsten Stunden gar wohl; daher oft seine tiefe Schwermuth. „Wenn die Qual der Verdammten in der Hölle, sagte er einst zu seiner Frau, auch nicht größer ist als die meinige, so ist sie groß genug." – Und eben dieser durch sein ganzes Leben gehende Schmerz, der nur hohe Seelen heimsucht, macht seine Erscheinung so rührend und belehrend. – Gleichwohl sind er und Lavater die unfreiwilligen Begründer jenes modernen, exklusiven Pietismus geworden, der bis heut in seinen visionairen Abirrungen sich als eine Mission Auserwählter geltend machen will.

Auch Claudius darf in dieser Reihe nicht unerwähnt bleiben, der wackere Wandsbecker Bote, der zwischen Diesseits und Jenseits unermüdlich auf und ab geht und von Allem, was er dort erfahren, mit schlichten und treuen Worten fröhliche Botschaft bringt. Wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft, wenn die Aehrenfelder sich leise vor dem Unsichtbaren neigen, weckt er überall ein wunderbares Heimweh, weiß aber mit seinen klaren Hindeutungen dieses Sehnen, wie schön und vornehm es in Natur und Kunst sich auch kund geben mag, von dem Ersehnten gar wohl zu unterscheiden. Denn „der Mensch, sagt er, trägt in seiner Brust den Keim der Vollkommenheit und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Konterfei's in dem sichtbaren und unsichtbaren Spiegel so rastlos nach, und hängt sich so freudig und begierig an sie, um durch sie zu genesen. Aber Bilder sind Bilder. Sie können, wenn sie getroffen sind, sehr angenehm überraschen und täuschen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Wesen selbst, nur freies Licht und Leben – und das kann niemand geben als der es hat."

Lieder schon vergessen, womit Friedrich Schlegel unausgesetzt zur Umkehr aus der moralischen Verwesung mahnte und die wie ein unsichtbarer Heerbann durch alle Herzen gingen? Und dies Alles in einer Zeit, wo Napoleon sein Schwert über Deutschland gelegt hatte, wo es keine müßigen Spaziergänge

Wir nennen endlich hier Goethe und Schiller absichtlich zuletzt und vereint, weil eben beide zusammen das Resultat und den Inbegriff aller jener Hauptrichtungen ihrer Zeit in poetischer Vertiefung darstellen.

Wir haben schon oben angedeutet, wie Goethe mitten unter den Geniemännern seinen Anfang genommen und, gleich ihnen, seine Sache auf die Natur gestellt hatte. Aber während Jene nur die Titanen spielten und sich zuletzt wohlfeil genug mit der flachen Wirklichkeit abfinden ließen, hielt er ernst, stark und treu zu der Mutter, die dafür ihr Wunderkind in alle ihre Geheimnisse einweihte. Seine Poesie war und blieb eine Naturpoesie im höheren Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in gesundem frischen Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne weite Welt hinaus, sich von allem Nektar der Erde nährend und stärkend. Sie giebt Alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie giebt auch nicht mehr. Ihre Harmonie ist ihre Schönheit, die Schönheit ihre Religion; so wächst sie unbekümmert in steigender Metamorphose bis zur natürlichen Symbolik des Höchsten, vor dem sie scheu verstummt.

In grade entgegengesetzter Richtung überschaut Schiller aus dem Empyreum der modernen Kultur und des Ideals die irdischen Dinge. Wie bei Goethe sich gleichsam alles von selbst versteht, jede seiner poetischen Gestalten, weil sie eben nicht anders kann, ihre angeborne geistige Signatur und verhüllte Idee fast wider Willen verräth, wie die Blumen der Duft, oder das Auge die Seele; so sucht Schiller dagegen überall für das fertige Ideal erst den passenden Stoff, der es verkörpere. Schiller machte, nach idealer Willkür, die Poesie, wie die Geschichte. In Bezug auf die letztere gesteht er selbst mit der liebenswürdigen Offenheit eines redlich strebenden Mannes: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Kosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden, und hier und da mit jener ersten philosophischen

europamüder Poeten galt, um für hochtrabende Floskeln den Lobsalm der Journale einzuwechseln, sondern, wo es galt, das Leben für den Ernst des Lebens einzusetzen. Und als es nun endlich zu h a n d e l n galt, traten Görres, Steffens, Schenkendorf, Raumer und Andere der Besten an die Spitze der Jugend, die in

zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie; und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Allein dasselbe begegnete ihm, wenn auch weniger bewußt, vielleicht in noch vollerem Maße mit seinen Dichtungen. Wir meinen hier nicht die häufige Verletzung der geschichtlichen Wahrheit, wie z. B. im Don Carlos, in der Jungfrau von Orleans, sondern die der Naturwahrheit, die sich eben so seinen vorgefaßten Theorien beugen und anbequemen mußte. Daher so oft diese abstracten, ganz unsinnlichen Begriffsgestalten; anstatt des unmittelbaren Naturlauts jene prächtige Rhetorik, jenes, über sich selbst philosophirende Sententiöse sogar unter den Bauern im Tell; überall eine sich selbst beschauende Poesie. Und wie übelberathen auch h i e r diejenigen waren, die das Unglück hatten, sich an ihn zu wenden, zeigt die bis auf den heutigen Tag noch nicht abgebrochene Heeressäule von Nachahmern, die wie auf Tugendstelzen über die Weltgeschichte dahin schreiten und unsere Bühne neuerdings mit einer reinkonventionellen Poesie überflutet haben. Wenn aber Schiller demohngeachtet, über Goethe, der Liebling der Nation geworden (was freilich seiner Zeit auch bei Kotzebue der Fall war), so liegt der Grund darin, daß er, wie kein Dichter vor ihm, den Ton seiner Zeit anschlug, indem er den trockenen Rationalismus poetisch verherrlichte; so wie in der Macht, die jederzeit ein ernstes, ehrliches Streben und der blendende Schmuck einer schwunghaften Sprache über die Gemüther übt. Denn es ist in gewissen Zuständen der Kultur nichts unverständlicher, als das Einfache.

Wer möchte es läugnen: Beide, Schiller wie Goethe, ihrer Zeit weit überlegen, suchten die verworrene geistige Verlassenschaft, die sie vorfanden, getreulich zusammenzufassen, um daraus eine Weltanschauung sich herauszubilden, die für Zeit und Ewigkeit Weg und Richtung gäbe; beide aber verfehlten dennoch ihr letztes Ziel.

Schiller suchte das Christenthum ohne Christus, den Frieden zwischen dem Sinnlichen und Unsichtbaren ohne eine höhere Vermittlung, einzig und allein durch die selbständige, sittliche Freiheit, zu welcher die Kunst den Menschen erziehen sollte, die aber auf diesem

der Romantik aufgewachsen war, und anstatt altklug zu schwatzen, das Vaterland befreite.

Noch ist kein Menschenalter vergangen, seit diese Romantik wie eine prächtige Rakete funkelnd zum Himmel emporstieg, und nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächt-

einseitigen Wege nothwendig von dem ewig unbefriedigenden Conflict zwischen Ideal und Wirklichkeit befangen bleiben mußte. – Für Goethe dagegen war dieser Conflict nicht vorhanden. Die Natur mit ihren mannigfachen Gebilden war ihm die ganze Offenbarung und der Dichter nur der Spiegel dieser Weltseele. Allein die Natur ist in ihrem Wesen auch mystisch, als ein verhülltes Ringen nach dem Unsichtbaren über ihr. Das fühlte er, wie er sich auch sträubte, und so beschloß er, wie die Natur ihr Tagewerk mit Symbolik, so das seinige im zweiten Theil des Faust mit einer unzulänglichen Allegorie der Kirche. –

Beide Dichter hatten, jeder von seiner Seite, die große Aufgabe fast bis zur Lösung geführt; es fehlte nur noch die Stimme, die es wagte, das Zauberwort auszusprechen, um die höhere Vermittlung beider Ansichten zur Erscheinung zu bringen.

In der vorhergehenden Betrachtung sind die Vorgänger der Romantiker an unsern Blicken vorübergegangen: Lenz, Heinse, Klinger, Nicolai, Wieland, Voß, Lafontaine, Tiedge, Iffland, Kotzebue, Matthisson und Salis; bis zu ihren höchsten Blüten, bis zur rhetorischen Idealität Schillers und zur symbolischen Naturpoesie Goethe's erschloß sich uns diese vom Rationalismus beherrschte Zeit. – Aber der deutsche Geist fand hierin kein Genüge und keine Ruhe; die Saatkörner, welche Lessing, Hamann und Herder ausgestreut, gingen in dem unbefriedigt sich fühlenden deutschen Norden auf. Die Vermittelung zwischen der sichtbaren Natur, wie sie bei Goethe unter der schönsten Form in ihrer symbolischen Bedeutung erschienen war, und der Welt des Unsichtbaren, unternahm ein neues Geschlecht. Allegorie und Symbolik genügten ihm nicht mehr; es verlangte nach einem wesentlicheren Inhalte, nach einer nahrhafteren Speise für den hungernden, an sich selbst nagenden Geist. So wurde es auf das Positive wieder hingeführt. Goethe's Wirklichkeit und Schillers Ideal hatten für dasselbe nur Bedeutung in Bezug auf ein Drittes über ihnen, wo beide bereits versöhnt und Eins sind: auf die Menschwerdung

lichen Gegend, oben in tausend bunte Sterne spurlos zerplatzte. Der Pöbel lacht, und die Gebildeten, kaum noch vom Staunen und Entzücken erholt, reiben sich die Augen von der Blendung und gehen gleichgültig wieder an ihre alten Geschäfte. Woher der rasche Wechsel? was hat diese Poesie verbrochen, daß sie

Christi, des göttlichen Vermittlers von Natur und Freiheit. Diese Idee erfassend, erklärten sie sich mit jugendlich feuriger Begeisterung zu Rittern des Christenthums wider den herrschenden Rationalismus, und nahmen zugleich auch alles zu Hülfe, was das Christenthum in den Jahrhunderten der Vergangenheit, da es geherrscht, in der Literatur der Völker hervorgebracht hatte. – Freilich aber äußerte sich dieses Bestreben zunächst, da die Jünger ihre Milch an einer ganz andern Brust getrunken, und in einer andern Luft aufgewachsen waren, als ein unsicheres Suchen und Herumtappen einer sich selbst kaum verständlichen Sehnsucht. Die Poesie hatte sie vor die Thüren der katholischen Kirche, vor das in Waldesdickicht versteckte und längst vergessene Heiligthum hingeführt; kein Wunder daher, wenn sie ihre Aufgabe, die zur guten Hälfte eine ethische war, vorzüglich als eine ästhetische nahmen, und statt der sichtbaren lebendigen Kirche sich nicht selten in einem träumerischen Halbdunkel mit einer bloßen poetischen Symbolik dieser Kirche, einer neuen christlichen Mythologie abzufinden suchten. –

So viel zur Einleitung in diese neue Periode des deutschen Geistes, die der Gegenwart schon so weit entschwunden und vielfach so räthselhaft und unerklärlich scheint. War jene Zeit ja selbst eine Feenzeit, da das wunderbare Lied, das in allen Dingen gebunden schläft, zu singen anhob, wie die Waldeinsamkeit das uralte Märchen der Natur wiedererzählte, von verfallenen Burgen und Kirchen die Glokken wie von selber anschlugen und die Wipfel sich rauschend neigten, als ginge der Herr durch die weite Stille, daß der Mensch in dem Glanze betend niedersank. Es war, als erinnerte das altgewordene Geschlecht sich plötzlich wieder seiner schöneren Jugendzeit, und eine tiefe Erschütterung ging durch alle Gemüther, da Schelling, Steffens, Görres, Novalis, die Schlegels und Tieck ihr Tagewerk begannen.

Es bedarf wohl nur dieser Namen, um den Umfang dieser geistigen Erschütterung anzudeuten, die alle Richtungen der neuern Bildung, Politik, Philologie und Medizin nicht ausgeschlossen, erfrischend und belebend durchdrang. Von Grund aus verjüngt aber wurde insbesondere die Poesie, und gewann einen überraschenden Reichthum an

überhaupt einmal M o d e werden, und eben so schnell wieder aus der Mode kommen konnte? – Zur Verständigung dieser befremdenden Erscheinung und ihrer historischen Nothwendigkeit, wollen wir Reichthum, Schuld und Buße der Romantik in den folgenden Umrissen noch einmal an uns vorübergehen lassen.

Inhalt und Formen, von dem die jetzigen Poeten, wider Wissen und Willen, noch bis auf den heutigen Tag verdrossen zehren. Auch hier begannen die Romantiker erst kritisch. Aber ihre Kritik war keine negative Demonstration; nach dem Grundsatze vielmehr: daß Poesie nur durch Poesie rezensirt werden könne, ward sie in lebendigem, dichterischem Kampfe selber zum Kunstwerk, wie Tiecks Zerbino, A. W. Schlegels meisterhafte Besprechung der damaligen literarischen Zustände, und dessen berühmte Triumphpforte, unter welcher der Theaterpräsident Kotzebue feierlich begraben wurde. Ebenso traten sie der prosaischen Misere nicht mit theoretischer Langweiligkeit, sondern faktisch mit leuchtenden Vorbildern entgegen, um sie an einer größeren Vergangenheit aufzurichten. In diesem Sinne haben ihre noch unübertroffenen Uebersetzungen einen entscheidenden Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt. Calderon wurde von ihnen gleichsam erst entdeckt. Auch Shakespeare war bis dahin fast nur eine Geheimwissenschaft der Goetheschen Jugendgenossen, und Eschenburgs und Wielands Versuche gaben kaum den gelehrten Apparat zu einer künftigen Uebersetzung; erst durch Schlegel wurde er wirklich deutsch und populair.

Und hier können wir nicht umhin, zugleich einen Vorwurf abzuweisen, den die neueste Zeit aufgebracht und der sich seitdem von Buch zu Buch gedankenlos forterbte, den Vorwurf nämlich, daß die Romantik eben durch jene universale Umschau das neue Geschlecht von deutscher Natur und Kunst entfremdet und einem Quietismus gehuldigt habe, der sie politisch unfähig und für die großen Fragen der Gegenwart gleichgültig gemacht. Denn konnte wohl, fragen wir, eine welthistorische Bewegung, wie die im Jahre 1813, die noch zu Kotzebue's Zeiten für Narrheit gegolten hätte, so nur von ungefähr aus den Wolken fallen? Waren es denn nicht eben jene quietistischen Romantiker, welche das alte Sagenbuch der deutschen Nationalpoesie wieder aufgeschlagen, und auf die einsamen Burggeister weisend, überall im Stillen deutschen Sinn und deutsches Recht weckten und an Tugenden erinnerten, die der Gegenwart Noth thaten? Oder habt Ihr die männlichen Klagen und gewaltigen Lieder schon vergessen,

Allein seitdem haben sich die Stimmungen, Geschmack und Gesinnung so wesentlich verändert, daß diese Periode dem Angedenken der Jetztlebenden schon fast entschwunden ist, und der Gegenwart vielfach räthselhafter und unerklärlicher erscheint, als manche weitabgelegenen Zustände. Und doch befindet sich unsere jetzige Poesie eigentlich nur in den Nachwehen jener vorzeitigen Fehlgeburt und hat jedenfalls von ihr, ohne sich dessen bewußt zu sein, ihre gegenwärtige äußere Gestalt empfangen. Es sei uns daher erlaubt, diesen Literaturabschnitt etwas ausführlicher zu behandeln, und zur Rechtfertigung unserer Ansicht die Dichter, mehr als bisher, für sich selbst reden zu lassen, um mitten in der Verwirrung von Sympathien und Abneigungen, Mißverständnissen und Vorurtheilen die Stellung möglichst klar zu machen, welche die Romantik in dem allgemeinen Bildungsgange der Nation einzunehmen scheint.

Fragen wir aber nun nach dem eigentlichen Wesen dieser geistigen Umwandelung, wie sie damals in der sogenannten romantischen Schule erschien, so müssen wir vor allen Anderen N o v a l i s in's Auge fassen, weil er allein schon die ganze innere Geschichte der modernen Romantik, ihre Wahrheit und ihren Irrthum, in allen ihren Hauptrichtungen darstellt, oder doch andeutet.

N o v a l i s (Friedrich von Hardenberg, 1772 – 1801) erkannte die prosaische Versunkenheit seiner Zeit mit einer Tiefe

womit Friedrich Schlegel unausgesetzt zur Umkehr aus der moralischen Verwesung mahnte und die wie ein unsichtbarer Heerbann durch alle Herzen gingen? Und dies Alles in einer Zeit, wo Napoleon sein Schwert über Deutschland gelegt hatte, wo es keine müßigen Spaziergänge europamüder Poeten galt, um für hochtrabende Floskeln den Lobsalm der Journale einzuwechseln, sondern wo es galt, das Leben für den Ernst des Lebens einzusetzen. Und als es nun endlich zu h a n d e l n galt, traten Görres, Steffens, Schenkendorff, Raumer und Andere der Besten an die Spitze der Jugend, die in der Romantik aufgewachsen war, und anstatt altklug zu schwatzen, das Vaterland befreite.

des Gefühls, das man, in einem anderen Sinne als heutzutage, wohl einen Weltschmerz nennen dürfte. So lange schon, sagt er, waren sie „rastlos beschäftigt, die Natur, den Erdboden, die menschliche Seele und die Wissenschaften von der Poesie zu säubern, jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menschen durch Sarkasmen zu verleiden, und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen seines mathematischen Gehorsams und seiner Frechheit ihr Liebling geworden; sie freuten sich, daß es sich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben gespielt hätte, und so benannten sie nach ihm ihr großes Geschäft Aufklärung. In Deutschland betrieb man dieses Geschäft gründlicher; man reformirte das Erziehungswesen, man suchte der alten Religion einen neueren vernünftigeren, gemeineren Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle sorgfältig von ihr abwusch; alle Gelehrsamkeit ward aufgeboten, um die Zuflucht zur Geschichte abzuschneiden, indem man die Geschichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemälde zu veredeln sich bemühte; Gott wurde zum müßigen Zuschauer des großen rührenden Schauspiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feierlich bewirthen und bewundern sollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthusiasmus erzogen, und so entstand eine neue europäische Zunft, die Philanthropen und Aufklärer. Schade, daß die Natur so wunderbar und unbegreiflich, so poetisch und unendlich blieb, allen Bemühungen, sie zu modernisiren, zum Trotz."

Allein Novalis begnügte sich nicht damit, zu klagen oder anzuklagen. Kampffertig vielmehr ruft er in die morgenfrische Zukunft hinaus:

„Helft uns nur den Erdgeist binden;
Lernt den Sinn des Todes fassen,
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.

Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht erblassen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um."

Man sieht, das ist kein bloßes ästhetisches Mißbehagen an dem und jenem Gebrechen der Zeit; es war das Grundübel des europäischen Gesammtlebens, was ihm am Herzen lag, und das mithin auch nur durch eine höhere Weltkraft gebrochen werden konnte. Er wurde zuerst sich bewußt, oder hatte doch zuerst den Muth, es den Gebildeten klar und öffentlich zu sagen, daß die ganze neuere Bildung im Christenthume wurzle, und nothwendig auf diese ihre Grundlage wieder zurückgeführt werden müsse, wenn sie fortan Bedeutung und Bestand haben sollte. „Längst, sagt er, hätte sich das überirdische Feuer Luft gemacht und die klugen Aufklärungsplane vereitelt, wenn nicht weltlicher Druck und Einfluß denselben zu Statten gekommen wären. In dem Augenblick aber, wo ein Zwiespalt unter den Gelehrten und Regierungen, unter den Feinden der Religion und ihrer ganzen Genossenschaft entstand, mußte sie wieder als drittes tonangebendes und vermittelndes Glied hervortreten, und diesen Hervortritt muß nun jeder Freund derselben anerkennen und verkündigen."

Jener zersetzenden Gewalt der negativen Wissenschaft erkennt er daher insofern eine welthistorische Gültigkeit zu, als sie durch ihre Extreme in der allgemeinen religiösen Erschlaffung der Völker indirect die Krise und Genesung herbeigeführt. Denn „daß die Zeit der Auferstehung gekommen ist, und grade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu sein schienen, und ihren Untergang zu vollenden drohten, die günstigsten Zeichen ihrer Regeneration geworden sind: dies kann einem historischen Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt, als neue Weltstifterin empor. Wie von selbst steigt der Mensch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet; die höheren

Organe treten von selbst aus der allgemeinen gleichförmigen Mischung und vollständigen Auflösung aller menschlichen Anlagen und Kräfte, als der Urkern der irdischen Gestaltung zuerst heraus." – „In Frankreich hat man viel für die Religion gethan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen, und ihr blos das Recht der Hausgenossenschaft gelassen hat. Als eine fremde, unscheinbare Waise muß sie erst die Herzen wieder gewinnen, und schon überall geliebt sein, ehe sie wieder öffentlich angebetet, und in weltliche Dinge zur freundschaftlichen Berathung und Stimmung der Gemüther gemischt wird."

So erst wieder innerlich geworden, soll aber die Religion demnächst, als jene höhere Weltkraft, alle irdischen Verhältnisse, vor Allem deren Gesammtausdruck: den Staat, beseelend durchdringen; und wir erkennen schon hier die Hauptzüge eines solchen c h r i s t l i c h e n Staats, wenn er ferner sagt: „Ruhig und unbefangen betrachte der echte Beobachter die neuen staatsumwälzenden Zeiten! Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Sisyphus vor? Jetzt hat er die Spitze des Gleichgewichts erreicht, und schon rollt die mächtige Last auf der andern Seite wieder herunter. Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel sie auf der Höhe schwebend erhält. Alle euere Stützen sind zu schwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnsucht an die Höhen des Himmels; gebt ihm eine Beziehung auf's Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm, und werdet euere Bemühungen reichlich belohnt sehen. – – Haben die Nationen Alles vom Menschen, nur nicht sein Herz, sein heiliges Organ?" –

Als eine entscheidende Annäherung zu diesem gewünschten Zustande betrachtet er daher zunächst das monarchische Princip. Denn „der König ist das gediegene Lebensprincip des Staats; ganz dasselbe, was die Sonne im Planetensysteme ist. Man hat sehr unrecht, den König den ersten Beamten des Staats zu nennen. Der König ist kein Staatsbürger, mithin auch kein Staatsbeamter. Das ist eben das Unterscheidende der Monar-

chie, daß sie auf dem Glauben an einen höhergebornen Menschen, auf der freiwilligen Annahme eines Idealmenschen, beruht. Unter meines Gleichen kann ich mir keinen Oberen wählen; auf Einen, der mit mir in der gleichen Frage befangen ist, nichts übertragen. Die Monarchie ist deswegen echtes System, weil sie an einen absoluten Mittelpunkt geknüpft ist; an ein Wesen, das zur Menschheit, aber nicht zum Staate gehört. Der König ist ein zum irdischen Fatum erhobener Mensch. Diese Dichtung drängt sich dem Menschen nothwendig auf, sie befriedigt allein eine höhere Sehnsucht seiner Natur." – Er läugnet zwar keineswegs die Vortheile einer repräsentativen Demokratie, wo die vortrefflichsten Menschen der Nation einander ergänzen, und in solchem Vereine sich ein reiner Geist der Gesellschaft entzündet. Allein er fügt hinzu: „Zuerst ziehe ich die vortrefflichsten Menschen der Nation und die Entzündung des reinen Geistes in Zweifel. Auf die sehr widersprechende Erfahrung will ich mich nicht einmal berufen. Es liegt am Tage, daß sich aus todten Stoffen kein lebendiger Körper, aus ungerechten, eigennützigen und einseitigen Menschen kein gerechter, uneigennütziger und liberaler Mensch zusammensetzen läßt. Freilich ist das eben ein Irrthum einer einseitigen Majorität, und es wird noch lange Zeit vergehen, ehe man sich von dieser simplen Wahrheit überzeugen wird. Eine so beschaffene Majorität wird nicht die Vortrefflichsten, vielmehr im Durchschnitt nur die Bornirtesten und Weltklügsten wählen. Unter den Bornirtesten verstehe ich solche, bei denen Mittelmäßigkeit zur fertigen Natur geworden ist, die classischen Muster des großen Haufens; unter den Weltklügsten die geschicktesten Courmacher des großen Haufens. Hier wird sich kein Geist entzünden, am wenigsten ein reiner. Ein großer Mechanismus wird sich bilden, ein Schlendrian, den nur die Intrigue zuweilen durchbricht. Die Zügel der Regierung werden zwischen dem Buchstaben und mannigfaltigen Parteimachern hin und her schwanken." – Er zieht daher selbst die Despotie eines Einzelnen noch jener Despotie vor. Denn „wenn der Repräsentant schon durch die

Höhe, auf die er gehoben wird, reifer und geläuterter werden soll, wie vielmehr der einzelne Regent!"

„Sollte – frägt er demnach an einer anderen Stelle – sollte etwa die Hierarchie, diese symmetrische Grundfigur der Staaten, das Princip des Staatenvereins, als intellectuale Anschauung des politischen Ich's, sein? – Alte und neue Welt sind im Kampf begriffen. – Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte sich selbst in's Gleichgewicht setzen; ein drittes Element, das weltlich und überirdisch zugleich ist, kann allein diese Aufgabe lösen. – Auf dem Standpunkte der Cabinette, des gemeinen Bewußtseins, ist keine Vereinigung denkbar. – Beide Theile sind unvertilgbare Mächte der Menschenbrust: h i e r die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geschichtliche Verfassung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten, glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorsams; d o r t das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreise, die Lust am Neuen und Jungen. Keine hoffe die andre zu vernichten. – Der Krieg wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geistliche Macht darreichen kann. Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise umhertreibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Thränen gefeiert wird. Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken und die Völker versöhnen."

In der aufrichtigen Rückkehr der Völker zur Religion also sieht er die alleinige Rettung. Diese Rettung aber ist auf der vom Protestantismus eingeschlagenen Bahn unmöglich; vielmehr erkennt er grade in dem letzteren, den er einen Aufstand gegen den Buchstaben der ehemaligen Verfassung nennt, Grund und Anfang jenes allgemeinen Verfalls, welchen wir ihn oben beklagen hörten. Er sagt: „Mit Recht nannten sich die Insur-

genten Protestanten; denn sie protestirten feierlich gegen jede Anmaßung einer Gewalt über das Gewissen. – Sie stellten auch eine Menge richtiger Grundsätze auf, führten eine Menge löblicher Dinge ein, und schafften eine Menge verderblicher Satzungen ab; aber sie vergaßen das nothwendige Resultat ihres Processes; trennten das Untrennbare, theilten die untheilbare Kirche, und rissen sich frevelnd aus dem allgemeinen christlichen Verein, durch welchen und in welchem allein die echte, dauernde Wiedergeburt möglich war. – So verlor die Religion ihren großen politischen, friedestiftenden Einfluß; – durch die Fortsetzung des sogenannten Protestantismus ward etwas durchaus Widersprechendes, eine Revolutions-Regierung permanent erklärt."

Er sucht nun die zerstörende Einwirkung der Reformation, und zwar zunächst auf die Wissenschaft, näher nachzuweisen. „Der gelehrte und geistliche Stand, sagt er, müssen Vertilgungskriege führen, wenn sie getrennt sind, denn sie streiten um Eine Stelle. Diese Trennung that sich nach der Reformation besonders in späteren Zeiten mehr hervor, und die Gelehrten gewannen desto mehr Feld, je mehr sich die Geschichte der europäischen Menschheit dem Zeitraume der triumphirenden Gelehrsamkeit näherte, und Wissen und Glauben in eine entschiedene Opposition traten. Im Glauben suchte man den Grund der allgemeinen Stockung, und durch das durchdringende Wissen hoffte man sie zu heben. – Das Resultat der modernen Denkungsart nannte man Philosophie, und rechnete Alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich also jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Personalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmählich in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben, und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Fantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in der Reihe der Naturwesen mit Noth oben an, und machte die un-

endliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheueren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller, und eigentlich ein echtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle sei. Ein Enthusiasmus ward großmüthig dem armen Menschengeschlechte übrig gelassen, und als Prüfstein der höchsten Bildung jedem Actionair derselben unentbehrlich gemacht, der Enthusiasmus für diese herrliche, großartige Philosophie, und insbesondere für ihre Priester und Mystagogen. Frankreich war so glücklich, der Schooß und Sitz dieses neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wissen zusammengeklebt war."

Doch nicht nur um ihrer weitgreifenden Folgen willen weist er die Reformation zurück, die in dem sehr empfänglichen Frankreich, vielleicht eben weil sie sich dort nicht praktisch und äußerlich gestalten durfte, um so mehr in jene falsche Philosophie umgeschlagen. Auch in ihrem Princip, indem sie den historischen Boden lebendiger Tradition verläßt, findet er schon die Wurzel der unheilvollen Trennung von Glauben und Wissen. „Luther, sagt er, behandelte das Christenthum überhaupt willkürlich, verkannte seinen Geist, und führte einen anderen Buchstaben und eine andere Religion ein, nämlich die heilige Allgemeingültigkeit der Bibel, und dadurch wurde leider eine andere, höchst fremde irdische Wissenschaft in die Religionsangelegenheit gemischt, die Philologie, deren auszehrender Einfluß von da an unverkennbar wird. – Der heilige Geist ist mehr als die Bibel; er soll unser Lehrer des Christenthums sein, nicht todter, irdischer, zweideutiger Buchstabe. – Dem religiösen Sinn war diese Wahl höchst verderblich; da nichts seine Irritabilität so vernichtet, wie der Buchstabe; – jetzt wurde die absolute Popularität der Bibel behauptet, und nun drückte der dürftige Inhalt, der rohe abstracte Entwurf der Religion in diesen Büchern desto merklicher, und erschwerte dem heiligen Geist die freie Belebung, Eindringung und Offenbarung unendlich. Daher zeigt uns auch die Geschichte des Protestantismus

keine herrlichen, großen Erscheinungen des Ueberirdischen mehr. – Mit der Reformation war es um die Christenheit gethan. – Katholiken und Protestanten oder Reformirte standen in sektirischer Abgeschnittenheit weiter voneinander als von Mohamedanern und Heiden."

Dagegen schildert er, namentlich in seinem Aufsatze: „die Christenheit oder Europa", mit Begeisterung das katholische Mittelalter, als die Kirche Lehrerin und Beschützerin der Völker gewesen: „Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo E i n e Christenheit diesen Welttheil bewohnte; E i n großes gemeinschaftliches Interesse verband die Provinzen dieses geistlichen Reiches. – Ohne große weltliche Besitzthümer lenkte und vereinigte E i n Oberhaupt die großen politischen Kräfte. Eine zahlreiche Zunft, zu der jedermann den Zutritt hatte, stand unmittelbar unter demselben, und strebte mit Eifer seine wohlthätige Macht zu befestigen. – Wie heiter konnte jeder sein irdisches Tagewerk vollbringen, da ihm durch diese heiligen Menschen eine sichere Zukunft bereitet wurde. – Sie predigten nichts als Liebe zu der heiligen, wunderschönen Frau der Christenheit, die mit göttlichen Kräften versehen, jeden Gläubigen aus den schrecklichsten Gefahren zu retten bereit war. Sie erzählten von längst verstorbenen himmlischen Menschen, die durch Anhänglichkeit und Treue an jene selige Mutter und ihr himmlisches, freundliches Kind die Versuchung der irdischen Welt bestanden, zu göttlichen Ehren gelangt, und nun Vertreter menschlicher Gebrechen und wirksame Freunde der Menschheit am himmlichen Throne geworden waren. Mit welcher Heiterkeit verließ man die schönen Versammlungen in den geheimnißvollen Kirchen, die mit ermunternden Bildern geschmückt, mit süßen Düften erfüllt und von heiliger Musik belebt waren. – Emsig suchte diese mächtige, friedenstiftende Gesellschaft alle Menschen dieses schönen Glaubens theilhaftig zu machen, und sandte ihre Genossen in alle Welttheile, um überall das Evangelium des Lebens zu verkündigen, und das Himmelreich zum einzigen Reich auf dieser

Welt zu machen. Mit Recht widersetzte sich das weise Oberhaupt der Kirche frechen Ausbildungen menschlicher Anlagen auf Kosten des heiligen Sinns und unzeitigen gefährlichen Entdeckungen im Gebiete des Wissens; denn er wußte wohl, daß die Menschen sich gewöhnen würden, alles Große und Wunderwürdige zu verachten, und das eingeschränkte Wissen dem unendlichen Glauben vorzuziehen. – Das waren die schönen wesentlichen Züge der echt katholischen oder echt christlichen Zeiten."

Nur der Katholicismus also bedeutete ihm das volle, ungetrübte Christenthum. Denn „angewandtes, lebendiggewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung."

Fassen wir nun alle die vorstehenden Aeußerungen noch einmal zusammen, so erhalten wir in Kürze folgenden wesentlichen Inhalt: Novalis beklagt, mit allen edlen Gemüthern seiner Zeit, die materialistische, tödliche Erschlaffung des geistigen Lebens in Europa. Als Grund dieses Verfalls erkennt er den nüchternen Abfall der Völker von der Religion, die einseitige Trennung und feindliche Gegenüberstellung von Glauben und Wissen. Diesen Abfall aber findet er in der Reformation angebahnt, im Protestantismus constituirt und festgehalten. Nur die Rückkehr zur w a h r e n Religion daher, d. h. zur katholischen Kirche, kann die ersehnte Rettung und Wiedergeburt bringen. „Die Christenheit, sagt er demnach, muß wieder lebendig und wirksam werden, und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Ueberirdischen durstige Seelen in ihren Schooß aufnimmt. – Die anderen Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen, und Mitbürger des Himmelreichs zu werden."

Die Erfüllung dieser Hoffnungen war indeß unmöglich, so lange jene asthenische, radicalprosaische Gesinnung das Leben niederhielt. Das Uebel aber konnte wiederum nur durch sein Gegentheil gehoben, die als nothwendig erkannte Rückkehr zur Kirche mithin am sichersten nur durch die P o e s i e vermittelt werden. Und dies war Novalis Aufgabe. – Natürlich daß er hiernach die Poesie nicht etwa im untergeordneten, blos ästhetischen Sinne, sondern in ihrer großartigsten, allgemeinsten Bedeutung auffaßte, ja gewissermassen mit der Religion identificirte. „Religionslehre, sagt er, ist wissenschaftliche Poesie. Poesie ist unter den Empfindungen, was Philosophie in Beziehung auf Gedanken ist." – Ihr Organ: „das echte Gemüth ist wie das Licht, eben so ruhig und empfindlich, eben so elastisch und durchdringlich, eben so mächtig und eben so unmerklich wirksam, wie dieses köstliche Element, das auf alle Gegenstände sich mit Abgemessenheit vertheilt, und sie alle in reizender Mannigfaltigkeit erscheinen läßt. – Es ist recht übel, daß die Poesie einen besonderen Namen hat, und die Dichter eine besondere Zunft ausmachen. Es ist gar nichts Besonderes. Es ist die eigenthümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes – die Liebe selbst ist nichts, als die höchste Naturpoesie." – „Poesie ist Darstellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Gesammtheit. – Der Sinn für Poesie hat viel mit dem Sinn für Mysticismus gemein; er ist der Sinn für das Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende. Er stellt das Undarstellbare dar, er sieht das Unsichtbare, fühlt das Unfühlbare – er hat nahe Verwandtschaft mit dem Sinn der Weissagung und dem religiösen Sinn, dem Wahnsinn überhaupt." – Indem er nun aber diese allgemeine, belebende Weltkraft unter das Banner der Religion stellte, wurde sie, als c h r i s t l i c h e Poesie, eine geistige Macht, die alle menschlichen Verhältnisse, das ganze diesseitige Leben adeln sollte, um es zur Versöhnung mit der Religion wieder fähig zu machen; sie war ihm ein Gottesdienst, der Dichter ein Priester, die Inspiration des gläubig Schauenden und echte dichterische Begeisterung ein und dasselbe.

In diesem Sinne wollte er Predigten über die wichtigsten Momente und Ansichten des Christenthums, so wie ein christliches Gesangbuch schreiben, zu dem seine geistlichen Lieder der Anfang waren. Ja, er hatte den Plan, mehrere Romane zu dichten, in denen er seine Ansichten der Physik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe niederzulegen beabsichtigte. Er wollte, sagt Adam Müller in seinen Vorlesungen über die Literatur, mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend, die Welt erobern.

Leider hat er nur e i n e n dieser Romane, seinen „Heinrich von Ofterdingen", kaum zur Hälfte vollendet. Hier ist es die Poesie selbst, deren oben angedeutete Weltherrschaft er zunächst begründen will. Halb Märchen, halb Roman, sucht diese Dichtung mit jenem universalen poetischen Lichte, und alles Sinnliche an das Unsichtbare knüpfend, das gesammte Leben mit allen seinen weltlichen Beziehungen (Ehe, Staat, Gewerbe u. s. w.) in seiner ursprünglichen höheren Bedeutung und verhüllten Schönheit zu erfassen, und zumal in der Natur die gebundenen Stimmen, den Geisterblick des Irdischen, zu lösen, deren poetischer Ausdruck eben das Märchen ist.

„Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Creaturen;
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen;
Wenn sich die Welt in's freie Leben,
Und in die Welt wird zurückbegeben;
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu echter Klarheit werden gatten,
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die ewgen Weltgeschichten:
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort."

In diesen wenigen Worten giebt Novalis selbst die eigentliche Signatur des merkwürdigen Buches, das – wie Tieck nach den hinterlassenen Andeutungen des Dichters berichtet – mit einer

Aussöhnung der christlichen Religion mit der heidnischen schließen sollte.

Durch seine Dichtungen überhaupt aber, auch wo sie das Entlegenste berühren, weht der belebende Hauch einer christlichen Weltanschauung. Gleich wie das Christenthum die Gegenwart nur als eine Himmelsleiter und Pilgerfahrt nach dem Reiche Gottes, das diesseitige Leben nur als eine Aufgabe betrachtet, deren Lösung in eine andere Welt hinüberreicht: so ist auch Novalis' Poesie durchaus eine weissagende, eine Poesie der Zukunft und der Sehnsucht, und seine geistlichen Lieder sind eben durch ihr herzliches Heimweh so unvergänglich schön. Daher bei ihm überall die Bedeutsamkeit des Traumes, wo, wie Jean Paul sagt, die Thore um den ganzen Horizont der Wirklichkeit die ganze Nacht offen stehen, ohne daß man weiß, welche fremde Gestalten dadurch einfliegen; daher seine scharfsinnige Vorliebe für das Uebersinnliche, Mystische, Symbolische der Erscheinungen; und so endlich wird ihm auch die Liebe eine himmlische zu der heiligen Jungfrau, ja Maria als die göttliche Verklärung der irdischen Schönheit das eigentliche Herz seiner ganzen Poesie, deren innerstes Wesen in dem Liede erklingt:

„Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch kein's von allen kann Dich schildern,
Wie meine Seele Dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht."

Wir haben schon oben angedeutet, wie bei Novalis Poesie und Religion sich gewissermaßen identificirten. Nachdem er (im Ofterdingen) in der Tugendlehre die Religion als Wissenschaft, die sogenannte Theologie im eigentlichen Sinne erkannt hat, stellt er gleich darauf die Poesie, nur als einen andern Ausdruck der Tugend, recht in den Mittelpunkt desselben Kreises. „Also, sagt er, ist der Geist der Fabel eine freundliche Verklei-

dung des Geistes der Tugend, und der eigentliche Geist der untergeordneten Dichtkunst, die Regsamkeit des höchsten, eigenthümlichsten Daseins. Eine überraschende Selbstheit ist zwischen einem wahrhaften Liede und einer edlen Handlung; – so wie diese (die Tugend) die unmittelbar wirkende Gottheit unter den Menschen und das wunderbare Widerlicht der höheren Welt ist, so ist es auch die Fabel. Wie sicher kann nun der Dichter den Eingebungen seiner Begeisterung, oder, wenn auch er einen höheren überirdischen Sinn hat, höheren Wesen folgen und sich seinem Berufe mit kindlicher Demuth überlassen. Auch in ihm redet die höhere Stimme des Weltalls, und ruft mit bezaubernden Sprüchen in erfreulichere, bekanntere Welten. Wie sich die Religion zur Tugend verhält, so die Begeisterung zur Fabellehre, und wenn in heiligen Schriften die Geschichten der Offenbarung aufbehalten sind, so bildet in der Fabellehre das Leben einer höheren Welt sich in wunderbar entstandene Dichtungen auf mannigfache Weise ab. Fabel und Geschichte begleiten sich in den innigsten Beziehungen auf den verschlungensten Pfaden und in den seltsamsten Verkleidungen, und die Bibel und die Fabellehre sind Sternbilder Eines Umlaufs."

Allein eben in dieser innerlichsten Gleichstellung lag die Gefahr des Irrthums, der dann später von Novalis' Nachfolgern leichtsinnig ausgebeutet wurde, wie es denn immer das Unglück der Nachahmer ist, daß sie nur die schwachen Seiten des Meisters sich abmerken und sie monströs ausbilden. In dem allumfassenden Sinne, wie Novalis die Poesie aufnahm, mußte sie allerdings vor Allem auch die Religion in ihren Kreis ziehen, und war vollkommen in ihrem Recht, in so weit sie die Liebe und das begeisterte Verständniß der Religion nach Kräften zu wecken und wiederzubeleben strebte. Indem sie aber, darüber hinaus, die Religion selbst durchdringen und beseelend gestalten wollte, deckte sich plötzlich ihre gänzliche Unzulänglichkeit auf; denn, wie poetisch auch immerhin das Christenthum sei, sie mußte hier zuletzt auf einen übermenschlichen, positiven Inhalt stoßen, der nicht in ihr aufgehen konnte, weil er weder

dem Verstande, noch der Phantasie, sondern nur dem Glauben zugänglich ist. Gleich wie daher im Ofterdingen Liebe, Geschichte, Natur u. s. f. sich in tiefsinnige Märchen verwandeln, so verwandelt sich dem Dichter unvermerkt und wider seinen Willen, häufig auch das Christenthum selbst in bloße Poesie. – Wir wollen versuchen, dies, wieder möglichst überall aus seinen eigenen Worten, deutlicher zu machen.

Wir sahen, er erstrebte eine allgemeine Rückkehr zum positiven Christenthum, und hatte seine Sache unumwunden auf die katholische Wahrheit gestellt. Wo er dem Zuge seines reichen Gemüthes sich unbefangen überläßt, führt ihn dieses auch immer unmittelbar dem Ziel entgegen. So feiert er fast in allen seinen *geistlichen Liedern* den wahrhaften, historischen Christus mit einer, seit dem nicht wieder erreichten Innigkeit und Tiefe; ja in seinen Marienliedern, in seiner Ansicht der Heiligen, der Märtyrer, geht er ganz in die Anschauungsweise der Kirche ein. – Aber eben so wenig dürfen wir es uns verhehlen, daß er demungeachtet auf diesem heiligen Boden noch nicht feststand, daß jene innere Rückkehr in ihm selbst noch nicht vollbracht, und also auch in seinen Dichtungen noch nicht zum vollen Durchbruch gekommen war. Es liegen vielmehr die Bausteine zum künftigen Münster noch unverbunden umher, Ahnung neben Zweifeln, kirchlicher Glaube neben einem kaum verhüllten Pantheismus; überall ein geheimes Hämmern, Schürfen und Ringen, wie eine himmlisch durchblitzte Nacht. So sucht er, weil in sich selbst noch nicht fertig, unermüdlich die Wahrheit am Zweifel, den Zweifel an der Wahrheit zu prüfen, dann wieder beide mit einander in Concordanz zu bringen, zwischen unversöhnlichen Widersprüchen mit dem Scharfsinn der Verzweiflung zuweilen die Kirche selbst willkürlich zu deuten, ja eine *neue* Kirche in Aussicht zu stellen; und es ist gradezu ein peinlicher Anblick, wie er – oft dem Verständniß so nahe, daß es nur noch des passenden Ausdrucks dafür zu bedürfen scheint – sich plötzlich wieder abwendet, um das offen zu Tage Liegende auf den ausschwei-

fendsten Umwegen durch alle tiefverschlungenen Schachte einer naturphilosophischen Mystik, immer und immer wieder von neuem aufzusuchen. Oder wer möchte die Lehre der Kirche noch wiedererkennen, wenn er z. B. sagt: „Das Christenthum ist dreifacher Gestalt. Eine ist das Zeugungselement der Religion, als Freude an a l l e r Religion. Eine das Mittlerthum überhaupt, als Glaube an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu sein. Eine der Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt, welche ihr wollt, wählt alle drei, es ist gleichviel; ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen Gemeinde."

Zwar sucht er sich gegen den Vorwurf des Pantheismus dadurch zu verwahren, daß er diesen nicht im gewöhnlichen Sinne nehme, sondern darunter die Idee verstehe, daß Alles Organ der Gottheit, Mittler sein könne, indem er es dazu erhebe. Allein, abgesehen von der Zweideutigkeit dieser Entschuldigung selbst, können doch Aeußerungen, wie die nachstehenden, nur pantheistisch gedeutet werden. „Indem das Herz, abgezogen von allen einzelnen wirklichen Gegenständen sich selbst empfindet, s i c h s e l b s t zu einem idealischen Gegenstande macht, entsteht Religion. Alle einzelnen Neigungen vereinigen sich in Eine, deren wunderbares Object ein höheres Wesen, eine Gottheit ist. – Dieser Naturgott ißt uns, gebiert uns, spricht mit uns, erzieht uns, läßt sich von uns essen, von uns zeugen und gebären, und ist der unendliche Stoff unserer Thätigkeit und unseres Leidens. Machen wir die Geliebte zu einem solchen Gott, so ist dies angewandte Religion." – „Der Staat und Gott, so wie jedes geistige Wesen, erscheint nicht einzeln, sondern in tausend mannigfaltigen Gestalten; nur pantheistisch erscheint Gott g a n z , und nur im Pantheismus ist Gott g a n z , überall in jedem Einzelnen." – „Wem regt sich nicht das Herz in hüpfender Lust, wenn ihm das innerste Leben der Natur in seiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt; wenn dann jenes mächtige Gefühl sich in ihm ausdehnt wie ein alles auflösender Dunst und er bebend in süßer Angst in den dun-

keln, lockenden Schooß der Natur versinkt, die arme Persönlichkeit in den überschlagenen Wogen der Lust sich verzehrt und nichts – als ein verschluckender Wirbel im großen Ocean übrig bleibt?" – Hier sehen wir ihn also schon aus eigner poetischer Machtvollkommenheit das Christenthum übergreifend umdeuten. Ja, in der unbefriedigten Unruhe solchen Unterfangens erwartet er, jenseits der Kirche, die er feiert, „eine neue Geschichte, eine neue Menschheit; die süßeste Umarmung einer jungen überraschten Kirche und eines liebenden Gottes, und das innige Empfängniß eines neuen Messias, in ihren tausend Gliedern zugleich. – Das Neugeborene wird das Abbild seines Vaters, eine große Versöhnungszeit sein, ein Heiland, der wie ein echter Genius unter den Menschen nur geglaubt, nicht gesehen werden, und unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brod und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Gesang vernommen, und mit himmlischer Wollust als Tod, unter den höchsten Schmerzen der Liebe in das Innere des verbrausenden Leibes aufgenommen wird." – In diesem Sinne sucht er aus und über dem Christenthum eine höhere Kirche aufzubauen, die alle Religionen aller Zeiten umfassen soll. Er schreibt nämlich an einen Freund, nachdem er von dessen festem Bibelglauben gesprochen: „Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchstaben, weniger auf die Wahrheit und Umständlichkeit der Geschichte fuße; wenn ich geneigt bin, in mir selbst höheren Einflüssen nachzuspüren, und mir einen eigenen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geschichte und den Lehren der christlichen Religion die symbolische Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestalt fähigen Weltreligion – das reinste Muster der Religion als historischen Erscheinung überhaupt – und also wahrhaftig auch die vollkommenste Offenbarung zu sehen glaube; wenn mir aber eben auf diesem Standpunkt alle Theologien auf mehr oder minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zusammen aber auf dem sonderbarsten Parallelismus mit der Bildungsgeschichte der Menschheit zu ste-

hen und in einer aufsteigenden Reihe sich friedlich zu ordnen dünken: so werden Sie das vorzüglichste Element meiner Existenz, die Phantasie, in der Bildung dieser Religionsansicht nicht verkennen."

Wunderbar; so lange er den kühnen Münsterbau noch vorbereitet und die wohlbegründeten Fundamente auf dem heimischen Boden legt, fügt sich ihm Alles klar, einig und scharf ineinandergreifend; als der Bau nun aber sich immer höher und höher bis nah zum Kreuze aufgerankt, wo die menschliche Luftschicht aufhört und das geheimnißvolle Schweigen beginnt, redet er plötzlich, wie vom Schwindel erfaßt, irre in zweierlei Sprachen, von denen die eine verneint, was die andere bejaht. Da meint er: „Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf diese Art eine fortwährende Erlösung in der Natur." Und doch sagt er wieder: „Gott und Natur muß man trennen. Gott hat gar nichts mit der Natur zu schaffen; er ist das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem sie einst harmoniren soll. Die Natur soll moralisch werden." – In seinen geistlichen Liedern betet er inbrünstig zu dem persönlichen Christus, dem Gottmenschen; und findet doch, daß die Wahl eines Mittlers nur relativ sei, „daß das Wesen der Religion wohl nicht von der Beschaffenheit des Mittlers abhange, sondern lediglich in der Ansicht desselben, in den Verhältnissen zu ihm, bestehe. Es ist ein Götzendienst im weiteren Sinne, sagt er, wenn ich diesen Mittler in der That für Gott selbst ansehe." – An der einen Stelle preist er ferner die Erlösung von der Sünde durch das Christenthum:

„Ein alter, schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt. –
Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn, voll Lieb und Macht –
Seit dem verschwand bei uns die Sünde
Und fröhlich wurde jeder Schritt;

Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein selger Traum,
Und, ewger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum."

Und dennoch behauptet er: „Die christliche Religion ist die eigentliche Religion der Wollust. Die Sünde ist der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe." Eine Behauptung, die frevelhaft wäre, wenn hier nicht offenbar der Accent auf dem S i c h s c h u l d i g f ü h l e n, also auf der demüthigen Zerknirschung und Hülfsbedürftigkeit des Menschen läge; und wenn er nicht, dies bestätigend, anderswo wieder Sittlichkeit und Religion als die verbundenen Grundvesten unseres Daseins erklärte, indem er sagt: „Die Moral ist, wohlverstanden, das eigentliche Lebenselement des Menschen. Sie ist innig eins mit der Gottesfurcht. Unser eigener s i t t l i c h e r Wille ist Gottes Wille. Indem wir seinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unser eigenes Dasein, und es ist als hätten wir um unsrer selbst willen, aus innerer Natur so gehandelt. Die Sünde ist allerdings das eigentliche Uebel in der Welt. Alles Ungemach kommt von ihr her. Wer die Sünde versteht, versteht die Tugend und das Christenthum, sich selbst und die Welt." – „Man sollte sich schämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte, zu d e n k e n was man wollte. Bitte Gott um seinen Beistand, daß er die ängstlichen Gedanken verjagen helfe. – Sobald du ängstlich wirst, und traurige, bängliche Vorstellungen sich dir aufdringen, so fange an, recht herzlich zu beten. Gelingt es die ersten Male nicht, so gelingt es gewiß mit der Zeit." – „Auf den Körper läßt sich nicht immer wirken; aber in der Seele sollte man sich die Herrschaft mit Gottes Hülfe zu erwerben suchen, um recht ruhig zu sein. – Gebet ist eine universelle Arzenei. Des Herren Wille geschehe,

nicht der meinige. – Selbst meine philosophischen Studien sollen mich nicht mehr stören. In tiefer, heiterer Ruh will ich den Augenblick erwarten, der mich ruft." – Und in diesem Sinne durfte grade e r, der Reine, wohl zu sagen wagen, daß die Sünde der größte Reiz für die Liebe der Gottheit sei.

Wir sind daher weit davon entfernt, ihm dieses Schwanken, diese, oft auch nur scheinbaren, Widersprüche, die in der immer gleichen Liebe ihre höhere Versöhnung finden, zum Vorwurfe zu machen; wir betrachten sie vielmehr als die Zeichen eines rastlosen, treuen Ringens nach der Wahrheit, wie das Zittern der Magnetnadel, die ihren Pol sucht. Die Erfahrung der neusten Zeit lehrt uns ja, wie leicht es sei, wenn man Ernst und Gewissen bei Seite werfen will, sich consequent und bequem in einem vornehmen Systeme zu verstocken. Allerdings ist in seiner bedeutungsvollen Erscheinung nicht nur der Typus, sondern, wie wir weiterhin sehen werden, auch schon die ganze innere Geschichte und Zukunft der Romantik mit allem ihren Tiefsinn, ihren verworrenen Labyrinthen und Abgründen, wie in geistreichen Umrissen enthalten. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß er jung starb, und daß es eben nur Umrisse sind, die er uns hinterlassen, und die uns keineswegs berechtigen, über den weiteren Ausbau, wenn er ihm hienieden vergönnt gewesen wäre, abzusprechen. Und so schließen wir denn diese Betrachtung in dankbarer Erinnerung dessen was er w o l l t e, gern mit den Worten, die einst Schleiermacher in den Reden über Religion seinem Freunde nachgerufen: „Nur schweigend will ich euch hinweisen auf den zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling, dem Alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht; den ihr den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen seltenen, die eben so tiefsinnig sind als klar und lebendig. An ihm schauet die Kraft der Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemüths, und bekennt, wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Künstler fromm sein und Christum lieben wie Novalis: dann wird die

große Auferstehung für beide Welten (Philosophie und Kunst) gefeiert werden."

Wackenroder

Jenen unnennbaren Himmel, das Unaussprechliche des religiösen Gefühls, das Novalis in obigem Marienliede angedeutet, hat dessen Zeit- und Geistes-Genosse Wackenroder in seinen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", so wie im ersten Theile des „Sternbald", der Kunst als ihr angestammtes Gebiet vindicirt. „Durch Worte, sagt er, herrschen wir über den ganzen Erdkreis, durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unsichtbare, das über uns schwebt, ziehen Worte nicht in unser Gemüth hinab. – Ich kenne aber zwei wunderbare Sprachen, durch welche der Schöpfer den Menschen vergönnt hat, die himmlischen Dinge in ganzer Macht, so viel es nämlich (um nicht verwegen zu sprechen) sterblichen Geschöpfen möglich ist, zu fassen und zu begreifen. Sie kommen durch ganz andere Wege zu unserem Innern, als durch die Hülfe der Worte; sie bewegen auf einmal, auf eine wunderbare Weise, unser ganzes Wesen und drängen sich in jede Nerve, in jeden Blutstropfen, der uns angehört. Die eine dieser wundervollen Sprachen redet nur Gott; die andere reden nur wenige Auserwählte unter den Menschen, die er zu seinen Lieblingen gesalbt hat. Ich meine: die Natur und die Kunst." – Die Kunst sollte also ein verhüllter Engel sein, der zu uns herniederstieg, um nach der himmlischen Heimath hinzuweisen, jedes echte Kunstwerk eine göttliche Eingebung, nur von Andacht erzeugt und verstanden. Die katholische Religion aber, welche von jeher ihre Geheimnisse in Bildern, Musik und Bauwerk tiefsinnig abgespiegelt, war daher auch ihm der eigentliche Boden und Mittelpunkt aller Kunst.

Nun ist ohne Zweifel diese religiöse Vertiefung der Kunst, wie sie ja schon Novalis geltend gemacht, an sich höchst ehrenwerth und für die letztere von sehr wohlthätigen Folgen gewesen. Eben so gewiß mußte aber auch die Einseitigkeit, womit Wackenroder Natur und Kunst, oder mit anderen Worten: das Gefühl, als den sichersten, unmittelbarsten, ja einzigen Weg zur Erfassung der göttlichen Dinge überhaupt aufgestellt, und so Kunst und Religion gewissermaßen identificirt hat, zu einem bodenlosen Verhimmeln des Positiven führen und manche schwachen Gemüther verwirren. In der Kunst selbst ist dieses Nebeln und Schwebeln, das bloße Gefühle mit Luft in Luft malt, ohne es zum lebendigen Bilde zu bringen, als „Sternbaldisiren" berüchtigt geworden. Reicht aber das bloße, wandelbare Gefühl, das ja überall erst durch seinen Inhalt und die Ueberzeugungen Werth und Halt empfängt, nicht einmal zu einer lebendigen Erfassung der Kunst hin, wie sollte es der Religion gegenüber genügen? Jenes Mißverständniß hat daher, wie einerseits einen künstlerischen Dilettantismus, so auch ein dilettantisches Katholisiren in Mode gesetzt, das die Kirche fast nur als eine grandiose Kunstausstellung betrachtete und sich für berechtigt hielt, ihre Geheimnisse nach seiner Weise und Stimmung zu deuten.

Wackenroder selbst führt seine Gedanken in mehreren Kunstnovellen durch poetische Beispiele weiter aus. Welcher Confession jedoch wäre wohl jemals mit Convertiten „durch Nerv und Blutstropfen" gedient, wie er einen solchen in nachstehenden Worten beschreibt! –

„Ich ging neulich in die Rotonda (in Rom), weil ein großes Fest war, und eine prächtige lateinische Musik sollte aufgeführt werden, oder eigentlich anfangs nur um meine Geliebte unter der betenden Menge dort wieder zu sehen, und mich an ihrer himmlischen Andacht zu bessern. Der herrliche Tempel, die wimmelnde Menge Volks, die nach und nach hereindrang, und mich immer enger umgab, die glänzenden Vorbereitungen, das Alles stimmte mein Gemüth zu einer wunderbaren Aufmerk-

samkeit. Mir war sehr feierlich zu Muthe, und wenn ich auch, wie es einem bei solchem Getümmel zu gehen pflegt, nichts deutlich und hell dachte, so wühlte es doch auf eine so seltsame Art in meinem Innern, als wenn auch in mir selber etwas Besonderes vorgehen sollte. Auf einmal ward Alles stiller, und über uns hub die allmächtige Musik, in langsamen, vollen, gedehnten Zügen an, als wenn ein unsichtbarer Wind über unseren Häuptern wehte: sie wälzte sich in immer größeren Wogen fort, wie ein Meer, und die Töne zogen meine Seele ganz aus ihrem Körper heraus. Mein Herz klopfte, und ich fühlte eine mächtige Sehnsucht nach etwas Großem und Erhabenem, was ich umfangen könnte. Der volle lateinische Gesang, der sich steigend und fallend durch die schwellenden Töne der Musik durchdrängte, gleich wie Schiffe, die durch Wellen des Meeres segeln, hob mein Gemüth immer höher empor. Und indem die Musik auf diese Weise mein ganzes Wesen durchdrungen hatte, und alle meine Adern durchlief – da hob ich meinen in mich gekehrten Blick, und sah um mich her – und der ganze Tempel ward lebendig vor meinen Augen, so trunken hatte mich die Musik gemacht. In dem Moment hörte sie auf, ein Pater trat vor den Hochaltar, erhob mit einer begeisterten Geberde die Hostie, und zeigte sie allem Volke – und alles Volk sank in die Kniee, und Posaunen, und ich weiß selbst nicht was für allmächtige Töne, schmetterten und dröhnten eine erhabene Andacht durch alles Gebein. Alles, dicht um mich herum, sank nieder, und eine geheime, wunderbare Macht zog auch mich unwiderstehlich zu Boden, und ich hätte mich mit aller Gewalt nicht aufrecht erhalten können. Und wie ich nun mit gebeugtem Haupte knieete, und mein Herz in der Brust flog, da hob eine unbekannte Macht meinen Blick wieder; ich sah um mich her, und es kam mir ganz deutlich vor, als wenn alle die Katholiken, Männer und Weiber, die auf den Knieen lagen, und, den Blick bald in sich gekehrt, bald auf den Himmel gerichtet, sich inbrünstig kreuzten, und sich vor die Brust schlugen und die betenden Lippen rührten, als wenn alle um meiner

Seelen Seligkeit zu dem Vater im Himmel beteten, als wenn alle die Hunderte um mich herum um den einen Verlorenen in ihrer Mitte flehten, und mich in ihrer stillen Andacht mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihrem Glauben hinüberzögen. Da sah ich seitwärts nach Marien hin, ihr Blick begegnete dem meinigen, und ich sah eine große, heilige Thräne aus ihrem blauen Auge dringen. Ich wußte nicht wie mir war, ich konnte ihren Blick nicht aushalten, ich wandte den Kopf seitwärts, mein Auge traf auf einen Altar, und ein Gemälde Christi am Kreuze sah mich mit unaussprechlicher Wehmuth an – und die mächtigen Säulen des Tempels erhoben sich anbetungswürdig, wie Apostel und Heilige, vor meinen Augen, und schauten mit ihren Kapitälern voll Hoheit auf mich herab – und das unendliche Kuppelgewölbe beugte sich wie der allumfassende Himmel über mir her, und segnete meine frommen Entschließungen ein. – Ich konnte nach der geendigten Feierlichkeit den Tempel nicht verlassen; ich warf mich in einer Ecke nieder und weinte, und ging dann mit zerknirschtem Herzen vor allen Heiligen, vor allen Gemälden vorüber, und es war mir, als dürfte ich sie nun erst recht betrachten und verehren. – Ich konnte der Gewalt in mir nicht widerstehen: – ich bin nun, theurer Sebastian, zu jenem Glauben hinübergetreten, und ich fühle mein Herz froh und leicht. Die Kunst hat mich allmächtig hinübergezogen, und ich darf wohl sagen, daß ich nun erst die Kunst so recht verstehe und innerlich fasse. Kannst Du es nennen, was mich so verwandelt, was wie mit Engelstimmen in meine Seele hineingeredet hat, so gieb ihm einen Namen, und belehre mich über mich selbst; ich folgte blos meinem innerlichen Geiste, meinem Blute, von dem mir jetzt jeder Tropfen geläuterter vorkömmt."

Man fühlt, eine so zufällige, musikalisch-luftige Bekehrung wird kaum länger dauern, als die Musik, die sie hervorgerufen. Dennoch läugnen wir nicht, und haben es schon oben angedeutet, daß die Glut und Innigkeit, womit Wackenroder die Sache auffaßte, in der Kunst eine Erschütterung und Anregung

erweckte, welcher die erschlaffte Zeit bedurfte; und in der That ist aus dieser religiösen Kunstbegeisterung bekanntlich im Anfange dieses Jahrhunderts die deutsch-romantische Malerschule hervorgegangen. – Seitdem freilich hat die eilfertige Zeit ihren Geschmack wieder gewandelt und, anstatt der Madonnen und Heiligenbilder, das sogenannte Genre beliebt. Wir wollen den Maler keineswegs mit einseitiger Aengstlichkeit auf blos kirchliche Motive beschränken; denn nicht durch die Wahl profaner Gegenstände an sich wird die Kunst schon profanirt, da sich ja alle Erscheinungen des Lebens, wenn man nur will, religiös erfassen und darstellen lassen. Aber es bleibt wohl zu erwägen, ob die Malerei den tiefen Ernst, der aller Kunst Noth thut, ja ob sie überhaupt auch nur eine tüchtige Schule sich wird bewahren können, wenn sie dem würdigsten, in dem Volksgefühl aller Zeiten begründeten Inhalte entsagt, wenn sie aus den Kirchen in die Plaudersäle und Boudoirs, von der stillen Erbauung des Volkes an die modischwechselnden Gelüste der Weltleute und Dilettanten gewiesen wird. Was dem Zeitgeiste dient, ohne ihn über sich selbst zu heben, wird nothwendig von ihm übergerannt und beseitigt.

August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel

August Wilhelm Schlegel sagt von sich selbst:

„Der Völkersitten, mancher fremden Städte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in Eines Wissens Kette,

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unter'm Schutz der Laren
Stets dichtend, Aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette;

Der Erste, der's gewagt, auf deutscher Erde
Mit Shakespeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde
Ist unbekannt; doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel."

Dieses, eben nicht blöde, Selbstlob ist dennoch wahr, und enthält ungefähr Alles, was wir in Prosa von ihm sagen könnten: nämlich daß er durch eminente Kritik, vielseitige Gelehrsamkeit, Meisterschaft in den poetischen Formen und durch seine vortrefflichen Uebersetzungen ein Hauptförderer der Romantik gewesen. Eben diese Eigenschaften jedoch, bei geringerer poetischer Productionskraft, eigneten ihn zum eigentlichen Aesthetiker der Romantik, als welcher er um so weniger in den Kreis unserer Betrachtung gehört, da er anderweit auch durch seine Gesinnung sich selbst vom romantischen Boden exilirt. Es sei uns erlaubt, einige darauf sich beziehende, vertrauliche Bekenntnisse desselben beizufügen, weil sie einen tiefen Blick in die geheime Werkstatt der Begründer der Romantik eröffnen; Aeußerungen, mit denen er, wie es scheint im Gefühl, daß sie die Lebensfrage aller Romantik betreffen, vor dem Publicum weislich zurückgehalten, und die wir hier stellenweis unübersetzt, wie wir sie gefunden, wiedergeben, da sie sich ohne Zweifel im Französischen am unnachahmlichsten ausnehmen. Er schreibt nämlich im Jahre 1838 an eine Dame: „Ich habe gegen die Prosa und Engherzigkeit der Flachköpfe eine Reaction versucht und die sensualistische Philosophie mitsammt ihrer platten Moral gehaßt; mit meinen Freunden begann ich die Erinnerungen des Mittelalters zu beleben, und christliche Stoffe in die Poesie zurückzuführen, und weil der Protestantismus mir da nichts bot, mußte ich wohl aus den Ueberlieferungen der Römischen Kirche schöpfen. Ich schrieb die geistlichen Sonette: c' était une prédilection d'artiste; ich wurde von der Pracht des katholischen Cultus eine Zeit lang gefesselt, und habe nachher auch

die Theosophie studirt. Novalis (*penseur audacieux, rêveur divinatoire, à la fin visionaire*) hat es mit seiner Art von Christenthum ehrlich gemeint: *comme un oiseau de passage, fatigué par son vol audessus d'un immense océan, s'abat sur une petite île verdoyante, et y oublie son ancienne patrie et la vaste contrée, qu'il avait voulu atteindre. Les retours à la vieille église devenaient de plus en plus fréquents. – Pour moi, je n'ai jamais eu sérieusement le projet, de contracter un engagement solennel, quoique les sollicitations ne m'aient pas manqué. Au contraire, à mesure que mon frère Frédéric faisait des pas en avant, je rebroussais chemin. Je n'ai qu'à me reprocher ma trop longue indulgence: mais je l'ai expiée par un des plus amers chagrins de ma vie. Ce fut le divorce des ames. Revolté du rôle, qu'il joua depuis 1819 comme écrivain et comme allié des Jesuites, j'ai fini par lui declarer mon inimitié à la manière des anciens Romains.* Die Erscheinungen des Tages seit dem Frieden konnten mich nicht veranlassen, eine neue Union mit den beiden christlichen Gemeinschaften einzugehn, und so beschloß ich, nachdem ich an viele Pforten geklopft, da doch *une foi factice et arbitraire ne sert à rien,* zuletzt wahr zu sein gegen mich selber und dem Zweifel und Gedanken Raum zu lassen. *Je m'en tiens,* so schließen diese Bekenntnisse, *à la religion primitive, innée et universelle. Voilà les termes de mes erreurs d'Ulysse, voilà mon Ithaque!*"

Mit gerechtem Unwillen entdecken wir also hier, anstatt des ehrlichen Kampfes, den wir vorausetzen und fordern durften, nur ein diplomatisches Scheingefecht, ein verlorenes Leben, das zuletzt genau bei der derselben Indifferenz wieder angelangt, gegen die es ein halbes Jahrhundert lang zu kämpfen schien, und dem hiernach nothwendig der Schmerz zu Theil werden mußte, sein Tagewerk, die Romantik, zu überleben.

Jede bedeutende geistige Richtung aber hat ihre hervorragenden, führenden Charaktere; ein solcher war Friedrich

Schlegel für die Romantik. Wie einst Lessing, stellte er sich kühn auf jene Höhe der modernen Bildung, die über Vergangenes und Zukünftiges freie Umschau eröffnet, mit staunenswerther Vielseitigkeit Philosophie und Poesie, Geschichte und Kunst, das classische Alterthum, wie das Mittelalter und den Orient durchforschend. Auch darin ist er Lessing vergleichbar, daß er, wie jener die skeptische Richtung seiner Zeit, so den geistigen Proceß der Romantik in ungestümer Consequenz zu dem Zielpunkte mit sich fortriß, wo die Sache spruchreif und eine Entscheidung unumgänglich wird; und zwar wiederum wie Lessing, nicht als literarisches Kunststück zur eignen Verherrlichung, sondern aus tiefer Sehnsucht nach der höheren Wahrheit, d. i. nach Versöhnung von Glauben und Wissen in der Religion, oder wie er selbst es schärfer faßt: nach der Einheit der Wissenschaft und der Liebe. Es ist daher eben so stumpfsinnig, als ungerecht, ihn, wie von seinen Gegnern noch häufig geschieht, nach den einzelnen, momentanen Phasen seines Bildungsganges zu beurtheilen und gleichsam die Blüte für die trübe Hülse verantwortlich machen zu wollen, die sie doch selbst durchbrochen und weggeworfen. Grade der männliche Fortschritt, der durch alle diese Verwandlungen sichtbar wird und jede, oft liebevoll selbst erbaute Schranke, wenn er sie als solche erkannt, rücksichtslos vor sich niederwirft, ist das Großartige seiner Erscheinung.

So sehen wir ihn, zunächst von Fichte's starrem Idealismus ausgehend, da dieser sein Verlangen nach innerer, religiöser Vollendung keineswegs befriedigen konnte, sich in die Naturphilosophie versenken und gleichzeitig die ihr verwandte Romantik als christliche Schönheit der Poesie fast leidenschaftlich ergreifen. Aber von seinem dunklen Feuer durchglüht, fingen nun erst die noch chaotisch verschlungenen Elemente der Romantik, die echten und die falschen, wunderbar zu gähren an; denn er adoptirte sie nicht blos, er gestaltete sie. Alles Zweideutige, Schwankende bei Novalis: den verhüllten Pantheismus, den Naturgott und das entfesselte, geniale Ich trieb

er, namentlich in seiner „Lucinde", folgerichtig eins aus dem andern zu seiner nothwendigen Formation empor. „Alle Selbstständigkeit, sagt er in jener Periode, ist Originalität, und alle Originalität ist moralisch. – Man hat nur so viel Moral, als man Sinn für Poesie und Philosophie hat. – Jeder vollständige Mensch hat einen Genius; die wahre Tugend ist Genialität. – Wenn jedes u n e n d l i c h e Individuum Gott ist, so giebt's so viele Götter als Ideale. Auch ist das Verhältniß des wahren Künstlers und Menschen zu seinen Idealen durchaus Religion. – Nur das kann ich für Religion gelten lassen, wenn man voll von Gott ist, wenn man nichts mehr um der Pflicht willen, sondern Alles aus Liebe thut, blos weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott sagt, nämlich G o t t i n u n s." – – Allein auch diese poetische Täuschung konnte ihm nicht lange genügen; wie einem Bergmanne vielmehr, der aus dem verfallenen Schacht der Natur sich wacker emporarbeitet, blitzte ihm schon damals das Tageslicht in einzelnen Ahnungen entgegen. Der Tod wird ihm eine „Selbstbesiegung, die wie alle Selbstüberwindung eine neue, leichtere Existenz verschafft." Ja schon im Jahre 1800 sagt er: „Nichts ist mehr Bedürfniß der Zeit, als ein geistiges Gegengewicht gegen die Revolution und den Despotismus, den sie durch die Zusammendrängung des höchsten menschlichen Interesse über die Geister ausübt. – Lass't die Religion frei, und es wird eine neue Menschheit beginnen."

Das Wesen des Protestantismus hatte er schon sehr frühe scharf umzeichnet. Im J. 1804, noch selbst dieser Confession zugethan, schreibt er bei Herausgabe von Lessing's Gedanken und Meinungen: „Was ist das Wesen des Protestantismus? Und was war es, was ihn zuerst auszeichnete und eigentlich constituirte? Nicht diese oder jene Meinung, denn darüber fand die größte Verschiedenheit, ja Verworrenheit unter den großen Reformatoren selbst Statt; sondern das, was alle gleich sehr beseelte, worin sie ohne Verabredung Eins waren, und was ihr gemeinsames Band blieb. Die Freiheit war es, mit der sie lehr-

ten; der Muth, selbst zu denken und dem eignen Denken gemäß zu glauben; die Kühnheit, das Joch auch der verjährtesten, ja kurz vorher noch von ihnen selbst unverletzbar heilig gehaltenen Irrthümer abzuwerfen. – Polemik ist daher allen Protestanten, oder allen Bekämpfern des Irrthums wesentlich, ja es ist ihr ganzer Charakter in diesem Begriffe beschlossen. Polemik ist das Princip alles ihres Strebens und die Form alles ihres Wirkens. Will man dies in einen bestimmten Begriff fassen, so sage man, Katholicismus ist positive, Protestantismus aber negative Religion. – Der wahre Protestant muß auch gegen den Protestantismus selbst protestiren, wenn er sich nicht in neues Papstthum und Buchstabenwesen verkehren will. Die Freiheit des Denkens weiß von keinem Stillstande, und die Polemik von keinen Schranken; der Protestantismus aber ist eine Religion des Krieges, bis zur innern Feindschaft und zum Bürgerkriege." – Er selbst huldigt noch unbedingt diesem Princip wissenschaftlich polemischer Freiheit, „da es doch keine Liebe giebt ohne Wahrheit und keine Wahrheit ohne den Muth dazu", und sucht es daher – freilich nicht ohne einige sophistische Künstlichkeit – mit dem Christenthume zu vermitteln, indem ja eine gewisse Freigeisterei und Irreligiosität dem Christenthum wesentlich, ihm keineswegs entgegengesetzt, sondern ein nothwendiges Phänomen seiner auch alle ursprüngliche Abwege universell umfassenden Entwickelung sei. Aber alle diese Vorliebe täuschte ihn schon damals durchaus nicht über die nothwendigen Endresultate dieser Freiheit. Wenige Zeilen weiter vielmehr sagt er prophetisch, als hätte er im Buche der Zeiten vorausgeblättert: „Das unaufhaltsam um sich Greifende des Protestantismus zeigt sich auch äußerlich in der Geschichte desselben; aber freilich hier in der gemeinen Masse nicht so edel, als in dem Geiste eines Lessing. Während die positive Religion sich immer mehr fixirt, und gleichsam versteinert hat, ist im Protestantismus fast nichts unverändert geblieben, als die Veränderlichkeit selbst; und während auf der einen Seite die protestantische Denkart aus der Sphäre der Religion in die bürger-

liche Welt hinausgetreten ist, und auch da eine Reformation der gesammten politischen Verfassung hat versuchen wollen, hat man auf der anderen Seite die Religion so lange geläutert und geklärt, bis sie endlich ganz verflüchtigt worden und vor lauter Klarheit verschwunden ist. Beide Ausartungen sind natürlich genug; denn es ist im Wesen der freien Thätigkeit selbst gegründet, daß sie, je nachdem sie mehr extensiv oder mehr intensiv zu sein strebt, bald ihre eigene Sphäre überspringt, und sich in eine fremde hinauswirft, bald aber auf sich selbst zurückgewandt, sich selber bis zur Selbstvernichtung untergräbt." – Man sieht, hier hat ihn die unerschütterliche Treue der Forschung unwillkürlich auf den Punkt geführt, wo er nicht umhin konnte sich zu entschließen, entweder es auf jene Selbstvernichtung hin zu wagen, oder zum Primitiven, Positiven, zur Kirche sich zurückzuwenden; und es ist ein fast komischer Anblick, wie die neueste Literatur sich vergebens abquält, diese seine Rückkehr durch künstliche Hypothesen und Annahmen von, man weiß nicht recht welchen inneren Katastrophen zu erklären. So soll er, nach Einigen, erst in Paris durch das Studium des Sanskrit auf die indischen Büßer, von den indischen Büßern auf die christliche Ascetik und von der Ascetik auf den Papst gekommen sein; als läge die Kirche in ihren Hauptlineamenten nicht schon in Novalis' Ideengange, dessen Gedankenerbe und Fortsetzer Friedrich Schlegel war.

So hatte Schlegel sich, man könnte sagen, durch die Romantik hindurchgekämpft, und als er, bei ihren extremen Consequenzen angelangt, ihres ungeheueren Irrthums sich bewußt wurde, war er es auch, der, noch einmal alles Große und Wahre in ihr streng zusammenfassend, sie zu ihrem Ursprung wieder zurückführte; und er hatte die Gewalt und das Recht dazu, denn er hatte sie innerlich erlebt, wie kein Anderer. Die Romantik wollte das ganze Leben religiös heiligen; das wollte Schlegel auch; in dem Grundgedanken also sind und waren beide einig. Aber die Romantik, nur noch ahnend und ungewiß umhertastend, wollte es b i s d a h i n mehr oder minder durch

eine unklare symbolische Umdeutung des Katholicismus. Schlegel dagegen erkannte, daß das Werk der Heiligung alles Lebens schon seit länger als einem Jahrtausend, gründlicher und auch schöner, in der alten Kirche still fortwirke, und daß die Romantik nur dann wahr sei und ihre Mission erfüllen könne, wenn sie von der Kirche ihre Weihe und Berechtigung empfange. Durch Fr. Schlegel daher, den eigentlichen Begründer der Romantik, ist diese in der That eine religiöse Macht geworden, gleichsam das Gefühl und poetische Gewissen des Katholicismus. Jene göttliche Gewalt der Kirche aber in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein einer nach allen Richtungen hin zerfahrenen Zeit zu bringen, wurde von jetzt ab die Aufgabe seines Lebens. „Thöricht, schreibt er, ist die Meinung derer, die da sagen: die Lehre, die allein Heil bringt, sei zwar durch Christum in die Welt gekommen; aber jetzt könne man auch ohne die Gemeinschaft und die Gebräuche der Kirche und ohne Verehrung seiner Person das Wesentliche seiner Lehre halten, seiner Bestimmung genug thun. Die Kirche ist allein das Gefäß jener Lehre, und diese Gemeinschaft zu zerreißen ist die schlimmste aller Thaten." – Und jetzt ertönen jene glühenden Lieder zur Wiedererweckung deutschen Nationalgefühls durch innere Umkehr zu dem einzigen göttlichen Retter:

„Sohn der Liebe, woll'st vereinen
Doch die Deinen,
Daß der Zwietracht dunkle Binde
Vor dem Blick verschwinde!"

Die Poesie versenkt er in die religiöse Tiefe des Gemüths:

„Fern von Eitelkeit und innerm Trug,
Nahe dich mit Andacht jedem Buch,
Wo des Herzens stille Wahrheitskraft
Neu die Welt der Liebe sich erschafft.
Betend, wie am Altar Gottes Licht,
So vernimm das heilige Gedicht,
Wo des Lebens schmerzlich schönes Spiel
Dich zurücksenkt in das ewige Gefühl.

Nur der Sehnsucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth scheint die Wahrheit hell."

Gegen die todte Regel mechanischen Gleichgewichts im Vertretungsstaate, erbaut er auf historischen und religiösen Grundlagen den, auf Glaube und Liebe beruhenden, christlichen Staat. In der Geschichte weist er die innere Zerrüttung des Menschengeschlechts und dessen Wiederherstellung im Christenthume als Grundthema nach, findet daher nur in der Verbindung der waltenden welthistorischen Mächte mit der Kirche das wahre Heil, und erstrebt endlich in der Wissenschaft selbst eine christliche Philosophie, als die höhere, geistige Poesie der Wahrheit.

„Nun ist, sagt er, die Ueberzeugung unter den Gutgesinnten aller Parteien wohl schon ziemlich allgemein, und den Meisten klar und gewiß geworden, daß der feste Anhaltspunkt in dem Streit der Meinungen und Interessen nur in dem Positiven gefunden werden, und nur dieses den chaotischen Zustand enden, und ein organisch geordnetes Dasein von neuem wieder begründen kann. Vergebens aber würde man für das Leben und den Staat, wie in der Wissenschaft hoffen, diesen sicheren Grund und Stützpunkt in einem blos irdisch Positiven zu finden, es sei welcher Art es wolle, so lange nicht das göttlich Positive hinzukommt, als Träger und zusammenhaltende Lebenskraft des Ganzen. Wo sollen wir aber dieses göttlich Positive anders suchen als da, wo es uns schon lange gegeben ist, sobald wir es nur finden wollen: in der Religion, in der göttlichen Offenbarung und in der christlichen Philosophie, als einem treuen Abdruck derselben in wissenschaftlicher Form zu allgemeiner praktischer Anwendung?" – Die Frage von jenem göttlich Positiven führt ihn demnächst auf den alten Zwiespalt des deutschen Glaubens zurück, als den Punkt, von dem das Uebel seinen Ursprung genommen, und daher auch die Heilung ausgehen müsse. „Jene so lange gewünschte und so oft vergeblich gesuchte Wiedervereinigung des Glaubens kann aber freilich auf dem gemeinen Wege menschlicher Ausmittelung nicht ge-

funden werden; nicht durch ein bloßes gegenseitiges, wenn auch noch so gut gemeintes Nachgeben, und nicht durch eine diplomatische Verhandlung; überhaupt ist es kein Menschenwerk, sondern es muß von Gott kommen, der seine Werkzeuge dazu schon finden, und diejenigen, welche von ihm ausersehen sind, mit der Kraft des heiligen Geistes erfüllen wird. Menschlicherweise läßt sich nur das dazu beitragen, und nur dadurch der hohen Absicht entgegenkommen, daß wir jene unentschlossene Halbheit der Gesinnung von uns abthun, welche uns so oft zurückhält, den letzten Schritt in der Anerkennung der Wahrheit getrost daran zu setzen."

Unter den vorerwähnten welthistorischen Mächten aber versteht er vorzüglich vier Gewalten, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhalten und bewegen, und auch eine vierfach verschiedene Art und Form jeglichen menschlichen Vereins begründen; nämlich die Macht des Geldes und des Handels, die er in einem weiteren Sinne die G i l d e nennt; die, auch im Kriege nur auf die Erhaltung des äußeren und des bürgerlichen Friedens gerichtete Gewalt des Schwertes (der Gerechtigkeit), oder der Staat. Sodann die „Gnadenkraft der göttlichen Weihe, auf welcher alle Art von Priesterthum und jeder kirchliche Religionsverein beruht, der allein den innern Frieden herbeiführt und auch dem äußeren die höhere Sanction giebt. Was würde uns auch das ganze materielle Leben frommen, dem der Staat seinen rechtlichen Bestand sichert, und welches jene äußere Cultur, die aus dem Kunstfleiß und dem Gewerbe hervorgeht, und die in ihrem letzten Grunde auf dem Handel beruht, so reichlich ausschmückt, wenn es nicht der Träger eines anderen und höheren intellectuellen Lebens wäre? Dieses höhere intellectuelle Leben aber wird zunächst in der Religion, und als ein gemeinsames der ganzen Menschheit zuständiges Eigenthum, in der Kirche genährt und entfaltet, deren geheiligtes, weltumfassendes Band die im Staatsverhältniß getrennten Nationen wieder verbindet, und in der Zeit die späteren Generationen an die früheren anknüpft. Zugleich aber wird es auch durch die

Schule erregt und entwickelt und von einem Zeitalter auf das andere fortgepflanzt; welcher intellectuelle Verein als die vierte Art und Form von jenen vier bezeichneten Hauptvereinen der menschlichen Gesellschaft mit dem Staat und der Kirche im mannigfaltigsten und innigsten Verhältniß steht." Und diese, von der Schule zu lösende Aufgabe theilt er vor allen anderen Nationen den Deutschen zu; denn der deutsche Geist „strebt tiefer in die verborgenen Principien des inneren Lebens, wo jene Elementarkräfte nicht mehr getrennt erscheinen, sondern aus der gemeinsamen Wurzel die vollständige Kraft des lebendigen Bewußtseins im Denken und Bilden hervorgeht. – Die intellectuelle Aufgabe des Zeitalters aber, als die Idee, welche in der jetzigen Epoche nach der Bestimmung des deutschen Geistes herausgearbeitet werden soll, läßt sich wohl nicht anders bezeichnen, als daß es sei die vollständige Anerkenntniß und durch alle Weltalter durchgeführte Auffassung und eben dadurch zu Stande gebrachte Erneuerung und lebendige Wiedergeburt des in der zeitlichen Wissenschaft und Kunst sich abspiegelnden und ausstrahlenden ewigen Wortes; welche Idee ganz nahe zusammenhängt mit der vorhin erwähnten Wiedervereinigung des Glaubens selbst, so wie auch des Glaubens und des Wissens. Dieses wieder Eins gewordene Wissen aber, welches wir noch nicht anders zu benennen vermögen, als mit dem Namen der christlichen Philosophie, läßt sich nicht machen wie ein System, oder stiften wie eine Sekte, sondern wie ein lebendiger Baum muß es hervorwachsen aus der als göttlich erkannten Offenbarung. Die Welthistorie und Mythologie, das Reich der Sprachen und die Naturwissenschaft, Poesie und Kunst bilden nur die einzelnen Strahlen für dieses Eine Licht der höchsten Erkenntniß. Und so wie dieses voller heranbricht, so wird auch der in der welthistorischen Forschung, oder in der Naturphilosophie hie und da noch herumdämmernde Pantheismus vollends verschwinden, und in Schatten zurückweichen vor der wiedererkannten Wahrheit und Kraft des göttlich Positiven, wie sich dasselbe in wachsender Voll-

kommenheit immer herrlicher entfaltet. Es werden dann auch die Denkenden aller Art den Fortgang der wahren Zeit, der von dem, was die Welt den Zeitgeist nennt, so ganz verschieden ist, richtiger erkennen, und es werden nicht mehr so viele ausgezeichnete Geister wie aus dem Traume fortreden, wo sie vor zwanzig Jahren stehen geblieben waren, als ob sie eine oder zwei Generationen der Welt versäumt und übersehen hätten. Auch über das Gebiet der Kunst mag sich dann wieder ein neuer Lebensodem verbreiten und statt der falschen Phantasmagorie unserer verzerrten tragischen Gebilde mag dann eine höhere geistige Poesie der Wahrheit hervortreten, welche nicht blos die Sage irgend eines Zeitalters oder einzelnen Völkerstammes, in beschränktem Phantasiespiele nachbildet, sondern in der irdischen Hülle zugleich auch die Sage von Ewigkeit, das Wort der Seele, im sinnbildlichen Gewande der Geisterwelt abspiegelt. Ueberhaupt aber ist jenes Eine Licht nicht auf die Grenzen eines einzelnen Geistes, oder nur auf eine Form und besondere Region der gesammten Geistesbildung eng beschränkt; sondern die mannigfaltigsten Gaben und Talente müssen zur Förderung jener Wiedergeburt, und zur vollständigen Entfaltung jenes Baumes der guten und heilsamen Erkenntniß des Lebens beitragen."

So hat denn Friedrich Schlegel, was Novalis ursprünglich ahnte und ersehnte: eine christlich religiöse Durchdringung und Wiederbelebung von Kunst, Wissenschaft und Leben, so viel in eines Mannes Kräften steht, wirklich vollbracht, und es kann auf seinen eigenen Lebenslauf angewendet werden, wenn er sagt: „Die Wahrheit ist eine lebendige, sie kann nur aus dem Leben geschöpft, durch's Leben errungen werden. Die Sehnsucht oder die Liebe ist der Anfang und die Wurzel alles höheren Wissens und aller göttlichen Erkenntniß; die Ausdauer im Suchen, im Glauben und im Kampf des Lebens bildet die Mitte des Weges; das Ziel aber bleibt für den Menschen hier immer nur ein Ziel der Hoffnung."

Adam Müller. Steffens. Görres

Wenn Friedrich Schlegel, wie wir so eben gesehen, die göttliche Offenbarung im Leben in ihrer Gesammtheit zu erfassen strebte, so hatte dagegen Adam Müller auf diesem unermeßlichen Gebiete eine eigenthümliche Domaine, ein specielles Tagewerk sich abgegrenzt: gleichsam die Anwendung der Romantik auf die geselligen und politischen Verhältnisse des Lebens. Er sagt daher in seinen Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur: „Die kritische Revolution in Deutschland, in der absolut wissenschaftlichen Einseitigkeit, in der sie sich bisher fast ausschließend gezeigt hat, konnte überhaupt deshalb keine große unmittelbare Wirkung auf die deutsche Nationalität hervorbringen, weil sie in das Wesen der gleichzeitigen Bewegungen der Gesellschaft sowohl in ihren öffentlichen als in ihren Privatbeziehungen thätig und fortgesetzt einzugehen, aus einem gewissen ganz unziemlichen Stolze verschmähte. Den Staat und seine gegenwärtige, keineswegs mit Verachtung zu übersehende Gestalt setzte sie mit idealistischer Selbstgenügsamkeit über die Seite. Natürlich mußte sie, anstatt ihre eigne Bedeutung zu erhöhen, durch den unmittelbaren Drang der gesellschaftlichen Noth unserer Zeit überwältigt und dem absoluten Bewußtsein ihres eigenen Daseins überlassen werden.“ Und wenn er dann weiterhin sagt: „Das ehrwürdige Wort Messe, in seinem deutschen Doppelsinn, deutet auf den uralten Bund des Handels und der Kirche, auf die noch ältere, auf die ewige Einheit des äußeren und inneren Daseins“, so hat er dadurch in der That Tiefe und Umfang seines ganzen Unternehmens scharf bezeichnet: eine wissenschaftliche Darstellung des Staats nämlich in seinem ewigen Bunde mit Religion, Poesie und Leben.

Wie er diese Aufgabe im Einzelnen gelöst, können wir, ohne unsere eigene Aufgabe in's Unendliche zu erweitern und zu verwirren, nicht genauer nachweisen; wir wollten hiermit nur seinen Standpunkt und sein Verhältniß zur Romantik im Allge-

meinen andeuten. Eben so müssen wir uns begnügen, zwei andere Koryphäen unserer Literatur, da sie nicht eigentlich Dichter sind, hier nur kürzlich zu bezeichnen, wir meinen: Steffens und Görres.

Steffens hängt mit den Romantikern nur in seiner begeisterten Jugend, durch seine naturphilosophischen Forschungen zusammen, deren, nicht so beiläufig abzufertigende Würdigung, wie die der Naturphilosophie überhaupt, einer anderen Ausführung vorbehalten bleiben muß. Er ist zwar später auch als Dichter aufgetreten, allein seine Dichtungen gehören nicht mehr der Romantik, ja kaum der Poesie an, sie sind im Grunde nur in poetische Form gekleidete Philosopheme und aphoristische Lebensansichten, wie Tiecks neueste Novellen. In seinen maßlos projectirten Erzählungen (die Familie Walseth und Leith, die vier Norweger u. s. w.), die Alles zugleich umfassen wollen, hat er niemals das philosophische Element zu lebendigpoetischer Erscheinung, zu einem künstlerischen Ganzen zu bewältigen vermocht. Seine Aufgabe hier ist allerdings gleichfalls die Versöhnung von Religion und Leben; aber nicht mehr auf der katholisch romantischen Grundlage. Denn wenn auch das positive Christenthum überall die Basis bildet, so ist die Auffassung und Behandlung doch rein in's Subjective hinübergesiedelt, in einen Pietismus, der theils speculativ, theils als bloßes Gefühl sich kundgiebt.

Bei weitem belebender und großartiger, als Steffens, hat Görres eingewirkt, und zwar durch eine in allen seinen Schriften ausgeprägte übermächtige Persönlichkeit, die das Grundprincip der Romantik, die Vermittelung aller höheren Geisteskräfte mit der Kirche, in sich selbst darstellt. Eine oft divinatorische Phantasie neben wissenschaftlicher Tiefe, gründliches Wissen neben schneidendem Witz, eine unerschöpfliche Fülle von Poesie endlich, womit ein Dutzend Dichter von Profession sich überreich schätzen dürften – und das Alles, wie es auch durcheinanderringt und sich zu kreuzen scheint, durch einen unwandelbaren Verstand, gleich den Gestirnen eines Pla-

netensystems, um die ewige Centralsonne wunderbar gruppirt und geordnet. Es ist die, durch alle Geschichte der neueren Zeit gehende, rechte, wahre Romantik selbst, die hier, anstatt in bloßem Bild und Klang zu luxuriren, sich unmittelbar an den Thatsachen reflectirt. Ueberall daher, wo die nationale Entwicklung culminirt, sehen wir Görres auf den Zinnen der Zeit, weckend, warnend, mahnend, züchtigend und weissagend, und – weil das eben nicht erlernt oder gemacht werden kann, sondern erlebt sein muß – auch, wie Friedrich Schlegel, in rastlos wachsendem Fortschritt begriffen.

So begrüßt er in der damaligen allgemeinen Verdumpfung der socialen Verhältnisse, und zwar gleichfalls wie Fr. Schlegel von einem, dem Ausgange scheinbar entgegengesetzten Punkte anfangend, die erste französische Revolution mit allem Zornesmuth eines zwanzigjährigen Jünglings, als das blutige Morgenroth einer größeren Zeit, und schreibt in diesem Sinne sein „rothes Blatt". Kaum aber hat er in Paris (wohin er gegangen, um sich über die Bedrückungen der französischen Beamten zu beschweren) hinter der Fahne der sogenannten neuen Freiheit den Verrath, die Habgier und den schamlosesten Egoismus lauern gesehen, als er mit derselben ethischen Entrüstung den trügerischen Nebel zerreißt und, der erste unter den Deutschen, in einer kleinen Schrift („Resultate meiner Sendung nach Paris") seine Landsleute aus ihren philantropisch-kosmopolitischen Träumen aufrüttelt. Später, da Napoleon sein Schwert über Gutes und Schlechtes gelegt, strebt er, mit andern edlen Geistern, die Nation durch Mahnung an die große Vorzeit wach und kampfbereit zu erhalten, schreibt mit Arnim die „Einsiedlerzeitung", und läßt in seinen „Volksbüchern" die alten frommen Sagen und nationalen Heldengestalten, wie in einem wunderbaren Zauberspiegel, an der trostlosen Gegenwart vorübergehen. In und unmittelbar nach dem Befreiungskriege dagegen sehen wir ihn endlich in seiner vollen, feurigen Rüstung sich plötzlich wieder emporrichten, mit seinem „Rheinischen Merkur" durch eine bisher noch nicht erhörte Gewalt

der Gesinnung und Sprache ganz Deutschland erschütternd.

So ist es überall das Ringen einer hohen, allem Gemeinen durchaus unzugänglichen Natur nach Freiheit. Schon hier aber, und fortan immer tiefer begründet sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Freiheit nur bei der Wahrheit, die unerschütterliche, weil von Gott selbst beglaubigte, Wahrheit aber in der Kirche, und mithin geistige wie politische Freiheit mit der Freiheit der Kirche identisch sei. Am vollständigsten hat er diese Gedanken niedergelegt in „Europa und die Revolution", wo die wesentlich kirchliche Bedeutung aller Geschichte, und der gesunde, volksthümliche Staat, in seiner Mission das Irdische und Göttliche zu vermitteln, als eine nothwendig hierarchisch-monarchische Gliederung nachgewiesen wird. – Und von jetzt ab, nachdem er so Grund und Boden gesäubert und abgemarkt, stellt er zu Schutz und Trutz als geharnischter Hüter sich an die Gränzen. Während er in der Schrift: „die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß von Verona" zunächst die von beiden Seiten wider jene feste Burg anprallenden Parteiwogen, die Gegensätze des demokratischen und monarchisch absolutistischen Princips siegreich gegeneinander aufreibt, vertheidigt er andrerseits unmittelbar die Freiheit der Kirche – im „Athanasius" gegen die falschen Prätensionen des Staats, der die primaire Kirche als ein, gleich ihm, aus den socialen Verhältnissen Entstandenes betrachten und folglich als ein Secundaires sich unterordnen möchte – und in der „Wallfahrt nach Trier" gegen die Alles unterwaschenden Gewässer des altklugen Rationalismus.

Kein neuer Schriftsteller hat die bedeutungsvolle Aufgabe unserer Zeit, die trügerische, blumenreiche Moosdecke über den faulen Sümpfen endlich zu durchbrechen und in religiösen Dingen zwischen Ja und Nein sich resolut zu entscheiden, so tief erkannt und gefördert, als Görres, ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst, das seinen Namen, mit jener geistigen Krise selbst, welthistorisch machen wird.

Arnim

Dies waren indeß, in Bezug auf die Poesie als Kunst, eigentlich nur die Theoretiker der Romantik. Novalis und Wackenroder waren überdem sehr früh gestorben, und die beiden Schlegel bei weitem mehr Kritiker, als productive Dichter. Sie hatten den Kampfplatz abgesteckt, Sonne, Wind und Waffen bemessen und die Losung ausgegeben, aber die turnierfähigen Ritter fehlten noch.

Man könnte zwar in gewissem Sinne Jean Paul schon zu den Romantikern zählen; und doch stellt eben das, wodurch er sich von der Romantik wieder unterscheidet, das Wesen der letzteren erst recht klar heraus. Auch Jean Paul's Poesie nämlich ist eine Poesie der Zukunft, der Erwartung, und die Veredlung des Menschengeschlechts durch den wiedererweckten Glauben an eine höhere, unsichtbare Welt, das Grundthema aller seiner Romane, wie es der in seiner unsichtbaren Loge entworfene Erziehungs- und Bildungsplan am deutlichsten ausspricht. Es ist eine Art poetischer Ascetik, das Irdische nichtig: „Was Anderes, als versteinerte Blüten eines Klima, das auf dieser Erde nicht ist, graben wir aus unserer Phantasie aus, so wie man in unserem Norden versteinerte Palmbäume aus der Erde holt." – Der Mensch kann und soll daher die Scholle brechen und, aus sich selber emporpfeilernd, in das überirdische Jenseits hineinragen. – Fragen wir aber nach Grund und Trieb dieses übernatürlichen Wuchses, so werden wir mit dem Emporschwingen an das gewiesen, was eben emporgeschwungen werden soll, Münchhausen vergleichbar, der sich selbst einst am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zog. „Wer in die Zukunft hinaussieht, der findet, ach! in tausend Zeichen einer Zeit, worin Religion, Staat und Sitten abblühen, keine Hoffnung ihrer Emporhebung mehr, außer blos durch zwei Arme, welche nicht der weltliche und geistliche sind, aber zwei ähnliche: die Wissenschaft und die Dichtkunst. Ist einst keine Religion mehr und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert, dann wird

noch im Musentempel der Gottesdienst gehalten werden." – „Es giebt keine Offenbarung, als die noch fortdauernde. Unsere ganze Orthodoxie ist, wie der Katholicismus, erst in die Evangelien hineingetragen worden."

Das Princip also ist es, was Jean Paul durchaus von den Romantikern scheidet; diese meinten das lebendige Christenthum, Jean Paul eine abstracte Religion der Humanität; jene wollten Kunst, Wissenschaft und Leben durch den positiven Inhalt der Religion restauriren, Jean Paul dagegen Alles in ein unbestimmtes Uebermenschliche, das aber doch der Mensch wieder sich selbst machen sollte, verflüchtigen und verhimmeln. Daher bei ihm – weil der feste Goldgrund fehlt, der die irdischen Bilder kräftig abhebt – das Abgerissene, Unzureichende, Verschwommene seiner Wirklichkeit, wie seiner Ideale: weltumarmende, himmelstürmende Jünglinge, verblaßte, ätherisch-durchsichtige, mondscheinwüchsige Jungfraugestalten und jene weinerliche Sentimentalität, aus der sich der Poet, eben weil er ein echter Dichter ist, von Zeit zu Zeit durch humoristische Luftsprünge, oder auf den mächtigen Schwingen seiner Träume zu retten sucht.

Die eigentlichen romantischen Dichter dagegen sind unstreitig Achim v. Arnim und Ludwig Tieck; und wir nennen Arnim, obgleich er der jüngere ist, hier zuerst, weil er die Romantik am reinsten und gesündesten repräsentirt; nicht als ob er der schulgerechteste unter ihnen gewesen – er stand vielmehr der eigentlichen Schule vielleicht am allerfernsten – sondern durch den Grundton, den er in allen seinen Dichtungen angeschlagen; wir meinen die Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung, die ihn weit über die Andern erhebt. Männlich-schön, von edlem, hohen Wuchse, freimüthig, feurig und mild, wacker, zuverlässig und ehrenhaft in allem Wesen, treu zu den Freunden haltend, wo diese von Allen verlassen – war Arnim in der That, was Andere durch mittelalterlichen Aufputz gern scheinen wollten: eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne, die aber deshalb auch der Gegenwart immer etwas

seltsam und fremd geblieben. So trat er in eine Zeit, die den Katzenjammer der Kotzebueaden noch immer nicht verwinden konnte, und eröffnete sofort, im Verein mit Görres und Brentano, in der „Einsiedlerzeitung" (1808) einen höchst ergötzlichen Krieg gegen den deutschen Michel. Er wollte die Poesie von dem Schulbanne einiger veralteten Männer, die ihre Jugend vergessen hatten, befreien; mit Ausschluß aller Tagesneuigkeit, wollte er das K ü n f t i g e der Geschichte in den Strebungen der verschiedensten Art kennen lernen und vorlegen und die Zeit endlich wieder hinführen „zu einer gemeinschaftlichen Jugend und Wahrheit, die wir Andacht und Religion nennen." Die Art und Weise, wie dieser Kampf dort geführt wird, ist für die Romantik, wie für Arnim bezeichnend: überall der Ernst heiter, und der Scherz tief und bedeutend. Die Zeitung erschien auf Befehl der großen Langeweile vieler sonst unnütz beschäftigter Leute, dieser neuen Einsiedler in den Lesekabinetten, welche die strenge Buße des Müssiggangs treiben; jedem, der sie nicht in frankirten Briefen abbestellt, sollte sie in's Haus geschickt werden. Das Titelblatt ist mit dem Bildniß des deutschen Michels selbst verziert. „Treffend, sagt Arnim im Vorwort, ist die Aehnlichkeit deines Bildes, geehrtes Publicum: dieses listige Lauern; dieser schiefe Mund, der auf eine Autorität oder Kritik wartet, um sein Urtheil darnach zu bestimmen; die steifen Locken, die sich aus der Nachtmütze drängen, wie alte, verrostete Gedanken, die du immer wieder hören möchtest; nach einer Seite ist sie aufgeschoben, denn auch du hast einmal gedacht und dir die Stirn gerieben, und weißt es noch recht gut, und meinst, daß die Verfasser von dir erst denken und fühlen lernen sollten." – Viele Richtungen, die dort angeregt, manche Namen, die hier zum erstenmal auftauchen, wie Uhland und Kerner, sind seitdem ausgeführt, sind seitdem berühmt geworden, und der deutsche Michel lebt noch immer fort, aber die Zeitung ist längst aus seinem Angedenken verschwunden.

Es war aber nicht blos eine lächerliche, literarisch zerfahrene,

sondern auch eine, in ihren ethischen Elementen entwürdigte Zeit, welche hündisch die Hand leckte, die sie schlug, und mit dieser Niedertracht noch prahlte. Das deutsche Reich war zusammengetürzt, und die Pflugschar des Krieges ging darüber, und die Deutschen spannten sich selber vor, um Alles der Erde gleich zu machen. „O mein Gott, ruft daher Arnim aus, wo sind die alten Bäume, unter denen wir noch gestern richteten, die uralten Zeichen fester Gränzen, was ist damit geschehen, was geschieht? fast vergessen sind sie schon unter dem Volke, schmerzlich stoßen wir uns an ihren Wurzeln. Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, es wächst da kein Holz wieder; daß Deutschland nicht so verwirthschaftet werde, sei unser Bemühen!“ – „Was erscheint, was wird, was geschieht? – Nichts. Immer nur die Sucht des Bösen, die Welt sich, und Alles der Nichtswürdigkeit in der Welt gleichzumachen, Alles aufzulösen, was enger als ein umzäuntes Feld an den Boden des Vaterlandes bindet: der G e d a n k e , es ist derselbe Boden, auf dem wir in Lust gesprungen. Wer so d e n k t , wird herrlich sich und seinen Nachkommen bauen, wem aber d i e Baukunst fehlt, dem fehlt ein Vaterland.“

Und aus dieser männlichen Trauer erwuchs alles Edle seines reichen Gemüths, aus der herzlichen Liebe zum Vaterland der fröhliche Glaube an dessen Rettung, und eine unverwüstliche Hoffnung, die, wie er selbst sagt, sein größtes Talent gewesen. Aber nicht das Schwert allein konnte hier entscheiden, sondern die echte Herzhaftigkeit, die es führte. Wer das Schlechte besiegen will, das wußte er wohl, mußte erst die eigene Schlechtigkeit überwinden. Die gesinnungskranke Zeit, mit den widersprechendsten Medicamenten künstlich überfüttert, konnte nur im stärkenden Luftbad auf den heimathlichen Höhen genesen; von Innen heraus allmählich und allmächtig wachsend, mußte erst die S i t t e sich wiederherstellen, auf der allein die Rettung stand. Und in diesem Sinne, um dieses Heimweh und jenen Gedanken rechter Baukunst im Volke wieder zu wecken, unternahm er „des Knaben Wunderhorn“, den fast verschollenen

Klang der Herderschen Volksstimmen vertiefend, indem er ihn auf Deutschland concentrirte. In gleichem Sinne auch verflocht er große Erinnerungen der Vorzeit, alte Sagen und Geschichten keck mit der Gegenwart, damit diese sich daran besinne, denn „nur Völker, sagt er, die sich selbst nicht achten, können verächtlich mit den Gebeinen ihrer Voräitern verfahren.“ So namentlich im „Wintergarten“ und in den „Appelmännern“, wo das Grauen, die Ehre, Lust und Noth, die den Befreiungskrieg geheimnißvoll vorbereiteten, und die verschiedenartigen Zustände und Stimmungen der Jugend, die ihn ausfocht, in einem alten Puppenspiele sich wunderbar abschildern: der wildschöne Vivigenius, „der gleich einem Riesen von einem Dach zum andern über die Gassen schreitet, und wo er tritt, da steigt ein heftig Feuer auf“; und der dichterische Theobald, der von jenem mit in den Krieg hineingestürzt, von seinem Liebchen Abschied nimmt:

„Aller Liebe, allem Schaffen,
Allen innern Friedenswelten
Muß ich heute mich entraffen,
Denn das Alles soll nicht gelten,
Süße Reime, Liederklänge,
Fromme Bilder, laßt mich ziehen,
Wie ein Leichenzugsgepränge
Muß ich eure Freuden fliehen.

Sag' mir keine Abschiedsworte,
Trost ist nur in blut'ger Lehre,
Schließe deine Friedenspforte
Und bewahre deine Ehre;
Komm' ich einst mit blut'gen Händen,
Mußt du dich nicht von mir wenden,
Wenn ich niemals wiederkehre,
Küss' mich heut zur letzten Ehre.“

„Doch sind mir das die tüchtigsten Soldaten, die wissen und auch fühlen, was sie mit dem Frieden aufgegeben haben, die haben rechten innern Grund zum Kriege.“

Alle Ritterlichkeit dieses Wesens und Strebens Arnim's aber tönt in den Worten:

„Lerne in den Schmerzenstagen
Dieses höchste Erdenrecht,
Wie sich unsre Herzen schlagen
Hin zu göttlichem Geschlecht,
Das von droben regt in Schrecken
Tiefen Ernst der Erdenwelt,
Bis, erhöht durch das Erwecken,
Wir in Gleichheit ihm gesellt."

Die Kraft seiner Dichtung überhaupt ist ihr ethisches Element. Sie giebt sich zunächst kund als keusche Scheu vor aller Affectation, die selbst jeden conventionellen Schmuck der Poesie spröde verschmäht. „Diese Kunst ist schrecklich, sagt er, die betrügt; die rechte Kunst ist wahr, sie heuchelt nie den Frieden, wo sie ihn doch nicht geben kann." Sie zeigt sich aber, gradezu im Gegensatz mit dem Geschmack von heute, besonders übermächtig als eine unwandelbare Gerechtigkeit der Weltanschauung, die ohne die geringste Ehrfurcht vor eignen oder fremden Götzen, mitten durch das Getrappel, Geschrei und Gewirre der sogenannten Zeitgeister fest und unverzagt auf den Grund und die natürliche Figuration der Dinge sieht. Es ist darum, wie wir soeben mit einiger Verlegenheit empfinden, bei ihm schwieriger als bei andern Dichtern, ja überhaupt kaum gerathen, zum Zeugniß seines inneren Wesens einzelne Stellen auszuheben, weil dieses Wesen hier nirgend in wohlgerundeten Sentenzen, wie Fettaugen, umherschwimmt, sondern vielmehr durch das Ganze seiner dichterischen Gestaltungen vertreten wird; man möchte seine Poesie eine historische nennen, wo, fast ohne Raisonnement, nur die poetischen Thatsachen reden. So geht ein tiefer, sittlicher Ernst tragisch durch seinen Roman von der „Gräfin Dolores", blos durch die unwiderstehliche Gewalt der innern Wahrheit die ganze moralische Seele unserer socialen Verhältnisse in den stillen, einfachen Kreis der Armuth, des Reichthums, der Schuld und Buße der

schönen Dolores bannend. Aller Friede und Segen der natürlichsten Herzenseinfalt blickt uns mit holländischer Reinlichkeit aus seinen „drei liebreichen Schwestern“ an, welche durch die schöne Sage von der Mutter Gottes eingeleitet werden, wie sie dem armen, Nachts im Walde verirrten Kinde Harzgulden aus den Sternen regnen läßt. In derselben Novelle aber hat er auch den häuslich-kräftigen König Friedrich Wilhelm mit seinem Normalzopf und Tabakscollegium, so wie in „Halle und Jerusalem“ das ehemalige Studentenleben, die Judenwirthschaft und die lüderliche Geistreichigkeit jener Zeit, die das Hohe und Gemeine durch Genialität vermitteln wollte, in festen, sichern Zügen umschrieben; ja die Darstellung der verhängnißvollen Wetterscheide zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit in seinen „Kronenwächtern“, obgleich meist mit erdichteten Personen und Begebenheiten, ist historischer, als viele geistreichverzwickte Geschichtswerke. Und das Alles eben nur, weil er unbefangen und unverfälscht gewähren läßt,

„Was uranfänglich, doch der Welt verbunden,
Was keinem eigen, was sich selbst erfunden,
Was unerkannt, doch nimmer geht verloren,
Was oft erstirbt und schöner wird geboren.“

Eben dieses Historische aber, diese großartige Gerechtigkeit seiner Poesie, verbunden mit der ihm angeborenen Milde, bedingt zugleich sein Verhältniß zur Kirche, und erklärt die merkwürdige Erscheinung, daß seine Dichtungen, obgleich er Protestant war und blieb, dennoch wesentlich katholischer sind, als die der meisten seiner katholicisirenden Zeit- und Kunstgenossen. Denn weil er so ohne Falsch, und alle Lüge ihm ein Gräuel war, so hat auch das Leben und dessen religiöse Grundlage in der Kirche sich ihm vertraulich und ohne Falsch gezeigt in seiner ursprünglichen Schönheit und Wahrheit; und es ist im Grunde die Kirche selbst, wenn er von ihren Bauwerken sagt: „Welche Einheit und Ausgleichung aller Verhältnisse, wie fest begründet Alles an der Erde und doch Alles dem Himmel

eigen, zum Himmel führend, an seiner Gränze am herrlichsten und prachtvollsten geschlossen. Zum Himmel richtet die Kirche, wie betende Hände unzählige Blütenknospen und Reihen erhabener Bilder empor, alle zu dem Kreuze hinauf, das die Spitze des Baues, als Schluß des göttlichen Lebens auf Erden bezeichnet, das als die höchste Pracht der Erde, die sich dadurch zu unendlichen Thaten begeistert fühlt, einzig mit dem Golde glänzt, womit kein anderes Bild oder Zeichen neben ihm in der ganzen heiligen Geschichte, die der Bau darstellt, sich zu schmücken wagt." – Katholischer aber, als die der Andern, nannten wir seine Poesie, weil sie mit der Kirche durchaus auf demselben christlichen Boden steht, weil sie von unedlem Leichtsinn, so wie von dem modern-philosophischen Vornehmthun gegen Gott nichts weiß, und daher den Katholicismus weder willkürlich umdeutet, noch phantastisch überschmückt.

Zahlreiche, in seinen Schriften zerstreute Aeußerungen bezeichnen unwillkürlich diese Auffassung, den Ernst und die Unbefangenheit seiner religiösen Gesinnung. So kommt in „Halle und Jerusalem", unter vielen andern erbaulichen Dingen, ein Reisender vor, „der zieht in alle Welt und spricht vom Christenthum in tausend Worten, aber seine Worte haben keine Kraft des ewigen Lebens, weil seine Liebe ohne That ist; von ihm kommen alle neuen poetischen Christen, ich rede von denen, die es nur in ihren Liedern sind." – Doch nicht blos diese Phrasen-Koketterie, auch das altkluge Kokettiren mit Gedanken ist ihm zuwider. „Wir werden es häufig bemerken in unserer Zeit, daß Menschen der gebildeten Stände, die sich lange sehr religiös glauben, doch eigentlich die Religion nur als ein G e d a c h t e s, als ein Nachdenken über die Welt bewahren, nicht als ein Nothwendiges, Eingeborenes, Anerzogenes, nicht als einen Glauben; es gab für die Meisten eine Zeit, wo sie viel dachten und der Religion vergaßen; ihr Speculiren über die Religion hält selten gegen die Noth und gegen das Glück aus; b e i d e geben ihnen meist erst ihre feste Richtung, ihren eigentlichen Glauben." – „Wer seines Volkes Glauben im Glück

leichtsinnig vergißt, in der Noth verläßt, den wird Gott in seiner letzten Noth vergessen, und im Glück verloren gehen lassen." – „Die Tage vergehen schneller als die Nächte, endlich kommt eine Nacht, die keinen andern Tag kennt als die Erinnerungen; vergeßt auch nicht über das abenteuerliche Spielzeug dieses Lebens das ernste Werk des Zukünftigen." – „O sagt, was ist bei uns des Glaubens wegen noch geschehen? Ein jeder braucht ihn nur für sich in müßigen Augenblicken, die Welt hat keine Freude mehr an ihm. – Wir schämen uns des Wunderbaren in dem Leben, und achten's nur in der Vergangenheit." –

„Leget ab des Hochmuths Sinn,
Wendet euch zum Armen hin:
Was ihr lerntet, half euch nicht
Zu dem ewig wahren Licht;
Doch wo viele sind beisammen,
Zeigen sich der Andacht Flammen,
Wie der Blitz, wo Wolk' an Wolke,
Zündet Andacht sich im Volke."

Seinen tiefsten Unwillen aber gegen die hochmüthige Emancipation des Subjects, wo es die Vergangenheit ausstreichen und in rationalistischer Anmaßung die Weltordnung richten will, legt er seiner furchtbaren „Hausprophetin Melnik" in den Mund: „Reich der Vernunft? Wie soll die Vernunft in einem Augenblicke in die Welt kommen, nachdem sie in den tugendreichsten, thätigsten Jahrhunderten sich nur immer als eine seltene Fremde gezeigt hat, die sich kaum der drückendsten Noth verständlich machen konnte, und sich eben in der Begründung dieser Abstufungen weltlicher und geistlicher Gewalt zuerst äußerte? Denkt daran, daß diese Unterschiede unter Menschen nothwendig waren, gegen die wir als Zwerge anzusehen im Schaffen und Entsagen. Was soll die Vernunft zu einer Thätigkeit erheben, wenn die vernünftigsten Menschen, die ihr auf Erden achtet, nichts thun und vollbringen, als speculiren und in diesen Speculationen einander widersprechen? Ich sage euch, die Vernünftigen werden das Wort leihen müssen, um alle

Unvernunft nicht blos zur Sprache, sondern auch zur That zu bringen, und in dem Namen jener wird geschehen, was diese verdirbt; eure hohe Bildung giebt grade dem höchsten Verderben, wo sie durchbrechen wird, den größten Spielraum." – Wer erschrickt nicht vor der schneidenden Wahrheit dieser Prophezeihung, die noch heute gilt! Wo ist hier eine Spur des schlaffen Quietismus, den eben jene nichtsthuenden und nichts vollbringenden, speculirenden Vernünftigen jetzt der Romantik aufbürden möchten? – „Reines Bild des jugendlichen Lebens, redet Arnim sodann seine Isabella von Aegypten an, wir blikken zu dir und flehen, reinige uns von eingebildeten Leiden der Liebe und von angebildeten Sünden der Zeit; das Todtengericht der Menschen soll uns nicht schrecken, aber wer scheut nicht die Todtenrichter in sich selbst, die unerbittliche Strenge der Gedanken, die sich nicht täuschen lassen, wo wir anderen genügen, aber nicht der eignen Kraft; heilige Isabella, wehe Himmelsluft auf meine heiße Stirn, wenn ich Gericht halte über mich selbst!"

Mögen diese wenigen Züge genügen, an einen unserer edelsten Dichter zu erinnern, und die Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung zu bezeugen, die wir oben als seine hervorragende Tugend angedeutet haben. Dieselbe Unabhängigkeit aber bewahrte er sich auch als Künstler, er konnte mit Recht sagen:

„Ihr Freunde wißt, daß ich von k e i n e r Schule,
Daß ich um k e i n e s Menschen Beifall buhle;
Ihr wißt, daß wir uns oft um W a h r h e i t stritten,
Und keinen Irrthum an einander litten.
So nehmt dies Buch, es ist das schönste nicht,
Doch ist's empfangen und gereift am Licht,
Es ist sich selber keiner Schuld bewußt,
Und was ihm fehlt, das fehlt der Menschenbrust."

Daher hat er sich jederzeit fern gehalten von dem exotischen Formenspiel, welches damals das einfache Lied und „die blaue Blume" der Romantik üppig zu überwuchern drohte; er wollte

seinen Pegasus reiten, aber nicht zureiten, und bezeichnet diesen selbst sehr treffend in dessen Zuruf an die Leser:

„Im flachen Land, durchfurcht zu gleichen Hügeln,
Bezwingt des Reiters Kunst des Rosses Tücke;
Am Alpenrande, in der Wolke Flügeln,
Vergehn dem Reiter alle sichern Blicke:
Er leitet nicht, er hält sich an den Zügeln,
Und reißt das sichre Roß in Mißgeschicke.
Es trägt nur freie Kraft durch's hohe Leben,
Vertrauend soll sich jeder ihr ergeben.

Ihr Freunde, traut mir heute ohne Klügeln,
Ich bin den Wunderweg nun oft gegangen,
Laßt m i r die Zügel, haltet euch in Bügeln;
Denn wißt, wo euch der Athem schon vergangen,
Da fühlte ich das Herz sich froh beflügeln,
Da hat es recht zu leben angefangen.
Ein Wunder ist der Anfang der Geschichte,
Ein Wunder bleibt sie bis zum Weltgerichte."

Seine Poesie ist wie ein schlanker Baum auf der Höh über einem blühenden Abgrund, fliegende Morgennebel flattern wie Schleier vom Wipfel, Waldvögel mit fremden Ton singen darin und die Bienen summen sommerschwül durch die duftigen Zweige, während manche verirrte Taube oben silbern vorübersäuselt und Schmetterlinge wie abgewehte Blüten über der schimmernden Tiefe schweben; unten aber sind die rauschenden Länder aufgerollt, blaue Gebirge, Ströme, Städte, Wälder und die vorüberziehenden Geschlechter der Menschen, bis weithin, wo das Meer aufblitzt und die weißen Segel verschwinden. Wer nicht schwindlich, mag sich getrost in den wiegenden Wipfel zum Dichter setzen, er weist ihm ohne viel Worte all' die Herrlichkeit der Welt und nennt ein jedes bei seinem rechten Namen; und wo sie unten, um ihre goldnen Kälber tanzend, zu viel Staub gemacht, hebt er leise die falschen Nebel, daß durch den Riß der Wolken der Finger Gottes wieder sichtbar wird. Bei solcher cursorischen Weltschau erblicken wir freilich zu-

meist nur die leuchtenden Gipfel der Erde und athmen nur den Duft der Frühlingsgärten, wie ihn eben der Wind heraufweht; aber was wäre denn die Poesie, wenn nicht eben erfrischende Anregung und Erweckung? Kein Dichter giebt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde. Wer, zu träge und unlustig, nicht den Muth verspürt, die losen, goldenen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der geheimnißvolle Buchstabe doch ewig todt, und ein Leser, der nicht selber mit und über dem Buche nachzudichten vermag, thäte besser, an ein löbliches Handwerk zu gehn, als so mit müßigem Lesen seine Zeit zu verderben. Wenn daher Arnim so wenig genannt und erkannt worden, so liegt wahrlich die Schuld weniger in seiner Art, als in der Unart und Schwerfälligkeit des Publicums, das in Ernst und Scherz sich in seinen gewohnheitsseligen Alltagswerken und Vorurtheilen nur ungern gestört fühlt.

Tieck

Bei weitem bekannter und berühmter als Arnim ist Ludwig Tieck (geb. 1773). Was der gedankenvolle Novalis nur hieroglyphisch angedeutet, hat Tieck mit bewundernswerther Gewandtheit und aller Pracht eines glänzenden Talents in die Poesie wirklich eingeführt. Die Revolution gegen die aufgeblasene Weltprosa, die dort noch als wissenschaftliche Polemik erscheint, ist, wie mit einem Zauberschlage, in Tiecks verkehrter Welt, im gestiefelten Kater, im Zerbino, zum selbständigen Kunstwerk geworden. Eben so künstlerisch hat er die, bei Novalis fast nur allegorische, Mystik des Naturlebens in das gewöhnliche Menschentreiben zu verflechten gewußt, und gleichsam den Text zu dem wunderbaren Liede jener dunklen Mächte aufgefunden; so im Runenberg, in den Elfen, im Rothkäppchen, und vor allen in dem unvergleichlichen Mährchen

vom blonden Eckbert, wo die Natur wie im Traume redet von ihren tiefsten und lieblichsten Geheimnissen.

Auch jener Tiefsinn, womit Friedrich Schlegel die Einheit der Liebe und der Wissenschaft darzustellen suchte, macht bei Tieck in anderer Weise als Einheit der Liebe und der K u n s t sich geltend:

„Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen."

Er tönt als Sehnsucht durch alle seine Dichtungen, wo die Liebe, wie eine Nachtigall mitten in dem blühenden, funkelnden Frühling, um die Vergänglichkeit der Schönheit rührend klagt, und nur die Schönheit dieser Liebe selbst unvergänglich ist. „Nicht die Schönheit meiner Geliebten ist es ja allein, sagt er, die mich beglückt, nicht ihre Holdseligkeit allein, sondern vorzüglich ihre Liebe; und diese meine Liebe, die ihr entgegengeht, ist mein heiligster, unsterblichster Wille, ja meine Seele selbst, die sich in diesem Gefühle losringt von der verdunkelnden Materie; in dieser Liebe seh' und fühl' ich Glauben und Unsterblichkeit, ja den Unnennbaren selbst inmitten meines Wesens und alle Wunder seiner Offenbarung. Die Schönheit kann schwinden, sie geht uns nur voran, wo wir sie wieder treffen, der Glaube bleibt uns. O mein Bruder, gestorben, wie man sagt, sind längst Isalde und Sygüne, ja, du lächelst über mich, denn sie haben wohl nie gelebt, aber das Menschengeschlecht lebt fort, und jeder Frühling und jede Liebe zündet von neuem das himmlische Feuer, und darum werden die heiligsten Thränen in allen Zeiten dem Schönsten nachgesandt, das sich nur scheinbar uns entzogen hat, und aus Kinderaugen, von Jungfrauenlippen, aus Blumen und Quellen uns immer wieder mit geheimnißvollem Erinnern anblitzt und anlächelt, und darum sind auch jene Dichtergebilde belebt und unsterblich. – So halte ich die Kunst für ein Unterpfand unserer Unsterblich-

keit, für ein geheimes Zeichen, an dem die ewigen Geister sich wunderbarlich erkennen; der Engel in uns strebt sich zu offenbaren, und trifft nur Menschenkräfte an, er kann von seinem Dasein nicht überzeugen, und wirkt und regiert nun auf die lieblichste Weise, um uns, wie in einem schönen Traum, den süßen Glauben beizubringen. – Was der Weise durch Weisheit erhärtet, was der Held durch Aufopferung bewährt, ja ich bin kühn genug es auszusprechen, was der Märtyrer durch seinen Tod besiegelt, das kann der große Maler durch seinen Pinsel auswirken und bekräftigen."

Eine durchaus katholische Weltanschauung endlich waltet in seinem unstreitig vollendetsten Werke, in der Genoveva, bis in den kleinsten Beischmuck hinab. Das Ganze wird vom Prolog und Epilog des heiligen Bonifacius, wie ein Altarbild von altkirchlichen Goldrahmen eingefaßt; die Verherrlichung der Kirche ist der geheimnißvolle Mittelpunkt, um den Alles gläubig oder widerstrebend sich bewegt. Genoveva selbst erscheint von vornherein nicht etwa als bloße moralische Ehefrau, sondern als die Kirchen-Heilige, die Gott geweihte Märtyrin, welche Christus, im Traume ihr die weiße Rechte reichend, sich zur Braut erkoren und ihr das bevorstehende Leiden verkündet hat.

„Sie aber ging auf lichterfüllten Wegen
Der schönen Dornenkrone dort entgegen,
Das Land verehrt sie im gemalten Bilde.

Die Heil'gen sind es, die den Himmel stürmen,
Das Paradies sich neu zu eigen machen,
Das uns verloren hat Adam und Eva.

Nun beten Fromme, wann sich Wetter thürmen,
Im harten Kampfe mit dem alten Drachen:
Ora pro nobis sancta Genoveva!" –

Allein mitten unter diesen glühenden Paradiesesblumen lauert auch schon die Sünde und der Tod der Romantik.

Um dies klar zu machen, müssen wir, zu Tieck's Anfängen zurückkehrend, ihn auf seinem weiteren Entwickelungsgange

verfolgen, wozu uns seine eignen, überall zerstreuten Bekenntnisse hinreichend Weg und Richtung weisen. – „Schon früh, sagt er, in jener Zeit, wenn die meisten Menschen fast unbewußt ihrer Jugend froh genießen, führte mich mein Gemüth zu den ernstesten und finstersten Betrachtungen. Unbefriedigt von dem Unterrichte, den ich von Lehrern und Büchern erhielt, versenkte sich mein Geist in Abgründe, die zu durchirren und kennen zu lernen wohl nicht die Aufgabe unseres Lebens ist. Ein vorwitziger, kecker Zweifel, ein unermüdliches, finsteres Grübeln hatten für mich den Baum des Lebens entblättert. Als ein Genosse meiner Zeit hatte ich mich jenen freien Geistern zugewendet, die der Religion nicht bedürfen." – Und diese skeptische Natur erscheint auch wirklich mit aller jugendlichen Herbigkeit in seinem William Lovell und im Abdallah, wo Weltverachtung, Haß und Egoismus sich als Genialität brüsten, so wie denn überhaupt seine frühesten Schriften noch keineswegs über das Gewöhnliche hinausgehen.

„Indem ich aber, fährt er fort, von selbst getrieben, nach Vollständigkeit oder Umsicht strebte, entwirrte sich aus der Liebe zur Poesie eine Sehnsucht zum Religiösen. – Nur in der Poesie erkannte ich die Mystik und das Heilige, hier durften mir jene nüchternen Frevler keine Laube und keinen Baum zerstören. – Freilich hört man nun auch von denen, die übertreiben (und in aufgeregten Zeiten sind es nicht grade die schwächsten Geister), es dürfe keiner Calderon oder Raphael's Madonnen bewundern, wenn er nicht Ernst mache und selbst auch glaube, wie die katholische Form der christlichen Kirche es will und gutheißt; andere wenden sich neuerdings von den poetischen Gestaltungen, die sie wieder, wie zu den Zeiten der Wiedertäufer, Götzendienst nennen, mit Unwillen hinweg. – Der Dichter aber ist zum Glück frei, und braucht sich als solcher um diesen theologischen Streit und Widerstreit nicht zu kümmern. Sonderbar ist es, wenn man ihm anmuthen will, daß seine Phantasie, wie Laune und Eingebung ihn regiert, nicht den Göttern des Olymp huldigen soll; wenn manche die Begei-

sterung, die uns die herrlichen römischen Elegien erzeugte, oder die Götter Griechenlands, zur Sünde rechnen, die, wenn ältere Zeiten wiederkehren dürften, wohl gar Kirchenbuße nach sich ziehen möchte. Dieselbe Beschränktheit ist es, den großen Gestalten und glänzenden Erscheinungen, die die katholische Form des Christenthums in Cultus, Legende, Wundersage, Poesie, Malerei und Architektur entfaltet und erschaffen hat, das Auge verschließen, oder gar dem Dichter verbieten zu wollen, sich dieses Reiches zu bemächtigen."

Unangenehm überrascht erkennt man also in dieser Umkehr und in der Begeisterung, wie sie z. B. in der Genoveva aufleuchtet, nicht sowohl die Gewalt religiöser Gefühle und Ueberzeugungen, als vielmehr das poetische Formen-Bedürfniß eines wähligen Talents; und man erstaunt über die kühle, schlanke Fügsamkeit dieses Talents. Er selbst sagt in der letzteren Beziehung von sich: „Oft wird mir angst, wenn ich meine schnelle Fühlbarkeit sehe, mich in alle fremden Gedanken und Zustände nur zu leicht hineinzudenken, so daß mir oft, auf Augenblicke und Stunden, wie mein Selbst verdämmert; oder erinnere ich mich, durch welche Flut wechselnder Gedanken und Ueberzeugungen ich gegangen bin, so erschrecke ich, und mir fällt Hume's Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sei, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erscheinungen sichtbar machten. – Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen."

Es kann hiernach kaum mehr befremden, wenn er „mit frevlem Leichtsinn", wie er sagt, sich nun auch zu den Mystikern, vorzüglich zu Jacob Böhme wandte, und nur von hier aus das Christenthum verstehen wollte. Aber diese Studien bedeckten ihm die heitere Welt und sein Gemüth mit Finsterniß. „So, sagt er weiterhin, waren einige Jahre geschwunden, als Homer – und vorzüglich wohl mein sich regendes Talent mir im Verzweifeln neuen Leichtsinn gab, und fast eben so leichtsinnig, wie

ich in dies Gebiet hineingerathen war, versetzte ich mich durch einen einzigen Act der Willkür wieder hinaus, und stand nun wieder auf dem Gebiet der Poesie und der Heiterkeit."

Als er nun aber so leicht und willkürlich in die Intentionen der Romantik eingegangen, mußte jene Doppelnatur, jene kühle Lust am Tiefsinnigen und am Gewöhnlichen, an der Mystik und am Zweifel nothwendig mit der, von Novalis und Friedrich Schlegel gar ernst gemeinten Romantik selbst in immer bedenklicheren Zwiespalt gerathen und, weil sie eben nur Lust war, endlich in jene feine Ironie umschlagen, die uns überall absichtlich herausfühlen läßt, daß der Autor an Alles das, womit er so geistreich spielt, eigentlich doch selber nicht glaube.

Diese doppelgängerische Ironie geht im „Leberecht" noch mit gemüthlich breiter Behaglichkeit um, etwa in der Weise, wie einst Veit Weber seine Volksmärchen dem gebildeten und aufgeklärten Leser mundrecht zu machen glaubte. Im „Phantasus" weht sie uns schon feiner als Theeduft einer ästhetischen Abendgesellschaft über die Waldeinsamkeit der eingestreuten wundervollen Märchen an. Lauter vornehme, gelehrte, witzige Leute paralysiren mit ihrer geistreichen Conversation die wilden Naturlaute, die da von Zeit zu Zeit aus jener Einsamkeit träumerisch herüberschallen; es ist oft, als sähen wir Hamlet's Geist, bevor er hervortritt, zwischen den Coulissen plaudern und sich von genialen Damen den Mantel malerisch drapiren lassen. Sie äußert sich ferner als poetische Indifferenz in Bezug auf das eigentlich religiöse Element der Romantik; und es ist wohl nicht ohne innere Bedeutung, daß z. B. im „Octavian" der Glaube als bloße Allegorie erscheint, und in der „Genoveva" die Andacht sich hinter berauschende Blumensträuße der künstlichsten ausländischen Versmaße flüchtet, welche dem durchaus volksthümlichen, einfachrührenden Inhalte völlig fremd sind und nur dazu dienen, den Mangel an Unmittelbarkeit des Gefühls zu verhüllen. Er spricht es selbst, im Phantasus, noch deutlicher aus: „Wir können den heiligen Wahnsinn der großen Religionshelden bewundernd beweinen, und doch

kann ein geheimes Lächeln über der Verehrung schweben, denn diese seltsame Regung erhebt sich zugleich mit allen Kräften aus den Tiefen der Seele; wir fühlen, wie so vielen Gemüthern das, was wir anbeten, nur belachenswerth sein dürfte, und weil diese vor den Augen des äußeren Verstandes nicht Unrecht haben, und sich für diesen Zweifel auch eine geheime Sympathie in unserem innersten Wesen regt, so eilen wir so dringender mit unserer Verehrung und unserem Mitleid hülfreich und rettend hinzu, um in angstvoller Liebe an dem Gegenstande unserer Bewunderung ein höheres Recht auszuüben. Der alte Ausdruck von den Helden der Religion: „ „sie haben sich zu Thoren gemacht vor der Welt," " ist vortrefflich." – Wer könnte bei diesen bedenklichen Worten sich des Gefühls erwehren, als wandle den Dichter eine geheime Angst und Scheu an, durch allzugewagte Religionsmanifestation sich selbst zum Thoren vor der Welt zu machen? Ja im Verlauf der Jahre, als die jugendliche Lust des Dichters am Wunderbaren mehr und mehr erkaltet, tritt jene ironische Doppelsinnigkeit immer unverhüllter hervor. Während er z. B. in seiner Novelle: „Eigensinn und Laune" mit dem frischen Winde des Witzes die Freibeuter der neuesten Literatur, welche die Emancipation der Frauen einschmuggeln wollen, niederzusegeln unternimmt, hat er in seiner „Vittoria Accorombona" selber die Flagge dieser Freibeuter aufgezogen und das emancipirte Weib verherrlicht. Diese Vittoria, die doch mit unverkennbarer Liebe groß und gewissermaßen als Vorbild gezeichnet ist, sagt u. a. von der „hergebrachten Ehe": „Wie soll ich glauben, daß eine priesterliche Weihe, eine Ceremonie, dieses elende Verhältniß heiligen könne? Nur für das blöde Auge der Menge, für zünftige Priester, für jammervolle alte Gevatterinnen kann zwischen der privilegirten und scheinbar verbotenen Verbindung ein Unterschied stattfinden. – Und ist dies Gefühl (die Liebe), diese Verbindung, die aus ihr entspringt, nicht die allernatürlichste der Welt? – Als wenn das nicht höhere Würde, Tugend und Unschuld wäre, so frei zu denken, zu fühlen und zu sprechen, wie es freilich denen

nicht erlaubt ist, die die Gemeinheit in ihrem Inneren empfinden." – Also eigentlich doch wieder eine exceptionelle Winkel-Religion für die hohe Aristokratie des Geistes!

Aber eben hier, in dem Lebensnerv der Romantik, erweist sich das heimlich Nivellirende jenes Verfahrens am gefährlichsten. Tieck eifert zwar gegen die Meinung, als solle das poetische Werk durch diese Ironie sich selbst wieder aufheben. „Wie (anders, als Ironie), fragt er, wollen denn Kritiker oder Philosophen jene letzte Vollendung eines poetischen Kunstwerks, die Gewähr und den höchsten Beweis der echten Begeisterung, jenen Aethergeist, der, so sehr er das Werk bis in seine Tiefen hinab mit Liebe durchdrang, doch befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt und es von dieser Höhe nur (so wie der Genießende), erschaffen und fassen kann, nennen?" – Diese Auffassung ist allerdings, wie auch Solger im Erwin nachgewiesen hat, vollkommen richtig in Bezug auf das Verhältniß des Dichters zu der formellen Behandlung seines Kunstwerks; nicht aber, wo der Inhalt oder Geist der Dichtung ein christlicher sein soll, in seinem Verhältnisse zum Christenthum, das eben kein bloßes Kunstwerk ist; hier ist der Dichter kein Erschaffender, kein Genießender, sondern ein Empfangender, ein Glaubender. Die Religion, wie sie Novalis und Friedrich Schlegel auch wirklich auffaßten, ist vielmehr selbst jener Aethergeist, jene höhere, wehmüthige Ironie alles Irdischen und aller Kunst, und solche Ironie, ironisch gehandhabt, hebt in der That sich selbst wieder auf.

Nirgends daher entdecken wir bei Tieck eine confessionelle Entschiedenheit; seine eigentliche Herzensmeinung entschlüpft uns jederzeit in einem dramatischen Kampfe der entgegengesetztesten Ansichten; und scheinbar mit derselben Begeisterung, womit er in seinen mittelalterlichen Dichtungen der katholischen Weltansicht huldigt, vertritt er auch die protestantische im „Aufstand in den Cevennen", die, obgleich später erschienen, doch nach seiner eigenen Angabe mit jenen gleichzeitig entworfen und zum Theil auch ausgeführt ist. Eine Neutralität,

welche die Romantik, diese Todfeindin aller Neutralität, nothwendig an der Wurzel angreifen mußte. – Darum aber ist Tieck auch so unübertroffen in seinen schon oben erwähnten Spottkomödien, weil eben hier die Ironie selbst die poetische Seele des Ganzen wird, wo alles Ordinaire der Welt unbewußt sich selbst vernichtet, ohne gemeine Satire oder Reflexion, sondern einzig durch die unauslöschliche Lächerlichkeit seines eigenen Pathos. – Späterhin hat sich diese Ironie endlich ganz freigemacht in seinen neuesten Novellen, wo sie fast dialektisch die Gedankenwelt der Gegenwart überschwebt, die aber auch keineswegs mehr romantisch sind.

Werner

Werner ist ein durchaus subjectiver Dichter; seine Verirrungen, seine Reue, sein Schmerz und sein Sehnen sind seine Poesie. Läßt er selbst doch eine seiner Canzonen sagen:

„Ich bin, man weiß es, spricht sie, vielem Sprechen
Nicht eben feind; doch, soll ich was erzählen:
'nen Lebenslauf, Tragödie und so ferner;
So mag ich mich auch noch so ängstlich quälen,
Ich kann mich immer meiner nicht entbrechen,
Ich bin und bleib' in Allem immer – Werner!"

Bei dieser innigen Durchdringung von Dichten und Leben, die fortwährend einander wechselseitig bedingen und erklären, ist es daher nöthig, wenigstens die Hauptzüge des letzteren hier kurz zu erwähnen, ohne welche manches seiner Gedichte kaum verständlich wäre.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, im J. 1768 zu Königsberg in Preußen geboren, hatte sehr früh seinen Vater verloren. Um so bedeutender mußte hiernach der Einfluß der Mutter auf ihn sich geltend machen, nicht sowohl durch eine sorgsam geregelte Erziehung, als durch ihr ungewöhnliches,

eigenthümliches Wesen. Hippel und Hoffmann rühmen sie als eine, mit Geist und Phantasie hochbegabte Frau, die jeden Gegenstand mit Adlerblicken durchschaute, und Werner selbst nennt sie eine reine, heilige Kunstseele und Märtyrerin von dem hellsten, nur durch eine zu glühende Phantasie unterjochten Verstande. Eine langjährige Gemüthskrankheit, in der sie sich für die Jungfrau Maria und ihren Sohn für den Weltheiland hielt, endigte 1804 ihr Leben. Ihr Tod hatte Wernern auf das heftigste erschüttert; er schrieb damals an einen Freund: „Die Gottheit schlägt mit einem eisernen Hammer an unser Herz, und wir sind mehr als Stein, wenn wir das nicht fühlen, toller als toll, wenn wir uns nicht schämen, uns vor dem Allgewaltigen in den Staub werfen, unsre ganze, so höchst miserable Persönlichkeit zu vernichten, in dem Gefühle seiner unendlichen Größe und Langmuth." – Auch bewahrte er ihr Andenken mit rührender Treue bis zu seinem Tode, und ihr Bildniß mußte mit ihm in den Sarg gelegt werden.

Unter ihren Augen hatte Werner in seiner Vaterstadt die Rechte studirt, und begleitete dann mehrere Jahre hindurch das Amt eines Kammersecretairs bei der k. pr. Domainen-Kammer zu Warschau, wo er sich mit M n i o c h und H i t z i g befreundete, und mit seinem Landsmann und ehemahligen Schulkameraden, dem bekannten Dichter H o f f m a n n , wieder zusammentraf. Seine im J. 1805 erfolgte Versetzung als Geheimer Secretair nach Berlin aber führte ihn endlich in die größere literarische Welt ein; durch den Ruf, den ihm seine „Söhne des Thales" erworben, kam er dort mit Fichte, Johannes v. Müller, A. W. Schlegel, Alexander v. Humboldt und andern Koryphäen der neuen Bildung, in persönliche Berührung, während Iffland die eben vollendete „Weihe der Kraft", selbst die Rolle des Luthers übernehmend, mit lebhaftem Interesse auf die königliche Bühne brachte.

Im Verlauf dieser wenigen Jahre hatte inzwischen Werner bereits drei Ehen eben so frevelhaft-leichtsinnig geschlossen als gelöst. Die letzte wurde bald nach seiner Ankunft in Berlin mit

beiderseitiger Zustimmung getrennt, weil – wie er an Hitzig schrieb – von dem jungen Weibe, das er übrigens bis zu seinem Lebensende innig liebte und verehrte, nicht mehr mit Recht zu fordern sei, daß sie mit ihm glücklich leben solle. „Ich bin wohl, sagt er, kein böser Mensch, aber ein Schwächling in vieler Rücksicht (denn Gott stärkt mich auch in mancher), ängstlich, launenhaft, geizig, unreinlich; Du weißt's ja! Immer in meinen Phantasieen, in Geschäften; h i e r nun vollends, in Komödieen, in Gesellschaften, hatte sie mit mir keine Freuden. Sie ist unschuldig! Auch i c h bin es vielleicht; denn kann ich dafür, daß ich so bin?"

Bald darauf aber stürzte die preußische Monarchie äußerlich zusammen, um sich innerlich zu besinnen und kräftiger wieder aufzubauen. Die übermüthige französische Wirthschaft verleidete ihm den fernern Aufenthalt in Berlin. Seine drei Ehen waren kinderlos geblieben, ein kleines, von der Mutter ererbtes Capital sicherte ihm nothdürftig eine unabhängige Stellung; und so entsagte er im J. 1807 seinem Amte und folgte der angeborenen Wanderlust, die Schweiz, Frankreich und Deutschland nach allen Richtungen durchstreifend. Auf diesen Fahrten sind es vorzüglich drei Begegnisse, die ihn leuchtend und erwärmend berührten: die persönliche Bekanntschaft Goethe's, „dieses universellsten und klarsten Mannes seiner Zeit", den er bis zum Tode als seinen großen Meister anerkannte. Sodann ein mehrmonatlicher Aufenthalt bei der Frau von Staël auf ihrem Landsitze Coppet am Genfersee in dem Kreise geistreicher Freunde, unter denen er besonders A. W. Schlegel ehrend nennt. Und endlich die väterliche Freundschaft des Fürsten Primas von Dalberg, der ihm ein Jahrgehalt von 1000 Gulden zuwandte, welches ihm nach Dalbergs Tode vom Großherzog von Weimar fortgewährt wurde.

Den eigentlichen Wendepunkt seines Lebens aber bildet Rom, wo er im J. 1811 zum katholischen Glauben zurückkehrte. Nach einem fast vierjährigen Aufenthalte daselbst, den er zum Studium der Theologie benutzte, verließ er Italien für immer,

trat in das Klerikal-Seminar zu Aschaffenburg, und empfing dort am 16. Juli 1814 die priesterlichen Weihen. Seitdem lebte er, ohne bestimmte Anstellung, mit geringen Unterbrechungen in Wien treu und ausschließlich seinem geistlichen Berufe bis zu seinem im J. 1823 erfolgten Tode.

Es ist vielleicht kein Romantiker im Leben und noch im Grabe so unverständig oder boshaft verunglimpft worden, als Werner. Der Grund liegt wohl darin, daß man ihn meist einseitig blos vom ästhetischen Standpunkte aus beurtheilt, während bei Werner's Individualität, seine poetische Bedeutung durchaus nur in beständiger Beziehung auf seine religiösen Intentionen gewürdigt werden kann, diese aber Vielen völlig fremd oder verhaßt sind, und deshalb leichthin als confuser Mysticismus abgefertigt werden. Es lohnt daher wohl der Mühe, die Acten, auf welche seine gewöhnliche Verdammung sich begründen will, noch einmal treu und gewissenhaft zu prüfen.

In Werner's innerem Leben, das aus seinen eignen, unumwundenen Geständnissen in Briefen und Gedichten offen vor uns liegt, begegnen uns allerdings fast schreckhaft zwei scheinbar unversöhnliche Erscheinungen: eine glühende, oft an's Gemeine, ja Verruchte streifende Sinnlichkeit neben einem tiefen religiösen Gefühl; und dieser Gegensatz und seine versuchte Lösung ist der eigentliche Kern und Inhalt seiner Poesie, die daher durchweg etwas Tragisches hat; ein unausgesetztes Ringen mit wilder irdischer Leidenschaft und Weltlust, der er frühzeitig verfallen, gleichsam ein schwarzes und ein weißes Roß dicht nebeneinander gespannt, die ihn immer weiter nach dem Abgrunde fortrissen, vor dem ihm graut. Dieser zerrissene Zustand spiegelt sich, unter vielen andern Gedichten, in seinem „Rheinfall bei Schaffhausen“:

„Rasselnd Gewässer, was rasest du? – „Fort!“ –
Wohin? – „Nach dort, sonder Rast, mit Qual,
In's brennende Thal! Es rasselt uns nach;
Uns jagt zum Brautgelag brausende, sausende
Grauslust, zu schwelgen an Bräutigams Brust.“ –

Es ist euch bewußt, ihr kosenden, wogenden
Silberne Bogen umwälzende Jungfrau'n,
Mein seliges Graun! Ach könnt' ich mich sammeln
Und stammeln, und lallen, durch's mächtige Schallen
Der Wässer, von allen Gefühlen das Eine:
Warum ich, im Scheine der wallenden, fließenden,
Froh sich ergießenden, feurigen Fluten,
Die Gluten der freudigen Thränen jetzt weine! –
„In dir sind wir dein, wir schliefen
In Tiefen von dir sonder Reuen, die Treuen!
Doch erschreckt, und geweckt durch die Pein deiner Sünden,
Entzünden wir uns in dem Abgrund; und ringen
Und dringen, mit Klingen, durch weinende Schuld,
Zum Heiland, der wieder uns finden, umwinden,
Entsünden uns wird; drum wir jauchzen und schrein,
Den Bräutigam zu weihn; drum wir rauschen und ringen,
Zu schlingen von außen und innen ihn ein!" –
Rasselnde, träumende Töchter vom ewigen Schaum,
Nehmt mich mit aus dem Raum, aus der Arbeit der Zeit,
In die Ewigkeit! – „Was heischest du?" – Ruh!
Und sie lachen dazu." –

Auf diesen seinen Gemüthszustand werden wir jedoch weiter unten noch einmal zurückkommen, und wollen hier vorläufig nur bemerken, daß seine Schriften sich von aller Mitschuld rein gehalten; da ist keine Spur von Lüsternheit, von Beschönigung oder ästhetischem Hätscheln der Sünde; der Teufel wird überall bei seinem rechten Namen genannt, ganz im Gegensatze von Wieland, der sittlich lebte und lüderlich schrieb. Sehr natürlich. Denn neben diesen Ausschweifungen, sagten wir, geht durch Werner's Leben und Dichten vom Anbeginn bis zum Ende der feurige Faden eines, durch alle Verwandlungen immer mächtiger wachsenden religiösen Gefühls, und zwar nicht etwa als poetisches Motiv und Beiwerk, sondern als der Ernst und die Seele des Ganzen. In seinen Jünglingsgedichten zwar bis zum J. 1790 stimmt auch er in den rationalistischen Jargon seiner Zeit noch mit ein, und singt von Aberglauben, Frömmelei, heiliger Dummheit und Jesuiterei; doch auch damals widerstrebend, ringend:

„Wie auf Wogen Wogen sich erheben,
Thürmen Zweifel jetzt auf Zweifel sich,
Hoffnung winket – Zweifel widerstreben,
Ich vergehe – Vater – rette mich!“

Unterdeß aber hatten Novalis, Schlegel und Tieck schon ihr Tagewerk rüstig begonnen und, wie in der bessern Jugend überhaupt, auch in Werner aus der Ferne die schlummernden Kräfte zum Bewußtsein gebracht, der nun plötzlich auf dem angeborenen Boden steht, um ihn nie wieder zu verlassen. Er erkannte nämlich sogleich das religiöse Element der Romantik als ihre eigentliche Bedeutung, und die Förderung dieses Elements als s e i n e Lebensaufgabe dabei. Die Poesie hatte ihm von jetzt ab nur Gültigkeit, insofern sie, mit Religion und echter Liebe eine „Dreieinigkeit“ bildend, für die letzten Zwecke der Menschheit wirkt, die höher sind, als alle Poesie, wo durch das, allen Egoismus vernichtende G e f ü h l die Moral Nothwendigkeit und der Verstand Anschauung wird. „Kunst und Religion – schreibt er 1802 an seine Freunde – sollen, meiner Meinung nach, das Herz, wie ein Gefäß, durch Anschauen des Schönen und des Universums, nur reinigen, so weit, daß es für die höheren Wahrheiten der Moral e m p f ä n g l i c h ist; nicht dem Herzen diese Wahrheiten selbst eintrichtern. – Nun sind aber die Herzen der Alltagsmenschen kalt; sie müssen also durch Bilder des Uebersinnlichen erst entflammt werden, wenn ich so sagen soll, wie ein irdenes Gefäß a u s g e g l ü h t, ehe die reine Milch der Moral in sie gegossen werden kann. Das ist mein kurzes Glaubensbekenntniß über Kunst, die mir selbst nicht flüchtiges Amüsement, sondern Leiterin durch das Leben geworden ist. – Wer ist K ü n s t l e r ? – d e r, welcher durch ein Chaos von Regeln, Studien, Rücksichten und was weiß ich Alles, eingezwängt, die er doch, er sei noch so genialisch, nicht überspringen kann, in Worten, Tönen, Farben das Geringste nachzuklimpern sucht, was der gewöhnliche R e l i g i ö s e in Minuten der Weihe empfindet; oder d e r j e n i g e, der sich und sein Inneres, wie eine Aeolsharfe, dem schönen Sausen der

harmonischen Schöpfung darbietet, und sich von ihm durchströmen läßt? O nur diese Luftströme sind die verdünnte Lebensluft, die dem Kranken von seinem höchsten Arzte gereicht wird zum Labsal. – Der sogenannte Dichter ist nichts, ist weniger als der Schreiber oder der Canzellist, wenn er sich damit begnügt, in schön gestochenen Sylben seinen Nebenmenschen zu amüsiren. Der Geist des Ganzen macht es aus, der hohe, göttliche Geist, den der Dichter, als Priester der Gottheit verbreiten soll in der Welt. – Ich kann Dir, so wahr Gott lebt, schwören, daß ich die Kunst blos aus dem höheren Gesichtspunkte, insofern sie uns Ahnungen der Gottheit giebt, betrachte, und daß es mir nicht darum zu thun ist, Bücher zu schreiben und einen flüchtigen Beifall zu gewinnen; sondern darum, wenn auch nur wenige Gemüther für das Heilige zu gewinnen, was die Welt nicht kennt. Das ist, so wahr Gott lebt, nicht Affectation, sondern wirklicher Ernst."

Bei solchem Ernste aber ist, wie er selbst hinzufügt, Proselytenmacherei sehr natürlich; wie der einzelne Dichter ein Missionair in diesem Sinne, so sollten alle ausgezeichneten Geister eine Propaganda zur religiösen Erhebung der Menschheit bilden. „Ich versichere und betheuere Dir, schreibt er 1803 an Hitzig, daß ich alle poetische Lorbeerkronen für die Freude hingäbe, nicht etwa Stifter, blos Mitglied, einer echt religiösen Sekte zu sein, denn ich bin überzeugt, daß das die Hauptsache ist, warum es der Welt Noth thut, und daß alle Kunst nur Propyläen zu diesem Endzweck. – Was könnten zehn gefühlvolle, reine, begeisterte Jünglinge, zu einem Zwecke verbündet, mit der Welt in religiöser Hinsicht machen, wenn sie weniger schreiben und mehr thun wollten, und wenn es möglich wäre, noch junge Leute zu finden. – Daher thut es mir in der Seele weh, wenn ich die herrlichen Kräfte der neuen Menschen, des Schlegel, des Tieck, des Schleiermacher u. s. w. verschwendet, den einen eine Komödie, den andern ein Journal, den dritten romantische Dichtungen, Sonetts und Gott weiß was liefern sehe, sie von großen Zwecken, wie die Franzosen von der Lan-

dung in England prahlen höre, und doch keine ernste Tendenz, keine verbundene Harmonie zu dem großen Ziele, keine Realisirung der göttlichen Idee einer geselligen Verbindung edler Freunde zum höchsten Zwecke erblicke, wie Schlegel sie im ersten Heft seiner Europa so schön andeutet. Alles poetische Andeuten von hohen Verbindungen, anbrechender Morgenröthe u. s. w. kann nichts helfen; g e b e n muß man der Welt, der jämmerlichen, von Gott entfremdeten Welt das Beispiel einer solchen Verbindung, in Prosa, in Natura; sie mag Sekte, Orden, wie sie will, getauft werden, und kann ich zu einem solchen Zwecke mitwirken, so will ich gern meine poetische Feder, die mir nur dazu Vehikel ist, niederlegen auf ewig, dann erst werde ich sagen können ich lebe!" – Und praktisch auf dieses einzige Ziel gewandt, bittet er daher Hitzig, darüber mit seinen Freunden in Berlin zu sprechen, insbesondere jene neuen Menschen aufzusuchen. „Associire Dich ihnen *bonis modis*. Ist dieser oder jener ein Narr; thut nichts, wenn er nur echten Sinn hat für das, was dem Menschen Noth thut, und das ist: Verbindung einiger in solchem Sinne begabten Menschen zur Erwärmung der Menschheit. Vor allem sondire diese Menschen, ob die in Schlegels Europa und sonst angedeutete Verbrüderung der Besseren zur Vergöttlichung der Menschheit eine poetische Floskel, mithin eine leere Gasconade, oder etwas mehr ist, und sie wirklich glauben, daß auf die Menschheit durch mehreres literarisches Zeug, von dem man nicht weiß, von wannen es kommt und wohin es fährt, und was in Lesegesellschaften begraben wird, könne gewirkt werden? – Nein, mein Freund! Kunstwerke sind Vorarbeiten zu der n e u e n R e l i g i o n, die der Menschheit gegeben werden muß; Bücher wirken in dieser Rücksicht wenig oder nichts. Wir brauchen Apostel (NB. in modernem Geschmack), die auf ei n e n Zweck hinwirken, und Proselyten!"

Wer möchte hiernach zu behaupten wagen, daß es Wernern mit seinem Streben nach religiöser Wirksamkeit nicht Ernst gewesen? ein Ernst, der immer und überall ehrenwerth ist und

die Bürgschaft endlichen Gelingens schon in sich trägt. Allein die Bahn, die er damals anstrebte, war – wie späterhin von ihm selbst am kräftigsten anerkannt worden – eine grundfalsche, in ihrem Wesen von den gewöhnlichen religiösen Theorieen seiner Zeit nur wenig verschieden; indem er, Poesie und Religion einander gleichstellend, Beide nur als Mittel zur Erwärmung und Vorbereitung der Menschheit für ein vermeintlich höheres, über alle positive Religion hinausliegendes Ziel betrachtete. So rühmt er allerdings schon damals den Katholicismus nicht nur als das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft, sondern auch, wenn er geläutert wird, als das beste unter den Erzeugnissen der Christusreligion, das allen übrigen christlichen und unchristlichen Religionsformen, für ein Zeitalter, welches den Sinn der schönen Griechheit auf immer verloren, vorzuziehen sei. – Alles dies jedoch nur von jenem poetisch-reformatorischen Gesichtspunkte aus. „In dieser poetischen Hinsicht nämlich, sagt er, nehme ich nicht nur die Maçonnerie, sondern selbst manches von ihrer Geheimnißkrämerei, ja sogar den jetzt aufs neue Mode werdenden Katholicismus, nicht als Glaubenssystem, sondern als eine wieder aufgegrabene mythologische Fundgrube, theoretisch und praktisch in Schutz."

Alle diese Gedanken, Träume und Intentionen, hat er vorzüglich in seinen „Söhnen des Thales" und deren zweitem Theil: „den Kreuzesbrüdern" niedergelegt, an denen wir daher sein damaliges Glaubenssystem, wenn es so genannt werden darf, näher nachzuweisen versuchen wollen.

Der Ideengang in diesem Doppel-Drama ist wesentlich folgender: Es giebt eine höhere Erkenntniß, als die positive christliche. Jene höhere Religion aber kann dem Volk, oder der Menschheit überhaupt nicht frommen, die das volle Licht noch nicht verträgt; sie muß vielmehr, bis die Menschheit reif geworden, immer nur die Geheimwissenschaft eines auserwählten Kreises von Begabteren bleiben. Ein solcher Kreis nun ist in dem Drama der Thalbund, und sein Repräsentant der Erzbi-

schof Wilhelm von Paris, und von diesem Bunde waren die Templer zu Verkündigern der heiligsten Wahrheiten für den christlichen Erdstrich ernannt worden. Allein der Tempelorden hatte seine Vollmacht überschritten, und übereilt die g a n z e Wahrheit zu verbreiten gesucht; nicht d a d u r c h überschritten, daß er nicht an den Versöhner glaubte, sondern daß er diesen Unglauben nicht heuchlerisch verbarg. „Und d a r i n liegt es!“ ruft daher der Erzbischof entrüstet aus,

„Sie sagen ihren Bübchen ohne Bart,
Daß der nicht G o t t ist, der's für uns sein soll. –
Das ist doch dumm – nicht wahr?
– – Sonst nichts als dumm. – –
Wo ist ein beßrer Glaube für die Menschheit?
Vernichtet ist der Mensch, wenn nicht zum Leben
Mit Adlerflug das Ideal ihn reißt.
– – Wer hieß den Thoren Wahrheit
Auf Dächern pred'gen! – –
Sind jene Templer, was sie pred'gen,
Sind sie vermögend, ohne Ideal
Das Angesicht der Gottheit anzuschaun;
Warum entzogen sie die Decke Mosis
Den ungeübten Augen ihrer Jünger?“

Um dieser unklugen Profanirung willen allein also wird vom Thalbunde, der wie ein unbeugsames Fatum über dem Ganzen waltet, der Tempelorden gestürzt, und mit der erledigten Vollmacht der Rest desselben (die Kreuzesbrüder) belohnt, um, mittelst der Maurerei, aus den Trümmern des Protestantismus einen idealisirten, oder wie er es nennt, geläuterten Katholicismus aufzubauen. „Nur unter dem Glockenklang der Religion, sagt er, und dem Harfenspiel der Kunst, kann der Bund gedeihen, der auf den Tempelbund gepfropft ist, und dessen Charakteristicon es ist, daß seinen w a h r e n Bekenner e w i g e s Leben umduftet. Die Tendenz meines Stückes ist, dadurch, daß ich ihm die, in seinem Wesen begründete Verschmelzung mit Religion und Kunst anschaulich mache, ihn von einer gewissen humanen Kälte abzuleiten, die an sich löblich, aber nur für

w e n i g e höhere Geister gemacht, und schlechterdings unvereinbar ist mit einer auf Enthusiasmus gegründeten Verbindung V i e l e r." – Ist aber solche Cautel schon bei einem Bunde Auserwählter nöthig, um wie viel weniger wird dann jene, an sich löbliche, humane Kälte für die Gesammtheit taugen! Denn – sagt einer der Aeltesten des Thalbundes:

„Was dir der Glaube an dein Ideal,
Das ist dem Volk sein Heiland und sein Fetisch.
Man kann ihm Alles nehmen, nur nicht das,
Am wenigsten, wenn man's ihm nicht vergütet. – –
Und alles dieses führt dich auf den Grund,
Warum wir jedes Volkes Glauben ehren;
Warum wir Klosterbrüder hier, am Ganges
Braminen sind; warum wir diesen Tropfen,
Der, selbstgetrübt, den Urquell wiederspiegelt,
Nur zu verklären suchen, nicht verwischen;
Und – da der Mensch es einmal nicht vermag,
Die Gottheit ohne Mittler anzuschauen –
Warum wir, durch Messias oder Prometheus,
Durch Horus, Wischnu, Eros, Thor und Christus,
Dem staubbedeckten Geiste Flügel liehn,
Um sich zu seinem Urquell aufzuschwingen."

Wem fiele hier nicht Voß' Sprüchlein wieder ein:

„Der Celt', der Griech', der Hottentott,
Verehren kindlich Einen Gott!"

Nur mit dem moralischen Unterschiede, daß Voß, gleich den Templern, mit seiner Weisheit ehrlich herausplatzt, während hier der exclusive Thalbund, wissentlich und wider seine Ueberzeugung die liebe Dummheit mit Täuschungen hinhalten will. – Man sieht, die ganze Sache würde auch hier so ziemlich auf den gewöhnlichsten Rationalismus hinauslaufen, wenn sie nicht, durch ihre abnormen Sympathieen für die Romantik, eine gewisse mystische Färbung erhielte. Denn fragen wir nun endlich genauer nach diesem sogenannten geläuterten Katholicismus, oder vielmehr nach jenem höheren Ziele einer, vom

Katholicismus nur zu vermittelnden, neuen Religion, so sehen wir die pantheistischen Phantasieen, welche bei Novalis gleichsam ein kräftig in sich selber arbeitender Wein nur als ephemere Luftblasen emportrieb, bei Werner schon als besondere, entschiedene Richtung sich selbständig ausbilden. Auch Werner findet zwar, wie wir oben bemerkt, Trost und Rettung einzig in Kunst und Religion, erkennt aber in der letztern nur das lebendige Gefühl der großen Naturnähe und das unbefangene Ergießen einer reinen Seele in dieses reine, unendliche Meer, in dem er, ohne nach persönlicher Unsterblichkeit mehr viel zu fragen, sich baden, auflösen und verfließen möchte. Und dieses Aufgehen des Einzelnen in der allgemeinen Weltseele ist denn auch das Hauptthema seines Dramas und das Ziel des dort dargestellten Thalbundes. So sagt der Alte des Bundes von dem gereinigten Sünder:

„Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen;
Es schwand der Wahn, zu werden Ein und Etwas;
Sein Wesen war in's große All zerronnen,
Und wie ein Säuseln kühlt' es ihn von oben,
Daß ihm das Herz vor Lust zerspringen wollte."

Und die Bildsäule der Sphinx singt:

„Phosphoros und Wort und Heiland,
Mehr noch, Alles bist du selber,
Wenn du Alles bist, nicht Etwas!" –

Durch dieses Allwerden aber wird der Mensch, und so auch hier der Thalbund, „allmächtig, wie der Ausfluß Gottes, wenn er sich selbst versteht, es immer ist." Denn:

„Ist wohl das große Schicksal
Der Völker etwas mehr, als das Erzeugniß
Des bloßen Menschenwillens? – Kann der Mensch,
Der einzelne, die ungeheure Masse
Der sittlichen Natur nicht lenken? –"

Und so wird denn auch der Schotte Robert erst dann in den

Bund aufgenommen, als er die persönliche Unsterblichkeit mit den Worten wegwirft:

„Die krüpplichte Unsterblichkeit – nicht wahr? –
Die unser eignes, jämmerliches Ich,
So dumm und kläglich, so mit allem Unrath
Nur fortspinnt in's Unendliche – nicht wahr? –
Auch sie muß sterben? – unser schales Selbst –
Wir sind in Ewigkeit nicht dran genagelt?
Wir können es, wir müssen es verlieren,
Um einst in aller Kraft zu schwelgen!"

Die alte Kirche ist nur der Ursprung, die Mutter des Thales, welcher die mündiggewordenen Söhne nunmehr über den Kopf gewachsen. Denn der ganze Weltball wird jetzt eine große Kirche,

„Die Erde wird ein Sacrament des Fleisches,
Das Meer ein Sacrament des heilgen Blutes. –
So findet Ihr, was Euch mit Gott vereine,
In der Natur gebildet überall,
Und keinen Punkt, wo er nicht widerscheine –
Zum Mittler könnt Ihr auch den Staub erheben."

Demungeachtet giebt es dabei doch noch gar wunderliche Ceremonien mit Mänteln, Kreuzen und Dolchen; wir wissen nicht, ob dieselben etwa der Maurerei entnommen sind; uns Uneingeweihte aber gemahnt diese Liturgie des Thalbundes häufig an den albernen Theaterspuk in der Zauberflöte.

Derselbe Gedankenzug geht durch das fast durchaus symbolische Drama: „Die Weihe der Kraft, welche oft auch Licht genannt wird, das aber wiederum nur das Licht der eigenen Menschenkraft ist. Auch hier finden wir die Vereinigung von Reinheit (Elisabeth), Kunst (Theobald) und Glauben (Therese) zu einem „Mysterium dreieiniger Liebe." Allein diese Liebe (Katharina von Bora) ist, trotz allem christlichen Gerede, doch eine bloß ästhetische. Katharina will sich selbst ihren e i g e n e n Heiland schaffen,

Der m i r gehört, und doch im Geisterreich
Versöhnend herrsche, Aller und doch mein auch,
Den möcht ich fassen, mir ihn selbst gestalten."

Die heilige Jungfrau zeigt ihn ihr einmal im Traume:

„Jesus war's nicht ganz,
Und Luther auch nicht – und ein Heiland doch –
Ein Heiland – nicht am Kreuz, auch nicht ein Knabe;
Ein göttlich schöner Jüngling –
So (wie Apollo) ungefähr – so sah der Heiland aus."

Drauf erblickt sie plötzlich Luthern, dem sie eben geflucht hat, ruft: „Mein Urbild!" und – „b e t e t f o r t a n z u i h m." –

In solch ein wesenloses Labyrinth hatte der Dichter sich und seine Poesie verstrickt, als er im Jahre 1809 die Reise nach Italien antrat, die den Wendepunkt seines Lebens bildet. Sein Ruhm war durch jene Dramen begründet, und er durfte – das wußte er recht wohl – nur so fortfahren, um sich den Beifall der damals in der Literatur herrschenden Partei zu sichern, ja diese selbst zu beherrschen. Daß ihn aber demungeachtet mitten in diesem glänzenden Treiben allmählich ein moralischer Ekel davor überkam, daß er jene Dichtungen als bloße Studien hinter sich warf, bezeugt die Wahrhaftigkeit seines religiösen Gefühls, dem es um die Sache, und nicht um schöne Formen, zu thun war. Die Sage erzählt von dem getreuen Eckart, wie er, aus dem zauberischen Venusberg zum Tageslicht zurückgekommen, noch geblendet und von den nachtönenden Wunderklängen verlockt, gen Rom pilgert, um den Frevel zu sühnen; und wie er dann in glänzender Rüstung sich vor den Zauberberg gestellt, jedem Schuldlosen, den das süße Weh bezwungen, warnend den Eingang zu wehren. Einen solchen, fast märchenhaften Eindruck macht von jetzt ab Werners Erscheinung, und es ist belehrend, ihm auf seiner Pilgerfahrt in die gleichsam neuentdeckte Welt zu folgen, die nun mit jedem Schritte, Strahl auf Strahl, verwandelnd auf ihn eindringt.

Bei der Ausfahrt, über Berg und Thal, verfolgen ihn noch

immer rastlos die Erinnerungen an die verlorene Jugend, die Erinnyen der Sünde:

„Von des balt'schen Meeres dürrem Strande
Wallt zur Stadt des Herrn ein Pilgersmann;
Ihn verwies aus seinem Vaterlande
Ein verdienter, aber schwerer Bann!
Und von Land zu Land
Jagt ihn dessen Hand,
Dem er zu entfliehn vergebens rann!" –

„– Und weiter, und freudger erschleußt sich das Thal,
Still folget dem Pilger die treue Qual! –
Und höher und höher steigt er heran,
Und die Qual, die getreue, die lächelt ihn an.
Im Thale ziehn Gatten mit ihren Kleinen.
Und die Qual, die starre, hebt an zu weinen!
Da beut dem Pilger das schirmende Dach
Die Bergburg – ein zieht er, die Qual ihm nach!"

Noch verzagt er schüchtern an der inneren Umkehr. So sagt er beim Eintritt in Italien:

„Ihr kommt zu spät, ihr ewig jungen Lauben;
Ach hätt' ich früher euer Grün geschauet,
Als noch des Lebens Morgen mir gegrauet!
Ich kann nicht leben mehr! – ich kann nur glauben. –
Und doch – o daß ich, ewig junge Lauben,
Nicht früher euer duftend Grün geschauet!
Es ist zu spät! – der düstre Abend grauet!
Ich kann nicht leben mehr – werd' ich noch glauben?"

Aber schon kommt, je weiter er schreitet, der Trost der Wehmuth über ihn, und der starre Schmerz wird milder:

„Wir kennen längst uns, Thränen; denn wo ich hin mag ziehn,
Wie ich in frohem Muth euch immer möcht' entfliehn;
Doch seid ihr als Gesellen, als Engel guter Art,
Stets, Thränen, treu mir blieben auf meiner Pilgerfahrt.

Nicht wie ihr unten träufelt, ein schamerfüllter Raub,
Nein, wie ihr perlend blicket auf Blüten und auf Laub,
Entquillt ihr meinen Augen; nicht wie ich sonst geweint,
Nicht Schaum, der stäubt, verstäubet – zu Perlen schon gereint."

Da plötzlich R o m von fern erblickend, sinkt er betend nieder

„Leih' mir, Morgenröthe, deine Schöne,
Deinen ersten Strahl, erstandne Sonne,
Brautnacht, deine Schau'r, Gebet, dein Schauen,
Ihr Symbole höchster Liebeswonne,
Leiht euch mir anstatt der armen Töne,
Auszusprüh'n mein freudiges Vertrauen:
Daß auf diesen Auen,
Wo der Thron der Herrlichkeit gegründet,
Ich, der auch zur Herrlichkeit erkoren,
Sie durch Schuld und Schwäche hat verloren,
Wieder neu der reinen Kraft verbündet,
Rettung find' aus dem Gewühl der Zeit,
Die auch mir vererbte Göttlichkeit. –
– Muth fühl' ich, die ganze Welt zu lieben,
Glut, mich selbst als Kunstwerk zu beginnen,
Gier zum Kampf, wie Helden Gottes rangen!
Fleuch! ruf ich zum bangen
Schmerz. – Entschüttelnd mich dem Nebeltraume,
Will in schöner Erd' ich Wurzel schlagen,
Mich der Ceder anzuranken wagen,
Die den Wipfel schirmt vom Lorbeerbaum! –
Rom, da thront es! – Ueber Petrus Grab
Strahlt vom Petersdom des Glaubens Stab!"

Und er hielt endlich Wort. Nicht, daß er, innerlich ausgewechselt, seinem eigensten Wesen untreu geworden wäre: seine ursprüngliche Lebensaufgabe vielmehr blieb dieselbe, aber diese Aufgabe formulirte sich fortan bestimmter und strenger. Das feige Aufgeben der Persönlichkeit, die gleichsam vor sich selber in ein unbekanntes All flüchten wollte, wurde zur besonnenen, heiligenden Entsagung der Sünde, das nebelhafte All zum persönlichen Gott, der erdichtete Thalbund zur wahrhaftigen Kirche; und derselbe Trieb religiöser W i r k s a m k e i t, der ahnend jenen Bund geträumt, machte den Dichter endlich zum Priester, um die Wahrheiten der wiedergefundenen Kirche zu verkünden. Ja, noch im Jahre 1810 war es sein sehnlichster Wunsch, einen religiösen Verein zu gründen, wobei ihm jedoch jetzt eine Klosterstiftung vorzuschweben schien.

Doch wenn wir im Obigen Werners Verirrungen zu beleuchten versucht, so ist es gerecht und zur Herstellung des g a n z e n Bildes unerläßlich, eben so getreu und unbefangen nun auch Ziel und Streben aus seinen letzteren Lebensjahren näher nachzuweisen. Auch hier sind es, wie gesagt, wiederum seine religiösen Ueberzeugungen, die Alles beseelen und erklären; und so scheint es angemessen, vorweg sein neues Glaubensbekenntnis, wie es sich namentlich aus vielfachen Stellen seiner Predigten ergiebt, in wenige Worte zusammenzufassen.

Der Glaube ist ihm nämlich eine übernatürliche Gabe Gottes, oder vielmehr eine von Gott eingegossene Tugend, wodurch man Alles fest und ungezweifelt für wahr hält, was Gott geoffenbaret hat, und was die katholische Kirche, durch welche Er sich offenbart, zu glauben vorstellt, es sei geschrieben oder nicht. Dieser Glaube ist allen Menschen gegeben; eine T u g e n d aber ist er, weil er frei ist, d. h. weil der Mensch ihm widerstreben kann und die freie Wahl zwischen Seligkeit und Verdammniß hat. Er muß ferner kindlich und vernünftig sein, indem wir die uns anerschaffenen intellectuellen Grenzen und mithin die Nothwendigkeit anerkennen, unsere Vernunft zu beugen und Gott unterzuordnen; wenn aber eine solche Selbstbescheidung vernünftig ist, so wird auch dieses Opfer, welches wir Gott darbringen, vernünftig sein. – Der Glaube muß endlich mit Liebe zu dem persönlichen Gott und dem Erlöser vereinigt sein; denn der Teufel glaubt auch an Gott, vielleicht viel fester und stärker als die Christen, aber mit Wuth ohne Liebe. – Hoffart und Sinnlichkeit sind die Haupthindernisse des Glaubens. Ohne Glauben aber ist nichts. Furcht Gottes ohne Glauben ist Lüge, denn man muß erst an Gott glauben, ehe man ihn fürchten kann. Hoffnung ohne Glauben ist Thorheit, man muß ja wissen, was man zu hoffen hat. Liebe ohne Glauben kann gar nicht sein; was soll ich denn lieben, als Gott, und den muß ich eben erst kennen lernen durch den Glauben. Eben so aber ist ein bloßer müßiger Glaube nichts, ohne innere Heiligung:

„Zagen sollt ihr, nicht verzagen,
Sollt bereun und besserthun,
Aber thun, das heißt entsagen,
Bess'res wird die Gnade thun;
Glauben, Kindlein, und nicht fragen
Sollt ihr, ruhen nicht, und thun!"

Mit Feuereifer bekämpft er daher den Glauben der Vielfältigen, die gar Vieles, aber nicht Alles in Einem sehen. „Sie lesen, sagt er, im Katechismus von den Geboten Gottes und denen der Kirche. Eins gefällt ihnen, dieses mißfällt ihnen; diejenigen, die ihnen gefallen, befolgen sie manchmal; diejenigen, die ihnen mißfallen, unterlassen und verwerfen sie, und glauben so dem lieben Gott eine wächserne Nase zu machen, die sie drehen können, wie sie wollen. Ja! sie wissen manche Gebote recht gut auszulegen, wissen, daß Jesus die Ehebrecherin nicht verdammt, sondern begnadiget hat. Sie glauben, daß Gott gnädig ist, sie machen ihn nur noch gnädiger als er ist, so daß sie ihm seine Gerechtigkeit gänzlich rauben. Sie glauben, daß er barmherzig ist, denn sie glauben, er vergiebt Alles, sie glauben an keine Strafe. Sie glauben, daß Gott höchst selig ist. Sie glauben an die ewige Seligkeit; darnach streben sie ja, sie wollen die ewige Seligkeit. Gott suchen sie nicht, Gott verlangen sie nicht, aber die ewige Seligkeit. Sie wollen hier schwelgen und darauf los sündigen, dann wollen sie sich bequemen im Augenblick zu sterben, und dann in die ewige Herrlichkeit eingehen, in ihre Herrlichkeit, wollen dann auch in der Wollust forttaumeln. Diese Vielfältigen wollen die Seligkeit, aber suchen nicht den, durch den sie sie allein erwerben können. Sie wollen ihren Stolz nicht unterdrücken, ihr Fleisch nicht bändigen, ihre Sinnlichkeit nicht ersticken." – Von der erstarrten Selbstgenüge und Verstockung gegen den Glauben aber sagt er:

„Es giebt keinen Gott!
Es giebt keinen Teufel!
So rast der Verruchte
Mit frevelndem Muth.

Mein Sein ist mein Blut,
Ich hab', was ich suchte;
Drum kommen mir Zweifel,
So glaub ich dem Spott!

Mein Gott ist die Pflicht!
Die bändigt die Triebe.
So frevelt der Unsinn,
Sich selber gerecht.
Was macht mich zum Knecht?
Nur das, was ich nicht bin;
Dahin führt mich Liebe,
Drum ist sie ja schlecht.

So glaub ich an mich! –
Doch Glauben ziemt Narren,
Mir ist ja das Wissen
Von Manchem geglückt. –
Doch macht's mich verrückt,
Das Höchste zu missen! –
Nun mag ich erstarren,
Mein Gott das bin ich!" –

In seinen „Geistlichen Uebungen für drei Tage" endlich faßt er gleichsam noch einmal seinen ganzen inneren Lebensgang: von der Sünde und Hoffart zum Glauben, vom Glauben zum Schauen, in mehreren Liedergebeten zusammen, und schließt seine Gedichtsammlung mit einem Meßhymnus „Eucharistie", in Bezug auf Raphaels Disputa.

Dies Alles, so wie das oben aus seinen Predigten Angeführte ist allerdings nichts Anderes, als was die Kirche lehrt; es schien uns aber nicht überflüssig, eben auf diese Uebereinstimmung seiner letzten Ueberzeugungen mit der Kirche ausdrücklich hinzudeuten, da sich in neuerer Zeit oft die Meinung geltend machen wollte, als habe er auch noch als Priester einen Katholicismus auf s e i n e Weise angestrebt.

Wie ernst und tief er vielmehr namentlich die Bedeutung des Priesterthums ganz im Sinne der Kirche auffaßte, bezeugt u. a. sein Gedicht auf den Tod seines väterlichen Freundes Hoffbauer. Dort heißt es:

„Freilich ist die Schlacht, die blut'ge,
Gegen unser Wagstück Spiel nur;
Freilich, wär' es Helden kundig,
Was wir wagen, sie erblichen;
Freilich ist des Herren Urtheil,
Ach, ein Abgrund undurchdringlich,
Ueber welchen wir Berufne
Ziehn auf schlaffem Haarseil, schwindlich."

Denn was den Andern zum Segen, wird dem Priester zur Verdammniß, wenn er das heilige Mysterium mit unlautrem Herzen verwaltet. Wie thöricht daher, wenn der religiöse Pöbel, dem zu Liebe der Priester täglich seine Seele wagt, diesem noch Spott für Dank bietet,

„Ganz vergessend, daß das Blut nur
Jesu, welches dir auch fließet,
Pöbel, unser Thun entschuldigt,
Daß wir dir, dem niedern, dienen!" –

Doch dieser Spott kann das Wesen des Priesterthums nicht versehren; und so mag er denn immerhin die Priester verfolgen, nur das gesunde, glaubenskräftige Volk soll er ungeirrt lassen.

„Und wir wollen ferner ruhig
Deine Wuth und unsre Pflichten,
Diese thun und jene dulden,
Beides heiter, beides willig. –
Was die schlechten und die guten
Priester anbetrifft, wir bieten
Beide Preis sie deinem Unfug!
Sind wir schlecht, nun so verdienen
Wir ja dein Besudeln, Schmuz'ger,
Trifft's doch nicht, so schlau du zielest,
Was, auch wenn wir schlecht, durch uns thut;
Sind wir gut, so ist es billig,
Daß dein Tadel, der uns ruhmwerth,
Weil er kommt von dir, Geringer,
Leucht' an unserm Priesterschmucke.
Mit uns also kann dein Wille,
Wenn du welchen hast, sich tummeln!

Nur das Volk, das große, biedre,
Laß dir, Pöbel, nicht gemuthen,
Daß du etwa wollest wieder
Hin es gaukeln in den dunkeln
Morast, wo du flackerst, Irrwisch! –
Du, den Pöbel ich nur ungern
Nannte, du, auch mein geliebter,
Wenngleich noch verirrter Bruder!
Lieb uns doch, wie wir dich lieben;
Ach, wär' dir die Liebe kund nur,
Alles ließest du und liebtest!
Komm' an's Herz mir, nicht um Unsert-,
Deinetwegen l e r n e l i e b e n !"

Der hochgesinnten Jugend aber, die, wenngleich den Priesterstand noch verkennend, doch voll edlen Unmuths das Nichtige und Niedrige haßt:

„Euch, noch nicht geweihten, bieten
Wir Geweihten drum den Gruß an,
Handschlag und was sonst ist Sitte
Sich zu bieten Lieb' und Gutes
Unter ehrenhaften Rittern,
Die, wenn auch verschiedner Zunge
Zum gelobten Lande ziehen. –
Drum, du Trupp, der auf uns unwirrsch,
Weil wir, sagst du, viel erfinden,
D u erfindest, w i r nur fanden,
Dir: G e f u n d n e s s u c h e , rieth ich! –"

Denn eine Angst und Unruh geht durch alle Creatur, die auch im Gebiete der Wissenschaft stets nur nach Erlösung durstig, und diesen unauslöschlichen Durst löscht nur die T h e o l o g i e , die Liebeskunde:

„Die des Wissens reiner Ursprung,
Weil aus Liebe quillt das Wissen,
Die der weisen Antwort Kunst ist,
Wenn Philosophie, das Kindlein
Der Vernunft oft ungeduldig
Zerrt an seinen Fragewindeln. –

Die Geschichte, die bewußt sich
Ihres Ursprungs, ihres Zieles;
Der bewußt ist, was bedurfte
Aller Völker trostlos Ringen,
Ringend, ob bewußt, bewußtlos,
Schuldig, schuldlos, wahrhaft, irrend,
Immer nur nach Jesu Blute!
Sie, der Wissenschaften tiefste,
Die, wenn alle stolpern, muthig
Klimmet, festen, sichern Schrittes,
Die, wenn alle wanken, wurzelt
In der Herzen tiefstem Innern,
Die, wenn all' erliegen, und nun
Auch die Herzen ausgewimmert
Bald schon haben, noch im Sturme
Sie ersteigt dann, das Panier noch
Auf sie pflanzend des Triumphes;
Die Geschichte, hieroglyphisch
Eingeätzt dem Wesenrunde,
Die Geschichte der Geschichten."

Aber ist es gleich E i n Weg, den Alle ziehen müssen, so hat doch Jeder seinen eigenen Fußsteig, der ihn, und n u r i h n hinführt, und den allerdings Jeder auf seine Weise suchen kann und soll. Eben so entschieden weist daher der Dichter die träge oder feige Scheu der Dunkelmänner und Ueberkirchlichen vor der Wissenschaft zurück:

„Wähnst du, daß nur beten Priester?
Nein, das Gold muß aus den Gruben!
Also: betend arbeit', bitt' ich. – –
Item giebt vom Adler Kundschaft
Uns der heil'ge Augustinus,
Daß der alte Aar sein Junges
Packt im Neste mit der spitz'gen
Klaue, und alsdann es schnurgrad
In die Sonne hält am Mittag;
Wann das Adlerchen dann zucket
Auch nur etwas mit den Wimpern,
Wirft's der Alte fort – 's ist unecht!
Aber wer in's Ohr mir wispern
Wollte, daß ein frommer, junger,

Künft'ger Höllenüberwinder
Immer nur die Augen furchtsam,
(Als sei Furcht was Priesterliches)
Schließen müßte, wer das Dunkle
Preisen wollte mir als Lichtweg: –
Solch ein Wisper kommt mir unrecht!"

Nur im Mißbrauch also, in der Ueberhebung, die im Ungrund den Urgrund, durch Schein das Ursein finden will, liegt das Unrecht; und darum betet er:

„Gieb uns Verstand, den göttlichen von oben,
Der, wenn von wilder Wogen Wuth umwoben
Der Kahn, ihn, wie wenn sanft die Welle gleitet,
Zum Hafen leitet.

Gieb Wissenschaft zu wissen, daß das Wissen
Von dem Gewissen nicht kann abgerissen,
Daß es im Liebesbrennpunkt schon auf Erden
Vereint muß werden.

Und daß den Anfang wir an's Ende bringen,
So gieb uns, heilger Geist, vor allen Dingen
Der Weisheit Anfang: Furcht des Herrn! Das Ende
Dann du vollende! –"

Es konnte nicht fehlen, dieser innerliche Umschwung mußte auch seine Auffassung von Kunst und Poesie modificiren. Die ursprüngliche Grundansicht zwar bleibt, wie die Kraft des religiösen Gefühls, auf der sie ruhte, dieselbe. Auch jetzt nämlich gilt ihm die Kunst nur als Mittel zu einem h ö h e r e n Zwecke; sie soll die Menschheit durch Reflexe des verschleierten ewigen Lichts, welches das profane Auge noch nicht unmittelbar ertragen würde, mit der Gnadensonne versöhnen; der Künstler soll, als ein Friedensstifter, Gott in der Natur umfassen, um den alten Zwist von Sein und Schein zu einen. – Aber das Endziel dieser Vermittlung ist hiernach nun ein anderes geworden; nicht mehr die Selbstverherrlichung des eignen Lichts, um selbst Gott zu werden, sondern eine positive, c h r i s t l i c h e Erlösung, nach welcher alle Creaturenunruh dürstet:

„Altmeister, sprecht! Wie viel ist Euer eigen? –
Sie sehn empor, verneigen sich und schweigen. –"

Und anderswo:

„Poesis fliegt keck zum Urlicht,
Doch von Wachs sind ihre Schwingen;
Sie muß, wo das Alleluja
Tönet, stürzen oder hinknie'n!"

Denn in aller Kunst erkennt er jetzt nur eine prophetische Gottesgabe, die von allem Anfang her ahnend auf Christus hin und zurück gedeutet. In dieser höheren Beziehung erscheinen ihm daher auch Poesie, Religion und Philosophie innerlich versöhnt, und selbst die alten Dichter und Denker in den heiligen Kreis mit aufgenommen. So, sagt er, ließ Raphael in seinen Stanzen

„Zu jenen, die der Reue heilge Klagen
Im Anschaun hauchen aus und stillen Beten,
Zu den Gereinten treten
Das reine Leben, das nicht darf bereuen,
Pindar, Anakreon, Petrark, die linde
Laura und Dante, Gott im Blick, der blinde
Homer und Moses, weß sie sich erfreuen;
Es sind die Grazien, die bekränzt den Reinen,
Verschleiert uns Gefallenen erscheinen."

Und aus der Vorwelt Schachten ließ Raphael die Gestalten steigen

„Der Weisen, welche zieh'nd die Himmelsleiter
Des Denkens, Vorbereiter
Vom Glauben waren und vom sel'gen Schaun,
Pythagoras versenkt in Göttersprüche,
Der Liebesheld Socrat, der königliche
Zoroaster, Archimed, die Welt zu bauen
Gebückt, und, zeigend auf der Weisheit Quelle,
Der hohe Platon an des Tempels Schwelle." –

Wir hörten einst einen hocherleuchteten, gottesfürchtigen Mann den Wein als Heiltrank treuer, strebsamer Seelen preisen,

weil er, alle niederen Sorgen brechend, solche Seelen aus der weltlichen Rumpelkammer von Rücksichten und lässiger Gleichgültigkeit freudig zu Gott emporhebt. So ungefähr erschien auch Wernern jetzt die Poesie, und er nahm sie daher kräftig in Schutz gegen das Achselzucken einer übelverstandenen Frömmigkeit. Der bevorzugte Sieger freilich, der, keiner Schwinge mehr bedürfend, die Niederungen schon überflogen, mag immerhin des Musenspieles lächeln;

„Und mit Recht! Wem Sphärenmusik
Tönt, dem niedre Tonkunst widert!
Doch nicht wag' es niedre Dumpfheit
Zu verlästern Sang und Dichtung;
Nur der Adler, nicht der Guckuk
Darf der Nachtigall gebieten,
Daß ihr Hochgesang verstumme,
Um zum Höchsten sich zu schwingen."

Eben so entschieden aber wandte er sich daher jetzt auch gegen jene halbmüthigen, modern-christlichen Dichterlinge, denen es nur um eine katholisirende Romantik zu thun war:

„Als tücht'ge Christen sollt ihr euch betragen,
Doch nicht im süßen Liebestrieb euch strecken,
Denn Christi Sänger waren nimmer Gecken;
Am Glauben muß Vernunft empor auch ragen! –

O Gott, Du weißt, und ich weiß mein Gebrechen!
Ich habe selber viel und schwer gesündigt,
Ich kann den Stab nicht über Andre brechen;

Doch sagen darf ich's frei und unverholen,
Daß, eh' Dein Wort in Deutschland wird verkündigt,
Alfanzerei der Teufel erst muß holen!"

Und als solche, wenngleich stets gutgemeinte, Alfanzerei wirft er nun auch seine eigne frühere Poesie mit hinterdrein:

„Lüge war's, was ich zu singen
Wagte, daß es Liebe sei,

Macht von meiner Hölle Schlingen,
Euch von mir Verführte frei!“

Symbolisch legt er daher seine, von Dalberg ihm verehrte, goldene Schreibfeder, als ein Hauptwerkzeug seiner Verirrungen, seiner Sünden und seiner Reue in die Schatzkammer der heiligen Mutter Gottes zu Maria-Zell nieder, und bittet Gott, ihn Seelen gewinnen, und das „greuelvolle, durch seine Schreibereien veranlaßte Skandal“ doch nur etwas wieder gut machen zu lassen:

„Laß dem Tode nicht zum Raube
Mich in die Verwesung gehn,
Bis das Bild, an das ich glaube,
Ich im Volk mach' auferstehn! –
Laß' mich Dich dem Volk verkünden,
Das der Sünden Nacht umflicht,
Mich, den Sünder, laß entzünden
Dein die Sünde sühnend Licht!“

Und er ging rüstig an das neue Tagewerk, für sich und Andre. Immer ernster, tiefer, dringender werden seine Warnungen und seine Mahnung, daß Jugend, Muth und Verlangen dem Menschen zum ewigen Leben gegeben sind, aber auch zum Keime des Todes, wenn er sie nicht benutzt, um Zeit und Ewigkeit, die erst durch den Sündenfall zerklüftet worden, wieder zu vereinen. Darum ruft er:

„Du liebe Zeit! so laßt uns lieber sagen;
Denn wüßten wir, was an der Zeit gelegen,
Wir sprächen nie von ungelegner Zeit.
Die Brücke Zeit, noch ist sie aufgeschlagen;
Sie bricht! es braust dem Säumigen entgegen
Das Meer der ungelegnen Ewigkeit!“

Aber die eigne Menschenkraft, ohne die Gnade, vermag es nimmermehr:

„Sein Wille hat befohlen? –
Er lügt! – Es sind die Glieder, die befehlen!

Sein Kopf, sein Herz, Gott weiß was sonst noch, reißen
Ihn hierher, dorthin! D a s soll Wille heißen!? –
Gerechter Gott, wie wir Dir Worte stehlen!
Wärst Du nicht unser Vormund, Stab und Leiter,
Wir kämen ja mit keinem Schritte weiter.

Prahlhansen, kleine, wenn ihr's wagt zu wollen,
Lernt erst, womit die großen Hansen prahlen,
Daß sie: Gott sei uns Sündern gnädig! beten.
Wie leicht ist es, mit Worten zu bezahlen!
Doch wenn herein der Prüfung Stunden rollen,
Wo, was wir mühsam uns zusammenkneten,
Das Wort in's Fleisch soll treten;
Der Wille aus sich nur als That soll sprechen;
Was wir mit Recht als Menschenerbtheil preisen;
Die Allmacht sich als solche soll beweisen:
Dann kann dem Besten auch der Muth gebrechen!
Der Gott in uns, dann fühlt er seine Schranken,
Und hat er keinen Stab, so muß er wanken!"

Nur Eins daher thut Noth:

„Ein fünffach thun: die Schuld bereuen,
Die Sünde fliehn und beten,
Büßen und leiden mit Geduld. –
Dazu hat Jesus uns vereint,
Das hält uns auch zusammen,
Ob's blitzet, ob die Sonne scheint,
Beides sind Gottes Flammen. –

Ob eng auch sein siderisch Haus
Wohl jeden ein mag klammern,
Und keiner aus sich kann heraus,
Mag noch so viel er hammern;
Sobald nur, der die Sterne dreht,
Mir, wann ich will, im Herzen steht,
Was soll ich da noch jammern!" –

Man würde indeß sehr irren, wenn man durch diese beschauliche Richtung den Dichter isolirt und der Welt entfremdet wähnte. Es ist eben das Eigenthümliche solcher, den ganzen Menschen erneuenden Ueberzeugung, daß sie, wie das Sonnen-

licht, Alles was in ihren Kreis kommt, mit dem neuen Glanze berührt, und erwärmend zu durchdringen sucht. Und so sehen wir auch Wernern in seinen Liedern und Tagebüchern aus jener Zeit von den Begebenheiten des Befreiungskriegs mächtig erschüttert *), in seiner Treue gegen die alten Freunde, in der Liebe zur Kunst, in seiner Verehrung für Goethe unverändert, und insbesondere seinem fernen Vaterlande immerdar liebend zugewandt; ja, diese Liebe war es, die ihm in Italien keine Ruhe ließ und ihn endlich wieder seinem Deutschland und der Kanzel zuführte. So ruft er in Rom aus:

„Sieh' mal den Rhein, was das ein rüst'ger Junge!
Zieht er von Cöln, so rührsam, tüchtig; munter
Winkt ihm der greise Dom ein: Gott gesegne!
Drum, Tiber, jag' mich nicht in's Grab hinunter,
Daß meinem Rhein ich noch einmal begegne,
Und meinem Volke sing' mit Flammenzunge!"

Und in der Zueignung seines Schauspiels von der heiligen Kaiserin Cunegunde fleht er zu der Heiligen:

„Dein Beten half mir singen,
Hilf auch dem Volk mir bringen
Trotz Teufel deutsche Treu!
Des Sängers Freud' und Wehmuth
Leite das Volk zur Demuth,
Daß alte Zeit sei neu!" –

Das Alles spricht für sich. Schwerlich wird daher jemand, ohne selbst zu heucheln, den Dichter der Heuchelei beschuldigen wollen. Demungeachtet hat die frivole Lust am Gemeinen häufig die Verdächtigung versucht, als sei Werner aus weltlichen Rücksichten zur Kirche zurückgekehrt und Priester geworden; eine Verdächtigung, die zu der Heuchelei noch niede-

*) Wir bemerken hier beiläufig, daß unter Werners 1840 gesammelten Gedichten ein Kriegslied abgedruckt ist, das schon 1815 in Schenkendorfs Gedichten vorkommt; wahrscheinlich also eine, unter Werners Papieren vorgefundene Abschrift des Schenkendorfschen Liedes.

ren Eigennutz hinzufügt. Es wiederholt sich hier im Kleinen nur das alte Kunststück einer gewissen Partei, die Thatsachen zu ignoriren oder zu beugen, um aus aller Geschichte ein Pamphlet nach ihrem Sinne zu machen. Wir meinen wenigstens durch obige Darstellung jedem Unbefangenen so viel klar gemacht zu haben, daß bei Werner der Glaube wirklich eine Tugend war, an der er redlich und unablässig fortbildete, und die ihn daher endlich, ohne alle äußere Veranlassung, zu dem Ziele führen mußte, an dem wir ihn zuletzt erblicken. Ueberdies ist aber auch eine solche äußere Veranlassung zu jener gehässigen Annahme nirgend aufzufinden. Noth oder Gewinnsucht konnte es nicht sein. Denn die von seiner Mutter ererbte Summe hatte Werner, wie aus seinem Testament ersichtlich, sich bis zu seinem Lebensende fast ungeschmälert bewahrt. Auch die Pension, die er von Dalberg bezog, wurde ihm, bevor er noch an die Rückkehr zur Kirche dachte, zugewendet, und später von dem akatholischen Großherzog von Weimar fortgezahlt. Eine kirchliche Anstellung also bedurfte er nicht und hat sie auch nie gesucht, weder in Rom noch in Wien, was er vernünftigerweise nicht unterlassen hätte, wenn ihn etwa nach höheren hierarchischen Würden gelüstete. Hatte er aber den Ehrgeiz, ein Heiliger zu werden, so wollen wir dergleichen Ehrgeiz allen Weltkindern aus vollem Herzen wünschen und empfohlen haben!

Er selbst äußert sich über diesen Gegenstand auf eine Weise, die niemand verkennen wird, der mit der rücksichtslosen Aufrichtigkeit seiner sonstigen Selbstbekenntnisse nur einigermaßen vertraut ist. „Eben weil ich – sagt er im Jahre 1819 – die Qual langen, lebenslänglichen, ehrlichen, jedoch vergebenen Suchens aus eigener schmerzhafter Erfahrung kenne, so bin ich von allem Parteihasse gegen edle Sucher, welch Glaubens und Volks sie auch sein mögen, auf's Weiteste entfernt. Ich nehme vielmehr, selbst mit Rücksicht auf meine priesterliche Würde, gar keinen Anstand laut zu bekennen, daß mir edle, rastlose Sucher des Wahren, die noch nicht dorthin gelangt sind, wo das

Gefundene (nicht Erfundene, noch zu Erfindende) alles fernere Suchen zur Thorheit, alles Finden zum Lohne der Entsagung macht, zwar, insofern sie das ewig nur zu Findende noch erst erfinden wollen, je edler sie sind, um so bedauernswürdiger, aber auch insofern sie aus ganzer Seele und mit reinem Herzen suchen, nicht nur unendlich schätzbarer, sondern sogar dem Ziele näher erscheinen, als die Vielen der gegenwärtigen Zeit, die das unverdiente und nie zu verdienende unschätzbare Glück, im Kreise des ewig und einzig Wahren, im katholischen Glauben nämlich, geboren zu sein, gedankenlos verkennend, dieses göttliche Kleinod bald gemüthlos verbilden, bald gefühllos vergeuden! – Meine mir ewig theueren Freunde werden mir mithin wohl glauben, daß ich immer noch derselbe harmlose Mensch bin, als welchen mich jeder kennt, der mich kennt, und daß ich niemals aufhören werde, n a c h dem Willen und der Thatkraft (welche zum Guten vereint, man, mit Rücksicht auf ihren Ursprung, im christlichen Sinne Gnade nennt) Vernunft und Verstand als die höchsten Gaben des Menschen zu schätzen. – Ich darf mit Recht hoffen, kein Unparteiischer, Unterrichteter und Vernünftiger werde es mir bei so bewandten Umständen in Abrede stellen, daß ich durch mein dermaliges sehr ernstes, dem Zwecke nach erhabenes, und im tieferen Sinne, aber auch n u r in ihm, allerdings nicht lohnloses, freiwilliges Wirken, blos die Ernte des Ewigen, nicht die von zeitlichen Rosen oder Lorbeern beabsichtigen könne. Ich hoffe daher, und weil ein ehrlicher Mann dem andern auf's Wort glaubt, auch bei meines Gleichen Glauben zu finden, wenn ich mein mir theuerwerthes Wort hierdurch für folgende ungeschminkte Thatsachen verbürge. Es ist kein irdisches Interesse, noch eine mir vielfältig angelogene Nebenabsicht (deren jede ich tief verachte) im Spiel bei meinem dermaligen ernstesten, höchsten und reinsten Streben; ich opfere demselben freiwillig (das darf ich mit menschlichem Schmerze zwar, aber auch mit mir aus höherer Quelle zugeflossener Ergebung sagen) nicht nur Gesundheit, Heimath und zeitlichen Ruhm und – als wehrlose

Zielscheibe jedes Lügners – selbst die mir stets theuere Achtung meiner Freunde vielleicht; ja ich bringe ihm sogar das schmerzhafteste Opfer „ „die lebenslängliche freundliche Gewohnheit meines Daseins und Wirkens“ “, mein dichterisches Saitenspiel dar, zu welchem ich gegenwärtig in Jahren kaum einige Stunden mir abstehlen kann, und das, in so seltsamen Fugen es auch erklungen sein mag, doch wo es den G r u n d des Heiligen und Deutschlands Ehre galt, nie einen Mißlaut ertönt hat.“

Mit diesen ernsten Worten, welche recht eigentlich Werners ganzes Wesen und Streben umfassen und abschließen, könnten auch wir hier schließen, und hätten, streng genommen, kein Recht, über seine Schriften hinaus seine Persönlichkeit, die nur Gott richtet, zum Gegenstande öffentlicher Besprechung zu machen. Allein er selbst in seinen Schriften hat sich auf diesen Boden gestellt. Wo immer wir seine Gedichte aufschlagen, fast überall finden wir harte Selbstanklagen, die von seinen Gegnern, oder vielmehr von den Gegnern seiner Rückkehr zur Kirche, emsig ausgebeutet worden, um die vermeintliche Ohnmacht dieser Kirche nachzuweisen, indem sie ihn selbst als einen verlorenen Mann der Nachwelt überliefern. – Es ist wahr, er selbst sagt:

„Ich weiß es, Herr (o werd' ich's einst vergessen?),
Daß werth ich bin, im Abgrund zu versinken,
Den ich mir grub; die Wellen, die dort blinken,
Sind Mutterzähren, die ich aus that pressen;

Dieweil den Taumelbecher ich vermessen
Geziert, zur letzten Neige auszutrinken,
Sind die Sirenen, die noch Manchem winken,
Mir jetzt Harpyen, die am Mark mir fressen!“

Ja, er bekennt ferner:

„Selbst in der sieben Hügel Schoos
War das Gelüst mein Taggenoß,
Mein Nachtgesell das Grauen!

Gehetzt, der alten Sünde treu,
Von Reu zur Gier, von Gier zur Reu',
Selbst auf den heilgen Bergen
Hab' ich gesündigt freventlich;
Entwürdigt hab ich Rom und mich,
Das will ich nicht verbergen."

Aber wir fragen: Wird denn seine Sündhaftigkeit darum schwärzer, weil er sie nirgend weiß zu brennen sucht, sondern herzhaft eingesteht und verachtet? Oder gilt hier etwa, wie vor den weltlichen Behörden, das freche Läugnen als ein juristisches Kunststück, um den Richter zu täuschen? Wo, fragen wir, hat es ein Dichter jemals mit seinen Jugendsünden so schmerzlich ernst genommen, als Werner? Die heutigen Poeten machen sich's freilich leichter und lachen über solchen Aberglauben – wir aber vermögen es nicht. Uns vielmehr will jenes Grauen vor der Sünde, jene Reue selbst schon als eine moralische Kraft, und die Umkehr des Dichters, je tiefer er versunken war, nur um so bedeutungsvoller und wunderbarer erscheinen. Daß aber diese Umkehr, und zwar in und durch Rom, eine totale und entschiedene war, wird keinem Unbefangenen zweifelhaft bleiben. Schlag't seine Tagebücher auf, die nie für den Druck bestimmt waren; da plaudert er anfangs, in der Schweiz und auf der Reise, noch von seinen heimlichen Sünden, wie von Essen, Trinken, Theater und anderen Dingen eben, gleichgültig, ja mit frivoler Lust. Bei seinem Eintritt in Rom aber ist es zunächst, als stutzte er innerlichst vor den Schauern der Vergänglichkeit und Ewigkeit, die dort über dem Grabe einer untergegangenen Welt sich mahnend begegnen; die Stimmung wird allmählich ernster, tiefer, siegesfreudiger, die Sündenbekenntnisse werden immer seltener und verstummen endlich ganz, die Sünde wird zum Ringen mit der Versuchung, das unruhige Suchen zum Finden, die Tage beginnen und enden mit Gebet. Das Ganze macht unverkennbar den Eindruck eines unverhofft Genesenden; und haben wir ihm früher das Schlechte auf's Wort geglaubt, warum sollten wir ihm nicht eben so glauben, wenn er jetzt von Rom sagt:

„Und als ich schier erlag trostlosen Schmerzen,
(Den Schmerzen, die verdammen, statt zu segnen!)
Als mir verbargen sich die Himmelskerzen,
Die Thränen selbst mir nicht mehr wollten regnen,
Und als allein ich stand mit meinem Herzen,
Allein! – (es möge Keinem das begegnen!) –
Da kam, als ich mich kaum noch konnte regen,
Die Hohe mir mit Huld und Trost entgegen!“ –

„Und preisen werd' ich mein Geschick
Und segnen jeden Augenblick,
Wo ich an Petrus Grabe,
Der wie die Bibel thut Bericht,
Gesunken, doch v e r sunken nicht,
Zuerst gebetet habe!

Da ließ der Herr den Blitz erglühn:
„ „Nur der Entsagung wird verziehn!“ “
Sprach Gott im Blitzesflimmer!
– – – – –
Und ich entsagt' für immer!

Was dorten mir ward kund gethan,
Künd' ich, will's Gott, wohl einmal an
Durch Wort und Blick den Brüdern;
Denn was der Herr uns kundig macht,
Das wandelt in des Busens Nacht,
Und singt sich nicht in Liedern.“

Sein, im J. 1823 erfolgter Tod endlich war ein friedliches Einschlummern, und die Trauer und Theilnahme, die er erregte, eine allgemeine und herzliche; Beides nicht wohl denkbar, wenn er dem Wiener Volke das ärgerliche Schauspiel eines sittenlosen, oder auch nur zweideutigen Priesters gegeben hätte. Eine unmittelbar nach seinem Hinscheiden in Wien erschienene kleine Schrift sagt hierüber: „Seine liebste Beschäftigung (während seiner letzten Krankheit) war das Gebet, und wenn er eben, was oft Stunden lang geschah, sich vorbeten ließ, vermochte weder ein Besuch, noch irgend ein anderer Gegenstand ihn hierin zu stören. So heiter war und blieb dabei sein Geist, daß er, obgleich von Todesschwäche niedergedrückt, und unfä-

hig irgend einer Labung oder Erquickung, dennoch Witz und Laune genug übrig behielt, um mit manchem Scherze die Herrschaft seines Geistes über alles leibliche Elend, und, was unendlich mehr ist, die Gnade zu beurkunden, womit der Herr und Vater der Erbarmungen seine Seele bekräftigte, daß sie mit Zuversicht der starken, christlichen Hoffnung, festiglich vertrauend auf die Huld und Macht des göttlichen Erlösers, für dessen Namen und Glorie er seinen letzten Lebenshauch angewendet, in demüthiger und stiller Sanftmuth dem Augenblick des Scheidens entgegensah. – Vornehme und Niedere, Feingebildete und Menschen aus gemeineren Classen, drängten sich hinzu, um dankbar die erkalteten Hände zu küssen, ja nicht durch dieses Benehmen blos, sondern mit lauten Worten auch vor allen Anwesenden freimüthig zu bekennen, daß sie durch ihn wieder auf den Weg des Heils und zur Erkenntniß der Wahrheit geleitet worden seien."

Das ist eine flammende Grabschrift, die alles eitle Gerede von Phantasterei, Jesuiterei u. s. w. verzehrt, und um die mancher Dichter in der letzten Stunde ihn beneiden möchte. – Werners Leben war sonach, wie wir klar gemacht zu haben glauben, bis an sein Ende ein unausgesetzter Fortschritt in sittlicher und religiöser Beziehung. Er ist hierin mit Friedrich Schlegel zu vergleichen, indem Beide die Romantik ernst und consequent in sich durchgelebt; aber darin sind Beide wieder ganz verschieden, daß Werner, bei allem seinem Streben nach praktischer Wirksamkeit, dennoch die Romantik fast ausschließlich nur auf sich selbst bezog, während Schlegel, mit bei weitem höherer Kraft begabt, sie auch objectiv in Kunst, Religion und Wissenschaft verklärend einführte, also ihre eigentliche Bestimmung unvergleichlich vollständiger erfüllte.

Brentano

Das ähnliche Schauspiel eines lebenslangen inneren Kampfes, das wir bei Werner gesehen, bietet auch Clemens Brentano dar, und doch wieder so grundverschieden, wie die beiden Dichter es waren, die ihn geführt. Denn schon der Feind, mit dem sie rangen, war bei Beiden nicht ganz derselbe; während Werner gegen eine zaumlose Leidenschaft kämpfte, hatte der Andere einen bei weitem geistigeren Gegner in sich zu bestehen.

Brentano ist bekanntlich nun schon seit mehreren Jahren todt; die Leute haben im Leben wenig von ihm gewußt, und nach dem Tode ihn kaum vermißt. Das wird niemanden sonderlich befremden, der das Verhältniß der Dichter zu den Leuten kennt. Goethe war lange Zeit unbekannt, ja verhöhnt, während Kotzebue und Lafontaine florirten; Arnim stand verlegen auf dem Bücherbrett (und steht unseres Wissens noch ruhig dort), während sie sich in den Leihbibliotheken um Fouqué rissen. Man kann von den Leuten billigerweise eben so wenig prätendiren, daß sie poetisch sein, als daß sie gesund sein sollen; sie haben Anderes zu thun und mit ihrer eignen Geistreichigkeit zu viel zu schaffen, und der durch die beständige Cultur ausgeweitete Lesemagen verlangt derberes Futter. Schon Görres bemerkte irgendwo, das große Publicum geberde sich wie das Mammuth in den Urwäldern der Poesie: es bricht und spaltet sich unersättlich Rinde und ganze Stämme zum täglichen Fraß, und schnuppert im Vorüberstapfen kaum an dem Blumenstrauß, den ihm die Muße schüchtern und von fern zu reichen versucht. – Mit Brentano hatte es indeß noch ein anderes Bewandniß. Jeder Dichter nämlich hat zwar, oder soll doch sein bescheiden Theil Genie haben; aber Brentano hatte dessen unbescheiden viel; darüber erschraken die Einen, den Andern dagegen war das grade recht, und sie wollten eben anfangen, jubelnd in die Hände zu klatschen; da fiel es ihm bei, despectirlich von der Genialität überhaupt zu reden und ihnen den gan-

zen verhofften Spaß wieder zu vereiteln. So verdarb er's mit Beiden.

Das ist ungefähr Brentano's Dichterlaufbahn; wir wollen versuchen, sie mit wenigen Worten deutlicher zu bezeichnen.

Seine Schwester Bettina schreibt ihm einmal: „Meine Seele ist eine leidenschaftliche Tänzerin, sie springt herum nach einer inneren Tanzmusik, die nur ich höre und die andern nicht. Alle schreien, ich soll ruhig werden, und Du auch, aber vor Tanzlust hört meine Seele nicht auf Euch, und wenn der Tanz aus wäre, dann wär's aus mit mir. Und was hab ich denn von allen, die sich witzig genug meinen, mich zu lenken und zu zügeln? Sie reden von Dingen, die meine Seele nicht achtet, sie reden in den Wind. Das gelob ich vor Dir, daß ich nicht mich will zügeln lassen, ich will auf das Etwas vertrauen, das so jubelt in mir, denn am End ist's nichts Anderes, als das Gefühl der Eigenmacht, man nennt das eine schlechte Seite, die Eigenmacht. Es ist ja aber auch Eigenmacht, daß man lebt." – Wir jedoch in unserer Sprache möchten diese verlockende Naturmusik, diesen Veitstanz des freiheitstrunkenen Subjects, kurzweg das D ä m o n i s c h e nennen, womit eine unerhört verschwenderische Fee beide Geschwister, Bettina wie Clemens, an der Wiege fast völlig gleich bedacht hatte.

Bettina jubelt noch bis heute eigensinnig fort in ihrer Eigenmacht, während Clemens, jene Eigenmacht vielmehr als eine falsche Fremdherrschaft erkennend, mit dem Phantom gerungen bis an sein Ende. Und eben darin liegt die eigenthümliche Bedeutung Brentano's, daß er das Dämonische in ihm nicht etwa, wie so viele Andere, beschönigend als geniale Tugend nahm oder künstlerisch zu vergeistigen suchte, sondern beständig wie ein heidnisches Fatum gehaßt hat, das ihn wahrhaft unglücklich machte; daß er ferner diesen Kampf nicht systematisch und planmäßig – wie z. B. Werner gethan, der in seinen höheren Richtungen reflectirend, in der Religion theologisch war – sondern als ein geborener Dichter sprunghaft, nach Gelegenheit und augenblicklicher Eingebung und mit wechseln-

dem Glück, wie einen unordentlichen, phantastischen Partisankrieg geführt hat mit allen spiegelblanken Zauberwaffen der Poesie, mit Klang und Witz und einer zweischneidigen Ironie, die sich selbst am wenigsten verschonte.

Daher auch bei ihm, je nachdem die eine oder die andere der im Kampf begriffenen Gewalten die Oberhand gewann, das Aphoristische, Improvisirte in seinem Leben, eine in den seltsamsten Contrasten wechselnde, scheinbare Doppelgängerei, jenes chamäleontische, aber immer prächtige Farbenspiel, womit uns seine Erscheinung oft in Erstaunen setzt. So behauptet er aus einem natürlichen Hange zur Einsamkeit, Gott habe den Dichter einsiedlerisch gestellt; und ist doch jederzeit bereit, sich in das bunteste Weltleben zu stürzen. So räth er voll Eifer der Schwester Bettina, recht fleißig in der Küche zu helfen, gute Kuchen zu kneten u. s. w., und sagt doch bald darauf wieder: „Alles Gegenwärtige ist mir nur der Stiel, an dem ich Vorzeit und Zukunft anfasse – ich bin ein geborener Idealist – glücklich bin ich nicht, das ist Menschenwerk, unglücklich bin ich nicht, das ist auch Menschenwerk; ich bin Alles, das ist Gottes Werk, und mag es niemand beweisen, das ist arme Bescheidenheit, die Kunst aber ist die Kanaille, die mich mit diesem sorgenvollen Ehrgeize behängt hat, und die Trägheit ist es, der ich es verdanke, daß ich so edel bin." – Und während er dennoch der Kunst, und nur der Kunst, sein ganzes Leben weiht, spricht er wegwerfend, ja entrüstet davon: „Es ist auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profession, der es nicht nur nebenher ist. Man kann sehr leicht zu ihm sagen: Mein Herr, ein jeder Mensch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poesie im Leibe, wer aber eins dieser Glieder überfüttert, verfüttert oder mästet, und es über alle anderen hinübertreibt, ja es gar zum Erwerbszweige macht, der muß sich schämen vor seinem ganzen übrigen Menschen. Einer, der von der Poesie lebt, hat das Gleichgewicht verloren; und eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt doch immer eine kranke Gans voraus." –

Fast erschrocken sagt daher seine Freundin Günderode von ihm: „Es kömmt mir oft vor, als hätte er viele Seelen; wenn ich nun anfange, einer dieser Seelen gut zu sein, da geht sie fort und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne, und die ich überrascht anstarre, und die, statt jener befreundeten, mich nicht zum Besten behandelt."

Es ist begreiflich, ein so außerordentlich componirtes Talent, wo Licht und Schatten, weil sie miteinander rangen, dicht nebeneinander lagen, ja oft stoßend und drängend ineinander überzugehen schienen, wo neben hingebender Andacht und aller wunderbaren Süßigkeit der Romantik ein übermächtiger Witz mit den Dingen koboldartig spielte, Alles verletzend, was er liebte – eine so ungewöhnliche Natur, sagen wir, mußte häufig verkannt und mißverstanden werden, indem die Welt zu bequem ist, um genauer hinzusehen und im Scherz den Ernst, „das tiefe Leid im Liede" zu erkennen. Und so geschah es denn auch in der That, daß Brentano den Meisten als ein schlechthin unerklärlicher Proteus, als ein innerer Widerspruch, ja Manchen als ein scheinheiliger, unredlicher Faselant galt; und während die Einen ihn vornehm in seinen Sünden stecken ließen, fabelten ihn Andere als Mönch zu gerechter Buße in ein polnisches Kloster hinein. Er selbst hat diese bornirte Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen in manchen Stunden schmerzlich gefühlt, und äußert einmal darüber: „Es ist entsetzlicher, von gemeinen Menschen für genialisch, als für einen Narren gehalten zu werden." Nur Goethe's Mutter, die bekannte Frau Rath, die sich selten irre machen ließ, hatte prophetisch schon zu dem Knaben Clemens gesagt: „Dein Reich ist in den Wolken, und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Thränen regnen."

Und der heiteren Sibylle ist's auch diesmal zugetroffen. Kein Unbefangener wird in jenem ergötzlichen Tumulte der verschiedenen Seelen die rechte, wahre Seele, den Krystallquell, der insgeheim alle die wildspielenden Springbrunnen treibt, wir möchten sagen, das eigentlich Wunderbare seiner Wunderlich-

keiten verkennen; es ist das unverwüstlich tiefe religiöse Gefühl, das er mit Werner gemein hatte; und eben der, von der Frau Rath prophezeite, schmerzliche Zusammenstoß jener beiden Reiche in ihm bildet das wunderbare Regenbogenspiel seiner Poesie. – Sein Briefwechsel mit seiner Schwester Bettina (von dieser unter dem Titel „Clemens Brentano's Frühlingskranz" herausgegeben) ist ein merkwürdiges Denkmal der in ihm arbeitenden Gegensätze. Er spielt hier den altklugen Hofmeister gegen seine jüngere Schwester; das steht ihm gar seltsam zu Gesicht und wird ihm offenbar herzlich sauer, weshalb er denn auch oft genug aus der Rolle fällt und von Bettina derb ausgelacht wird. Ueberall aber ist die heimliche Angst vor sich selber fühlbar, vor dem eigenen Dämon, den er in der gleichbegabten Schwester wie ein erschreckendes Spiegelbild wiedererkannt und daher aus allen Kräften bekämpft; das Ganze ist wie ein Monolog eines Besessenen, dessen innere Geister hier, nur mit verschiedenen Stimmen, wechselweis miteinander streiten. Oder ist es nicht, als spräche er recht eigentlich von sich selbst, wenn er in Beziehung auf Bettina sagt: „Wehe! Mir ist, als stehe ich auf einem vulkanischen Boden, wo die verwitterte Lava, von der schaffenden Natur üppig begrünt, hervorbricht in Flammen und verzehrt es wieder. Und hie und da liegen Brandstätten unter dem ewigblauen Himmel. Was nützt mein guter Wille, meine Stimme, mein Wort? Wie könnte das diesen Boden erschüttern, in dem ein innerliches Wirken verborgene Wege schleicht, und dann, jeder Gewalt unerreichbar, plötzlich das begonnene Gepflegte zerstörend aufflammt." Oder wenn er an einer andern Stelle von den sogenannten großen Menschen redet, die Gott mit berauschendem Stolze für ihre Mühe mit den Wissenschaften belohnt und sie die schöne Mitte verachten lehrt; und dann der Schwester zuruft: „Ich bitte Dich, bleibe in dieser Mitte und steige nur in die Höhe um zu beten." – In seiner frühesten Dichtung schon: „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter" kündigt sich dieser Kampf, freilich noch roh und düster, an, und er nennt es selber einen verwilderten

Roman. Dieser Roman enthielt schon damals (1801 und 1802) ungefähr alle Elemente, womit die jetzige Literatur als mit neuen Erfindungen prahlt: Weltschmerz, Emancipation des Fleisches und des Weibes und revolutionaires Umkehren der Dinge. Und dennoch ist er wieder gänzlich verschieden von jener neuesten Literatur. Denn einmal klingt auch im Godwi in den einzelnen eingestreuten Volksliedern überall schon ein tieferer, ja religiöser Ernst fast sehnsüchtig hindurch; und sodann überkommt den Dichter selbst mitten in dieser Verwirrung die tödlichste Langeweile, Ekel und Abscheu davor, und er vernichtet sofort, was er im ersten Bande geschaffen, im zweiten Bande schonungslos wieder durch die bitterste Ironie. Er selbst sagt: „Ich werde die Kunst an diesem Buche rächen, oder untergehen." – Auch in dem wundervollen Lustspiele „Ponce de Leon", wo ein wahrhaft dämonischer Witz mit der Wirklichkeit, wie eine Fontaine mit goldenen Kugeln spielt, ist doch im Grunde dieser poetisch zerfahrene, träumerische Ponce eigentlich der Dichter selbst, gegen den er alle Ironie gewendet; und in seiner „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl" entfaltet er mitten durch den fatalistischen Spuk eines dunkel hereinragenden Verhängnisses das tragische Spiel eines edlen Gemüths mit der falschen Ehre, in einfachen, ergreifenden Zügen das schöne Grundthema variirend: thue deine Pflicht und gieb Gott allein die Ehre. – Und immer lichter und mächtiger ringt sich der unsichtbare Schutzengel, der ihn durch's Leben begleitet, aus den Trümmern einer verworrenen Jugend empor. Es ist, als vernähmen wir seinen leisen Flügelschlag in dem „Tagebuch der Ahnfrau", wo die schönsten Lieder wie Glockenklänge durch das Waldesrauschen herübertönen. So auch in der „Chronika von dem fahrenden Schüler", dem sich, obgleich er arm und verlassen, die Natur und das Leben in aller Freudigkeit aufschließen, weil er Alles unschuldig und mit herzlicher Frömmigkeit und Demuth betrachtet; denn „Du sollst nicht traurig sein um des Leides willen, das Dich auf Erden treffen wird, nein, nur um Deiner und Aller Schuld, deren

Strafe das Leid ist. Auf Erden sind wir Alle arm, und müssen mannigfach mit unserem Leben herumwandeln, und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr sich unser erbarmet, und uns einführt durch seinen bitteren Tod in das ewige Leben." – Seine Lieder endlich haben Klänge, die von keiner Kunst der Welt erfunden werden, sondern überall nur aus der Tiefe einer reinen Seele kommen; z.B. in dem Liede: „Mutter, halte dein Kindlein warm, die Welt ist kalt und helle", die geheimnißvolle Gewalt der Mutterliebe:

„Komm her, komm her, trink meine Brust,
Leben von meinem Leben,
O könnt' ich alle fromme Lust
Aus meiner Brust dir geben.

Nur Lust, nur Lust, und gar kein Weh,
Ach du trinkest auch die Schmerzen,
So stärke Gott in Himmelshöh
Dich Herz aus meinem Herzen.

O du unschuldger Himmel du!
Du lachst aus Kindesblicken,
O Engelsehen, o selge Ruh,
In dich mich zu entzücken."

Alle Herzinnigkeit keuscher Liebe tönt bei ihm oft in wahren Nachtigallenklagen, wie in dem Liede der Spinnerinn:

„Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
Solang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß Du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich Dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

Seit Du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen."

Eben so dürften sich wohl wenige Soldatenlieder, alte oder neue, an herzhafter Frömmigkeit mit dem nachstehenden vergleichen können:

„Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst,
Drum, Schildwach, sei getröst.

Zum Hassen oder Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl,
Der Teufel ist neutral.

Wir richten mit dem Schwerte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel' dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt auf der Welt."

Am siegreichsten aber vielleicht zeigt sich die höhere Versöhnung jener dichterischen Doppelnatur Brentano's in seinen hinterlassenen Märchen. (Die Märchen des Clemens Brentano, zum

Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres. 1846 – 1847). Hier ist es nun allerdings zunächst wieder das ursprünglich Dämonische, das uns übermächtig entgegentritt, in dem fast magischen Naturgefühl, in dem beständigen Wetterleuchten des Witzes, der wie eine unabwendbare Naturgewalt über Freund und Feind ergeht, in einer ganz entfesselten Phantasie, die den verborgenen Zusammenhang des Entlegensten blitzartig aufdeckt, als ob sich das Unerhörte eben von selbst verstünde. Da blicken wir gleich in dem ersten, herrlichen Märchen vom Rhein und dem Müller Radlauf, wie bei Erschaffung der Welt, in den wundersamen Haushalt der Elementargeister, und was die Natur geheimnißvoll schafft, sprosset und ahnt, sehen wir in Sehnsucht, Zorn und Liebe da unten geschäftig: Wald- und Hauskobolde, Flußgötter, Nymphen, Echo und die Lurelei mit ihren sieben Jungfrauen; vor Allen aber den Vater Rhein in seinem gläsernen Hause, und über dessen Glasgewölbe das Gewässer mit Millionen bunter Fische, die sich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegen und mit ihren Goldaugen hereinsehen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbogen durcheinanderflimmert, und wo sich die Fische wegbegeben, sieht man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond leuchten, während aus der Tiefe der dort versenkte Nibelungenhort heraufschimmert, und unten die ertrunkenen Kinder schlafen, daß es wie in einem Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern zu schauen ist. – Aber alle diese, an sich heidnischen und untereinander feindlichen Kräfte sind zu heiterer, harmloser Schönheit bewältigt durch eine gewaltigere Kraft, durch eben jenes religiöse Grundgefühl, das nirgend sich wortreich aufdrängend, wie der unsichtbare Hauch eines Sonntagsmorgens das Ganze durchweht und von einem Unterschiede zwischen dem Diesseits und Jenseits nichts mehr weiß; wie z. B. in der meisterhaften Erzählung von der Gefangenschaft der Prinzessin Ursula und der Nothtaufe ihres Kindes. Er selbst spricht es in dem Märchen „Gokel, Hinkel, Gakeleja“ aus:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Setz' uns von dem stolzen Pferde
Ohne Fallen sanft zur Erde,
Führ' uns von dem hohen Stuhle
Bei der Nachtigall zur Schule,
Die mit ihrem süßen Lallen
Gott und Menschen kann gefallen. –
Führ' uns nicht in die Versuchung
Unfruchtbarer Untersuchung;
Nicht der Kelter ewge Schraube,
Nein die Rebe bringt die Traube.
Mach' einfältig uns gleich Tauben,
Segne uns mit Kinderglauben.
Laß die Engel bei uns wachen.
Daß wir wie die Kinder lachen,
Daß wir wie die Kinder weinen,
Laß uns Alles sein, nichts scheinen."

Die Literatur überhaupt hat hauptsächlich dreierlei Märchen aufzuweisen. Das galante Märchen, dessen sich insbesondere die Franzosen bemächtigt haben; eigentlich nur eine Maskerade leichtfertiger Salon-Fräuleins, die sich aus Langerweile als Feen mit Reifrock und Toupé verkleiden, um ihre verliebten Kavaliere zu necken, und bei deren Elfentänzen man beständig das Philinen-Pantöffelchen klappen hört. Dann das philosophische Märchen, wo die Allegorie und eine gewisse phantastische Symmetrik der Gedanken die Poesie vertritt; und endlich das Volksmärchen, das, wie die alten Bilder auf Goldgrund, auf dem religiösen Volksglauben ruht. Zu den letztern gehören Brentano's Märchen. Aber wie die Poesie überhaupt, wenn sie einen gewissen Grad künstlerischer Vollendung errungen, nicht dem Volke allein anheimfallen kann und soll, so hat auch Brentano seine Märchen häufig über den kindlichen Gesichtskreis des Volkes hinaus erweitert und in dem Zauberspiel auch die sogenannte gebildete Welt mit aufgefangen, die allerdings auf dem Hintergrunde jenes grundverschiedenen Volksglaubens ganz von selber märchenhaft erscheint. So bildet dieser Gegensatz von Naturpoesie und Kunstpoesie selbst das Hauptthema

des Märchens „vom Murmelthier“. So auch handelt z. B. das „Märchen vom Fanferlieschen Schönefüßchen“ von den modernen Kinderverziehungssystemen, und beinebst unter vielem Andern auch noch vom Schürzen- und Pantoffel-Regiment des Aberglaubens, gegen das sich der arglistige König Jerum auflehnt, der immer von Freiheit spricht, nachdem er den in den Wirthshäusern bisher stets angeketteten Stiefelknecht von der Kette los und zu einem Fußbefreier gemacht hat, aber aus der Apotheke zum großen Orient für Civilisation, Aufklärung, Menschenliebe und Preßfreiheit sich insgeheim das sogenannte Successions- oder Erbschaftspulver holen läßt, womit er den Hirsenbrei der vornehmen Waisenkinder in Fanferlieschens Erziehungsanstalt vergiften will, um deren Güter an sich zu ziehn.

Man spricht von Brettern, die die Welt bedeuten; man könnt' es vielmehr vom Märchen sagen. Da probirt die Sage die Geschichte, die arme, gebundene Natur träumt von Erlösung und spricht im Traume in abgebrochenen, wundersamen Lauten, rührend, kindisch, erschütternd, es ist das alte, wunderbare Lied, das in allen Dingen schläft. Aber nur ein reiner, gottergebener, keuscher Sinn kennt die Zauberformel, die es weckt, und wir erhalten eine große Meinung von Brentano's ethischer Gewalt, wenn wir ihn so durch den Sommernachtstraum der Welt, ihn deutend und lösend, auf dem Märchen-Rhein dahinfahren sehen,

„Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Lust gewunden
Spiegelt sich die fromme Nacht.“

Nach allem diesen könnte in der That nur eine sehr beschränkte Beurtheilung, die für unsichtbare Geisteskämpfe überhaupt kein Verständniß hat, Brentano zu den Zerrissenen zählen wollen. Denn was bei ihm wohl zuweilen so erscheint, beruht keineswegs, wie bei den Zerrissenen, auf Unglauben, auf einer bloßen Negation oder Blasirtheit, mit Einem Worte:

nicht auf einem innern Bankerott, sondern vielmehr auf einem geistigen Ueberschusse, der in den hergebrachten Formeln der Poesie nicht aufgehen will. Und wenn jene ihre Blöße mit den Lappen der Genialität, die Brentano verschwenderisch als Lumpen weggeworfen, mühselig zu flicken und zu behängen suchen und mit ihrer Armuth obendrein noch kokettiren; so hat dieser dagegen den Zwiespalt in sich stets als eine Krankheit erkannt, die man nicht freventlich hegen, sondern bezwingen soll. Auch er zwar handhabt die Ironie scharf und gewandter, als irgend einer seiner Kunstgenossen; aber seine Ironie ist keine sich selbst genügende, ästhetisch aufgebaute Kunst, sondern eine aus innigster Entrüstung hervorbrechende moralische Kraft, um das Schlechte und Gemeine im Leben zu vernichten. Und so hat dieser reichbegabte Romantiker allerdings in treuem Kampfe jene Krankheit in sich bezwungen, und alle seine Verirrungen, seinen Schmerz und seine Umkehr faßt er selbst rückblickend noch einmal zusammen, wenn er kurz vor seinem Tode an eine Freundin schreibt: „O mein Kind! Wir haben nichts genährt als die Phantasie, und sie hatte uns theils wieder aufgefressen. Wenn ich nun in Deinem ganzen Wesen und in Deinem Bezug auf mich das ganze Maß der gleichen Liebe und Theilnahme fühle und genieße, und alles das ganz und vollkommen gesund, schlicht und unverkräuselt und nicht anders gemischt, als nach dem Recept des Katholicismus: Du sollst Gott lieben über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst; so fühle ich ein tiefes Leid, daß alles das in mir und jenen nur vermischt und zerrissen vorhanden ist, wenngleich die elenden Trümmer auf dem Bruch hier und da glänzen; ich fühle also bei diesen Eindrücken die unendliche Verletzung, die ich und andere durch den Verlust der Religion und durch die Hingabe an die Welt und ihren Dienst erlitten haben und dieses Gefühl erfüllt mich mit Leid und Reue; denn wäre ich gehorsam und treu gewesen dem Gebote, das ich gelernt wie Du, ich könnte mich eines ähnlichen Glückes preisen – und so sei es denn hingeschrieben als eine neue Aneiferung für Dich, in dem treuen katholischen Wandel

muthig ohne Qual, unter Gebet fortzufahren und Deine Kinder und alle Dir nahegestellten Seelen mit unverletzlicher Gewissenhaftigkeit auf den Wegen der Religion fortzuführen, so viel du vermagst, zu stützen und zu schützen."

Schenkendorf

Max von Schenkendorf (1784–1817) ist einer der liebenswürdigsten und unschuldigsten Romantiker, der nichts fördert oder modificirt, aber alle romantischen Elemente getreu und ohne irgend einen trübenden Hauch von Ironie oder Affectation, in reiner Seele noch einmal wiederspiegelt. Es ist wie der Nachsommer der scheidenden Romantik, schon etwas herbstlich verblaßt, mehr wehmüthig als verheißend. Er gehört zu den Dichtern, die man beziehungsweise die passiven nennen könnte, weil sie weniger erfinden, als das Erfundene innig nachempfinden. Fern von der ursprünglichen Ueberschwänglichkeit des ausbrechenden poetischen Frühlings, von jenen Wagnissen, Höhen und Abgründen der Seele ist daher der Kreis seiner Anschauungen nur beschränkt, aber um desto intensiver. Es ist die Romantik, auf eine einzige große Thatsache: den Befreiungskrieg, angewendet. Als der eigentliche Sänger dieses Kampfes, tiefer und wahrer als Körner, ließ er alle romantischen Schlaglichter verklärend auf das eine Ereigniß fallen; und als es dann wieder stille ward, wurde auch er bald abgerufen.

Mit hohem sittlichen Ernst faßt er zunächst Grund und Zweck des Krieges in ihrer welthistorischen Bedeutung auf. Es gilt nicht eitlen Ruhm, noch Land und Gut, es gilt nichts Geringeres, als das alte, fromme, tapfre, ehrenhafte Deutschland, wie er es treu im Herzen trägt, als eine feste Burg der Christenheit wieder aufzurichten. Denn dieses Deutschland hatte sich selbst vergessen, seine Tugenden und seine Bestimmung; und – mit Bezug auf seine schönste, längstversunkene Erscheinung,

den deutschen Ritterorden in Preußen – klagt daher der Dichter:

„Ach, die Ritter sind gefallen,
Ihre Tempel sind entweiht,
Abgebrochen ihre Hallen –
Auf den Särgen liegt ihr Kleid.

Immer nur das Lose, Neue
Nahm die jüngste Zeit zum Ziel,
Alte Kraft und alte Treue
Lebten kaum im Ritterspiel."

Und in diesem Todesschlafe wurde es überschlichen von der Nemesis, von der Lust am Fremden, von der Knechtschaft und der Schande.

„Wir haben Alle schwer gesündigt,
Wir mangeln allesammt an Ruhm,
Man hat, o Herr! uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber hatten uns entmündigt,
Das Salz der Erde wurde dumm;
So Fürst als Bürger, so der Adel,
Hier ist nicht einer ohne Tadel.

Wir haben an der bunten Wange
Der alten Babel uns berauscht,
Und ihrem frechen Lustgesange
Mit keuschem deutschen Ohr gelauscht,
Die Kraft entschwand uns vor dem Klange,
Im Taumel haben wir vertauscht
Mit eklem Rothwelsch der Garonne
Die Sprache Teuts, der Helden Wonne.

Da kamen über uns gezogen
Die Schmach, die Greuel ohne Zahl,
Wir bauten mit am Siegesbogen,
Wir saßen mit am Götzenmahl;
Die nie das freie Haupt gebogen,
Die Männer stolz und rein wie Stahl,
Sie webten mit am Sklavenbande,
Sie prunkten mit dem Schmuck der Schande."

Aber in der höchsten Noth, und als die Schuld durch schwere Buße gesühnt war, erkannten sie sich selber wieder an dem ewigen Zeichen ihres vergessenen Ordens.

„Denn ein Herr, dem Alle weichen,
Hat den Jammer fromm bedacht,
Hat uns unsre Ordenszeichen
Aus der Gruft heraufgebracht.

Wieder schmückt es unsre Fahnen,
Wieder deckt es unsre Brust,
Und im Himmel noch die Ahnen
Schauen es mit Heldenlust.

War das alte Kreuz von Wollen,
Eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten, was wir sollen,
Was der Männer Herzen füllt."

Denn in solchem Streit um die höchsten Güter für ganz Europa, war vor allen andern e i n tiefsinniges Volk zum Vorkämpfer berufen:

„Das ist das Volk im Herzen
Der heil'gen Christenwelt,
Das fester alle Schmerzen
Und alle Freuden hält.
Das ist ein Volk der Treue,
Der Demuth und der Kraft,
Das ist die Gottesweihe,
Die Deutschlands Würde schafft."

Als ein echter Paladin erwählt er daher nun seine schöne Herrin, zu deren Preis er fechten will, an die er immerdar geglaubt, die ein Leuchten aus großen Tagen wie sagenhafter Zauber umschwebt: „sein heiliges, sein deutsches Reich" – und alle frischen Klänge der Romantik schlagen in dem Liede an:

„Ich zieh' in's Feld für meinen Glauben,
Für aller Welten höchstes Gut,

Am Nile schwur der Feind zu rauben
Uns vom Altar des Heilands Blut.

Ich zieh' in's Feld für ew'ges Leben,
Für Freiheit und uraltes Recht,
In frischer Kraft soll sich erheben
Der Mensch, zu lange schon ein Knecht.

Ich zieh' in's Feld um Himmelsgüter
Und nicht um Fürstenlohn und Ruhm;
Ein Ritter ist geborner Hüter
Von jedem wahren Heiligthum.

Ich zieh' in's Feld für Deutschlands Ehre,
Das Lustspiel alter Heldenwelt;
Daß Lied und Minne wiederkehre
In unser grünes Eichenzelt.

Ich zieh' in's Feld mit freien Bauern
Und ehrenwerther Bürgerzunft,
Ein ernster Schlachtruf ist ihr Trauern
Um alter Zeiten Wiederkunft.

Ich zieh' in's Feld, daß ferner gelte
Mein Adel, meine Wappenzier,
Daß mich der Ahnen keiner schelte
Einst an des Paradieses Thür.

Ich zieh' in's Feld für meine Dame,
Die schönste weit im ganzen Land,
Daß ohne Tadel sei der Name,
Den sie zu tragen würdig fand.

Ich zieh' in's Feld, wo Tausend sinken
Als Bürgen einer bessern Welt,
Soll mir der Todesengel winken,
Hier bin ich Herr, ich zieh' in's Feld."

Man fühlt es, aus diesem guten Gewissen seiner Poesie entsprang auch der Todesmuth und die herzliche Soldaten-Frömmigkeit, die wie ein Engel-Chor durch seine Kriegslieder weht:

„Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Lass' uns vor Dir bestehen,
Und gieb uns heut den Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr! der Krieg. –

Wir haben uns ergeben,
Herr Gott, in Deine Hand;
Nimm hin den Leib, das Leben
für unser Vaterland. –
Das ist ein leichtes Sterben,
Das ist ein süßer Tod,
Wenn's gilt aus bittrer Noth
Die ewge Lust zu erben."

Ja, es ist der Erlöser selbst, der unsichtbar mit dem Kreuzesbanner dem Heere voranzieht:

„Er schwor bei seinem Leben,
Er steht an unsrer Seiten,
Wenn wir im besten Streiten
Die Häupter zu ihm heben. –
Der uns vorangeschritten,
Ein Herzog in dem Schmerz,
Der Herr ist in der Mitten
Und spricht an jedes Herz:
Die Welt liegt in den Ketten
Der bösen dunkeln Macht,
Die Hölle zürnt und wacht,
Wer will die Welt erretten?"

Es konnte nicht fehlen, eine solche Innerlichkeit des positiven Christenthums mußte zu ihrer göttlichen Heimath, zur Kirche hinneigen. Und so ruft er denn auch:

„O blickt herab auf unser Heer,
Vom Haus der ewgen Freude,
Ihr Heiligen, ihr Märtyrer
Im blutbesprengten Kleide,

Hier ist das Leben, hier das Blut,
O schenket Glauben, schenket Muth!
Was schauest du so hehr und mild
Uns an von unsern Fahnen,
Du theures Muttergottesbild?
Dein Antlitz muß uns mahnen
An Demuth, Freundlichkeit und Zucht,
Des heilgen Geistes werthe Frucht."

Und in einem anderen Gedichte sagt er, im Rückblick auf die Reformation:

„Als das heilge Reich sich trennte,
Niedersanken alte Vesten,
Blinder Irrthum zwang die Besten
Dreißig bange Jahre lang.

Achtend nicht der zarten Kindlein,
Priester halb und halb ein Ritter,
Glaubensfels im Ungewitter,
Stand der fromme Ferdinand."

Ja, in einem Gedichte, das im J. 1810 in einer Wochenschrift zu Königsberg in Preußen, angeblich als Uebersetzung einer alten Kirchenhymne, nebst einem von Franz Karnier dazu verfaßten lateinischen Texte erschienen, betet er für den gefangenen Papst:

„Hör auf deines Volkes Flehen,
Heiland, laß vorübergehen
Deiner Kirche Todeswehen.

Was ihr deine Huld gespendet,
Ach ihr Kleinod ist entwendet,
König, deine Braut geschändet. –

Thränen rufen dich und Lieder,
König, sende Hülfe nieder,
Gieb ihr ihren Hirten wieder.

Wolltest den Gefangnen stärken
Bei des heilgen Amtes Werken –
Deine Hülf ihn lassen merken.

Paul und Peter, Kirchensäulen,
Heilge Schirmer, wollet eilen
Unsers Vaters Herz zu heilen.

Die mit zornerfüllten Mienen
Einst dem Attila erschienen
Und ihn zwangen euch zu dienen.

Wolltet nun den Frevler lohnen,
Der zertreten eure Kronen,
Wolltet länger sein nicht schonen!"

Und wie hier auf dem religiösen Standpunkte, so sucht er überall die Gegensätze des Lebens in dem höhren, milden Lichte seines Gemüths zu vermitteln und zu versöhnen. Selbt mitten im Kriegsgetümmel, weil es ihm eben nur Ideen gilt, bleibt er der Rache und dem Franzosenhasse, wie sie damals oft so widerwärtig aufloderten, durchaus fremd, und sagt, den tapfern Gegner ehrend, in seinem Soldaten-Abendlied:

„Auch du im Lager drüben
Magst ruhig schlafen, Feind,
Wir ha'n mit Schuß und Hieben
Es ehrlich stets gemeint."

Mit demselben versöhnlichen Sinne betrachtet er die verschiedenen Stände nur als Glieder E i n e r Familie und erwartet, bei aller aristokratischen Ritterlichkeit, die Verjüngung der letzteren von der frischen, frommen Lebenskraft des Landmanns. O Bauernstand, ruft er,

„Du liebster mir von allen,
Zum Erbtheil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen.

Die Hoffahrt zehrt, ein böser Wurm,
Ein Rost an Ritterschildern;
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden.

Du aber baust ein festes Haus,
Die schöne grüne Erde,
Und streuest goldnen Samen aus
Ohn' Argwohn und Gefährde.

Hast Gottesluft und Gottesstrahl,
Um eilig zu genesen,
Wenn sich in deine Hürd' einmal
Geschlichen fremdes Wesen.

Die Demuth und die Dienstbarkeit
Der Schönheit und der Stärke,
Die Einfalt, die sich kindlich freut
An jedem Gotteswerke. –

Wohl manches Zeichen, manchen Wink
Kann man da draußen sehen,
Wovon wir in dem Mauernring
Die Hälfte nicht verstehen.

Vom Bauernstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus
Ein frischer Quell erheben."

Eben so erscheint der alte eingebildete Streit zwischen Freiheit und Gesetz in ihm geschlichtet; nur im Gesetz sieht er das Bild vollkommener Freiheit verklärt, und diese ist ihm der Aufblick nach den ewigen Höhen, wenn der Mensch sich innerlich besinnt.

„Er fühlt sich Meister jedes Dings
Und kennet sein Geschlecht,
Er bildet sich ein heilig Recht
Und blicket rechts und links.
Was ihn als Ahnung fern umschwebt,
Was schaute die Vernunft,
Der Schöpfertrieb, der in ihm lebt,
Stellts dar in Haus und Zunft."

So auch in der Politik ist es abermals eine höhere Vermittelung der deutschnationalen Gegensätze und Antipathieen, die er

anstrebt. Er will, so sehr er auch mit Leib und Seele ein Preuße ist, nicht Preußen, Oestreich, Baiern, nicht Nord- und Süddeutsche mehr, sondern e i n einig Deutschland, und zu dessen Gewähr wieder einen deutschen Kaiser. Deutschland soll sein:

„Ein Haus der Freiheit und des Ruhms,
Der Weisheit und der Stärke,
Ein' Burg des alten Ritterthums,
Ein Rüsthaus jedem Werke,
Das nach dem rechten Ziele strebt,
Ein Haus, in dem der Glaube lebt,
Die Liebe, Zucht und Ehre.

Der edlen Stämme sollen viel
In diesem Hause wohnen,
Bei Gottesdienst und Saitenspiel
Ein Herrscher in ihm thronen.
Der Herrlichste der ganzen Welt,
Ein Priester und ein Rittersheld,
Man heißt ihn deutscher Kaiser."

Doch dieses Haus kann nicht auf dem Trommelfell mit Bajonetten gebaut werden. Das gute Schwert hat zwar Grund und Boden wieder erobert und gesichert, über dem nun die Burg sich erheben soll,

„Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach langen schweren Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.
Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heilge Pracht."

Und hier gilt es endlich den höchsten Gegensatz, der das deutsche Leben bis zum Herzblut zerspaltet, die Versöhnung

von Religion und Wissenschaft; und so pflanzt er denn in freudigem Gottvertrauen das junge, scharfe Schwert des Wissens als Kreuz in den wiedergewonnenen Boden, daß es, so zum einigen frischen Lebensbaum emporwachsend, den neuen Bau beschirme. Nun gilt es, sagt er,

„Nun gilt's ein neues Bilden;
So komm in deiner Kraft
Aus himmlischen Gefilden
Zur Erde, Wissenschaft.
Man soll dich treulich pflegen,
Du theures Erb und Gut,
Daß noch im Väter-Segen
Der freie Enkel ruht.

O komm' in unsre Säle,
In unsre Schulen komm,
Mit rechter Treu und stähle
Und mach' uns wieder fromm.
Es haben ja die Alten,
Die weisen, bärt'gen Herrn
Den Glauben auch gehalten
Für alles Wissens Kern." –

So finden wir den Dichter überall auf der Vorhut der Zeit, unverzagt, treu und wachsam dem allgemeinen Feinde gegenüber, wo und wie er sich auch drohend zeige; und für keinen seiner Zeitgenossen war wohl der Feldruf: Mit Gott für König und Vaterland! so durchaus bezeichnend, als für Schenkendorf. Nicht ohne die herzlichste Theilnahme können wir von der reinen, schlichten Seele scheiden, die uns aus allen seinen Liedern so treuherzig anblickt. Um so schmerzlicher aber empfinden wir es, daß eben nicht jeder Alles vermag, und daß es daher auch diesem reichen, aber weichen Gemüth nicht gegeben war, den frommen Ernst und die tüchtige Gesinnung in umfassenderen, eingreifenderen Bildungen zu gestalten und zu verbreiten. Denn selbst seine Kriegspoesie, bei allem darin aufblitzenden Kampfesmuth, mahnt im Ganzen doch unwillkürlich an Theobald in Arnim's Appelmännern, wo dieser sagt: Ihr habt mich mit

eurer Heftigkeit so in den Krieg wie in ein Meer hineingestürzt, und nun ich zur Besinnung komme, find' ich nirgend Land, um meinen Fuß zu setzen, und geh in meiner Wehmuth unter.

Fouqué

Kein neuer Dichter war ein so entschiedener Partisan der Romantik, keiner hielt, noch lange nach ihrem Untergange, bis zum letzten Athemzuge getreuer zu ihrer Fahne, als der bekannte Major und Ritter Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Frühzeitig durch die Schlegels aus einem vagen Diletanttismus geweckt und für den neuen Kriegszug geworben, gehört er ein volles Menschenalter hindurch zu ihren ersten und letzten Verfechtern. In die Verherrlichung des Mittelalters zur Kräftigung der Gegenwart, in die Wiederbelebung alterthümlicher und ausländischer Formen, in die religiöse Weltanschauung, mit Einem Wort: in alle Intentionen der Romantik ging er gläubig ein, und die Poesie selbst war ihm immerdar eine geheimnißvolle Gabe von Oben, „vermittelst welcher dem Begabten überschwänglich mehr zu Theil wird, als er mit eigner Verstandeskraft hervorzubringen vermöchte." Viele seiner Lieder werden durch die innige Frömmigkeit, die darin weht, unvergänglich bleiben. Welch ein mildes, gottergebenes Gemüth spiegelt sich z. B. in seinem Liede nach der Schlacht von Dresden:

„Herr Gott, Dein Wille soll ergehn!
Ich sünd'ges Menschenkind,
Ich kann ihn leider nicht verstehn,
Ich bin zu blöd und blind.
Doch heb ich zu Dir auf in Müh'
Das schmerzbeladne Haupt,
Und denke spät und denke früh:
Dort schaut, wer diesseits glaubt."

Dieses unbedingte Gottvertrauen, ohne alle Reservationen und philosophischen Hinterhalt, giebt ihm auch überall Zuversicht und Freudigkeit:

„Und zur Leier sing' ich schöne Lieder;
Die geleiten mich wie helle Kerzen.
Wieder
Tönen sie in manchem deutschen Herzen.
Ach und beten kann ich, beten,
Freudiglich!
Will mich Christ bei Gott vertreten,
Wer ist wider mich?"

Und so durfte der getreue Kämpe wohl getrost von sich selber sagen:

„Wohin Du mich willst haben,
Mein Herr, steh ich bereit,
Zu frommen Liedesgaben,
Wie auch zu wackerm Streit.
Dein Bot' in Schlacht und Reise,
Dein Bot' im stillen Haus,
Ruh' ich auf alle Weise
Doch einst im Himmel aus."

Und dennoch – obgleich er lange Zeit von einem zahlreichen Publicum und insbesondere von den Frauen mit Begeisterung begrüßt und gepflegt wurde, hat grade Fouqué, freilich ganz wider seinen Willen, am meisten dazu beigetragen, die Romantik in Mißachtung, ja Verachtung zu bringen. – Ueber diesen befremdlichen Ausgang eines bedeutenden Dichtertalents wollen wir uns in nachfolgenden Zeilen näher zu verständigen suchen.

„Diese Dichtungen gehörten einstmal zu meinem allereigenthümlichsten Ich – ja sie waren mein Ich, wie ich gar wohl behaupten mag." So versichert Fouqué im Nachwort zur letzten Ausgabe seiner ausgewählten Werke. Und wir werden dieser Versicherung um so volleren Glauben schenken, wenn er an einer anderen Stelle, wo er von seinem Hauptwerke, dem Zau-

berringe, redet, uns noch einen schärferen Blick in seine poetische Auffassungsweise thun läßt. „Folko von Montfaucon, sagt er nämlich dort, lag und liegt mir nun einmal gar eigenthümlich am Herzen, als Ur- und Vorbild der jetzt nur in einzelnen Erscheinungen – namentlich schön in den sieglosen, aber ehrenreichen Vendékriegen – auftauchenden altfranzösischen Ritterlichkeit. In diesem Gefühl konnte es sich der Dichter auch nicht versagen, jenen in die Farben seines eigenen Wappenschildes zu kleiden: Himmelblau und Gold, und ihm dessen Embleme zuzutheilen, ja gewissermaßen ihn auch mit dem eignen Stammesnamen zu bezeichnen; „denn Foulqué's hießen wir in älteren Zeiten, und zwar muthmaßlich (unserer normannischen Abkunft zufolge) von dem Nordlandsnamen Folko oder Fulko hergeleitet, und eine Burg Montfaucon gehörte zu unseren damaligen Besitzthumen." – Ja, nachdem er auf diese Weise den gänzlich aus der Luft gegriffenen Romanhelden Folko gewissermaßen zu seinem eigenen Urahn gemacht, hält er später seine Schilderung des Schwedensieges in demselben Romane, wo Otto von Trautwangen in das feindliche Fußvolk einbricht, alles Ernstes für eine Ahnung, die sich ihm in der Schlacht bei Lützen, da er selber eben so den Freiwilligen auf ein französisches Quarré vorangesprengt, erfüllt habe. Auch seine Soldatenlieder, die „in dem großen Kriegsjahr Dreizehn" von den jungen Jägern häufig auf den Märschen gesungen wurden, waren recht sein eigenstes Erlebniß, im Gegensatz zu vielen Anderen, welche dazumal ihren Patriotismus zu Haus in tapfern Worten verpufften. Er selbst vielmehr stürzte sich rücksichtslos in den Krieg, und hat durch sein wackeres Beispiel viele Herzen entflammt.

„Der hat gesungen dies kecke, freudige Lied,
Sich selbst zu rufen zu kecken Thaten auf,
Daß er vollbringe, was er als Dichter rieth,
Und freudig ende den edeln Lebenslauf."

Dieses völlige Identificiren des Dichters mit seinen Dichtungen erklärt nun allerdings die liebenswürdige Aufrichtigkeit sei-

ner Schriften. Aber so ehrenwerth die letztere ist und bleibt, so hatte doch das erstere, bei der eigenthümlichen Persönlichkeit Fouqué's, auch seine sehr bedenkliche Kehrseite. Denn Fouqué war vom Kopf bis zur Zeh ein Berliner Reiterofficier mit dem sentimental-chevaleresken Anflug der 90er Jahre; und so wurden, bei seiner assimilirenden Dichternatur, seine altfranzösischen, maurischen und Nordlandsrecken mehr oder minder Preußische Gardeofficiere aus jener Zeit, wohl gefällig und nicht ohne Koketterie sich in dem blanken Schilde der Ritterlichkeit bespiegelnd, der, weil er modern polirt war, die Vorzeit oft verzerrt reflectirte, wie z. B. die zimperlichen, langgestreckten Jungfraungestalten, die auf den Bildchen im Frauentaschenbuche recht täuschend wiedergegeben sind. So wurden überhaupt fast alle seine Romane zu ritterlichen Komplimentirbüchern, gleich den alten Pergamentdrucken, an den Rändern mit katholischen Miniaturarabesken wunderlich verziert. Liebe, Frömmigkeit, Patriotismus, Alles ist bei Fouqué halb wahr, halb gemacht; die Tapferkeit muß einen eleganten *Henri quatre* tragen, die Unschuld *à l'enfant* frisirt sein; überall eine große Gutmüthigkeit bei einem kleinen Verstande, der von seiner eigenen Affectation nicht einmal eine Ahnung hatte. Um endlich Alles zusammenzufassen: bei Fouqué überwältigte die reiche, auf einen Punkt gespannte Phantasie, verbunden mit einer ehrlich ritterlichen Intention, alle anderen Geisteskräfte, und machte ihn so zum Don Quixote der Romantik. Denn wie Don Quixote hielt auch er seine mittelalterlichen Illusionen für baare Wirklichkeit, macht vor jedem Gesange seiner „Corona" in eigner Person als Folko und Major und Sänger auf seinem klugen Rosse mit feierlicher Courtoisie die Honneurs, und schreibt die Niederlagen, die er zuletzt im Beifall des Publicums erlitten, sehr gelassen den unbekannten ultra-liberalen Zauberern zu.

Kein Wunder daher, wenn die Welt über sein absonderliches christliches Heldenthum allmählich ein Lächeln überkam und endlich ein rohes Lachen über alle Romantik ausbrach, für de-

ren Hauptrepräsentanten er bei der Menge gegolten. Für uns aber hat es etwas peinlich Rührendes, den greisen Dichter, wie einen abgedankten Tragöden nach längst vollendetem Schauspiel noch immer zwischen den umgeworfenen Koulissen und verlöschenden Lampen in seiner alten Rüstung rumoren zu sehen, als wäre eben noch Alles ringsumher, wie in seiner fröhlichen Jugend. – Friede und Achtung seinem Andenken, wie Allen, die es redlich gemeint!

Uhland. Kerner

In Uhland culminirt die romantische Lyrik. Nicht nur daß er die zerstreuten Klänge, die Tieck einst zum Theil noch wirr und formlos angeschlagen, erst zum wirklichen Liede gemacht; sondern seine Lyrik steht auch schon scharf auf der Wetterscheide zwischen der romantischen und der neuesten Zeit, gleich wie ja Uhland selbst seinem Alter nach (geb. 1787) beiden Geschlechtern angehört.

Allerdings wurzeln seine schönen Lieder, durch die er berühmt geworden, noch in dem alten Boden. Es ist noch Luft, Licht und das ganze poetische Glaubensbekenntniß der Romantik, wenn er in seinem „Märchen“ von dem wunderbaren Fräulein erzählt, die, von der schnurrenden Spindel der Stubenpoesie verwundet, mitten unter ihren Paladinen in Zauberschlummer versunken:

„So schlief sie in der Halle,
Die Fürstin, reich geschmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger schon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schlosses Räumen
Der letzte Laut verklang.“

Da hat nach vierhundert Jahren des Königs Sohn, mit seinen Jägern in's Waldgebirg reitend, die seltsamen grauen Thürme und Zinnen des Schlosses wieder entdeckt. Vergebens warnt ihn ein alter Spindelmann:

„Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß;
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten Klein und Groß."

Er haut mit dem Degen sich Bahn zum Schlosse, der Hof war wieder Wald geworden, die Vögel sangen in den Bäumen; so schreitet er über die kreuzweis vorgehaltenen Hellebarden zweier schlafenden Riesen zum großen Saal:

„Da lehnten in hohen Nischen
Geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen
Mit goldnem Saitenspiel.
Hochmächtige Gestalten,
Geschloss'nen Auges, stumm;
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum."

Und inmitten des stillen Kreises ruht die schöne Jungfrau, Goldstoffe über sie gebreitet und Rosen ohne Zahl. Er weckt sie mit einem Kusse, die ihn, noch halb im Schlummer mit dem Arm umwunden.

„Sie streifte die goldenen Locken
Aus ihrem Angesicht,
Sie hob so süß erschrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden

Der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzen Gang,
Wie riesenhafte Geister
Mit fremdem Wundersang.

Die Thäler, schlummertrunken,
Weckt der Gesänge Lust;
Wer einen Jugendfunken
Noch hebt in seiner Brust,
Der jubelt, tief gerühret:
Dank dieser goldnen Früh,
Die uns zurückgeführet
Dich, deutsche Poesie!"

Und ein solcher Jubel ist Uhland's eigne Poesie, die fast alle Elemente der Romantik wie zum Abschiedsgruße noch einmal austönt; ja, was die Andern nur mystisch anzudeuten gewußt: das Geheimnißvolle der Natur, diese wunderbaren Stimmen einer unsichtbaren Welt, sind bei ihm oft überraschend zu lebendigem Wort und Bild geworden. So die tiefe Sabbatstille der Felder in „Schäfers Sonntagslied":

„Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!"

Oder der heimliche Geisterblick der Heimathsgegend in den Worten:

„Wie willst du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Thal?
Nur in den frühsten Jugendjahren
Erschienst du so mir manchesmal.
Die Sonne schon hinabgegangen,
Doch aus den Bächen klarer Schein!
Kein Lüftchen spielt mir um die Wangen,
Doch sanftes Rauschen in dem Hain!“ –

Auch das Heimweh der Romantik geht noch durch diese Lieder; bald als sehnsüchtiger Muth:

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare –
Getrost er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden
Und droben bricht er an!“

bald als Todesengel durch die blühende Landschaft vorüberschwebend:

„Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zum Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.“ –

Alles Menschlichschöne endlich: Liebe, Freundschaft, Tapferkeit, Treue, begrüßt uns hier in dem milden Lichte einer höheren Auffassung, die auch das Alltägliche wunderbar macht,

und die wir nur als eine religiöse bezeichnen können, indem sie alle irdische Erscheinung ihrem göttlichen Ursprung zuwendet. Es ist mit Einem Wort eine durchaus deutsche, d. h. gläubige Poesie, die es noch ehrlich ernst mit sich und ihrem Gegenstande meint, und daher unmittelbar trifft wie das Volkslied; in dieser Wahrhaftigkeit des Gefühls nur mit Arnim's Dichtungen vergleichbar, vollendeter in der Liedesform als diese, aber beschränkter in dem Umfange ihrer Productionskraft.

Es ist natürlich, eine so tiefe Innerlichkeit konnte sich in den wichtigsten Lebensfragen nicht leichtfertig oder hoffärtig mit einem oberflächlichen Rationalismus begnügen. Ueberall vielmehr sehen wir Uhland von einer freudigen Zuversicht persönlicher Fortdauer nach dem Tode, über Lust und Leid emporgehoben, wie im „Gruß der Seelen", „Auf einem Grabsteine" und anderen Liedern; und es ist kein naturphilosophisches Experiment, noch etwa ein bloßer guter Mann und Weltweiser, sondern der historische Gottmensch Christus, den er anredet:

„Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!"

Allein das, was wir als das Unterscheidende der Romantik anerkennen mußten, ihre katholische Heimat, hat Uhland gleichwohl bereits verlassen. Nicht etwa – wie sich bei ihm von selbst versteht – daß wir hier den kleinen Krieg schon fänden, unedeln Spott oder Haß gegen die Kirche, denn er steht ja noch auf gemeinschaftlichem christlichen Boden mit ihr; und eben so wenig jene widerliche ästhetische Vornehmheit, die um des romantischen Schlendrians willen sich groß-

müthig lächelnd herabläßt, den Katholicismus hie und da noch als willkommenen künstlerischen Apparat zu benutzen. Freundnachbarlich vielmehr begrüßen wir in Uhland einen durchaus wohlgesinnten Protestantismus, der die Ueberzeugungen der Kirche ehrt, wo er sie auch nicht theilt – aber es ist eben darum auch nicht mehr der alte, feurig-romantische Glaube, der vor kurzem noch rationalistische Berge versetzt, es ist nur noch ein poetisches Verständniß der katholischen Schönheit.

Indem also Uhland, als reicher Erbe auf den Gipfeln der Romantik angelangt, diese in der Hauptsache hinter sich abschließt, greift er von der andern Seite zugleich schon in die neue Zeit hinaus mit seinen politischen Liedern.

Auch auf diesem neuen Pegasus finden wir ihn vollkommen sattelfest, und es ist dieselbe tüchtige Gesinnung, die uns den Dichter ehrenwerth und seine Poesie zum Volksgut gemacht hat, wenn er sagt:

„An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freun;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Sein eignes Ich vergessen
In Aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohlermessen,
Für unser Volk ein Herz."

Solchen Ton hatten indeß schon vor Uhland andere Romantiker, vielleicht noch voller, angeschlagen. Um daher das Neue zu erkennen, das Uhland, wie wir vorhin sagten, mit seinen vaterländischen Gedichten angebahnt, müssen wir uns zuvörderst über Sinn und Bedeutung dieser Dichtungsart näher zu verständigen suchen. – Was ist denn eigentlich politische Poesie? Gewiß nicht versifizirte Kammerverhandlungen über Presse, Verfassungsfragen oder ordinaire Franzosenfresserei.

Wer freilich möchte läugnen, daß auch solchen Bestrebungen poetische Sympathieen zum Grunde liegen; aber eben so gewiß gehören alle jene Dinge in ihrer abstracten Erscheinung einer geistigen Combination an, für welche die Poesie, als Kunst, weder den Beruf, noch die Mittel, und mithin auch keinen natürlichen Ausdruck hat. Die äußeren Staatsformen, sie mögen als Recht oder Mißbrauch, als Verfassung oder als öffentliche Meinung sich kundgeben, sind immer nur die Resultate der inneren Geschichte, des normalen oder verkehrten Bildungsprocesses eines Volks. Historisch gegebene Größen, aus denen der ordnende Weltverstand, den wir Regierungskunst nennen, seine Gleichungen zu machen hat, um die unbekannte Größe des Ewigen zu finden. Die Aufgabe der Poesie dagegen ist nicht, das was der Wogenschlag der Zeit als Begriffe abgelagert, prüfend zurechtzulegen, nicht das Erkämpfte, sondern den Kampf, das Werdende, mit einem Wort: das Dramatische jenes Bildungsprocesses selbst lebendig darzustellen. Eine vorwitzige Mengerei dieser wesentlich verschiedenen Aufgaben und Elemente, vor der schon Lessing so ernst gewarnt, kann daher im vorliegenden Falle nur die Politik phantastisch machen, oder die Poesie zu einer didaktischen Rhetorik aufblasen. Von beiderlei Mißgeburten hat unsere neueste Literatur zahlreiche Exemplare aufzuweisen; ja, viele der jetzigen Dramen sind, fast wie unsere gesellschaftlichen Räthselspiele, schlechthin bloße Allegorieen radicaler Stichworte; im Grunde also nur eine andere Art von Iffländerei, die uns, statt der damaligen platten Wirklichkeit der häuslichen Familiendebatte, jetzt die nicht minder redselige Wirklichkeit der Kammerdebatte aufdringen will.

Die Staatskunst ist wie die Astronomie; wie diese den Wandel der Gestirne, so sucht jene das ewige Gesetz der Bewegungen und Wechselbeziehungen der ethischen Kräfte der Menschheit zu entdecken, um das natürliche Planetensystem der Gesellschaft herzustellen. Aber die unsichtbare, bewegende Urkraft, von der dieses Gesetz eben nur der Ausdruck ist, zu er-

gründen und zum waltenden Bewußtsein zu bringen, werden beide jederzeit der Philosophie und Poesie überlassen müssen. Will daher die Poesie auf dem Boden des Volkslebens bildend wirken – und welche echte Poesie hätte das nicht gewollt? – so muß sie nicht über das *fait accompli* der Bildung, über die auf der Oberfläche treibenden Thatsachen ganz unberufen mitschwatzen wollen, sondern in die geheimnißvolle Werkstätte selbst, wo die Thatsachen geboren und die draußen auszuprägenden Metalle erzeugt werden, sich versenken, die Erinnerungen, Kräfte und Tugenden weckend, aus denen heraus der gesunde Staat sich aufbaut oder verjüngt. Das kann sie aber nur, indem sie das religiöse Volksgefühl belebt, in welchem alle jene Tugenden wurzeln.

So hat es Friedrich Schlegel, im Jahre 1809 und früher, mit seinen patriotischen Liedern gehalten, und in d i e s e m Sinne sind auch Uhland's harmlos unpolitische Lieder allerdings politischer, als seine sogenannten vaterländischen. Das Neue und Abweichende der letzteren aber von Schlegel und den andern Romantikern liegt eben darin, daß Uhland grade hier jenes Element religiöser Erhebung fallen läßt und aus der Werkstatt der Zeiten mitten in ihre wilde Bewegung hinaustritt. Er sagt es selbst:

„Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge böse Welt."

Ganz ritterlich. Aber wie soll nun der Dichter, als solcher, den Kampf mit der argen Welt bestehen, wenn er seine stärkste Waffe, die geistliche, vorweg von sich wirft? Indem er auf diese Weise seinem bisherigen unsichtbaren Banner entsagt, wird er sich nothwendig unter eine fremde, weltliche Fahne stellen

müssen. Und das thut denn auch Uhland in der That, wenn es weiterhin heißt:

„Andre Zeiten, andre Musen!
Und in dieser ernsten Zeit
Schüttert nichts mir so den Busen,
Weckt mich so zum Liederstreit:
Als wenn du, mit Schwert und Wage,
Themis, thronst in deiner Kraft,
Und die Völker rufst zur Klage,
Könige zur Rechenschaft!"

Die Poesie wird also vom ethischen Boden auf den Rechtsboden gestellt. Es ist das Recht, das alte gute Recht und immer wieder nur das Recht, das nicht erst innerlich errungen, sondern als ein angefallenes Erbstück, gerichtlich in Anspruch genommen werden soll; ein Handel, der natürlich, wie jeder Rechtsstreit, zuletzt auf einen geschriebenen und besiegelten Contract hinausläuft:

„Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wenn sich Männer frei erheben
Und traulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben
Und der V e r t r a g giebt ihm Bestand.

Vertrag! es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen seine heilgen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus,
Ob Einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sei gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt."

Uns will es freilich scheinen, als ginge nicht das Recht von dem Vertrage, sondern der Vertrag von dem Rechte aus, als gebe dieses jenem, und nicht der papierne Vertrag dem Rechte Bestand, und als käme endlich, bei wechselseitiger rechter

Treue, überhaupt nicht viel auf solche Besiegelung an. Allein auch dieses Recht selbst bleibt poetischerweise hier ein sehr unbestimmtes, der Vertrag ein erst zu redigirender, wenn wir nicht etwa mit einem würtembergischen Provinzialrecht vorliebnehmen wollen. Die Epigonen aber haben sich's bald anders gedeutet, in das ungewisse Recht einen willkürlichen Inhalt hineingefaselt und zu dem Vertrage ihre Punctation nach eignem Gelüsten aufgesetzt. Und so ist Uhland wider Willen und Wissen – wie in der protestantischen Abzweigung von der Romantik, so in dem trotzigen Rechtsgefühl – Führer geworden einer Dichterschaar, die man ungenau als die schwäbische bezeichnet; denn sie geht in immer wachsendem Ungestüm rasch über Schwaben fort mit Anastasius Grün und Lenau durch Oesterreich nach Ungarn hinein, bis sie endlich allerwärts in einem Bacchantenzuge von Freischärlern austobt, die mit Uhland und der Romantik gar nichts mehr gemein haben.

Eben deshalb gehören sie aber auch nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung, und eben so wenig die in dieser Reihe Uhland Zunächststehenden, da wir keine Literaturgeschichte der Romantik schreiben, sondern nur ihre Hauptrichtungen nachweisen wollen, über die Hervorragendsten aus jener Reihe aber, wie z. B. über Gustav Schwab's herzliche, lebenswarme Poesie und Gesinnungstüchtigkeit, nur ungefähr das von Uhland Gesagte hier wiederholen könnten. Ueber Justinus Kerner dagegen sei es uns erlaubt, noch wenige Worte hinzuzufügen, weil er einige Klänge der Romantik für sich allein, oder doch vorzugsweise und eigenthümlich ausgebildet hat.

Gleich wie nämlich von Uhland die Geschlechtsfolge der politischen Dichter ausgeht, so kann Kerner als der Ahnherr des späteren Weltschmerzes und jener Zerrissenheit betrachtet werden, die zuletzt die Romantik selbst zerrissen hat. Die Romantik, von Natur und selbst in ihren ascetischen Richtungen durch ihr Gottvertrauen heiter und lebensfrisch, läßt die Wehmuth, die Sehnsucht und den Schmerz nur wie Wolkenschatten über die sonnige Landschaft fliegen. Eben diese Schat-

ten aber hat Kerner aufgegriffen und gleich Trauerflören an allen blühenden Wipfeln ausgehängt. Es ist die Nachtseite der Romantik, wo seine Dichtung weilt, jener melancholische Tiefsinn, der ihn auch anderwärts zum Somnambulismus und zur Geisterschau geführt. So sehen wir ihn überall aus dem Weltleben in die Stille der Natur sich flüchten:

„O könnt' ich einmal los
Von all dem Menschentreiben,
Natur in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Daß dir's am Busen lind
Zu neuer Lieb erwarme!

Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben,
Mutter! o führ mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!"

Ja, in diesem schmerzlichen Zwiespalt zwischen dem Jenseits und dem Irdischen ist ihm das Leben wie eine Krankheit, von der er nur im Tode genesen kann:

„O armer Sohn der Arzenei!
Bist selbst erkrankt im Herzen,
Kennst der Heilkräuter mancherlei,
Such' eins für eigne Schmerzen!
Welt, daß ich's finde, laß mich los!
Mich heilt nur meines Grabes Moos."

Allein es ist eben nur erst der Grundton, den Kerner angeschlagen; er selbst steht den nachstürzenden Weltschmerzlern und Zerrissenen noch völlig fremd und fern, weil bei ihm das, was jenen gänzlich fehlt, das religiöse Gefühl der Romantik noch pulsirt. Und zwar kein unbestimmtes, ästhetisch-katholisirendes Gefühl, sondern ein positiv-christlicher Sinn, wie er in: „Die Kranke und die Stimme", im „Saul" und vielen

andern seiner Lieder sich kundgiebt, und dem es redlich Ernst ist mit der sittlichen, inneren Bewältigung und Nachfolge Christi, wenn er sagt:

„Ruf' auf, ruf' auf den Geist, der tief
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!

Aus hartem Kieselsteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Glut,
O Mensch! wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag' an, schlag' an, wenn's weh auch thut
Dem Fleische, drin der Funke ist,
Noch weher thut der Hölle Glut,
Mensch! wenn du nicht zu wecken bist."

Nun ist es aber eben so natürlich, als durch Shakespeare's melancholische Personen jedermann hinreichend bekannt, daß in solchen Gemüthern die Betrachtung der Welt, weil diese ihnen aus ihrer einsamen Höhe nur in der Vogelperspective erscheint, gar leicht in ein keckes Lachen über die Nichtigkeit alles Irdischen umschlägt. Und in ein solches herzliches Lachen bricht denn auch Kerner in seinen „Reiseschatten" aus, wo die Wichtigthuerei des kleinen Menschentreibens an dem Ernst der Natur und einer höheren Weltanschauung sich ergötzlich abarbeitet. Eben dieses religiöse Gefühl des Contrastes aber zwischen dem Diesseits und Jenseits ist die Wurzel alles gesunden Humors, und die Kluft, die Kerner von den Zerrissenen scheidet. Denn da den letzteren das Jenseits abhanden gekommen, und nun das irdische Leben für sich allein gelten soll und doch nicht kann, so ist es ihnen ergangen wie dem Don Quixote, als

er ein Marionettenspiel, weil er die leitende Hand und die unsichtbaren Stimmen nicht bemerkt, für die volle Wahrheit nahm und die armen Puppen kindisch zerstörte.

Kleist

So haben wir bereits aus der Mitte der Romantik vorzüglich drei bedenkliche Richtungen sich allmählich entwickeln gesehen: mit Tieck eine heimlich zersetzende Ironie; in Werner's frühesten und berühmtesten Schriften die geistigen Oscillationen Novalis' zu einem wunderlichen System des Pantheismus ausgebildet, und mit Uhland endlich eine offene Rückkehr zum Protestantismus. Der Protestantismus aber, wie irgendwo geistreich bemerkt worden, hat keine gefundene Wahrheit zum Fundament, sondern nur den Willen, sie zu suchen und zu finden, und mithin immer zu verneinen, daß irgendwo jene Wahrheit bereits gefunden sei. Es konnte daher nicht fehlen, die ursprüngliche Freudigkeit der Romantik löste sich fortan immer mehr wieder in die alte, spürende Unruhe auf, aus dieser Unruhe entstand der Zweifel und die Ungenüge, und aus der Ungenüge jene Zerrissenheit, die zuletzt als Karikatur, ganz wider ihre Absicht, komisch wurde. Und so sehen wir sogleich in einem der besten unter ihnen, in Heinrich v. Kleist, ein großes Talent sich zwischen Hochmuth und Verzweiflung an den unglücklichen Geschicken seines Vaterlandes krankhaft zu Tode arbeiten, weil er den Glaubensmuth nicht mehr hatte, die Welt und ihre Erscheinungen, wie die Romantik allerdings verlangte, nur an dem Höchsten zu messen.

Diese Zerrissenheit blickt düster und dräuend aus seinem Leben sowohl, als aus allen seinen Dichtungen. Sein Lebenslauf bildet eine unausgesetzte Kette von schroffen Widersprüchen und Gegensätzen, eine durchgehende Unruhe heftiger Leiden-

schaften, immerwährende Sprünge von frevlem Uebermuth zu gänzlicher Verzagtheit, wilde, phantastische Pläne, die, kaum gefaßt, wieder aufgegeben werden. Der innere Zwiespalt aber ist, wie fast immer in solchen Fällen, auch schon äußerlich als Grundthema gegeben: eine unzureichende Vorbildung zu der brennenden Begier nach wissenschaftlicher Durchbildung und Geltung. Schon in seinem fünfzehnten Jahre (er war 1776 geboren) tritt er als Junker in die Garde zu Berlin, und macht als solcher den Feldzug am Rheine mit. Nach dem Frieden als Lieutenant zurückgekehrt, wird ihm die Zopfzeit des einförmigen Garnisondienstes in Potsdam unerträglich, er fordert den Abschied und beginnt, spät und nicht gehörig geschult, seine Universitäts-Studien in Frankfurt an der Oder mit allem Ungestüm eines Autodidakten. Hier will er sich erst zum simplen, nützlichen Staatsbürger ausbilden, heirathen u. s. w.; bald aber scheint es ihm wieder gemein, sich durch ein Amt fesseln und für, vielleicht ihm innerlich ganz fremde Staatszwecke als blindes Werkzeug gebrauchen zu lassen; und so verläßt er schon nach Verlauf eines Jahres wieder die Universität, um einige Zeit zwecklos in Deutschland umherzuschweifen. Von der Kant'schen Philosophie um so aufgeblasener, je ungenügender er sie erfaßt zu haben scheint, beschließt er endlich, die kaum selbst erst neugewonnene Lehre den Franzosen beizubringen, und reist mit fast gänzlicher Aufopferung seines kleinen Vermögens, nach Paris.

Schon damals zeigt sich, wohl nicht ohne Schuld jener halbverstandenen Philosophie, die innere Zerrüttung. Welch ein trostloser Abgrund, wenn er auf dieser Reise z. B. vom Leben sagt: „Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, das unser Eigenthum ist, wir wissen nicht, ob wir darüber schalten dürfen, eine Gabe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding, wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte, wie ein unverstän-

diges Buch – sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indeß mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren, und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt. – Geduld! – Kann der Himmel die von seinen Menschen verlangen, da er ihnen selbst ein Herz voll Sehnsucht gab?" – Und wenige Wochen darauf schreibt er, freilich wohl nicht ohne bittere Ironie, grade das Gegentheil: „Ja thun, was der Himmel sichtbar, unzweifelhaft von uns fordert, das ist genug – Leben, so lange die Brust sich hebt, genießen, was rund um uns blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Ge nuß ist, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, anderen das Leben geben, damit sie es eben so machen und die Gattung erhalten werde – und dann sterben – dem hat der Himmel ein Geheimniß eröffnet, der das thut und weiter nichts. – Ja, unsinnig ist es, wenn wir nicht grade für die Quadratruthe leben, auf welcher, und für den Augenblick, in welchem wir uns befinden. Genießen! das ist der Preis des Lebens! Ja wahrlich, wenn wir niemals seiner froh werden, können wir nicht mit Recht den Schöpfer fragen: warum gabst du es mir? Lebensgenuß seinen Geschöpfen zu geben, das ist die Verpflichtung des Himmels; die Verpflichtung des Menschen ist, ihn zu verdienen."

Mitten in dieser Verstimmung hatte ihn in Paris plötzlich ein Ekel und eine Verachtung vor aller Gelehrsamkeit und Wissenschaft überkommen; er wollte fortan als Bauer leben und sterben, und flüchtete deshalb nach der Schweiz, wo er am Thuner See sich in die tiefste Einsamkeit vergrub. Und so gewaltsamer Ernst schien es ihm mit dieser Entsagung, daß er damals an einen Freund schreiben konnte: „Ich will mich nicht mehr übereilen. Thu' ich es noch einmal, so ist es das letztemal – denn ich verachte alsdann entweder meine Seele, oder die Erde, und trenne sie." – Demungeachtet finden wir ihn, nach einer

dort überstandenen Todeskrankheit, schon im J. 1802 wieder in Weimar, und zwar in Wieland's Hause, dann in Berlin, Dresden, und nach mehreren fruchtlosen Versuchen, sich in Berlin als Beamter eine feste Stellung zu begründen, abermals in Paris, wo er in einem Anfall von Verzweiflung sich mit seinem besten Freunde heftig entzweite und alle seine Papiere verbrannte, darunter auch bereits zum drittenmale das Manuscript seiner Lieblingstragödie: Robert von Guiscard.

Endlich, beim Wiederausbruche des Krieges im Jahre 1809, ballt sich alles Finstere in ihm in ein einziges Gefühl, in einen fanatischen Patriotismus zusammen, noch verschärft und versäuert durch eine mehrmonatliche Gefangenschaft in Frankreich, welche die damalige Fremdherrschaft aus Mißverständniß oder instinctartiger Ahnung seiner Gesinnungen über ihn verhängt hatte. Wie tief aber Deutschlands Schmach in seine Seele schnitt, bekunden Aeußerungen, wie die folgende: „Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich bestreben könnte, im Augenblicke, wo Alles seinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechselt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu sein, wenn Alles in Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können, doch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe, und jetzt mit einem Herzen voll Kummer die Feder ergreife, so frage ich mich, wie Hamlet den Schauspieler, was mir Hekuba sei?“ – Wie ganz verschieden ist dieser Schmerz von der gläubigen, männlichen Trauer Arnims! Kein Trost, keine Hoffnung leuchtet hier durch die sternenlose Nacht:

„Nicht der Sieg ist's, den der Deutsche fodert,
Hülflos, wie er schon am Abgrund steht;
Wenn der Kampf nur fackelgleich entlodert,
Werth der Leiche, die zu Grabe geht.“

Nur die Rache noch blitzt und zuckt blutroth durch dieses Dunkel:

„Alle Triften, alle Stätten,
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen Preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Gränze sein!
Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!"

Und so sehen wir allmählich die wachsenden Schatten über dem unglücklichen Dichter zusammenschlagen, und ein edles Gemüth von der gespenstischen Uebermacht seines eigenen Ungestüms unaufhaltsam fortgetrieben bis zum Selbstmord. – Es ist bekannt, wie eine ihm befreundete Frau, die seit langer Zeit an einem unheilbaren Uebel litt, ihm einst das Versprechen abgenommen, ihr einen Dienst zu leisten, wenn sie ihn fordre. Sie forderte den Tod, und er hielt Wort. Im Jahre 1810, an einem einsamen See zwischen Berlin und Potsdam erschoß er erst die Freundin und dann sich selbst. – Der Vorfall wurde damals von Aufgeregten als eine Großthat gefeiert, von Andern, die nichts als ihren gewöhnlichen Novellen-Schlendrian begreifen, mit dem gemüthlichen Thränenschmuck einer unglücklichen Liebe ausgeputzt. Beides der schroffen Natur des Dichters durchaus fremd und zuwider. Kleist selbst war gewiß am weitesten davon entfernt, die That für mehr als Nothwehr gegen das Unerträgliche gelten zu lassen, und ein Liebesverhältniß zwischen ihm und seiner Todesgefährtin hat niemals stattgefunden. Das Gräßliche geschah aus stolzem Ekel an einer Zeit, die ihm des Lebens unwürdig schien, aus Verzweiflung an einer besseren Zukunft Deutschlands, deren Morgenroth doch so bald über seinem Grabe heraufdämmern sollte!

So war sein Leben, und so auch seine Poesie. Ihm ward das verhängnißvolle Talent des Unglücks, die unselige Gabe, alle

Dissonanzen des irdischen Daseins tiefer und herber als Andere herauszufühlen, zu dem gänzlichen Unvermögen, sie harmonisch, d. h. als Ringe einer unsichtbaren, ewigen Gliederung zu begreifen; und diese Sphinx, weil er ihr uraltes Räthsel nicht zu lösen vermochte, hat ihn und seine Poesie erwürgt. Denn so vereinzelt und abgerissen von ihrem religiösen Urgrund konnten die Erscheinungen für ihn keine innere Berechtigung haben, er aber war zu stolz, um sich an einem bloßen Gaukelspiel ästhetisch zu ergötzen, und so hat er in einer in ihrer Wurzel ehrenhaften ethischen Entrüstung, so wie im Leben sich selbst, so in seinen Dichtungen Liebe, Schönheit, Freundschaft, Hohes und Niederes dem Tode geweiht.

Gleich seine erste Dichtung: „Die Familie Schroffenstein" kündigt diesen dämonischen Krieg an. Ohne alles juvenile Schwanken des Anfängers, mit festen, scharfen Charakterzügen wird uns hier die Selbstzerstörung der düstersten aller menschlichen Leidenschaften, des Argwohns, schonungslos und systematisch vorgeführt. Zwei verwandte Familien entzweien sich wegen der scheinbaren Ermordung eines Knaben, welcher der einen Familie angehört, die, den vermeintlichen Mord der andern zuschreibend, gleich in der ersten Scene auf das heilige Abendmahl blutige Vergeltung schwört. Die Mutter des Knaben schaudert vor dem Schwur: „O Gott! wie soll ein Weib sich rächen?" Ihr Gemahl erwiedert: „In Gedanken. Würge sie betend." – Es ist der trostlose, finstere Geist der Rache, der durch das ganze Schauspiel schreitet und um ein Nichts, um eines selbstgemachten Phantomes willen Schuldige und Unschuldige in den Boden tritt.

In der „Penthesilea" dagegen hat der Dichter mit derselben verzweifelten Ungenüge am Menschlichen, das Uebermenschliche, ja das Unmögliche versucht, allen Nachtigallenlaut der süßesten Liebe und allen Blutdurst des Tigers in der Brust eines Mannweibs gewaltsam zu vereinen. Was ist alle Faselei der Neueren von Emancipation der Frauen gegen diese entsetzliche Amazonenkönigin, wie sie mit ihrem geliebten Feind Achilles

bräutlich plaudert, den sie in der Feldschlacht, wo er die Betäubte zu seiner Gefangenen gemacht, besiegt zu haben glaubt, und da sie nun die Täuschung gewahrt, dem Geliebten, der selber liebentbrannt zu ihren Füßen sinken will, den Pfeil durch den Hals jagt, die Zähne, mit den Hunden um die Wette, in seine weiße Brust schlägt, und dann, grauenvoll, lautlos die Leiche anstarrend, ihm in den Tod nachfolgt.

Das merkwürdigste Denkmal dieses ungestümen Geistes ist aber ohne Zweifel sein Drama: „Die Hermannsschlacht", weil es nicht nur das bedeutende Talent des Dichters am tüchtigsten bewährt, sondern auch alle Phasen seines innern Lebensganges in das hellste Licht setzt. Bewundern müssen wir dabei zunächst die gewaltige Productionskraft, die hier die ganze, volle Gegenwart in einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit lebendig abzuspiegeln vermochte. Denn das Drama handelt ohne allen modernen Beischmack von der Vertreibung der Römer durch den Cheruskerfürsten Hermann, und giebt doch eigentlich den getreuesten Umriß der Zustände, der Ehre und der Schmach, wie sie um das Jahr 1809 in Deutschland gewesen. So unvergänglich ist das wahrhaft Historische, der reinmenschliche Grundton, der durch alle Zeiten geht, daß ja in ähnlicher Weise z. B. auch Shakespeare's Cäsar und Coriolan eben so wahre Römer, als Engländer an Elisabeths Hofe sind. – Die Hermannsschlacht veranschaulicht uns aber außerdem auch noch, wie kein anderes Werk, das eigentliche innere Tagewerk des Dichters: eine heroische Hingebung an den Zweck, den er einmal als den rechten und würdigsten erkannt, alles Edle und Große seiner Seele mit fast fieberhafter Glut auf einen einzigen Punkt, auf die Noth des Vaterlandes, gerichtet; wie mit seinem innersten Herzblut ist das Alles dort verzeichnet: sein Gram, seine Hoffnungen, seine Liebe und sein Zorn. Aber eben hier lauert auch schon der Dämon; es ist, als hörte man ihn überall mit kaum verhaltenem Ingrimm in die Kette beißen, und das Ganze ist, bei aller Trefflichkeit, dennoch eigentlich eine großartige Poesie des H a s s e s , der endlich auf ein-

mal in blutrothen Flammen aufschlägt, wo Thusnelda den ihr in Liebe arglos vertrauenden jungen Römer Ventidius betrüglich in einen grünen Zwinger verlockt, um ihn dort, anstatt der gehofften Umarmung, vor ihren Augen von einer Bärin zerreißen zu lassen.

Hüte jeder das wilde Thier in seiner Brust, daß es nicht plötzlich ausbricht und ihn selbst zerreißt! Denn das war Kleist's Unglück und schwergebüßte Schuld, daß er diese, keinem Dichter fremde, dämonische Gewalt nicht bändigen konnte oder wollte, die bald unverholen, bald heimlichleise, und dann nur um so grauenvoller, fast durch alle seine Dichtungen geht. So steigert sich in seiner besten Erzählung „Michael Kohlhaas" mit melancholischer Virtuosität, ja mit einer eigensinnigen Consequenz, die fast an Shyloks bekannten Proceß erinnert, das gekränkte, tiefe Rechtsgefühl eines einfachen Roßkamms bis zum wahnsinnigen Fanatismus, der rachelustig sich und das Land in Mord und Brand stürzt. Oder wo giebt es in unserer ganzen poetischen Literatur etwas Verzweiflungsvolleres, als die kleine, fast epigrammatisch-grausenhafte Erzählung vom „Bettlerweibe von Locarno"? Auch in der meisterhaften Novelle „Die Verlobung in St. Domingo" – wo die herrliche Toni von ihrem Geliebten, den sie so eben gerettet, aus eifersüchtigem Mißverständniß erschossen wird – spielt, möchten wir sagen, eine grausame Wollust des menschlichen Jammers. Und in seiner einzigen Novelle religiösen Inhalts, „Die heilige Cäcilie", schlägt die Gewalt des religiösen Gefühls trostlos nur in spukhaften Wahnsinn aus. Selbst in dem großartigen Fragment „Robert Guiscard" ist es die Pest, die uns wie ein verhülltes Gespenst anstarrt und insgesamt schon in Guiscard's Gebeinen wühlt:

„Mit weit ausgreifenden Entsetzensschritten
Geht sie durch die erschrocknen Schaaren hin,
Und haucht von den geschwollnen Lippen ihnen
Des Busens Giftqualm in das Angesicht!
Zu Asche gleich, wohin ihr Fuß sich wendet,

Zerfallen Roß und Reiter hinter ihr,
Vom Freund den Freund hinweg, die Braut vom Bräut'gam
Vom eignen Kind hinweg die Mutter schreckend!
Auf eines Hügels Rücken hingeworfen,
Aus ferner Oede jammern hört man sie,
Wo schauerliches Raubgeflügel flattert,
Und den Gewölken gleich, den Tag verfinsternd,
Auf die Hülflosen kämpfend niederrauscht!
Auch ihn ereilt, den furchtlos Trotzenden,
Zuletzt das Scheusal noch und er erobert,
Wenn er nicht weicht, an jener Kaiserstadt
Sich nichts als einen prächt'gen Leichenstein!
Und statt des Segens unsrer Kinder setzt
Einst ihres Fluches Mißgestalt sich drauf,
Und heulend aus eherner Brust Verwünschungen
Auf den Verderber ihrer Väter hin,
Wühlt sie das silberne Gebein ihm frech
Mit hörnern Klauen aus der Erd' hervor!" –

Diese ethische Maßlosigkeit aber mußte hier, wie überall, auch die ästhetische Willkür, der gänzliche Mangel an religiösem Glauben sein karikirtes Widerspiel, einen poetischen Wahnglauben zur unabweislichen Folge haben. Daher bei Kleist das immer wiederkehrende, unruhige Uebergreifen von der, ihm doch sonst durchaus verständlichen Naturwahrheit in's wüste phantastische Leere, die Vorliebe für das blos Seltsame und Unerhörte, die unbezwingbare Lust, anstatt der natürlichen Grundlage religiöser Motive einen oft trivialen und widerwärtigen Aberglauben zum Angelpunkt seiner dramatischen und novellistischen Katastrophen zu machen. So wird in der „Familie Schroffenstein" der ganze, wahrhaft tragische Racheproceß an dem kleinen Finger des strittigen Knaben auf- und abgewikkelt, den ein albernes Mädchen ihm abgeschnitten und gekocht hat, um ihre Mutter vom Krebs zu heilen. Im „Käthchen von Heilbronn" ruht die Entwickelung und die rührende Zuversicht dieser wunderschönen Liebestreue auf dem Aberglauben vom Bleigießen und einem visionairen Fiebertraume, und im „Prinzen von Homburg" ist wiederum ein wilder Traum des Prinzen die bewegende Seele des Ganzen. Von dem Ausgange des

„Kohlhaas" aber sagt Tieck, der den Dichter und namentlich diese Erzählung, wie billig, sehr hoch hält, ganz richtig: „Diese wunderbare Zigeunerin, die nachher die verstorbene Gattin des Kohlhaas ist, dieser geheimnisvolle Zettel, diese gespenstischen Gestalten, der kranke, halbwahnsinnige, am Ende in Verkleidung auftretende Kurfürst, alle diese schwachen, zum Theil charakterlosen Schilderungen, die dennoch mit der Anmaßung auftreten, daß sie höher, als die vorher gezeichnete wirkliche Welt wollen gehalten werden, daß sie uns ihr geheimnißreiches Wesen, das sich in wenig genug auflöst, so theuer wie möglich verkaufen wollen, diese grauenvolle Achtung, die der Verfasser plötzlich selber vor den Geschöpfen seiner Phantasie empfindet, alles dieses erinnert an so manches schwache Product unserer Tage und an die gewohnten Bedürfnisse der Lesewelt, daß wir uns nicht ohne eine gewisse Wehmuth davon überzeugen, daß selbst so hervorragende Autoren, wie Kleist (der sonst nichts mit diesen Krankheiten des Tages gemein hat), dennoch der Zeit, die sie hervorgerufen hat, ihren Tribut abtragen müssen."

Und so sehen wir denn bei Kleist in der That schon alle unheilvollen Elemente der neuesten Literatur fast spukhaft auftauchen, und auf diesem dunklen Grunde die Lineamente zur modernen Poesie der Zerrissenheit, der Phantasterei und des Hasses sich leise formiren. Aber seine Zerrissenheit ist nichts Gemachtes, sondern sein eigenstes Erlebniß und Unglück, und hat daher noch die Frische der primitiven Unmittelbarkeit. Sein Schmerz und sein Groll sind wahr und wohlbegründet, er trauert nicht „um Hekuba", sondern um die höchsten Güter des irdischen Lebens: um Vaterland, Recht und Ehre. Ein strenger Ernst macht seine Dichtungen zu wirklichen Thaten, ein Ernst, von dem wir selbst noch lernen sollten in dieser Zeit, wo zwar keine Schwerter klirren wie dazumal, aber ein innerer Krieg geschäftig, wie ein heimlichfressender Erdbrand, in tausend labyrinthischen Gängen den heiligen Boden Deutschlands unterwühlt. Und wenn jener Ernst bei Kleist häufig so trostlos und grauenhaft in das Entsetzliche umschlägt, ja oft zu einer

antiken, heidnischen Tugend erstarrt, so ist es nur, wir sagen es nochmals, weil ihm die höchste Kraft fehlt, das unsichtbare Banner der Poesie kühngläubig über die irdischen Dinge auf jene stille Höhe zu pflanzen, wo Alles versöhnt wird. Wer aber möchte dem edlen unglücklichen Dichter sein tiefstes Mitgefühl versagen, wenn aus den nachstehenden Klängen seines „Letzten Liedes" all' sein Kummer und alle Schauer seines freiwilligen Todes uns anwehen:

„Fernab am Horizont, auf Felsenriffen,
Liegt der gewitterschwarze Krieg gethürmt.
Die Blitze zucken schon, die ungewissen,
Der Wandrer sucht das Laubdach, das ihn schirmt.
Und wie ein Strom, geschwellt von Regengüssen,
Aus seines Ufers Bette heulend stürmt,
Kommt das Verderben, mit entbundnen Wogen,
Auf Alles, was besteht, herangezogen.

Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggespült,
Wie auf der Haide Grund ein Wurmgeniste,
Von einem Knaben scharrend weggewühlt;
Und wo das Leben um der Menschen Brüste
In tausend Lichtern jauchzend hat gespielt,
Ist es so lautlos jetzt, wie in den Reichen,
Durch die die Wellen des Kozytus schleichen.

Und ein Geschlecht, von düsterm Haar umflogen,
Tritt aus der Nacht, das keinen Namen führt,
Das, wie ein Hirngespinst der Mythologen,
Hervor aus der Erschlagnen Knochen stiert;
Das ist geboren nicht und nicht erzogen
Vom alten, das im deutschen Land regiert,
Das läßt in Tönen, wie der Nord an Strömen,
Wenn er im Schilfrohr seufzet, sich vernehmen.

Und du, o Lied voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl so wunderbar erhebt,
Das, einer Himmelsurne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederschwebt,
Bei dessen Klang, empor ins Reich der Sonnen,

Von allen Banden frei, die Seele strebt:
Dich trifft der Todespfeil; die Parzen winken,
Und stumm in's Grab mußt du darniedersinken.

Ein Götterkind, bekränzt, im Jugendreigen
Wirst du nicht mehr von Land zu Lande ziehn
Nicht mehr in unsre Tänze niedersteigen,
Nicht hochroth mehr bei unserm Mahl erglühn.
Und nur wo einsam unter Tannenzweigen,
Zu Leichensteinen stille Pfade fliehn,
Wird Wanderern, die bei den Todten leben,
Ein Schatten deiner Schön' entgegenschweben.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, für's Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,
Und legt die Leier thränend aus den Händen."

Platen

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung in der Literatur, daß neue Töne, welche krankhafte Verstimmung oder tieferlebte Noth irgendwo stark angeschlagen, von Andern unter ganz verschiedenen Bedingungen, absichtlich oder unbewußt, als eigene Erfahrung aufgegriffen und mit gewissem Behagen ästhetisch ausgebildet werden. Und so finden wir auch die innere Ungenüge, die Kleist's Poesie und Leben zerstörte, bei Platen als den eigentlichen Zweck und Glanzpunkt seiner Dichtungen wieder.

August Graf von Platen (1796–1835) schweifte, wie Kleist, unbefriedigt von Land zu Land. Von Unmuth über persönliche Verhältnisse, wie es scheint, aus der Heimat vertrie-

ben, flüchtete er schon früh nach Italien. Allein in Florenz lernte er, „mehr und mehr Zukunft im Herzen, nur der kalten Mitwelt entsagen." Rom mit seinen stolzen Villen, unverwelklichen Alleen und ewig plätschernden Springbrunnen scheint ihm „wie auf der Seele zu lasten". Vergebens flieht er immer weiter; in Calabrien, in dem heiteren Neapel, in dem prächtigen Palermo wieder, nach kurzer Rast, schon wieder melancholisch, erinnert er somit an den Mann im Märchen, der, um den Hauskobold loszuwerden, seine Wohnung hinter sich verbrennt, unter dem geretteten Hausgeräth aber den Kobold unversehens mit fortträgt. – Endlich, in immer wachsender Reizbarkeit, fast schon ein Sterbender, von der Cholerafurcht von Stadt zu Stadt gejagt, endigt er durch eine eigenmächtige Selbstkur, womit er der Seuche zu begegnen meint, in Syrakus sein unerfreuliches Leben.

So augenfällig aber dieser Lebenslauf dem Kleist'schen gleicht – auch Platen war ursprünglich Offizier und mehr oder minder Autodidakt – so durchaus verschieden ist doch bei Beiden der innere Gehalt dieses Lebens. Während wir bei Kleist den Schatten des finstern Dämons nur unwillkürlich seine poetischen Gestalten verdüstern sehen, stellt Platen seinen Schmerz als ein Kunstwerk öffentlich aus, und was dort nur als verhaltener Schrei erschütternd ausbricht, wird hier mit allerlei Variationen künstlich in Noten gesetzt. Sehr natürlich; denn bei Kleist handelt es sich überall um Dinge, die gar wohl ein Menschenleben aus seinen Angeln heben können: um Vaterland, Ehre und eine ungeheuere, in sich selbst zusammenstürzende Zeit – bei Platen aber, wenn wir tiefer auf den Grund sehen, nur um kleinliche Interessen verletzten Autorstolzes.

Seinen Unmuth haucht er in zahllosen, oft rührenden Weisen aus:

„Wem Leben Leiden ist, und Leiden Leben,
Der mag nach mir, was ich empfand, empfinden;
Wer augenblicks sah jedes Glück verschwinden,
Sobald er nur begann darnach zu streben;

Wer je sich in ein Labyrinth begeben,
Aus dem der Ausgang nimmermehr zu finden,
Wen Liebe darum nur gesucht zu binden,
Um der Verzweiflung dann ihn hinzugeben;

Wer jeden Blitz beschwor, ihn zu zerstören,
Und jeden Strom, daß er hinweg ihn spüle
Mit allen Qualen, die sein Herz empören,

Und wer den Todten ihre harten Pfühle
Mißgönnt, wo Liebe nicht mehr kann bethören,
Der kennt mich ganz, und fühlet was ich fühle."

Dieser Unmuth steigert sich häufig bis zur ungeduldigen Todeslust:

„Soll ich ewig plagen mich und placken?
Näht mir endlich meinen Leichenlacken!

Wer nicht kriechen will und hündisch wedeln,
Bette früh sich bei den Todenschädeln.

A und O von dieses Lebens Psalter,
Trübe Jugend sind's, und trübes Alter.

Solchen Tanz, ich daur' ihn nimmermehr aus,
Fiedler Tod, o spiel' uns doch den Kehraus!"

Aber während Kleist, wo er auch immer umherschweifte, mit aller Glut der Seele sich nach Deutschland zurücksehnte und nur dessen Schmach und Unglück sein treues Herz zernagte, freut sich Platen, am fremden Strande fremde Lüfte athmen zu können, fern von der Heimat,

„Wo mir zerrissen sind die letzten Bande,
Wo Haß und Undank edle Liebe lohnen,
Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!"

Wir fragen mit Recht endlich ungeduldig nach dem Entsetzlichen, das einen jungen Dichter ereilen konnte, der, unabhängig nach Herzenslust soeben das schöne Italien durchzog? Der

Dichter selbst läßt uns nicht lange im Zweifel darüber. Wir begegnen nämlich zunächst mit fast schreckhaftem Erstaunen einem, bis dahin wohl noch niemals so bloßgestellten, monströsen Selbstgefühl, das uns bei aller Theilnahme, die wir keinem Unglücklichen versagen möchten, oft in seinen schönsten Gedichten unwillkürlich verstimmt. – Aus Vielem hier nur Einiges. So sagt er von seiner „verhängnißvollen Gabel“: „Es freut mich wenigstens, dieses Lustspiel als eine Art von deutschem Muster in dieser Gattung hingestellt zu haben, an welchem die Aesthetiker, was das Wesen des Komischen betrifft, lange Zeit lernen können.“ – Er schreibt ferner sich selbst folgende Grabschrift:

„Ich war ein Dichter, und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Styl, den Keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.“

– – –

„Es werden Spätre meinen Geist in Eden
Beschwören und entschuldigen und sagen:
Er dachte groß, wie konnt' er kleinlich reden?“

Dieser Mißton wird keineswegs gelöst, wenn er auch später, mit sophistischer Auslegung, sagt:

„Wie? mich selbst je hätt' ich gelobt? Wo? Wann? Es entdeckte
Irgend ein Mensch jemals eitle Gedanken in mir?

Nicht mich selber, ich rühmte den Genius, welcher besucht' mich,
Nicht mein sterbliches, mein flüchtiges, irdisches Nichts!
Weil ich bescheiden und still mich selbst für viel zu gering hielt,
Staunt' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Gast."

Es konnte nicht fehlen, dieses maßlose Selbstgefühl, wozu ihn weder Talent noch Gesinnung berechtigten, das demnach in der erträumten Bedeutung nie anerkannt werden konnte und daher sich überall verkannt und verletzt wähnte, wurde der Dämon, der den nervenschwachen Poeten fieberhaft durch's Leben stachelte. Darum entsagt er voll Bitterkeit dem undankbaren Vaterlande:

„Es war ein allzu jugendlich Beginnen,
Daß ich, wie Joseph, meinen Traum verkündet;
Draus hat sich mir der Brüder Neid entsponnen,
Die gern mich würfen in den tiefsten Bronnen.

Doch bis hierher, zu weit entferntem Strande,
Kann Lieb und Haß den Dichter nicht beschreien!
Hier mag er weilen, unzerstreut vom Tande,
Vom Wirrwarr deutscher Klatschereien;
Er konnte hier, in einem Zauberlande,
Die bange Brust von jedem Schmerz befreien:
Es steht bei dir, ihm vorzuziehn Lappalien,
Du nordisch Volk, ihn aber schützt Italien!"

Und anderswo:

„Wann einst der Unfug dieser Lügengeister
Jedwedes Maß phantastisch überschritten,
Dann werdet ihr, wiewohl zu spät, mich bitten
Und rufen dann die Kunst und ihren Meister:

O würde jener wieder uns gesendet,
Der uns den Pfad des Aethers wollte zeigen,
Doch seine Seele hat sich abgewendet!

Nie wird er mehr die Alpen übersteigen,
Und sein Geschäft ist unter uns vollendet!
Ja, meine ganze Rache sei das Schweigen!"

Allein es blieb nicht bei dieser stolzen Rache. – Arnim vergleicht irgendwo die bösen Launen, die so trübsinnig über den Gemüthern hängen, mit den schweizerischen Schneelavinen; ein vorüberfliegender Vogel, ein zu laut ausgesprochenes Wort, und sie stürzen verschüttend über Freund und Feind hernieder. So brachte auch hier ein kleines, gegen Platen gerichtetes Xenion Immermann's, das Heine in seine Reisebilder aufgenommen:

„Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Gaselen",

plötzlich jene geistige Krankheit des empfindlichen Dichters zum völligen Ausbruch. Immermann schien die Sache längst wieder vergessen zu haben, denn er ehrte Platen's später erschienene Gedichte und suchte sogar in persönlichen Verkehr mit ihm zu treten. Da schrieb dieser seinen Oedipus, ein Lustspiel, worin Immermann als Nimmermann, einem größtentheils unverdienten, jedenfalls unwürdigen Spotte preisgegeben wird. Allerdings ist der ganz persönliche Streit hier in's Allgemeine gezogen, indem er als Krieg der poetischen Wahrheit gegen das verkehrte Treiben der damaligen Tragödien überhaupt sich geltend macht, und Immermann gleichsam nur beiläufig der Repräsentant aller wirklichen oder eingebildeten Misere sein soll. Aber die gallbittere Gereiztheit hat Alles gelb gefärbt, und läßt nirgend jenen unbefangenen Humor aufkommen, der z. B. in Tieck's Komödien die Schlechtigkeit, weil er uns heiter über sie hebt, vernichtet und die Gegner zu todt lacht. Im Oedip vielmehr wird Alles, was damals in der Heimat berühmt war, bei Namen genannt: Raupach, „der schmiert ein Trauerspiel im Katzenjammer", Houwald, „ein alter Mensch, doch ähnlich einem jungen, ein Abcschütz von gereiften Jahren", Heine, „der Menschen Allerunverschämtester, dessen Küsse Knoblauchsgeruch absondern" u. s. w. Ja zuletzt bricht der verletzte Autorstolz in fast wahnsinnige Begeisterung des Hasses aus, indem er den Verstand zu Nimmermann sagen läßt:

„Und kraft der Vollmacht, welche mir die Kunst verlieh,
Und kraft des Scherzes, welchen ich bemeistere,
Der unter meinen Händen fast erhaben klingt,
Als wär's der Andacht hoher Ernst, und kraft der Kraft
Zerstör' ich Dich, und gebe Dich dem Nichts anheim!
Zwar wäre Dich vernichten eine kleine That;
Allein gesalbt zum Stellvertreter hab ich Dich
Der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft,
Die auf dem Hackbrett Fieberträume phantasirt,
Und unsre deutsche Heldensprache ganz entweiht;
Ja, gleich wie Nero wünscht' ich euch nur ein Gehirn,
Durch einen einz'gen Witzeshieb zu spalten es,
Um aller Welt zu zeigen eine taube Nuß,
Mit ungenießbar'm Floskelmoder angefüllt.
Verstumme, schneide lieber Dir die Zunge weg,
Die längst zum Aerger dient Vernünftigen!
An deiner Rechten haue Dir den Daumen ab,
Mitsammt dem Fingerpaare, das die Feder führt:
An Geist ein Krüppel, werde bald es körperlich!"

Worauf Nimmermann vom Publicum mit den Worten abgeführt wird:

„Lieber, komm! Ich führe jetzt,
Um Muße Dir zu schaffen, Dich an jenen Ort,
Den Britten Bedlam heißen, Deutsche Narrenhaus."

Aber der Haß ist ein trockener, bleicher, häßlicher Gesell, der sich in schönem Festgewande nur um so widerlicher ausnimmt. Und wie denn die Kunst überhaupt das Besondere hat, daß sie nächst Gott allein in gesundem Herzen wohnen mag, so hat auch hier der ungezügelte Hochmuth sich mit ihr nicht recht vertragen wollen, und unseren Poeten, bei all' seinem bewunderungswürdigen Formensinn, doch eigentlich nur zu einem negativen Dichter gemacht, der die besten Kräfte ruhelos in parodistischer Polemik verbrauchen mußte.

Mit gerechter Entrüstung dagegen ist die Verdächtigung unsittlicher Verirrungen zurückzuweisen, die erst von Ludwig Robert leise angedeutet und dann durch Heine hämisch weiter ausgesponnen wurde, weil Platen in seinen Sonetten, nach dem

Vorgange Shakespeare's, die männliche Schönheit gefeiert. Er steht hier, wie überall, rein und fern von aller modernen Lüsternheit – an sich schon die schlagendste, thatsächliche Widerlegung, wenn er auch in seinen „Lebensregeln" nicht selber gesagt hätte: „Fliehe die Wollust, die nicht allein den Körper, sondern auch den Geist schwächt. Beweise, daß du Herr deiner selbst bist. Halte alle sinnliche Liebe, sobald sie von der geistigen gesondert ist, für unerlaubt, des Menschen unwürdig. Suche deine geistige und sinnliche Natur so viel möglich in Harmonie zu bringen. Veredle deine Sinnlichkeit." – Ueberhaupt erscheint Platen, außer dem fatalen Bereiche seines Hauskobolds, durchaus als ein Gemäßigter, der sich zwischen den Dingen fast überall ein gewisses *juste milieu* einzurichten weiß. Seine Liebe schwingt sich nur selten über das, unter den Poeten einmal conventionelle Verliebtsein hinaus; ja das formenselige Gekose seiner Gedichte erinnert häufig an die gute alte Zeit der Gleim'schen Tändeleien, die nur, anstatt des damaligen Schlafrocks, hier den persischen Kaftan oder eine Toga mit stolzem Faltenwurfe umgeschlagen haben. Sagt er doch bezeichnend selbst:

„Aus edlen Dichtern einen Vers zu singen,
Gestreckt ins Gras, wo laute Quellen schäumen,
An Rosenhecken, unter Lindenbäumen
Das Leben unbesorgt dahin zu bringen:

Im Mai die Stirn mit jungem Laub zu krönen,
Die lauen Nächte, bis es wieder taget,
Durch Weingenuß und Liebe zu verschönen:

Dies ist, und wenn mich auch darob verklaget
Ein Sittenrichter, der es will verpönen,
Das Einzige, was meinem Sinn behaget."

Eine ähnliche Mitte hält auch seine politische Gesinnung. Von den großen Begebenheiten seiner Zeit, von der französischen Julirevolution (Ode an Karl den Zehnten) und dem Unglück Polens (Polenlieder) nicht unberührt, ent-

flammt das letztere seinen Zorn gegen Rußland, der aber, z. B. im „Reich der Geister", häufig schon wieder in krankhaften Haß umschlägt. Vorzüglich als Bollwerk gegen den barbarischen Osten wünscht er, nicht ohne Sympathien für das neue Frankreich, einen deutschen Kaiser, so wie eine freie Entfaltung des geistigen und Volkslebens in Deutschland, und Preußen soll den Banner dieser Freiheit erheben („An einen deutschen Staat"). Aber, noch ganz verschieden von seinen Nachfolgern in der politischen Poesie, will er jene Freiheit keineswegs zerstörungswüthig und gewaltsam über den Trümmern aller Geschichte aufpflanzen, er redet vielmehr den König von Baiern an:

„Allein wie sehr Du Wünsche des Tags verstehst,
Nicht horchst Du blindlings jedem Geräusch, Du nimmst
Das Zepter, jenem Joseph ungleich,
Nicht in die weltliche Faust der Neuerung.

Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in Dir,
Du fühlst verjährter Zeiten Bedeutsamkeit,
In's Wappenschild uralter Sitte
Fügst Du die Rosen der jüngsten Freiheit."

Noch weniger mochte er die beliebte Scheere einer, Alles planirenden Gleichheit:

„Konnt' ich doch sonst mich auferbaun,
Den lust'gen Lauf der Welt beschaun,
Nun hör' ich die politischen Schellen
Mir ewig vor den Ohren gellen,
Das Kleinste seh ich zu Höchst sich schwingen,
Als wolle der Staat die Welt verschlingen! –

Doch was die Zeit uns auch verspricht,
Natur! versiege du nur nicht!
Du mächtige, Mannigfache, Reiche,
Versinke nicht in's flache Gleiche!
Doch du hast niemals mit beschworen
Den Aberwitz beschränkter Thoren,

Du strebtest nie, daß Eins wie's Andre,

Und gönnst, daß jeder in Frieden wandre;
Den Weisen hüllst du in dein Licht,
Und giebst dem Schaf ein Schafsgesicht;
Der Mittelmäßigkeit Gewühle
Reibst du zu Staub auf deiner Mühle,
Und rufest, zu schalten weit und breit,
Das Große hervor von Zeit zu Zeit."

Dieselbe, etwas nüchterne Wählichkeit zeigt endlich auch sein religiöser Standpunkt. Er hat zwar eine Christnacht, ein Osterlied u. s. w. gedichtet; aber wie vornehm und marmorkalt ist das Alles gegen Novalis' geistliche Lieder! Man sieht wohl, er strebt auch in diesem Reiche nach einem leidlich befriedigenden Gleichgewicht, in der Schwebe zwischen den extremen Meinungen; nur daß ihm hier, wo es am wenigsten auf ein formales Zurechtlegen ankommt, die Lösung auch am wenigsten gelingen konnte. Es ist im Grunde doch nur eine gemachte Vernunftreligion mit halb christlicher, halb pantheistischer Färbung. Doch lassen wir ihn auch hier für sich selbst sprechen: „Deine Religion – sagt er in seinen Lebensregeln – sei die der Vernünftigen. Sie bestehe im Glauben an die große, Alles durchdringende Seele, deren Körper wir die Welt nennen; im Glauben an eine Vorsehung, deren lenkende Gegenwart alle Vorfälle deines Lebens dir unverkennbar beweisen." – „Denke aber deshalb nicht verpflichtet zu sein, dasjenige als wahr anzunehmen, was dir von den Menschen überliefert worden. Sobald du einmal die Vernunft unterdrücken mußt, so hat dein Glaube weder bestimmtes Ziel, noch Gränze." – „Die Vorsehung zu glauben, die du niemals körperlich erkennen kannst, ist der Beschränktheit deiner menschlichen Natur angemessen; aber denke nicht, Gott könne fordern, daß du Dinge anerkennst, die dem gesunden Verstande widersprechen, den er dir gab, durch den du ihm angehörst." – „Droht ein Unfall dich in die tiefe Schwermuth der Verzweiflung hinabzustoßen: ermanne dich an deiner göttlichen Natur. Was könnte den zu Boden schlagen, dessen Wille frei ist, und Keinem unterworfen?" – Seltsam! die Freiheit des menschlichen Willens soll

also überall genügend sein, und dennoch eine Vorsehung alle Vorfälle unseres Lebens lenken. Wir sollen nichts anerkennen, was dem gesunden Verstande widerspricht, und doch eine höhere Leitung annehmen, die wir körperlich (das heißt doch wohl mit unserem irdischen Verstande) niemals zu erkennen im Stande sind; wir sollen also gleichsam dem Verstand g l a u b e n ; wir sollen nur unserer Vernunft folgen, und doch soll, nach einer andern Lebensregel, diese Vernunft, ein Ausfluß des Weltgeistes, zuweilen irren können, weil sie auf eine unbegreifliche Weise mit dem Körper vereinigt und von ihm beschränkt sei. – In der That, ein solches *juste milieu* zwischen lauter Widersprüchen wäre das Allerunbegreiflichste, und Platen hat gar nicht unrecht, wenn er weiterhin sich selbst die Regel stellt: „Sogenannte Religionsstreite führe niemals, und breche das Gespräch ab, sobald man dir Gelegenheit dazu geben möchte."

Bei dieser confusen Nüchternheit ist wenigstens das consequent, daß er auch im Christenthum kein übersinnliches Geheimniß, sondern nur eine ganz löbliche Sittenanstalt, und in Christus nur „den Mann der Weisheit erkennt, den die Welt dankbar den Erlöser nannte." „Ehre im Christenthum, sagt er, die Reinheit seiner Moral und Alles, was geehrt zu werden verdient. Ehre in seinem Stifter, was dir bei einem Platon oder Marc-Aurel Bewunderung ablockt, und noch mehr als dies. Er fühlte mehr, was das schwache Menschengeschlecht zumeist bedürfe – feste Bestimmung seiner schwankenden Meinungen, untrügliche Aussichten. Er glaubte sich berechtigt und berufen, dasjenige im Namen der Gottheit selbst zu verkündigen als gewiß und unfehlbar, was er in seiner großen Seele für wahr und unumstößlich hielt; nämlich daß alles Gute gute, alles Böse aber endlich böse Früchte erzeugen müsse. Gewiß wurden viele jener Dogmata, die späterhin seine Jünger und deren Nachfolger ausbreiteten, niemals von ihm beabsichtigt."

Dasselbe ungefähr, was er hier mit dürren Worten sagt, hat er gleichzeitig (1817) in dem Schwanke: „Die neuen Propheten" poetisch dargestellt. Zwei Verstorbene: ein Orthodoxer,

als „Arme Seele", den Canisius in der Hand, mit schäbigem Rock und sammtener Mütze und einem Skapulier am Hals, und ein „Rationaler", mit englischem Frack und Tituskopf, treffen an der Himmelsthür zusammen, hinter der sich Sanct Peter versteckt hat, um ihr Gespräch zu belauschen und darnach ihre Würdigkeit zu erkennen. Die sehr dumme „Arme Seele" möchte nun nur für einen einzigen Tag der Teufel sein, um in dem wärmsten und größten Ofen die Philosophen zu braten. Sie will im Himmel die gute alte Zeit wieder einrichten, und erblickt die Welt nur

„als ein großes Theater,
In der obersten Loge den heiligen Vater,
Wir Priester bewegen an Schnuren und Ketten
Auf der Bühne die Laien als Marionetten;
Das Geheimste sogar, wir entziffern's leicht
Durch's Sacrament der Ohrenbeicht';
Loyola's Schaar treibt wiederum
Die Knaben in ihr Collegium;
Das Land durchzieht mit geistlichem Krame
Die Krüdener als Aposteldame;
Wie Manna regnen Stiftungen, Pfründen,
Man fordert zehn Prozent für die Sünden,
Man eilt, den bettelnden Mönchen die Wägen
Mit Kälbern, Geflügel und Schmalz zu belegen;
Viel Klosterbrüder sieht man wallen
Mit Testamenten in ihren Krallen" u. s. w.

Der Rationale dagegen, dem

„Der Hader der Partei'n befleckte
Die Seele nie, die den Pöbel verachtet
Und nach erhabner'm Ziele trachtet",

vergleicht die katholischen Heiligen, sehr zu deren Nachtheil, mit den menschheitbeglückenden Heidengöttern; die Dogmatik ist ihm eine eben so heilige als abgeschmackte Nuß, die niemand knackt, Priesterkniff der Pfeiler der Kirche. Er selbst aber glaubt ein Leben,

„das Alles belebt,
Einen Geist, der durch alle Geister strebt,
Von allem Edeln, allem Wahren,
Von allem Großen und Wunderbaren,
Von Allem, was unsern Busen schwellt,
Ein Ideal auf dem Gipfel der Welt.
Und seh' ich die Morgensonn' erwachen,
Wenn der Frühling kommt, wenn die Gärten lachen,
Die Herde weidet, die Schwalben bauen,
Und ich wandle dahin auf den bunten Auen,
Wo das Hageröschen am wilden Stocke,
Wo der Thymian blüht und die Maienglocke,
Da zeigt mir der Teppich des reichen Gefildes
Den Abdruck jenes unendlichen Bildes.
Und ist das Abendroth spät verschwunden
Und nahen die stillen, die traulichen Stunden,
Und ich schaue hinaus, wie der Himmel glüht,
Wenn die Weltensaat dem Auge blüht,
Und wie sie im ewig geschloss'nen Kreise
Vollenden die weite, gewaltige Reise,
Da fühl' ich noch mächtiger deine Spur,
Erhabene Seele der großen Natur!"

Dabei bringt er Bücher mit, um den Himmel aufzuklären:

„Schon seh ich im Geist, was diese Schriften
Für Leute bekehren und Nutzen stiften:
Der heilige Augustin liest hinfür
Nur das *Système de la Natur,*
Ignatius läßt den frommen Verein,
Studirt sich in die *Pucelle* hinein;" u. s. w.

So werden beide Himmelscandidaten – und zwar, wie man sieht, ziemlich frivol – lächerlich gemacht, beide heißt Sanct Peter zuletzt in des Teufels Namen sich fortpacken, und das Ganze endet also, ohne Andeutung einer höheren Vermittelung der Gegensätze abermals in vornehmer Neutralität. Doch fühlt man überall die heimliche Sympathie des Dichters für den Rationalen heraus, ein Gefühl, das durch andere Aeußerungen hinreichend bestätigt wird. Oder wer erkennt jenen englischen Frack mit dem Tituskopf nicht wieder, wenn Platen in Palermo ausruft:

„Aus jenen schönen Stirnen keimt
Nie ein Gedank' empor:
Auf jede hat ein Brett geleimt
Der schnöde Pfaffenchor.
Es hält ein ganzes Volk im Schach,
Wer's täglich dreist beläugt" –

wenn er dann in Rom sagt:

„Gern vermißt sei, neben dem Heidengrabstein,
Was so streng Rom jedem Verirrten weigert:
Jenes Jenseits, das des Apostel goldner
Schlüssel nur aufthut.

Führ't mich dorthin lieber, und sei's die Hölle,
Wo der Vorwelt würdigen Seelen Raum ward,
Wo Homer singt und der lorbeermüde
Sophokles ausruht."

oder wenn er, in seltsamer Resignation, dem Poeten ein allzubescheiden Theil vindicirt:

„Mögt an des Heiland's Seite dereinst ihr sitzen in Glorie,
Oder den Gott anschaun, der sich entschleiert vor euch!
Dichtern genügt das geringere Glück, auf Erden zu wandeln:
Möcht' ich im Munde des Volks gehn von Geschlecht zu Geschlecht!"

Wir sind hier absichtlich ausführlicher gewesen, um deutlich zu machen, wie bei Platen schon die Romantik vom Geheimnißvollen zum Gemeinfaßlichen, vom Glauben zur Negation sich wieder zurückwandte. Die natürliche Folge davon war, daß dieselbe, nachdem sie Zweck und angeborene Waffen einmal verwechselt hatte, diese nun auch bald zerstörend gegen sich selber kehren mußte. So sehen wir damals schon mehrere an sich romantische, und doch die romantische Richtung verspottende Komödien auftauchen, wie des witzigen und trockenen Ludwig Robert's „Cassius und Phantasus" u. a. Und so ist auch in Platen's Oedipus der Krieg gegen die Romantik offen ausgebrochen, wo er, alle bisherigen Sympathieen und Intentionen umkehrend, in der Schlußparabase ausruft:

„Auch faselt mir nicht von der Ritterlichkeit altdeutscher und
christlicher Dichtkunst,
Denn es bleibt sich Natur stets gleich und bewirkt durch Christen
und Heiden dasselbe. – –
Nicht schreitet zurück deshalb, krankhaft
Dem Gewesenen hold, das lange vermorscht!
Abwendet das Ohr paradoxem Geschwätz,
Seid Männer und steht, mit dem Fuß vorwärts,
Unerschütterlich fest, sucht Wahres und lacht
Des romantischen Quarks,
Und erquickt das Gemüth an der Schönheit!“

Das sind die ersten Trommelwirbel zum Geschwindmarsch des modernen Fortschritts, oder, was ziemlich gleichbedeutend, zum Rückzug der Romantiker; denn die Stich- und Commandowörter hatten sich eins nach dem andern so rasch verwandelt, daß nun wieder Rückschritt hieß, was eben erst unter ihnen Vorwärts geheißen. Die protestantische Gesinnung, von dem jugendlichen Aufschwung einer begeisterten Zeit unversehens überrascht und verblüfft, erblickte, da sie allmählich wieder zur Besinnung kam, sich mit staunendem Entsetzen unter katholischen Fahnen, und dünkte sich nun nicht wenig damit, reformatorisch gegen einen selbstgemachten und erträumten Katholicismus zu rebelliren. Von jetzt ab sehen wir daher dort ein Zelt nach dem andern abbrechen, und heimlich Uebergangsbrücken schlagen zur neuesten Literatur, und es macht fast den Eindruck, wie die plötzliche Stille eines verlassenen Kriegslagers, wo es noch vor Kurzem so bunt gewimmelt und fröhlich von Welteroberungen geklungen.

Hoffmann

So sehen wir jetzt die Romantik, nach ihrem geistigen Abfall, ihren Flug von der erstrebten und zum Theil wirklich erschwungenen Höhe unaufhaltsam immer rascher und tiefer bis

zum Gemeinen wieder hinabsenken. Immer deutlicher und entschiedner löst sich das religiöse Element von der Phantasie, und weil diese, so isolirt, nothwendig in leere Spielerei oder Verzerrung verfliegt, so zieht das religiöse Gefühl sich immer scheuer in sich selbst zurück, bis beide allmählich einander fremd und daher unbequem und störend, ja zuletzt feindlich gegenüberstehen. Die daraus entspringende innere Ungenüge, um so stechender, je schärfer die Zerklüftung hervortritt, wird nun, wie wir oben nachgewiesen, gar bald zur Zerrissenheit, bis dann auch das Bewußtsein jener Ungenüge schwindet, und diese endlich nur noch als ein bloßes ästhetisches Kunststück wohlgefällig sich selbst bespiegelt.

Das treffendste Bild dieses Ausganges bietet H o f f m a n n dar. Glimpf und Schimpf, Verstand und Ueberschwänglichkeit, Grauen und schallendes Gelächter, Rührung und ironischer Hohn ringen und fressen hier, wie die bekannten beiden Löwen, einander in der Verzweiflung wechselseitig auf, daß nichts als die Schweife übrig bleiben. Man könnte darauf die, von der Bibliothek der schönen Wissenschaften im Jahre 1758 gegebene Definition der Romanze anwenden: „ein abenteuerliches Wunderbare, mit einer possierlichen Traurigkeit erzählt." – Sie hatten die Phantasie von den Banden des Verstandes gelöst; aber die Befreite war ihnen plötzlich davongefahren und über Gipfel und Wipfel in wüstem Flug bis in jenes unwirthbare Leer hinausgestürzt, wo der Himmel dunkel und die Erde nur noch in gespensterhafter Luftspiegelung erscheint. Treffend daher sagte damals Jean Paul, obgleich er selbst früher Hoffmann in die Lesewelt eingeführt hatte, in Bezug auf diese Art von Poesie: „Unstreitig ist jetzt die Belladonna (wie man die Tollkirsche nennt) unserer Muse Primadonna und Madonna und wir leben im poetischen Tollkirschenfest."

Hoffmann war von seiner frühesten Jugend an eigentlich verwaist. Der Vater, ein Mann von unordentlichen Neigungen und von seiner Frau geschieden, starb bald. Eine alte, hinfällige Großmutter, eine stets kranke, blos vegitirende Mutter, beide

nie aus ihrem Zimmer kommend, eine geistreiche Tante, die, als die Vertraute seiner Schwächen, den Knaben verzog; dazu ein wunderlicher Onkel, der Essen, Trinken, Studien und Erholung pedantisch nach der Uhr trieb und von dem zwölfjährigen Knaben nach Herzenslust mystificirt wurde; in demselben Hause endlich das mystische Wesen Werner's mit seiner halbwahnsinnigen Mutter – das waren die Umgebungen, unter denen Hoffmann aufwuchs, abgesondert von seinen Schulkameraden, die ihn, wegen seines beißenden Witzes, nicht liebten. Ueberdem gehörte er zu den frühreifen Talenten und galt daher schon damals als das bewunderte Genie der Familie. Er selbst sagt hierüber: „In meiner ersten Erziehung, zwischen den vier Mauern mir selbst überlassen, liegt der Keim mancher von mir hinterher begangenen Thorheit. Deine gütige Freundschaft nennt die Frucht jener bizarren Einsamkeit – Originalität, – es ist aber, wie ich wohl weiß und empfunden habe, nichts als Starrköpfigkeit, Ungeschick! Das Uebersehen der Verhältnisse, die jedem, der als Knabe nachgeben und sich in die Umstände schicken gelernt hat, in's Auge fallen, hat mir einen guten Theil der Ruhe für lange Zeit gekostet." – Auch seine darauf erfolgte Anstellung bei der damaligen Regierung in Posen, wo er unter der, ihm geistig subordinirten Umgebung, wieder nur seine Uebermacht fühlte, und ein zügellos sinnliches Leben ihn von allen Seiten umwogte, konnte nur dazu dienen, theils den frühgeweckten Uebermuth seines Talents vollends zu entfesseln, theils ihn selber in jene sinnlichen Abgründe zu verlocken.

Ein solches, äußerlich gebundenes, innerlich desolutes Jugendleben aber, voll Anschauungen der seltsamsten Contraste, war wohl in der That geeignet, in einem unruhigen, talentvollen Jünglinge das Dämonische in's Diabolische zu verkehren. Und dies eben war das Charakteristische bei Hoffmann, daß er – ganz im Gegensatz von Brentano – anstatt das Dämonische in sich zu bekämpfen, es vielmehr recht mit Vorliebe und gleichsam aus einem wunderlich mißverstandenen Pflichtgefühl, auf alle Weise groß zog, und hegte und hätschelte.

Dies zeigt sich zunächst in einem innerlichen Sichgehenlassen auf Rechnung des exclusiven Genies, in einer Liebhaberei seiner selbst, einem völligen Dilettantismus in Kunst und Leben. Musik, Malerei, Poesie, ja selbst die Liebe trieb er eigentlich nur als Dilettant; er ist Theatercomponist, Decorateur, Architekt, auch ein geschickter Jurist; aber er nennt die Justiz den Klotz des Baugefangenen, den er hinter sich schleppe, „denn, sagt er, zu heterogen ist sie der Kunst, der ich geschworen." Mit den damaligen berühmten Männern Königsbergs (Kant, Hamann, Hippel, Kraus) kam er in gar keine persönliche Berührung; nicht die Mühe, ihn zu verstehen; anstatt der alten classischen nicht die Mühe, ihn zu verstehen; anstatt der alten classischen Literatur aber griff er nach Rousseau's Confessionen, und beschäftigte sich fortwährend viel mit Wiegleb's Magie.

Es ist dies im Grunde nur Mangel an Tiefe des wahren dichterischen Gefühls, das eben durch Ernst, Treue und Nachhaltigkeit sich unterscheidet. Darum suchte er sich vor jedem Zustande von Begeisterung sorgfältig zu verwahren. Deshalb hatte er auch für die freie Natur durchaus keinen Sinn, und wußte ihre verborgenen Stimmen nur in ihrem Conflicte mit der Unnatur, d. h. mit der gesellschaftlichen Verbildung, also eigentlich nur den Mißklang, aufzufassen. Das ist aber wesentlich ein bloßes Manöver der Reflexion, die in diesem, ihr fremden Gebiete nothwendig sich selbst verwirrt, weshalb denn auch seine sogenannten Kindermärchen (der Nußknacker etc.) keine wahrhaften Märchen, und nichts weniger als kindlich sind. Eben so haßte und vermied er alle Gespräche über Religion, Staatseinrichtungen und Politik, und blieb von den ungeheueren Begebenheiten seiner Zeit innerlich ganz unberührt. Im Jahre 1813, mitten unter dem Kriegsgetümmel, dichtet er in Dresden seinen Magnetiseur „mit großem Glück", und bei dem Zusammensturz seines Vaterlandes im Jahre 1807 lebt er in Warschau grade recht vergnügt und gemüthlich. „Die schöne Bibliothek des dasigen Musikvereins, sagt Hitzig, stand jeden Augenblick ihm zu Gebote, und sein Fortepiano hatte er sich

im Quartettzimmer aufstellen lassen. Mehr bedurfte es nicht, um ihn Franzosen und die Zukunft vergessen zu machen." In seinem Umgange aber war ihm sittliche Würde oder Gesinnung völlig gleichgültig; er wollte von seinen Freunden nur wie ein personificirtes Buch angehört, oder von ihnen durch Witz und glänzende Einfälle ergötzt sein. Muth dagegen und moralische Kraft bei Andern imponirten ihm jederzeit, weil sie ihm selber fehlten. – Im Capuzinerkloster zu Bamberg fühlt er sich durch die religiöse Umgebung „in eine gemüthlich exaltirte Stimmung" versetzt. Er sagt hierüber in seinem Tagebuche: „Herrliche, patriarchalische Köpfe der Capuziner. Wanduhr: *mors certa, hora incerta, una ex his.* Fantasieen; aber auf der Redoute ganz aus dieser Stimmung herausgekommen." Und so dienen denn alle diese Eindrücke letztlich zu nichts weiter, als zu poetischem Ausschmuck in seinen Elixieren des Teufels, im Kater Murr u. s. w.

Eine so schwachgestimmte Innerlichkeit mußte nothwendig gar oft in ihr Falset, in vage Schwärmerei, umschlagen. Wenn aber ein, als Komiker beliebter Komödiant sich einmal auch tragisch versuchen will, so reizt uns schon der erste Laut seiner wohlbekannten Stimme unwillkürlich zum Lachen. Einen ähnlichen Eindruck nun macht es, wenn Hoffmann z. B. über seine erste Liebschaft in die Worte ausbricht: „Eine neue Schöpfung hatte sie hervorgebracht – gereinigt von den irdischen Verbindungen schwebte sie mir entgegen in himmlischem Glanze – ich sah sie, ich fühlte sie, ich hörte ihre Stimme, sie bot mir einen Kranz von Myrthen und Rosen. – Freund! ich möchte heut gern aus mir selbst heraus – ein erhebendes Gefühl trägt mich empor auf kühnen Fittigen – Freundschaft und Liebe pressen mein Herz, und ich möchte mich durch die Mückenkolonne, durch die Maschinenmenschen, die mich umlagern mit Gemeinplätzen, gern durchschlagen, gewaltsam allenfalls!" – Und doch schlägt seine eigentliche, kalte Natur fast gleichzeitig durch, indem er bald darauf wieder sagt: „Daß ich meine Inamorata so ganz mit all' dem Gefühl liebe, dessen mein Herz

fähig war, daran zweifle ich sehr; nichts aber wünsche ich weniger, als einen Gegenstand zu finden, der diese schlummernden Gefühle weckt – das würde meine behagliche Ruhe stören, würde mich aus meiner vielleicht imaginairen Glückseligkeit herausreißen, und ich erschrecke schon, wenn ich nur an den Troß denke, der solch einem Gefühle auf der Ferse folgt – da kommen Seufzer, bange Sorgen, Unruhe, melancholische Träume, Verzweiflung u. s. w. – ich meide daher Alles, was so etwas involviren könnte. Zu jeder Empfindung für Cora z. B. habe ich gleich irgend eine komische Posse zur Sourdine, und die Saiten des Gefühles werden so gedämpft, daß man ihren Klang gar nicht hört." – Und dies Alles schon in seinem zwanzigsten Jahre! – Sein ganzes Leben war im Grunde nur ein geistreiches Capriccio ohne eigentlichen Inhalt.

Allerdings hatte auch er zwar ursprünglich das enthusiastische Sehnen nach einem besseren Zustande, welches den Genius vom Gemeinen scheidet. Aber er suchte diesen besseren Zustand einzig und allein im Vollgenuß der Kunst, in einer gänzlichen Hingebung aller Körper- und Seelenkräfte an dieselbe. Und weil er eben nicht umhin konnte, in allen lichteren Momenten jenen Mangel an Innerlichkeit und w a h r e r, künstlerischer Hingebung als ein Hemmniß selber schmerzlich zu fühlen, so machte er es, wie schon oben erwähnt, zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe, das Dämonische in sich trotzig herauszufordern, das Alles überwältigen und rechtfertigen sollte. „Was ist der Mensch, o Gott! pflegte ich – so schreibt er von sich selbst – oft andächtig zum Himmel blickend zu sagen, wenn mir der Nuits (eine Weinsorte) oder Chambertin Prima so recht mundete! In diesem Ausruf über die Nichtigkeit alles menschlichen Thun und Treibens tröstete mich aber grade die Ueberzeugung vom Gegentheil – denn nie fühlte ich die Lebendigkeit des l e b e n d i g e n Lebens mehr, als eben da! und jener Ausruf war so gut wie die Ausforderung eines unbekannten Widersachers im höchsten Uebermuthe, so wie im Shakespeare die besoffenen Schlingel die unverwundbare Luft mit

ihren Streichen zu verletzen trachten." – Allein der Teufel ist immer und überall mephistophelisch und verwandelt dem Dürstenden, der sich ihm verschreibt, den verheißenen Nectar in gemeines, ekles Gebräu. Auch Hoffmann gesteht: „Ein Kampf von Gefühlen, Vorsätzen u. s. w., die sich gradezu widersprachen, tobte schon seit ein paar Monaten in meinem Innern – ich wollte mich betäuben, und wurde das, was Schulrectoren, Prediger, Onkels und Tanten lüderlich nennen. Du weißt, daß Ausschweifungen allemal ihr höchstes Ziel erreichen, wenn man sie aus Grundsatz begeht, und das war denn bei mir der Fall. – Jede unverdiente, harte Kränkung, die ich erleiden mußte, vermehrte meinen innern Groll, und indem ich, mich immer und immer mehr an Wein als Reizmittel gewöhnend, das Feuer nachschürte, damit es lustiger brenne, achtete ich das nicht, daß auf diese Art nur aus dem Untergange das Heil entsprießen könne." – Und in der That, dieser Untergang, anstatt des geträumten Heiles, ließ nicht lange auf sich warten. Hoffmann schlug in Berlin fortan sein Reich im Weinhause bei Lutter und Wegner auf, wo er allnächtlich seine Feuerwerke von Witz und Phantasie verpuffte, und trieb zuletzt die Kunst, mit Hintansetzung seiner tieferen Intentionen, nur noch als Erwerb für die Weinkosten; er schrieb um zu trinken, und trank um zu schreiben.

So war er – da er den Zauberkreis, den Religion und Sitte um uns ziehen, freventlich überschritten hatte – den unheimlichen Gewalten jenseits dieses ewigen Kreises verfallen, und Revenants, Kobolde und allerhand ordinairer Spuk, mit dem er zu spielen sich vermaß, übte schadenfroh offene Macht über ihn, weil er, wie Goethe's Zauberlehrling, das heilige Bannwort vergessen. Ja, er glaubte nicht selten, diese phantastischen Zerrbilder leibhaftig vor sich zu sehen, und bei seinen nächtlichen Arbeiten mußte sich öfters seine Frau zu ihm setzen, um ihn zu beschützen. Sein eigentlicher Hauskobold aber war die Ironie. Diese Ironie, die bei Tieck noch wie ein ätherischer Duft anmuthig das Ganze durchweht, duckt bei Hoffmann schon selb-

ständig als materieller Doppelgänger auf, der ihm überall auf die Fersen tritt und, gleichsam ein travestirender Bajazzo, jedem Gedanken, jeder aufdämmernden Empfindung, fratzenhafte Grimassen schneidet. „Du weißt ja schon, schreibt er seinem Freunde Hippel (dem jüngeren), welch ein besonderes Affengesicht als versteckter Poet mich kitzelt!“ Und als er zu Bamberg, schon längst glücklich verheirathet, ein ganz junges Mädchen sterblich zu lieben wähnt, ruft er in seinem Tagebuche aus: „Sehr komische Stimmung; Ironie über mich selbst, ungefähr wie im Shakespeare, wo die Menschen um ihr offenes Grab tanzen – göttliche Ironie, herrliches Mittel, Verrücktheit zu bemänteln und zu vertreiben, stehe mir bei!“ – Aber Samiel scheint diesmal seine Hülfe versagt zu haben; denn gleich darauf folgt in dem Tagebuch: „Innerer Wurmfraß – exaltirte Stimmung – Ahndungen seltsamer Ereignisse, die dem Leben eine Richtung geben, oder – es enden. Incrustirter Gedanke – eine Pistole“ – und hierbei eine Pistole sauber an den Rand gezeichnet.

Es ist einleuchtend, ein solchergestalt potenzirter und sich selbst beschauender Kunstgenuß konnte ihm das Glück nicht geben, das seine Jugend davon geträumt. Daher die bittere Unzufriedenheit, das Abgeriss'ne, Fragmentarische in allen seinen Schriften; seine gedichteten friedlichen Zustände sind fühlbar nur g e m a c h t, fast Alles endigt mit einer schrillenden Dissonanz. Diesen Mißklang hat er in seiner poetischen Lieblingsgestalt, dem Kapellmeister Kreisler, verewigen wollen, aber natürlich auch hier nicht zu einer befriedigenden Lösung zu bringen vermocht; auch der Kreisler blieb Fragment, und mußte und sollte, nach des Dichters eignem Plane, nothwendig in Wahnsinn enden. Wie ein leidenschaftlicher Spieler pointirte Hoffmann fortwährend auf die e i n e Karte, immer heftiger und hartnäckiger, je unersetzlicher er an Leib und Seele verlor. Noch fünf Monate vor seinem Tode, als er seinen Geburtstag feierte, und einer der Freunde gelegentlich Schiller's Vers: das Leben ist der Güter höchstes nicht, anbrachte, fuhr ihm

Hoffmann mit einer entsetzlichen Heftigkeit entgegen: „Nein, nein, leben, leben, nur leben – unter welcher Bedingung es auch sein möge!“ Und mitten unter Todesschauern dictirte er noch seine letzte Novelle, „Der Feind.“ Nur einmal in dieser langen, ihm barmherzig vergönnten Prüfungszeit will seine Frau von ihm die kaum mehr vernehmbaren Worte gehört haben: „Man muß doch auch an Gott denken!“

So war sein Ende. – Hätte er, im Leben wie im Dichten, sich selbst überwinden wollen, er hätte vielleicht Größeres geleistet; daß er es konnte, hat er in seinem „Fräulein Scuderi“, im „Majorat“, und im „Küfer Martin und seine Gesellen“ überraschend dargethan. Sein Mangel war daher weniger ein literarischer, als ein ethischer, und es ist keineswegs zufällig, daß die ganz unmoralische sogenannte Romantik in Frankreich ihn fast ausschließlich als ihren deutschen Vorfechter anerkennt.

Immermann. Rückert. Chamisso

Wir sind hier endlich an den äußersten Grenzen der Romantik angelangt, wo sie kaum sich selbst mehr wiedererkennt. – Wenn ein vorzeitiger Herbst plötzlich hereinbricht, da werden die Wandervögel irr und schweifen unruhig hin und wieder, und wissen nicht wohin, denn ihre Zeit ist noch nicht gekommen, die ihnen Weg und Richtung weist. Und so sehen wir auch die Singvögel, welche die wechselnden Jahreszeiten der nationalen Bildung bezeichnen, wir sehen die Dichter dieser Periode in hastiger, unstäter Geschäftigkeit und Ungenüge, dem Alten entfremdet, und des Neuen noch ungewiß; man könnte sie die Heimatlosen nennen. Sie gehören, da sie keine Romantiker mehr sind, gleich Platen eigentlich auch nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung, und wir wollen daher nur drei der bedeutendsten unter ihnen – Immermann, Rückert und Chamisso – hier mit wenigen Worten noch erwähnen.

Immermann ist schon durch seine Individualität von seinen Vorgängern geschieden; eine starke, aber etwas herbe, durchaus oppositionelle Natur, wesentlich ein Verstandesdichter, der nicht ergötzen, sondern belehren will. Er stellt sich schon frühe – mehr in Folge gelehrter Studien, als innerer Nöthigung – außerhalb der Romantik mit seinen Dramen unmittelbar auf Shakespeare, mit seinen Romanen auf Goethe; und sein berüchtigter Kampf mit Platen ist, wenigstens von Seiten Immermann's, weniger persönlich, als vielmehr eine männliche Entrüstung, ein ethischer Ekel vor der prätentiösen Geziertheit der Romantik, wie sie seit Fouqué sich kundgegeben. Wie lose Immermann überhaupt nur noch mit dem Grundprincip der Romantik zusammenhängt, beweist auch seine völlig gleichgültige Behandlung der katholischen Ansicht, z. B. in seinem „Trauerspiel in Tirol", wo sie augenscheinlich das historische Grundelement bildet, und wo dennoch der, den Hofer tröstende Engel nur noch als bloße theatralische Decoration, mithin ganz ungeschickt und nutzlos, erscheint.

Aber zu scharfsichtig, um in der bloßen Opposition schon das positive Heil zu erblicken, und doch ohne die erforderliche eigne Productionskraft, selbst neue Bahnen zu brechen, überkam ihn nach und nach eine allgemeine, oft ingrimmige Trostlosigkeit, als sei nun seit Goethe Alles vorüber. Und in dieser natürlichen Verstimmung greift er, den Uebergang zu der allerneuesten Literatur unwillkürlich vorbereitend, schon oft factisch in die letztere hinüber, indem er jenen Uebergang selbst, mit klarem, keinerlei Täuschung zugänglichem Bewußtsein, zum Gegenstand seiner eigenen Dichtung macht. So in den „Epigonen", deren Held „Hermann" mit moderner Blasirtheit zwischen der unvereinbaren Vielheit und rathlosen Zerfahrenheit der neuen Zustände und Tendenzen irrwischartig hin und her geworfen wird. „In unseren Geschichten, sagt er am Schlusse dieses Romans, spielt gleichsam der ganze Kampf alter und neuer Zeit, welcher noch nicht geschlichtet ist." – Daß er aber auch in Immermann nicht geschlichtet war, beweist der,

fast verzweifelte, immer neue Anlauf, den er zu immer neuen, ganz verschiedenartigen Productionen genommen, zum freien und bühnengerechten Drama, zur Lyrik, zum Roman und zum Epos, um wenigstens für sich zu einem, vergeblich angestrebten, poetischen Frieden zu gelangen.

Auch Friedrich Rückert gehört, gleich Immermann, zu den Flüchtlingen der Romantik. Noch theilt er, zumal in seiner frühesten Zeit, als er unter dem Namen Freimund Reimar auftrat, fast alle Neigungen und Bahnen der Romantiker. Durchaus edel, sittlich, die Schönheit ehelicher Liebe innig feiernd, sehen wir auch ihn in den verhängnißvollen Jahren Deutschland's den romantischen Banner altritterlicher Tugend und Treue keck aufrichten, und aller männliche Ernst und Liebeszorn Friedrich Schlegel's leuchtet in ihm noch einmal auf, wenn er z. B. in seinen geharnischten Sonetten sein Volk anredet:

„Was schmiedst du, Schmied? „ „Wir schmieden Ketten, Ketten.“ “
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du Baur? „ „Das Feld soll Früchte tragen.“ “
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „ „Tod dem Hirsch, dem fetten.“ “
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du Fischer? „ „Netz dem Fisch, dem zagen.“ “
Aus euerm Todesnetz, wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „ „Knaben.“ “
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest, Dichter, du? „ „In Glutbuchstaben
Einschreib ich mein und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen.“ “

Ja er hat insbesondere eine Richtung der Romantik, die Meisterschaft in der Form, bis zur äußersten Vollendung ausgeführt.

Hierin dürfte zwar mancher Platen über ihn stellen; allein bei Platen ist es vielmehr Sache des Gelehrten, als des Dichters,

man fühlt überall unwillkürlich das Studium, die Absicht und Prätension heraus. Bei Rückert dagegen scheint das Schwierigste und Unerhörteste, weil es wirklich poetisch durchgeistet ist, sich von selbst zu verstehen, es ist, als hätte er eben nur eine feinere Hand um jedem verborgenen Triebe der deutschen Sprache seinen ungehinderten, natürlichen Wuchs zu geben, und viele seiner kühnen Reimverschlingungen gleichen musikalischen Fugen, die, eine geheimnißvolle Melodie in ihren seltsamsten Combinationen verarbeitend, zuletzt dennoch zu rechtem Klang und Abschluß kommen.

Dieses bewunderungswürdige Formentalent, dem nichts Fremdes fremd ist, erklärt andrerseits auch seine Neigung und seinen Beruf zu einer gewissen universalen Auffassung der poetischen Literatur. Seine Poesie durchläuft fast die ganze Scala der Dichtkunst, vom deutschen Volksliede und einfachen Märchen, durch alle Irrgewinde romanischer Kunstformen bis in die Rosengärten von Schiras, und seine sogenannten Uebersetzungen bleiben dennoch deutsch, weil er überall eben nur jenen, allen Nationen gemeinsamen Klang zu erkennen und anzuschlagen weiß, von dem er sagt:

„Daß über ihrer Bildung Gang
Die Menschheit sich verständ'ge,
Dazu wirkt jeder Urweltsklang,
Den ich verdeutschend bänd'ge."

Wir haben schon öfters erwähnt, daß die Romantik dieselbe universelle Tendenz hatte. Allein sie suchte sie auf andere Weise geltend zu machen. Sie ging weniger auf den bloßen Klang, sondern wollte vielmehr das Ganze auf die, aller modernen Poesie gemeinsame Grundidee, auf ihr christliches Element, zurückführen; während Rückert die mannigfachen Lebensströme der Völker in ihrem blos musikalischen Zusammenhange gleichmäßig nebeneinander gewähren läßt, ohne tiefer nach ihrer gemeinschaftlichen Quelle zu fragen.

Er ist daher in seinen Dichtungen ein eben so vollkommener Brahmine, als Mahomedaner, oder mittelalterlicher Katholik.

So hat er allerdings mehrere recht schöne christliche Lieder, und sagt in einem seiner Abendlieder:

„Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen
Wo meine Heimath ist."

Aber eben diese Heimath wird ihm nicht recht klar. Seine Frömmigkeit bleibt ein ästhetisches Gefühl, das meist in der schönen Form aufgeht, und daher, weil ein solches Gefühl einem ernsten Gemüth nimmermehr genügen kann, häufig durch einen Anhauch von Ironie sich selber paralysirt, wie z. B. in der „Bitte um Anstellung in der anderen Welt." Ja, diese Formenseligkeit hat ihn sogar verführt, die heiligen Evangelienbücher durch kunstreiche Verse aufschmücken zu wollen. Die religiöse Unentschiedenheit des blos ästhetischen Gefühles aber, da es Zeit und Ewigkeit, das Diesseits und Jenseits nicht im christlichen Sinne als ein sich wechselseitig bedingendes und ergänzendes Ganze lebendig aufzufassen vermag, erzeugt überall jenen inneren Zwiespalt, der das Leben unnatürlich zerklüftet, indem er Lust und Leid, die Sinnenwelt und das Gottesreich, als zwei unversöhnlich feindliche Gewalten einander entgegenstellt, während doch jene nur die sichtbare Brücke zum Unsichtbaren bildet. Und so klagt auch Rückert, wo er sich vielmehr des eigenen Mangels zeihen sollte, das Christenthum an und ruft mißmuthig aus:

„Ich war schon ziemlich ein Christ,
Und wär' es noch mehr geworden;
Doch mir verleidet ist
Auf einmal der ganze Orden.

Ihr machet es mir zu toll
Mit eurem christlichen Leide;
Mein Herz ist noch freudenvoll,
Darum bin ich ein Heide.

Bricht einst mein Lebensmuth,
Dann könnt ihr vielleicht mich erwerben;
Denn eure Lehre ist gut
Zu nichts auf der Welt als zum Sterben."

Auf diese Weise die christliche Vermittlung der Gegensätze zurückweisend, erstrebt er denn auch in der Religion eine universelle Ansicht, die alle Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gleichmäßig umfassen, erklären und rechtfertigen soll.

Bei den Romantikern deutet die Natur nur sehnsüchtig und symbolisch das Ueberirdische an, bei Rückert i s t sie selber Gott und Mensch und Alles. Er war daher auch der erste, der den geheimen Pantheismus, welcher in der Romantik nur fragmentarisch oder in mystischen Sprüchen erscheint, in der Poesie praktisch und zur Seele seiner überreichen Lyrik gemacht hat, und es ist in der That keine bloße poetische Redensart, wenn er ausruft:

„O Sonn', ich bin dein Strahl, o Ros' ich bin dein Duft,
Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!"

C h a m i s s o endlich ist ein Heimatloser schon durch seinen Lebenslauf. In Frankreich geboren und in Deutschland gebildet, ist diese seine Beidlebigkeit nicht ohne Einfluß auf seine Dichtung geblieben. Ein deutsches Gemüth, keusch, ehrenhaft, treu in der Freundschaft, sittlich und fleißig; bei einem durchaus französischen Naturell, das mit großem Geschick auf das Aeußerliche, Kunstreiche gerichtet, aber ohne nachhaltige Tiefe, und indifferent in religiösen Dingen. Daher, weil ihm die wesentliche Innerlichkeit und Hauptbedingung der Romantik fehlte, wußte er sich nicht rein zu halten von absichtlicher Effectmacherei. Die stille, unsichtbare Gewalt der Poesie, die er gar wohl ahnte, genügte dem Deutschfranzosen nicht, er wollte sogleich den praktischen Erfolg sehen, sie sollte „packen", wie er sich oft mündlich auszudrücken pflegte; und so zerrte er, in neufranzösischer Manier, die Romantik nicht selten in's Schauerliche und Gräßliche hinüber. – Das erste Auftreten

eines Dichters in ursprünglicher, rücksichtsloser Jugendfrische ist in der Regel sein geistiges Signalement für die ganze Lebenszeit. Chamisso's erstes Debut aber war ein Mißgriff. Das sogenannte rothe Taschenbuch, wo er mit seinen ersten Versuchen sich kopfüber in die Romantik stürzte, ist wegen seiner abenteuerlichen Uebertreibungen sprichwörtlich, ja später ihm selber ein Gräuel geworden, und beweist eben nur, wie wenig er eigentlich gleich vom Anbeginn mit der Romantik innerlich sympathisirte. Im Grunde hat er in seinem „Schlemihl" nur sein eigenes Dichtergeschick niedergelegt: den ewigen Conflict von Schein und Sein, die er, wiederum französischerweise, in seinen Gedichten so häufig verwechselt. Dieses wunderliche Märchen, das durch seine pikante Unbestimmtheit sich überall beliebt gemacht, gehört zu jenen glücklichen Aperçüs, deren Werth und Bedeutung die Poetischen in der Philosophie, die Philosophischen in der Poesie suchen.

Schluß

Wenn wir nun die kurze Laufbahn der Romantik, wie wir sie vorstehend in ihren einzelnen Führern zu bezeichnen versucht, noch einmal im Ganzen überschauen, so sind es vorzüglich zwei charakteristische Momente, die sie von andern Literatur-Epochen unterscheiden; erstens die Allgemeinheit des geistigen Umschwungs, der nicht etwa, wie in früheren Perioden, die Poesie allein oder wohl gar nur einzelne Gattungen derselben, sondern den ganzen Ideenkreis erfaßte; und zweitens das religiöse Grundwesen dieses Umschwungs, welcher eben deshalb ein so totaler sein mußte, weil ja die religiösen Gefühle und Ueberzeugungen überall das geheimnißvolle Senfkorn sind, aus dem die Gesammtbildung einer Nation emportreibt.

Wir haben bereits oben erwähnt, wie die Reformation in ihrem natürlichen Fortgange jene Bildung auf das emancipirte

Subject gestellt und dadurch in allen ihren Zweigen gründlich alterirt hatte. Fichte's Anfang in seinem System des absoluten Ichs (1794) bildet nur die Spitze aller wissenschaftlichen Consequenzen der Reformation. Dieses absolute Ich nämlich, unter Negation aller bestehenden Wirklichkeit, producirt, wie anderswo treffend gesagt wird, selbst erst durch einen Act der höchsten Freiheit, durch sein erkennendes Handeln, d. i. durch sein Bewußtsein, die wahre Wirklichkeit, und ist somit sein eigner Gott und Schöpfer der Welt, die nur in diesem Bewußtsein existirt. – Hier aber war in der That der Protestantismus an dem unvermeidlichen Abgrunde angelangt, gegen den kein weiteres Protestiren mehr galt; er mußte sich entweder kopfüber hinabstürzen, oder, wider seine Natur und erträumte Omnipotenz, zu dem ursprünglich Göttlichen über dem Ich wieder zurückkehren. Das Letztere versuchte Schelling philosophisch zu vermitteln, indem er das Ideale und Reale als Eines begründete im Absoluten, aus dem das Ich und die reale Welt hervorging, und das also die Identität von Natur und Geist, oder Gott selber ist. Dieser Totalanschauung des Lebens gemäß sind Wissenschaft und Religion Emanationen jenes Absoluten, die Weltgeschichte nur die Selbstentwickelung und Offenbarung desselben, der Staat sein organischer Körper, die Schönheit aber die endliche Darstellung des Unendlichen vermittelst der Kunst, welche mithin eine unmittelbare Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste ist.

Man sieht aus diesen wenigen Andeutungen, wie nahe verwandt diese Philosophie der Romantik war, indem sie eigentlich eben nur das wissenschaftlich begründete, was gleichzeitig die Romantik an den einzelnen Erscheinungen des Lebens poetisch nachzuweisen strebte. Auch die Romantik nämlich bethätigte, wie wir oben sahen, ihre tiefgehende Opposition gegen die Folgen der Reformation vorzüglich dadurch, daß sie dem allmächtigen Subject ein Absolutes, die positive Religion, entgegenstellte. Auch sie begriff das Leben und seine großen historischen Momente nur als Offenbarungen Gottes, und Kirche,

Staat und Volk hiernach als eine, wenngleich selbständig gegliederte Einheit, wie sie allerdings im Mittelalter sich in Europa, und namentlich in Deutschland, zu einer gesunden Nationalität entfaltet hatte. In der Dichtkunst insbesondere aber bekundete sie diese ihre höhere und durchaus religiöse Weltanschauung durch die, dem Christenthum eigenthümliche, versöhnende Liebe, die kein blindzermalmendes Schicksal anerkennt, nichts Großes und Edles diesseits vernichtend abbricht, sondern auch das Tragische nur als ein verklärendes Märtyrthum auffaßt. Ja selbst in der Behandlung der Liebe im gewöhnlichen, engeren Sinne zeigt sich jenes Streben nach einer höheren Vermittelung des Realen und Idealen. Denn wenn die Romantik die Natur und deren geistigsten Ausdruck, die menschliche Schönheit, als ein Symbol des Göttlichen betrachtete, so mußte nothwendig auch die Liebe, als das tiefere Gefühl dieser Schönheit, dem Göttlichen zugewendet und in den geheimnißvollen Kreis des Ewigen mit aufgenommen werden. Daher sagte Schleiermacher damals in seinen vertrauten Briefen: „Nun aber die wahre himmlische Venus entdeckt ist, sollen nicht die neuen Götter die alten verfolgen, sonst möchten wir verderben auf eine andere Art. Vielmehr sollen wir nun erst recht verstehen die Heiligkeit der Natur und der Sinnlichkeit, deshalb sind uns die schönen Denkmäler der Alten erhalten worden, weil es soll wiederhergestellt werden, in einem weit höheren Sinne als ehedem, wie es der neuen schönen Zeit würdig ist: die alte Lust und Freude und die Vermischung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgesonderte Werk einer eigenen gewaltigen Gottheit, sondern Eins mit dem tiefsten und heiligsten Gefühl, mit der Verschmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menschheit zu einem mystischen Ganzen. Wer nicht so in das Innere der Gottheit und der Menschheit hineinschauen und die Mysterien dieser Religion nicht fassen kann, der ist nicht würdig, ein Bürger der neuen Welt zu sein."

Und hier können wir nicht umhin, eines Vorwurfs zu gedenken, den man den Romantikern oft genug gemacht hat, eine

laxe Moral nämlich bei Darstellung des Sinnengenusses. Ein solcher Vorwurf hätte nur da Sinn und vollkommene Berechtigung, wo das Gemeinsinnliche im kokett drapirten Gewande einer blos conventionell idealen Tugendlichkeit in die Salons eingeführt werden soll, wie z. B. bei Wieland; oder wenn es, wie in manchen neuesten Dichtungen, gradezu die Larve abwerfend, sich frech und nackt, als Göttin der Vernunft, zu allgemeiner Anbetung auf den Altar stellen will. Von beiden Todsünden aber müssen wir die Romantik, einige verhältnißmäßig seltene Verirrungen aus unbewachter Lust abgerechnet, durchaus freisprechen; und Tieck, den jener Vorwurf vielleicht am häufigsten getroffen, sagt ganz richtig: „Nicht darin besteht das Verderbliche, daß man das Thier im Menschen als Thier darstellt, sondern darin, daß man diese doppelte Natur gänzlich läugnet, und mit moralischer Gleißnerei und sophistischer Kunst das Edelste im Menschen zum Wahn macht, und Thierheit und Menschheit für gleichbedeutend ausgiebt."

Wir sind gewiß weit davon entfernt, irgend einer lüderlichen Literatur das Wort reden zu wollen. Aber eben so entschieden müssen wir, um dem Dichter sein angeborenes Recht zu wahren, gegen das andere Extrem protestiren, das in dieser religiös aufgeregten Zeit der Poesie um so größere Gefahr droht, als es sich in den Mantel christlicher Liebe hüllt und mit geweihten Waffen zu streiten scheint; wir meinen den unzeitigen Rigorismus kirchlicher Beschränktheit von der einen Seite, und anderseits die Prüderie der Pietisten, dieser Pedanten der Sittlichkeit.

Die ersteren möchten am liebsten alles Sinnliche, namentlich alle Darstellung der Liebe, aus der Poesie verbannen, übersittlich und strenger als Christus, der selbst die Geschlechtsliebe durch die Ehe geheiliget hat. Sie wollen, allerdings ehrlich, nur das Ueberirdische, bemerken aber in ihrem blinden Eifer nicht, daß das Ueberirdische an sich undarstellbar ist, daß wir ja in aller Kunst nur die Sinnenwelt zum Maßstabe des Uebersinnlichen haben, und daß mithin z. B. eine gute Darstellung der heiligen Jungfrau, so wie jedes Heiligenbild, ohne jenes leben-

dige Gefühl der irdischen Schönheit ganz unmöglich wäre. Es ist überhaupt wider die Weltordnung und hat jederzeit die meiste Verwirrung hervorgebracht, irgend eine nicht zu beseitigende Elementarkraft der Seele, weil sie dem Mißbrauch ausgesetzt, eigensinnig ignoriren zu wollen, anstatt sie vielmehr nach besten Kräften zu veredeln. Ist daher, nach menschlicher Voraussicht, durchaus keine Hoffnung vorhanden, die Liebe jemals gründlich von der Erde vertilgen zu können, so handeln diejenigen ohne Zweifel sehr unverständig, die sie von ihrem natürlichen Boden, von der Poesie, abzutrennen trachten, und, also entadelt, nur den niedern Begierden zum Raube vorwerfen. Eben weil die Liebe nur von Poesie lebt, bildet sie auch das unverwüstliche Grundthema aller Dichtungen, dessen höhere oder gemeinere Auffassung von jeher den wahren Dichter von dem unberufenen unterschieden hat.

Der Pietismus dagegen, zaghafter und ohne die entschlossene Begeisterung einer totalen Umkehr, die von keinen Concessionen weiß, möchte zwischen jener klösterlichen Ascetik und der weltlichen Zügellosigkeit sich in Poesie und Leben ein stillfrommes *juste milieu* zurechtmachen. Er will den Sinnengenuß und die Liebe sich allenfalls gefallen und wohlbekommen lassen, aber zugleich aus Furcht vor der Sünde die Lust neutralisiren. Die Farben sollen nicht brennen, die Blumen erst ängstlich fragen, ob sie nicht etwa zu kräftig duften und vielleicht ein paar Schwachköpfe berauschen könnten; das ganze gewaltige Leben soll in ein sanftes Handbuch der Moral umgeschrieben werden *in usum Delphini:* jener zerfallenen, wurmstichigen, histerisch schreckhaften Unschuld, die aus jedem Blütenkelche nur ihr eigenes heimliches Teufelchen aufducken und ihr ein Schnippchen schlagen sieht. Aber die schwüle Langweiligkeit eines solchen englischen Sonntags ist, abgesehen von der dabei kaum zu beseitigenden Heuchelei ohne Zweifel unheilbrütender, als die unbefangene kecke Lust eines gesunden Volkes, das wieder einmal den Arbeitsschmutz der ganzen Woche von sich kehrt und sich innerlich stärkt. Denn rechte Freude ist eine

eben so starke Schwinge, und lehrt eben so herzinnig beten, als die Noth, weil beide, worauf es doch am Ende ankommt, die Rinde der trägen Gleichgültigkeit brechen, die das Herz vom Himmel scheidet. In jener temperirten, flauen, abgeblaßten Sitten-Diät und Selbst-Verhätschelung aber ist, wie in aller Halbheit, keine Erhebung.

Beide Gegner daher, die herben Ascetiker wie die süßlichen Pietisten, würden, wenn das überhaupt thunlich wäre, in ihren Consequenzen gar bald mit der Poesie fertig werden, die sie ohnedem, weil sie sie nicht verstehen, nur unwillig toleriren. Denn eine kräftige Sinnenwelt ist das unabweisbare Material aller Kunst, und es ist gleichviel, ob die einen dieses Material ganz vernichten, oder die andern es zu einer impotenten Negation verstümmeln wollen. Diese unerquickliche Leere aber, womit weder Gott noch Menschen gedient ist, müßte nothwendig wieder zur Lüge führen, d. i. zur falschen Sentimentalität, oder zu dem Surrogat einer abstracten Unnatur mit körperloser Liebe und rhetorischer Tugend. Grade der frische Blick in die Welt und die tiefere Ahnung ihrer verhüllten geistigen Physiognomie bezeichnet den Dichter, dessen Sache es ist, nicht, wie der Vogel Strauß beim Anblick des Jägers, vor dem bunten Wirrsal feig den Kopf zu verstecken, sondern die sinnliche Erscheinung im Feuer himmlischer Schönheit zu taufen und vom Gemeinen zu erlösen. Nur in der wohlverstandenen, innigen Eintracht von Poesie und Religion also ist für Beide Heil; denn die wahre Poesie ist durchaus religiös, und die Religion poetisch, und eben diese geheimnißvolle Doppelnatur Beider darzustellen, war die große Aufgabe der Romantik.

Allein mit der obenerwähnten Uebereinstimmung und Hingabe der Romantik an die Naturphilosophie, so sehr sie auch den wechselseitigen Aufschwung fördern mochte, war doch unläugbar auch eine gefährliche Versuchung gegeben. Denn indem diese Philosophie Alles unter dem Absoluten als Eines zusammenfaßte, lag der extreme Irrthum nicht gar fern, welcher, wie Gott in der Welt, so die Welt und mithin auch jedes Ein-

zelne in jener allschaffenden, sich stets neugebärenden Weltkraft aufgehen läßt; mit Einem Wort: jene, dem mystisch gesteigerten Naturgefühl überall sehr gewöhnliche phanteistische Ausschweifung, wie wir sie in Werner's frühesten Schriften bemerkt haben. Werner ist, nach mannigfachen Irrwegen, zur Kirche zurückgekehrt. Die Romantik aber entfernte sich auf der von ihm eingeschlagenen Bahn immer weiter von ihr, nicht gewahrend oder nicht beachtend, wie ihre ganze Bedeutung und das, was sie von früheren poetischen Schulen unterschied, eben darin lag, daß sie das P o s i t i v e des Christenthums, also die Kirche, in Leben, Kunst und Wissenschaft wieder frei und geltend zu machen übernommen. Nachdem dieser natürliche Boden einmal verschoben war, fing jeder an, anarchisch sich selbst seinen Katholicismus nach eignem poetischen Gelüsten zuzustutzen; und so entstand, gleich wie beim babylonischen Thurmbau, allmählich jenes wunderliche Gemisch von Mysticismus, katholischer Symbolik und protestantischer Pietisterei, jener conventionelle Jargon altdeutscher Redensarten, spanischer Constructionen und welscher Bilder, der fast an des simplicianisch-deutschen Michels verstümmeltes Sprachgepräng erinnert, und insbesondere bei L ö b e n (Isidorus Orientalis) unbewußt sich selber parodirt. Da bezieht sich Alles mit einer Art von priesterlicher Feierlichkeit auf den Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie, aber die Poesie selbst, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber reden, kommt nicht zum Vorschein vor lauter Complimenten davor und Anstalten dazu. Oder wer könnte wohl eine gelungenere Parodie von Novalis' Idee der Durchdringung und Erlösung der Welt durch die Poesie ersinnen, als Löben in seinem sehr ernst gemeinten Romane „Guido" wider Wissen und Willen gegeben, wo es am Schlusse heißt:

„Thränen wohnen in den Düften,
In den Düften wohnt das Leben,
Leichtem Weben, lichtem Schweben
Losgegeben."

„Die schlimmste Zeit ist aus, das Suchen hat ein Ende. Die Asche ist weggeblasen, darunter auf dem Altar der Karfunkel gefunden. – Ein ewiger Tanz mit Träumen und Herzen soll unser Leben sein. – Weiter wurde der Kreis, durcheinander flogen die Tanzenden. Oben in der Luft tanzte der Adler und der Phönix, die Narzisse und die Hyazinthe zusammen; sie beschrieben unaufhörliche Kreise um die Sonne auf des Königs Haupt. – Und die Planeten faßten sich an, und rannten um die neue Sonne, und die Sterne faßten sich an, und brausten um die Unendlichkeit, und Milchstraßen tanzten mit Milchstraßen, und Ewigkeiten faßten Ewigkeiten an und immer schneller, immer schneller und schneller zuckten sie durcheinander, und brannten auf, und schlugen empor, und stäubten verjüngend in die schmelzende Zeit hinein, und das Weltende jauchzte durch die sprühenden Funken hindurch, und die Walzer flogen um Gott." – Andere nahmen die Sache schon leichter und tolerirten den Katholicismus, der ihnen nur noch ästhetische Gültigkeit hatte, als bloße Decoration, wie z. B. Fouqué in seinen Ritterromanen; während andererseits der unpoetische M ü l l n e r gar das heidnische Schicksal mit seinem türkischen Fatalismus in katholisch-spanischem Costüm zu seinem Tragödien-Gott einsetzte.

Wo aber der positive Glaube abhanden gekommen, schwankt das immer bewegliche Zünglein des menschlichen Geistes rathlos zwischen den entgegengesetztesten Extremen; und so erweckt auch hier die pantheistische Zerstörung der Individualität gar bald wieder alle alten, zärtlichen Mitgefühle für das schnöd verkannte Subject. Indem jedoch die Romantik auf solche Weise mit dem Unglauben, dem modernen Aberglauben an die Allmacht des Subjects, und allen den weltlichen Mächten, gegen die sie ja eben zu Felde lag, so mattherzig zu capituliren, ja zu kokettiren begann, hatte sie auch schon sich selbst säcularisirt. Es entstand in dem Feldlager Unsicherheit und Verwirrung, und aus dieser Verwirrung, weil sie den Nerv des Ganzen traf, jene innere Zerrissenheit, welche die letzten Stadien der

Schule charakterisirt und nichts mehr von der kecken Zuversicht und Morgenfrische weiß, mit der die ersten Romantiker im Vollgefühl des guten Gewissens ausgezogen.

Aber auch noch von einer anderen Seite, auf dem eigenthümlich künstlerischen Gebiete der Romantik selbst, lauerte der Feind. In der zweideutigen Richtung, die Tieck mit seiner Ironie angegeben, lag schon der heimliche Abfall. Denn was die Romantik unternommen, konnte, wie wir gesehen, nur aus dem innersten Marke der Gesinnung, aus der tiefsten Wurzel des religiösen Lebens heraufgebaut werden; wir sagten schon früher, ihre Aufgabe war halb eine ethische, die romantischen Poeten aber nahmen sie blos ästhetisch. Indem sie mit jener ironischen Vornehmheit sich über den Inhalt hinausstellten, ging ihnen dieser allmählich und unvermerkt in der bloßen Form auf. Es konnte daher nicht fehlen, die Form wurde zur Formel, und es entstand eine romantische M a n i e r, wie sie z. B. in Fouqué's Recken uns anwidert. Ja der scharfe Accent, den sie hiernach einseitig auf die bloße Form legten, und die darin erlangte Meisterschaft mußte, weil hier das Talent willkürlich zu schaffen schien, ihrerseits wiederum zu einer aristokratischen Selbstvergötterung, zu dem Genie-Cultus führen, der in manchen romantischen Dichtungen fast ausschließlich gefeiert wird.

So hatten nun allerdings die Romantiker – und h i e r erscheinen sie durchaus liebenswürdig – den Rationalismus aus allen seinen verjährten Positionen und Verstecken in Religion, Politik, Haus, Erziehung und Sitte unbarmherzig herausgejagt; vielleicht das ergötzlichste Hallali, das jemals durch die Literatur erklungen. Das Feld, das sie damals auch in der öffentlichen Meinung vollständig behauptet, war mit papiernen Lorbeerkränzen und Perücken bedeckt, und die zu Tod erschreckten Kahlköpfe, nachdem die wilde Jagd längst vorübergestürmt und sie selbst sich wieder stattliche Zöpfe angedreht haben, können die unerhörte Keckheit noch immer nicht vergessen, und rufen ihnen noch bis heute ingrimmig das entsetzliche Wort: Jesuiten! nach. Mit Recht nannte daher Goethe die Romantiker

fürchterliche Gegner „aller Nichtigkeit, der Parteisucht für das Mittelmäßige, der Augendienerei, der Katzenbuckelgeberden, Leerheit und Lahmheit, in welcher sich damals die wenigen guten Producte verloren." – Allein es war bei ihnen mehr oder minder eben auch nur die frische Jagdlust, die sie so weit fortgerissen. Sie hatten sich durch das wuchernde Schlingkraut der rationalistischen Wüste zwar tapfer durchgehauen, stutzten aber, als sie nun plötzlich vor der vergessenen, alten Kirche standen; sie wollten allerdings das Positive, aber nicht aus orthodoxem Eifer, sondern um des Geheimnißvollen und Wunderbaren, um des schönen Heiligenscheins willen, der das Positive umgiebt; sie gaben statt der heidnischen Mythologie, eine christliche Mythologie; mit e i n e m Wort: sie verfochten einen Glauben, den sie im Grunde selber nicht hatten.

Und das konnte auch füglich nicht anders sein. Wir sahen, der Inhalt der Romantik war wesentlich katholisch, das denkwürdige Zeichen eines fast bewußtlos hervorbrechenden Heimwehs des Protestantismus nach der Kirche. Daher auch die, auf den ersten Blick befremdende Erscheinung, daß diese moderne Romantik grade im katholischen Süden nur wenig Anklang gefunden, weil eben hier die Poesie der Religion, die sie heraufbeschwören wollten, wenigstens im Volke noch fortlebte; man erstaunte oder lächelte über solche luxuriöse Anstrengungen für Etwas, das sich ja von selbst verstand. Im nördlichen Deutschland dagegen, welchem die Romantiker angehörten, waren diese fast ohne Ausnahme protestantisch geschult und in der außerkirchlichen Wissenschaft und Lebensgewohnheit aufgewachsen. Sie mußten daher gleichsam sich selbst erst in's katholische Idiom übersetzen, das nicht ihre Muttersprache war; sie hatten dort frühzeitig schon vom Baume der Erkenntniß genascht und jene katholische Unbefangenheit und Unschuld verloren, die, weil sie es ganz ist, kaum weiß, daß sie katholisch sei; es fehlte ihnen mithin der natürliche Boden einer katholischen G e s i n n u n g , die allein vermögend war, ihre Ueberzeugungen zur lebendigen poetischen Erscheinung zu bringen.

Daher ihre unsichere Haltung, dieser gemachte, sprunghafte, forcirte Katholicismus, der, stets unbefriedigt, immer über sich selbst hinausgeht.

In Hoffmann sahen wir das letzte aufflackernde Knistern der Flamme, die bereits allen Inhalt verzehrt hatte, und der endliche Sprung aus dieser Phantasterei zu dem neuesten Nihilismus hat hiernach kaum etwas Befremdendes mehr. Erging es doch längst schon den Romantikern ungefähr wie den römischen Auguren, die bei ihren feierlichen Weissagungen einander nicht ohne heimliches Lächeln in's Gesicht sehen konnten. Processionsmüde von ihrer Wallfahrt aus dem heiligen Lande zurückgekehrt, fühlten sie eine menschliche Sehnsucht nach den Fleischtöpfen der irdischen Heimat und schämten sich ihrer armen, schäbiggewordenen Pilgertracht vor der daheimgebliebenen Geistreichigkeit, die ihrerseits nicht unterließ, die Zurückgekehrten mit einer Marseillaise großmüthig einzuholen. Heinrich H e i n e, ursprünglich selbst noch Romantiker, macht hierbei die Honneurs, indem er aller Poesie das Teufelchen frivoler Ironie anhängt, das jubelnd ausruft: Seht da, wie hübsch, ihr guten Leute! aber glaubt ja nicht etwa, daß ich selber an das Zeug glaube! Fast jedes seiner schönen Lieder schließt mit solchem Selbstmorde. Die Zeit hatte allgemach den Romantikern hinter die Karte geguckt und insgeheim Ekel und Langeweile vor dem hohlen Spiele überkommen. Das sprach Heine frech und witzig aus, und der alte Zauberbann war gelöst.

So gefährlich ist es, mit dem Heiligen zu spielen. Denn wer hochmüthig oder schlau die ewigen Wahrheiten und Geheimnisse als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen vermeint, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verstande oder der Poesie allein, sondern allen dreien, dem ganzen Menschen angehört, blos mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird zuletzt eben so gern an den griechischen Olymp, als an das Christenthum glauben und eins mit dem andern verwechseln und versetzen, bis der ganze Himmel öde und leer wird. Wahrlich, die rechte Poesie liegt eben so

sehr in der Gesinnung, als in den lieblichen Talenten, die erst durch die Art ihres Gebrauches groß und bedeutend werden. – Wie wenig aber diese spätere Richtung der Romantik nach dem Sinne ihrer Begründer war, beweist u. a. ein im Morgenblatt veröffentlichter Brief A. W. Schlegel's an Fouqué. Hier sagt nämlich der erstere schon im Jahre 1806: „Wie Goethe, als er zuerst auftrat, und seine Zeitgenossen, Klinger, Lenz u. s. w. (diese mit roheren Mißverständnissen) ihre ganze Zuversicht auf Darstellung der Leidenschaften setzten, und zwar mehr ihres äußeren Ungestüms als ihrer inneren Tiefe, so haben, meine ich, die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die blos spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzusehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dies sehr heilsam und richtig sein, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erstorbenheit dieser Seelenkraft. Am Ende aber fordert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben ist doch das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste. – Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel sein. Ganz recht, insofern sie keinen untergeordneten, beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie blos zum Festtagsschmuck des Geistes, zur Gespielin seiner Zerstreuung? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals, von jeder selbstischen Regung geläutert und dadurch schon in die religiöse Sphäre erhoben. Darum ist ja auch die Tragödie, und was im Epos ihr verwandt ist, das Höchste der Poesie."

Nicht in ihren Intentionen also lag der Fall der romantischen Poesie, sondern in ihrem eigenen Abfall von jenen Intentionen, und dieser Abfall wieder weit weniger in einer treulosen Felonie der Dichter, als in der Gleichgültigkeit der Zeitgenossen.

Welche lebendige Romantik entfalteten z. B. der aben-

teuernde Herzog von Braunschweig, Schill und der Tiroler-Aufstand im Jahre 1809! Dennoch hatte der Sturm damals Alles wieder verweht. Denn das Maß des Unglücks war noch nicht erfüllt und hatte die Eisdecke des Nationalgefühls noch nicht gebrochen. Aber jene leuchtenden Heldengestalten blieben mahnend im Angedenken der Menschen und waren Vorzeichen und Erwecker des Befreiungskrieges.

Eben so verhallten die Klänge der romantischen Poesie in der harten Zeit, nur von Wenigen innerlichst vernommen; denn sie appellirte an ein katholisches Bewußtsein, das noch kaum erwacht und nirgend reif war. Sie mußte abfallen wie vorzeitige Blüten eines künftigen Frühlings.

Aber, wir sagen es wiederholt, nicht ohne eigene Schuld, wie wir oben gesehen. Der Hochmuth des Subjects, der einst schon die Engel stürzte, hat auch die Romantik gestürzt. Und sofort begann auch die Literatur, als hätte sie nichts vergessen und nichts gelernt, ihr altes, kaum abgebrochenes Geschäft wieder, mit neuen, von der industriellen Zeit gelieferten Kunststücken, aber instinctartig mit demselben fanatischen Haß gegen die Kirche. Rahel, welche in diesem Betracht jene Uebergangsperiode am schärfsten repräsentirt, schreibt im Jahre 1811 an Marwitz: „Es giebt nur Localwahrheiten, und die Zeit ist nichts, als die Bedingung, unter welcher sie sich bewegen, entwickeln, leben, wirken. – Unsere Zeit ist die des sich selbst in's Unendliche, bis zum Schwindel spiegelnden Bewußtseins.“ Und im Jahre 1820 ruft sie aus: „Es muß eine neue Erfindung gemacht werden; die alten sind verbraucht. – Die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinah zufälliger Moment in der Entwicklung des menschlichen Gemüths, und gehört zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an u. s. w.“ – Bettina geht schon munter und praktischer an's Werk. Sie schreibt an die Günderode: „Laß uns eine neue Religion stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird.“ Sie nennt diese neue Religion „Schwebereligion.“ Der Mensch soll sich aus selbstbewußter Eigenmacht und ohne nach Traditionen oder Bildung zu fra-

gen, zu leiblicher und geistiger Gesundheit herausgestalten, was ihn doch allein glücklich mache. „Mir deucht, sagt sie, mit den fünf Sinnen, die uns Gott gegeben hat, könnten wir Alles erreichen, ohne dem Witz durch Bildung zu nahe zu kommen." – Diese Schwebereligion ist also im Grunde wieder nichts Anderes, als die alte, nur etwas anders modulirte Glückseligkeitstheorie der Persönlichkeit. Denn ihr Gott ist nicht etwa die absolute Weisheit, wie die Kirchenväter irrthümlich behaupten, sondern „Gott ist die Leidenschaft" in der Menschenbrust, und „wer nit denkt, lernt nit beten." – Wie aber das solchergestalt freigewordene Subject dachte und beten lernte, zeigt H e i n e, der die neuerfundene Religion, mit ironischer Zerstörung jener weiblich-poetischen Illusionen, aus ihrer Schwebe endlich auf ihre eignen, natürlichen, massiven Beine setzte. Das Christenthum nämlich erklärt er gradezu für eine unausführbare Idee, weil es, als bloßer Spiritualismus, die Sinnlichkeit vernichten wolle; eine Prätension, die ihm und seinen Mitbetern außer allem Spaß liegt. Die Wahl ist daher bald getroffen: man schlägt den Geist todt, damit er die arme Materie nicht länger so impertinent incommodire, und der Humor des Ganzen ist sonach die möglichst gründliche Ausrottung alles störenden Gottesglaubens, dessen alte „Schweizergarde" das Judenthum sei, oder mit anderen Worten: „die Rehabilitation der Materie."

Diese Abwendung vom Positiven konnte aber natürlicherweise nicht auf das religiöse Gebiet allein beschränkt bleiben, sondern trübte, gleich einer Krankheit, die gesammte Weltanschauung. Nachdem man jetzt aus der oben erwähnten, romantischen Dreieinigkeit von Staat, Kirche und Volk, das eine versöhnende Mittelglied religiöser Liebe wieder herausgenommen, stehen Staat und Volk unvermittelt, schroff und feindlich, als bloßes Recht und Gegenrecht, einander gegenüber, und anstatt der wechselseitigen freien Unterordnung unter ein Höheres über Beiden, wie die Kirche sie lehrt, bleibt das Mißtrauen, der Haß, der Trotz, mit e i n e m Wort: die endlose Revolution. – Eben so folgerecht richtete sich jene verwandelte Ansicht ferner auch

gegen die Nationalität. Denn alle Nationalität ist durchaus positiv, das allgemein Menschliche, durch das angeborene geistige Maß eines besondern Volkes, durch seine Geschichte, Klima und Alles was der Mensch nicht willkürlich zu machen vermag, bedingt, begränzt, modificirt und zur individuellen Physiognomie ausgeprägt. Gegen diese göttliche Offenbarung im Leben, wie gegen die geoffenbarte Religion, gegen diese höhere Waltung und Erziehung der Völker-Individuen, sträubt sich das für mündig erklärte Subject, als gegen eine unleidliche, unwürdige Schranke. Und so ist es unter anderem auch in die Mode gekommen, anstatt der nationalen, eine Weltliteratur herzustellen, die in ihrer nothwendigen Rückwirkung alle echte Vaterlandsliebe zur bloßen altväterischen Grille macht. So wird namentlich die Poesie eine ganz allgemeine Phraseologie, und die Gestaltung im Drama, dem nationalsten aller Dichtungsarten, zum conventionellen Begriffsskelett. Und wie die Romantiker beinah ohne Ausnahme Schellingianer, so sind die jetzigen Poeten fast alle Hegelianer, nicht zum Vortheil der Kunst, die bei Hegel, als ein blos interimistisches Zeichen und Surrogat der noch nicht vollständig logisch vermittelten Idee, nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt.

Unsere neueste Poesie ist also im Grunde nur die Reaction gegen die Romantik, und hat alle, von dieser quiescirten und vorlängst abgeschiedenen Geister als ihre Kampfgenossen wieder aufgerufen, die aber als bloße Revenants keineswegs ihre ursprüngliche Lebenskraft mehr bewähren. Da laufen alle Elemente und Richtungen gleichzeitig zusammen, und prallen oft hart aneinander: der Humanitätscultus, die Sentimentalität, Pietismus, Kant'sche, Schelling'sche und Hegel'sche Philosophie und politisches Bardengebrüll. Sie haben die Romantik überwunden, aber noch nichts Neues an deren Stelle gesetzt, indem sie das Alte, weil es sich modern kostümirt, für etwas Neues halten. Es ist eine bloße Uebergangsperiode, alles noch im Kreißen und Gähren begriffen, und wir müßten eigentlich hier schließen; denn es ist ganz unmöglich, ein Chaos zu umschrei-

ben, die Geschichte einer Literatur auch nur anzudeuten, die sich noch keine bestimmte Physiognomie herausgebildet hat und in jedem Meßkatalog eine andere Miene macht. Doch läßt sich, wenn man genau hinsieht, noch immer der alte protestantische Familienzug deutlich erkennen, und man kann diese Literatur im Ganzen als Negation, mithin als eine restaurirte Poesie des Verstandes bezeichnen.

Die Verstandespoesie wird aber jederzeit vorzüglich durch den Roman repräsentirt. Daher jetzt die noch immer steigende Sündflut von Romanen, und fast keiner darunter, wo nicht ein Stück modernster Philosophie abgehandelt und damit experimentirt würde. Es sind wesentlich Tendenzromane: für Socialismus, für die frivole Salonweisheit, für Republik, Monarchie u. s. w., die sich zum Theil untereinander auf das wüthendste anfeinden, verläumden und bekriegen, aber sofort wie Ein Mann zusammenstehen, wo es irgend etwa gilt, gegen das positive Christenthum oder die Kirche Front zu machen. Hierbei spielt denn begreiflicherweise die alte Humanitätslehre wieder eine bedeutende Rolle: die Menschheit als ein Naturproduct, ihre Veredelung als bloße Selbstdressur der ihr inwohnenden Kräfte. Da aber nun diese Kräfte in ihrem Grundtypus allerdings überall dieselben sind, so führt diese Ansicht nothwendig zu einer wunderlichen Universalität und Weltbürgerei, die alles Eigenthümliche planirt und verwischt. Es giebt fast keinen Winkel der Erde, wo sich unser Roman nicht schon angesiedelt und gemüthlich fraternisirt hätte; Spitzköpfe und Rundköpfe,

Ungeachtet dieser ephemeren Erscheinungen indeß, ja zum Theil aus natürlicher Opposition dagegen, haben die Stimmungen der Welt seitdem sich mannigfach wieder anders vertheilt und gestaltet. Schon Novalis, wie wir oben gesehen, sagte prophetisch: daß die Zeit der Auferstehung gekommen, und grade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu sein schienen, die günstigsten Zeichen ihrer Regeneration geworden. Aus der Vernichtung alles Positiven hebe die Religion ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor; in Deutschland könne man schon mit voller Gewißheit die Spuren einer neuen Welt aufzeigen.

Rothhäute und andere Bärenhäuter werden frischweg unter ein und denselben Allerweltshut gebracht, als ob die Natur überall nach einer philosophischen Schablone bilde, und es nicht, wie in jedem Dorfe Hinz und Kunz, so auch in der Geschichte der Menschheit besondere Völkerindividuen gebe.

Diese vorherrschende Verstandesrichtung zeigt sich auch in der psychologisch-pragmatischen Liebhaberei unserer Romane. Welche langweilig breite Expositionen! Der innere Mensch wird, anstatt aller göttlichen Fügung und Leitung, aus lauter Lappalien und zufälligen Umständen, die sich bei seiner Geburt, Erziehung u. s. w. maßgebend ereignet haben sollen, mathematisch construirt und erklärt: aus dem Fall des Kindes eine schiefe Nase, aus der schiefen Nase ein schiefer Charakter. Dieser pragmatische Aberglaube ist ohne Zweifel der nüchternste Fatalismus, und führt von selbst auf das Dogma von der sklavischen Nachahmung der Natur. Solch Daguereotyp-Portrait giebt freilich jedes Härchen und jede Wartze wieder, aber das materielle Licht erkennt eben nur den Leichnam; der geistige Lichtblick des Künstlers kann erst das Wunderbare im Menschen, die Seele, befreien und sichtbar machen. Und eben weil die Phantasie ganz in den Hintergrund gedrängt, und der Sinn von allem Mystischen und Wunderbaren abgewendet ist, so glitt die Poesie in natürlich wachsender Schwerkraft immer mehr vom Sein zum Schein, von der Religion zur Moral, von der Moral zum bloßen Anstand, und von dem stets biegsamen und zweideutigen Anstande zum ästhetisirten Materialismus,

Und in der That, wer erkennt in Deutschland die religiösen Zustände, wie sie zur Zeit der Romantik gewesen, heute noch wieder? An dem Cölner Ereigniß sich selbst besinnend, in der herben Schule des Hohns und der Verfolgung seitdem erwachsen und gestählt, erstand überraschend eine unsichtbare Macht, Etwas, das Niemand erfunden, geführt oder geordnet, das die Romantiker träumten und selber nicht hatten – eine katholische Gesinnung. Und ihr gegenüber hat sich in dämonischem Instinct aller Ingrimm des alten Rationalismus, der seinerseits konsequent nun beim nackten Heidenthum angelangt, trotzig gelagert; Leipziger Plauder-Conzile gegen eine

der in endlich errungener Freiheit mit den Lüsten spielt wie das Thier.

Die Salonweisheit nebst obligatem Anstande haben besonders die Frauen zu ihrem Thema sich erwählt. Auch der Anstand aber, dieser echte Schein des Sein's, hat seinen Pietismus und seine Freidenkerinnen. Der Pietismus erscheint hier als allerliebste Kirchgängerin mit einfach gescheiteltem Haar und einem zierlichen Herrenhuterhäubchen darüber, die vor lauter Besorgniß sich gottselig zu kostümiren und zu bewegen, über jedes Steinchen stolpert, und spröde die Männer verachtet, weil sie nicht ebenfalls Hauben tragen. Die Freidenkerinnen im Gegentheil lieben die Männer gar sehr, mit denen sie, so übel es ihnen auch bekommen mag, gern eine Cigarre rauchen. Sie halten abergläubig durchaus Alles für erlaubt, ja für tugendhaft im sublimeren Sinne, was in der schlechten Gesellschaft der sogenannten guten Gesellschaft geadelt und salonfähig ist, und schminken das Laster so dick mit modernster Geistreichigkeit, daß sie die darunter hervorgrinsende Todtenmaske selber nicht merken. Beides ist im Grunde, nur nach verschiedenen Seiten hin, dieselbe kokettische Vornehmthuerei. Der Hauptact aber in diesen Frauenromanen ist fast ohne Ausnahme: Entsagung. Wir bezeichneten oben die Entsagung als den specifisch christlichen Heldenmuth. Es kommt jedoch hierbei einzig und allein darauf an, was aufgegeben, und wofür es aufgegeben werden soll. Es ist durchaus ein ganz ander Ding, ob Calderon's standhafter Prinz einem königlichen Heldenleben um

Million trierscher Wallfahrer; emanzipirtes Fleisch gegen das Brod des Lebens, eine Dichtkunst endlich, die keine Poesie mehr ist: eine in Haß und Hoffahrt betrunkene Rhetorik, die fanatisch die Freiheit des Blocksberg proklamirt.

Welchem dieser beiden Heereslager, wenn auch vielleicht nach heißen Kämpfen, zuletzt der Sieg bleiben wird, ist uns, mit Novalis, nicht zweifelhaft. Bei dem unverwüstlichen Ernste der Nation wird in Deutschland über kurz oder lang eine, der Romantik in ihren ursprünglichen Hauptrichtungen mehr oder minder verwandte Reaction sich geltend machen, nachdem jene Revolution, immer breiter die

Gott und der Ehre willen, oder ob eine alte Jungfer aus sentimentaler Schonung eigensinniger Papa's und schlimmer Tanten oder aus emancipirter Ueberbildung, welcher kein Mann gut genug ist, dem Ehebett entsagt; jener wird durch seine Selbstaufopferung erst recht ein königlicher Held, diese ist und bleibt eine klägliche alte Jungfer.

Als Chorführer aber hat sich in neuester Zeit vorzüglich der historische Roman hervorgethan. Der historische und der philosophische Roman umschreiben so ziemlich die ganze Peripherie der Verstandespoesie, indem dieser Ideale macht, jener sich breit auf die Wirklichkeit stellt. Das ist nur eine Theilung desselben Geschäfts, weshalb sie denn auch häufig ineinanderspielen; und es ist für diese Verstandesrichtung im Grunde gleichgültig, daß im philosophischen Roman aristokratisch ein Individuum, im historischen demokratisch das Volk den Helden vorstellt; denn beiderlei Helden lassen sich eben so gut willkürlich idealisiren, als modernisiren. Und Beides hat unser historischer Roman sattsam besorgt.

Es mag immerhin sein, daß der historische Roman erst durch den Freiheitskrieg, wo die Weltgeschichte wieder einmal erschütternd über den deutschen Boden schritt, bei uns in die Mode gekommen. Allein die romantischen Bivouac's, die schottischen Sanscülotten, die Rothmäntler und Baschkiren waren denn doch nicht das Welthistorische dieses Kampfes, sondern die unsichtbare Oriflamme der Begeisterung war es, welche die bewaffnete Völkerwanderung aufgerufen und geführt. Aber

Massen durchdringend, einstweilen die Romantiker übergerannt, und uns zum Ersatz nichts anderes als die vorlängst abgespielte Aufklärerei, nur mit veränderten Redensarten, wiedergebracht hat. Denn vergeblich will der Rationalismus, wie er sich jetzt als Kirche zu konstituiren strebt, nun auch seine aparte Poesie haben; beides unmöglich, weil er, seiner Natur nach, ebenso antikirchlich, als unpoetisch ist. Tröstlich aber und als Pfand der Zukunft bedeutungsvoll ist es, schon jetzt zwischen jenen ungeheueren Staubwolken, aus denen uns nur stechende Augen und von Leidenschaften widerlich verzerrte Gesichter entgegenstieren, unerwartet zwei jüngern Dichtern zu be-

diese ist vergessen, und die schmuzigen Baschkiren sind geblieben. So ist ja auch bei Walter Scott, dem eigentlichen Vater unserer historischen Romane, keineswegs die Scenerie und sorgfältige Kostümirung das Bedeutende, diese ist vielmehr oft sehr langweilig; es ist die männliche Trauer, das Tragische des Untergangs einer edlen Nationalität. Was aber haben uns unsere Van der Velde, Trommlitz, Blumenhagen u. a. m. dagegen geboten? Nichts als plauderselige Decoration, Schwertergeklirr, Humpenklang und geharnischte Ritter mit Manschetten unter dem Eisenhandschuh und Gardereiter-Prahlereien im Munde. – Unsere bedeutendsten Romanhistoriker sind unstreitig T i e c k in seinem „Aufruhr in den Cevennen" und zum Theil in den späteren Novellen; und S t e f f e n s in seinen drei norwegischen Romanen. Und doch sind jene Novellen so wie diese Romane eigentlich nur Tieck und Steffens selbst. Alle Kunst, wenn sie der Philosophie dienstbar ist, wird nothwendig allegorisch; und so sind auch die Steffenschen Romane bei allem oft glücklichen Streben nach Objectivität, mehr oder minder bloße Allegorien philosophischer Sätze oder doch Dolmetscher der Lebensansichten des geistreichen Verfassers. Und als Tieck in den Novellen von seiner romantischen Weltschau zur Gegenwart hinabstieg, brachte er auch hier seine ironische Skepsis mit, die allen realen Boden wieder wegescamotirt und uns nirgend wahrhaft heimisch werden läßt. Das eigentliche Ziel aber des modernen historischen Romans ist, wie schon oben angedeutet worden, in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" am

gegnen, die das Herz haben, mitten in dieser Verwirrung einen a n d e r e n Banner zu entfalten, und Ständchen, Adressen und papierene Bürgerkronen an ihre Poesie zu setzen. Wir meinen: G e i b e l und S t i f t e r.

Der erstere ist hinreichend bekannt. Nicht so, wie es scheint, Adalbert Stifter, dessen Novellen (Studien, Pesth 1844) sich eben durch das auszeichnen, was sie von der jetzigen Modeliteratur unterscheidet. Sie können und wollen sämmtlich ihre romantische Abkunft nicht verläugnen, aber es ist eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte, mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die

glücklichsten erreicht. Hier hat Goethe den verhüllten Geist einer denkwürdigen Entwicklungsperiode rein und scharf erkannt, und ihn, indem er ihn frei walten läßt, mit allen seinen großen Bestrebungen und kleinlichen Thorheiten durch eine meisterhafte Darstellung für die Nachwelt festzubannen gewußt. Als ein solcher Sittenspiegel würde in manchen Beziehungen auch Nicolai's „Sebaldus Nothanker" gelten können, wenn der ganz prosaische Verfasser nicht beständig den Spiegel nach vorgefaßten Meinungen willkürlich verschöbe und verrückte, um die Dinge, nicht wie sie sind, sondern wie er sie durchaus sehen will, zu schauen; und wenn dieser höchst langweilige Roman vermöge seiner schwerfälligen Trockenheit überhaupt zur Poesie zählte.

Alle diese Romane aber haben das miteinander gemein, daß sie in dem Verlauf der Thatsachen nichts Wunderbares, mithin auch keine göttliche Offenbarung und Leitung anerkennen. Sie dulden keine Götter außer den natürlichen Dingen, die Gottheit waltet allein in dem Naturgeist, oder ist vielmehr der Naturgeist selbst, aus dem die Völkerindividuen wie anderes Kraut hervorwachsen. Der historische Roman hat, wie schon sein Name andeutet, allerdings nahe Verwandtschaft mit der Geschichte; und die Geschichte ist ohne Zweifel von hoher, ja bei weitem größerer poetischer Schönheit, als sie irgend ein Dichter je erfinden könnte. Allein sie ist es nur in ihren großen Hauptzügen und in dem wunderbaren Zusammenhange des Ganzen. Der historische Roman aber kann aus dem Ganzen

katholisirende Spielerei und mystische Ueberschwänglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständniß der Natur sich glücklich herübergerettet hat. Nicht eine Spur von moderner Zerrissenheit, von selbstgefälliger Frivolität oder moralisch-experimentirender Selbstquälerei ist in dieser gesunden Poesie. Die irdische Liebe, obgleich in kräftigsinnlicher Schönheit, erinnert überall an ihren himmlischen Ursprung; fromm, heiter und einfach hat sie ihren Brautkranz auf den Zinnen der „Narrenburg" ausgehängt, während sie mit ihrer Wehmuth den ganzen „Hochwald" wie in tie-

immer nur Einzelnes herausheben, er ist der Kleinkrämer der Geschichte. Um nun diesen Miniaturring in die große fortlaufende Kette einzufügen und einigermaßen verständlich zu machen, wird gewöhnlich ein ganzer Apparat secundairer Details und Beirath's verbraucht. Daher bleiben so viele dieser Romane in der bloßen Exposition, in der umständlichen Beschreibung von Trachten, Turniren und Redensarten jämmerlich stecken. Andere kühnere Autoren dagegen suchen sich in dieser Noth auf dem kürzesten Wege zu helfen, indem sie die Jetztzeit antedatiren und der Vergangenheit frischweg das Kukuksei ihrer modernen Weisheit unterlegen; gleich wie ja in einem ähnlichen Falle z. B. der Maler Lessing in seine neuesten Historienbilder alle gehässige Confessionspolemik der Gegenwart hineingemalt hat. Hierdurch wird aber die Geschichtsverderberei, die schon bei Historikern von Metier nichts weniger als selten ist, als ein förmliches System traditionell gewordner Lügen auch in weiteren unwissenschaftlichen Kreisen populär und stabil gemacht; und wir besitzen einen bedeutenden Vorath von dergleichen Romangeschichten, die rein tendenziös, also weder Gedichte noch Geschichte sind. Und so ist denn die Geschichte dieses Romans eigentlich nur die Geschichte der wechselnden Krankheitssymptome unserer Zeit, und fast alle übersahen vor lauter religiösen, philosophischen und politischen Hintergedanken, daß auch der Roman doch vor allem andern ein Gedicht sein muß.

Aenliche, nur durch die Verschiedenheit der Gattung modifi-

fes Abendroth versenkt. Denn „das ist das Hohe einer naturgerecht entwickelten Seele, daß jenes kranke, sentimentale und selbstsüchtige Ding, was wir Liebe zu nennen pflegen (was aber in der That nur Geschlechtsleidenschaft ist) vor ihr sich scheu verkriecht – und das ist der Adel der rechten Liebe, daß sie vor tausend Millionen Augen offen wandelt, und keines dieser Augen sie zu strafen wagt." – Gebirg und Wald – wie ein Garten, „wo ihm oft war, als müsse er den großen Gärtner jetzt und jetzt irgendwo zwischen den Bäumen wandeln sehen –" ist die rechte Heimat des wanderlustigen Dichters; „denn es liegt ein Anstand, ich möchte sagen ein Ausdruck von

cirte, Erscheinungen charakterisiren auch unser neuestes Theater. Wir haben oben die historische Strömung des deutschen Dramas nachzuweisen versucht: wie dasselbe in der Gestalt der Mysterien in der Kirche seinen Ursprung genommen, dann, bei wachsender Verweltlichung durch Emancipation der Zwischenspiele des Mysteriums unter dem Volke allmählich zum Fastnachtsspiele ausgeartet; nach dem dreißigjährigen Kriege aber, da das Volk verwildert war, in Nachahmung der Franzosen und Italiener als Staatsaction, als Schäferei und Oper an die Fürstenhöfe gekommen; und endlich, seiner wesentlich demokratischen Natur folgend, zu den reichen und gebildeteren Städten überging, unter denen zunächst Hamburg den Vorrang behauptete. Und hier beginnt, mit Lessing, eigentlich erst unser neues selbstständiges Schauspiel.

Allein Lessing war zu kritisch und zu wenig productiver Dichter, um die neue Bühne, die ihn überdies nur transitorisch als Vorschule seines Scharfsinns interessirte, bleibend zu begründen. In seiner genialen Ungeduld hat er mehr nur die Grundzüge des neuen Schauspiels, wie es ihm vorschwebte, angedeutet, er zeigte eigentlich nur, wie man es n i c h t machen sollte, ohne das B e s s e r e lebendig verkörpern zu können; und so ließ er die Sache, ehe sie fertig war, wieder fallen, um zu Wichtigerem fortzueilen. Es ist ihm hier wie später in den religiösen Dingen ergangen. Indem er kühn die Schranken der alten Schule niederwarf und die Natürlichkeit dagegen setzte, hatte er am Ende wider Willen nur dazu beigetragen, die allge-

Tugend in dem von Menschenhänden noch nicht berührten Antlitze der Natur, dem sich die Seele beugen muß, als etwas Keuschem und Göttlichem – und doch ist es zuletzt wieder die Seele allein, die all' ihre innere Größe hinaus in das Symbol der Natur legt." – Inmitten dieser Waldeinsamkeit ist er jedoch weit entfernt, die Gaben der modernen Kultur zu ignoriren oder zu verschmähen. Aber sie soll sich einer höheren Weihe bewußt werden, die Heiligkeit der Phantasie, die unsere Erzieher eine Betrügerin nennen, nicht verstören, nicht die Blumen ausraufen, um nützliches Heu daraus zu machen. „In mancher Kinderbrust blüht ein Reich der Kleinode auf, heimlich und

meine Anarchie noch zu vermehren. Daher sehen wir, nachdem die romantische Episode abgespielt, in unserem jetzigen Drama fast alle Phasen jener alten dramatischen Strömung, als wäre seitdem eben nichts geschehen, sich von neuem wiederholen, und zwar nicht etwa successiv, sondern gleichzeitig und oft bei ein und demselben Dichter. So gewahren wir häufig wieder mittelalterlich-mystische Elemente und Züge, die aber, da der alte Glaube fehlt, in neuen Aberglauben umgeschlagen. Das alte Fastnachtsspiel, nachdem es seinen Hanswurst begraben, ist unmittelbar von dem Grabe des Dahingeschiedenen weinerlich und in eleganter Hoftrauer als f e i n e s L u s t s p i e l mitten unter die Gebildeten getreten. Aber die alte unflätige Natur ist ihm geblieben, und die zahme kokettirende Lüderlichkeit mit der Prätension des Anstandes ist unendlich widerlicher und unsittlicher, als die hanswurstische Flegelei. Dieses feine Lustspiel hat, wie alle Parvenus, eine sehr vornehme Miene angenommen. Es verachtet die lustigen Schwänke des Volks, desgleichen die natürliche Intrigue und Sprache der einfachen plebejischen Liebe; und handelt am allerwenigsten etwa wie Aristophanes oder noch Tieck in seinen Spottcomödien, von den großen Weltthorheiten und Irrthümern, sondern vertieft sich voll geckenhafter Eitelkeit lediglich in die conventionelle Kleinkrämerei der gebildeten Societät; weshalb es denn, bei seiner pedantischen Ungeschicklichkeit, beständig aus Frankreich, wo diese Salon-Kleinstädterei zu Hause, Witz und vornehmen Jargon sich borgen muß. – Auch die grausame Staats-

herrlich, wie jener Schatz, der, wenn man so durch die Landschaft geht, fern in der Mittagssonne glitzert, in die er still emporgetaucht ist, und mit Schweigen und reiner Hand gehoben werden kann, vor dem Sünder aber auf immer und ewig versinkt." Die Wissenschaft soll Schmuck des Herzens werden; denn „das ist die größte und schönste Macht derselben, daß sie den Menschen mit einer heiligenden Hand berührt und ihn als einen des hohen Adels der Menschheit aus ihrer Schule entläßt – freilich, bei Anderen bleibt es dürr liegen, wie die glänzenden Dinge, die ein Rabe in sein Nest trägt und blödsinnig darauf sitzt." – Die Kunst ist ihm noch ein verklärender

action endlich ist von neuem aufgelebt. Die alte Furie rast nach Blut lechzend wieder durch unsere Trauerspiele und Melodramen, wo Ehebruch, Blutschande, Nothzucht, Mord und Todtschlag, Operngebrüll und Paukenknall und eingeschobene Ballets gar anmuthig miteinander abwechseln.

Besonders aber machen zwei Erbstücke aus der v o r - romantischen Zeit; das Schicksal und die Sentimentalität, unseren dramatischen Schriftstellern noch immer viel zu schaffen.

In der alten Tragödie stand die Willkür der Menschen der Willkür der Götter, eine Naturkraft der anderen schroff gegenüber, beide fast gleich berechtigt. Es konnte mithin hier nicht füglich von Aufopferung oder Ergebung, vielmehr nur von einem Kampfe auf Tod und Leben die Rede sein; und dieser Kampf war das heidnische Schicksal. Durch das Christenthum aber ist an die Stelle dieses unversöhnlichen Widerstreits eine höhere, erbarmend waltende, göttliche Leitung getreten, deren Wege freilich oft unerforschlich, deren Gedanken, weil sie auf das Ganze des Weltalls gerichtet, nicht unsere Erdwinkelgedanken sind. Um nun diese empfindlich demüthigende Weltansicht möglichst zu beseitigen, haben unsere Dramatiker vorzüglich dreierlei Auswege erfunden. Die Einen setzen stolz den subjectiven Eigensinn gegen die objective Wirklichkeit gegebener oder selbstgemachter Lebensverhältnisse, die sie vornehm: Schicksal nennen. Allein dieser Eigensinn glaubt im Grunde weder an sich noch an seine Schicksalsfiction, er hat kein ewiges Recht, sein Schicksal keine göttliche Uebermacht, er rennt sich im fünf-

Strahl aus der unsichtbaren Welt. „Kein Mensch kann eigentlich dieses wunderbare Titelblatt der Seele (das menschliche Antlitz) so verstehen, als der Künstler — denn der Weltmensch schaut nur oberflächlich oder selbstsüchtig, und der Verliebte verfälscht, nur zu sehr am irdischen Geschöpfe hangend; aber der reine, einfältige Meister, in seiner Werkstätte tagelang denselben zwei Augen gegenüber, die er bildet und rundet – der sieht den Finger Gottes aus den todten Farben wachsen, und was er doch selber gemacht hat, scheint ihm nun nicht bloß ein fremdes Gesicht, sondern auch eine fremde Seele, der er Achtung schuldig ist – und öfters mag es geschehen, daß mit

ten Act dummerweise den Kopf ein, und das Schicksal lacht sich schadenfroh in's Fäustchen. Das ist der Liberalismus unserer antikisirenden Trauerspiele. – Andere, zahmer und serviler gesinnt, geben lieber gleich vorweg sich selber auf, indem sie die göttliche Leitung als eine pedantisch unabänderliche Prädestination hinstellen und daher einem völlig undramatischen Fatalismus verfallen. Da hört aber alle sittliche Freiheit, und mithin auch aller tragische Kampf gleich im ersten Acte auf; der Held wird ein bloßer Automat, und das Ganze schnurrt wie ein einmal aufgezogenes Uhrwerk, mechanisch willenlos ab. – Die Dritten endlich erachten die göttliche Vorsehung, da sie sich unsern hochmüthigen Plänen und Gelüsten so gar nicht affabel erweisen will, schlechthin für ein Regime von geheimen Naturkräften, neckenden Kobolden, Ahnenfrauen, verhängnißvollen Dolchen etc., die hinter dem Vorhange spuken, um die armen Menschen zu erschrecken und zu ängstigen. Und diese Geisterseher, wie jene Fatalisten, bilden den eigentlichen Stamm unserer Schicksalstragödie, wie sie von Werner aufgebracht, dann von Grillparzer in seinen Anfängen, insbesondere aber von Müllner und dessen Nachahmern des Breiteren ausgesponnen worden. Die Sachen sind aber durch das Christenthum in dem allgemeinen Bewußtsein durchaus anders gestellt, und diese Tragödien mithin nur noch ein leeres Spiel mit hohlen Begriffen. Die neuere christliche Tragödie dagegen hat in der That nur Eine Bahn: den Kampf mit den dämonischen Kräften, nicht draußen, sondern in der Menschenbrust selbst, die bestän-

einem leichten, ungefähren Zuge des Pinsels plötzlich ein neuer Engel in die Züge tritt, davor er fast erschrickt und von Sehnsucht überkommen wird." – Mit Eifer vindizirt er auch der modernen Frau das Gebiet der Kunst und Wissenschaft, auf daß sie lerne, „daß es ein Schaffen giebt, ein Erschaffen des eigenen Herzens, Bildung dieses schönen Kunststücks, Ansammlung und Eigenmachung der größten Gedanken, welche erhabene Sterbliche vor uns gedacht haben und uns als theueres Erbstück hinterließen." Nicht Häuslichkeit allein daher, noch selbst Vorbereitung und Erfüllung der Mutterpflicht schließe den Kreis des Weibes. „Ist es nicht auch seiner selbst willen

dig gegen die göttliche Führung rebelliren, und die Versöhnung dieses Kampfes durch die Liebe.

Wir haben vorhin unter den aus der Zopfzeit überkommenen Erbstücken auch die Sentimentalität genannt, und dieselbe schon früher als die geschäftige Schönfärberei des an sich Farblosen und Alltäglichen kennen gelernt. Seitdem ist aber diese Erbsünde gleichfalls an ihr natürliches Maß herangewachsen und stärker und impertinenter geworden. Sie begnügt sich nicht mehr mit dem harmlosen Vergnügen, die schmuzige Wäsche des häuslichen Philisteriums rein zu waschen, gefallene Mädchen unter die Haube zu bringen u. s. w.; sie verbreitet nun ihre zärtliche Sorgfalt auf den Schmuz der ganzen Menschheit. Die armen, von Religion und Moral bisher so argbedrängten Sterblichen sollen sich endlich nicht länger genieren und von der trübseligen Delinquentenreligion des bleichen bluttriefenden Juden Christus, der der Welt alle Freuden geraubt, tyrannisiren lassen; zu ihrer größeren Bequemlichkeit und Erleichterung soll fortan die Materie Gott, nur der Sinnengenuß heilig, und das ganze Leben ein allgemeiner Carneval auf Erden sein. – Viele der neueren Schauspiele, und bei weitem die meisten unserer socialen Romane, sind offenbare Studien zu diesem Simonismus der Sinnlichkeit. Vorzüglich aber ist dieses menschenfreundliche Evangelium in alle Welt ausgefahren durch unsere modernste Lyrik, die in der That bereits ihre Saturnalien feiert und das goldene Kalb des Materialismus jauchzend umtanzt. Einige Melancholiker unter ihnen spielen zwar nebenbei auch noch die

da, stehen ihm nicht offen Geister- und Körperreich? Soll es nicht, wie der Mann, nur in der Weise anders, durch ein schönes Dasein seinen Schöpfer verherrlichen? — ich schaudere, welche Fülle von Seelenblüte taub bleibt; wenn die Besterzogenen dastehn, nichts in der Hand, als den dürren Stengel der Wirthschaftlichkeit, und das leere, schneeweiße Blatt der angeborenen Unschuld, auf das, wenn nicht mehr das Mutterauge darauf fällt, wie leicht ein schlechter Gatte oder Hausfreund seinen Schmutz schreiben kann." – Und dennoch, aller mannstollen Emanzipation zum Trotz, weist er in der schönen Novelle: „Der Condor" eine hohe Frau durch die Unzulänglichkeit

Zerrissenen, und haben Byron's finstere Maske angethan. Allein Byron war wirklich zerrissen, was immerhin einen tragischen Effect macht; diese Poeten dagegen zerreißen kindisch sich selbst, oder lassen sich vielmehr von ihren imaginairen Bestien zerreißen, um wie römische Gladiatoren in der Arena zum Ergötzen des erstaunten Publicums in malerischen Stellungen zu verbluten. Der *maitre de plaisir* aber auf diesem Karneval ist Heinrich Heine; und es dürfte die Schaar seiner Nachtänzer billig entrüsten, daß er, wie es heißt, in seinem Testament sich herabgelassen hat, wieder Gott einzusetzen und die Unsterblichkeit der Seele zu decretiren.

Ungeachtet dieser ephemeren Erscheinungen indeß, ja zum Theil aus natürlicher Opposition dagegen, haben die Stimmungen der Welt sich mannigfach wieder anders vertheilt und gestaltet. Schon Novalis, wie wir oben gesehen, sagte prophetisch: daß die Zeit der Auferstehung gekommen, und grade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu sein schienen, die günstigsten Zeichen ihrer Regeneration geworden. Aus der Vernichtung alles Positiven hebe die Religion ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor; in Deutschland könne man schon mit voller Gewißheit die Spuren einer neuen Welt aufzeigen.

Und in der That, wer erkennt in Deutschland die religiösen Zustände, wie sie zur Zeit der Romantik gewesen, heute noch wieder? An dem Cölner Ereigniß sich selbst besinnend, in der herben Schule des Hohns und der Verfolgung seitdem erwach-

der Weibesnatur meisterhaft in ihre natürlichen Kreise zurück. – Bezeichnend endlich für das ganze Wesen seiner Dichtungen sind Stellen wie folgende: „Oft und oft, wenn ich die ewigen Sterne sah, diese glänzenden Tropfen, von dem äußeren, großen Weltoceane auf das innere, blaue Glöckchen hereingespritzt, das man über uns Infusionsthierchen gedeckt hat – wenn ich sie sah und auf ihnen dachte dieses Unmaß von Kräften und Wirkungen, die zu sehen und zu lieben ich hienieden ewig ausgeschlossen bin; so fühlte ich mich fürchterlich einsam auf der Insel Erde – und sind denn nicht die Herzen ebenso einsam in der Insel Körper? Können sie einander mehr zusen-

sen und gestählt, erstand überraschend eine unsichtbare Macht, Etwas, das niemand erfunden, geführt oder geordnet, das die Romantiker träumten und selber nicht hatten – eine katholische Gesinnung. Und ihr gegenüber hat sich in dämonischem Instinct aller Ingrimm des alten Rationalismus, der seinerseits consequent nun beim nackten Heidenthum angelangt, trotzig gelagert; Leipziger Plauderconcile gegen eine Million Trierscher Wallfahrer; emancipirtes Fleisch gegen das Brod des Lebens, eine Dichtkunst endlich, die keine Poesie mehr ist: eine in Haß und Hoffart betrunkene Rhetorik, die fanatisch die Freiheit des Blockbergs proclamirt.

Welchem dieser beiden Heereslager, wenn auch vielleicht nach heißen Kämpfen, zuletzt der Sieg bleiben wird, ist uns, mit Novalis, nicht zweifelhaft. Bei dem unverwüstlichen Ernste der Nation wird in Deutschland über kurz oder lang eine, der Romantik in ihren ursprünglichen Hauptrichtungen mehr oder minder verwandte Reaction sich geltend machen, nachdem jene Revolution, immer breiter die Massen durchdringend, einstweilen die Romantiker übergerannt, und uns zum Ersatz nichts Anderes als die vorlängst abgespielte Aufklärerei, nur mit veränderten Redensarten, wiedergebracht hat. Denn vergeblich will der Rationalismus, wie er sich jetzt als Kirche zu constituiren strebt, nun auch seine aparte Poesie haben; beides unmöglich, weil er, seiner Natur nach, eben so antikirchlich, als unpoetisch ist. Tröstlich aber und als Pfand der Zukunft bedeutungsvoll ist es, zwischen jenen ungeheuern

den, als manchen Strahl, der dazu nicht immer so freundlich funkelt, als der von den schönen Sternen? Wie jene Herzen des Himmels durch ein einziges, ungeheueres Band verbunden sind, durch die Schwerkraft, so sollten auch die Herzen der Erde verbunden sein durch ein einziges, ungeheueres Band, die Liebe."

Möchten diese wenigen Züge genügen, die schlanke, jugendlichfrische Erscheinung der Stifter'schen Dichtungen anzudeuten. So viel wenigstens – und dieß war die Absicht unseres längeren Verweilens bei ihnen – dürfte daraus einleuchten, daß sie, unbewußt und ohne alle Polemik, einen hoffnungsreichen und, will's Gott, siegreichen

Staubwolken, aus denen uns nur stechende Augen und von Leidenschaften widerlich verzerrte Gesichter entgegenstieren, schon jetzt immer mehreren Dichtern zu begegnen, die das Herz haben, mitten in dieser Verwirrung einen andern Banner zu entfalten. Wir nennen hier nur Emmanuel Geibel's „Gedichte", Adalbert Stifter's „Studien", und Annette von Droste-Hülshoff, die in ihrem „geistlichen Jahr" wahrhaft übermächtig mit den Zweifeln und Versuchungen der modernen Bildung ringt, bis Lust und Schmerz sich in göttlicher Liebe verklären.

Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Mit diesem einfachkräftigen Exorcismus haben unsere frommen Vorfahren von jeher allen bösen Spuk gebannt, und sind unangefochten hindurchgegangen. So wollen wir denn, auch in der Poesie, desgleichen thun gegen den lärmenden Hexensabbat unserer neuesten unschönen Literatur, wo die Confusion endlich so groß geworden, daß die Christen heidnisch, und die Juden (wie Berthold Auerbach in seinen Dorfgeschichten) christlich dichten. Hat doch die verblichene Romantik die blanke Waffe meisterhafter Formen uns so gut wie jenen hinterlassen, ja, was die Romantik Großes und Edles angeregt und jene nun als mittelalterliche Tradition zurückweisen, ist ein bedeutendes Vermächtniß, das der neuerstarkten katholischen Gesinnung allein zu Gute kommt, um daraus jener lügenhaften Phantasterei eine wahrhafte Poesie wieder entgegenzusetzen. Nicht durch juvenile Wiedererweckung der Romantik, wie die süßlichen „Ama-

Feldzug gegen die gegenwärtige Modeliteratur eröffnen: Gesundheit und Freudigkeit gegen blasirte Zerrissenheit, fromme Naturwahrheit gegen gespreizte Lüge, eine Poesie der Liebe gegen die Poesie des Hasses. Vom Katholizismus ist, unseres Erinnerns, in dem Buche nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine, allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, das allein des Lebens werth ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen, umgiebt das Ganze, wie die unsichtbare Luft, die Jeder athmet, ohne es zu merken. Und das ist ja eben das poetische Geheimniß des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch

ranthen" und „Sieglinden" vergeblich versucht, noch durch absichtsvolle Controvers- und Tendenznovellen, womit die Gegner ihrerseits alle heitere Poesie hinwegdisputiren, sondern einzig durch die stille, schlichte, allmächtige Gewalt der Wahrheit und unbefleckten Schönheit, durch jene religiös begeisterte Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge, wo aller Zwiespalt verschwindet, und Moral, Schönheit, Tugend und Poesie Eins werden. Gesundheit und Freudigkeit gegen blasirte Zerrissenheit, fromme Naturwahrheit gegen gespreizte Lüge, eine Poesie der Liebe gegen die Poesie des Hasses. Es sei keine Propaganda des Katholicismus; aber eine, allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an d e m mißt, das allein des Lebens werth ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen; das Ganze umgebend, wie die unsichtbare Luft, die jeder athmet, ohne es zu merken. Denn das ist ja eben das poetische Geheimniß des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und tönend nach Oben zu wenden. Es sei mit Einem Wort: eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisirende Spielerei und mystische Ueberschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständniß der Natur sich herübergerettet hat. – „Es ist nicht Noth, sagte schon Brentano einst, in der Kunst

Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und klingend nach Oben zu wenden.

Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Mit diesem einfachkräftigen Exorzismus haben unsere frommen Vorfahren von jeher allen bösen Spuk gebannt, und sind unangefochten hindurchgegangen. So wollen wir denn, auch in der Poesie, desgleichen thun gegen den lärmenden Hexensabbat unserer neuesten unschönen Literatur, wo die Konfusion endlich so groß geworden, daß die Christen heidnisch, und die Juden (wie Berthold Auerbach in seinen Dorfgeschichten)

das Vortreffliche anzuschaffen, es ist Noth, das Schlechte, Falsche, Verkehrte abzuschaffen, denn alles Vortreffliche erblüht aus dem Rechten und Wahren.“ Was hat der ewige Himmel mit jenen vorüberziehenden schmuzigen Staubwirbeln zu schaffen? Wandeln doch die alten Sterne noch heut, wie sonst, die alten Bahnen und weisen noch immer unverrückt nach dem Wunderlande, das jeder echte Dichter immer wieder neu entdeckt. Wo daher ein tüchtiger Schiffer, der vertraue ihnen, und fahr' in Gottes Namen!

---

christlich dichten. Hat doch die verblichene Romantik die blanke Waffe meisterhafter Formen uns so gut wie Jenen hinterlassen, ja, was die Romantik Großes und Edles angeregt und Jene nun als mittelalterliche Tradition zurückweisen, ist ein bedeutendes Vermächtniß, das der neuerstarkten katholischen Gesinnung allein zu Gute kommt, um daraus jener lügenhaften Phantasterei eine wahrhafte Poesie wieder entgegenzusetzen. Nicht durch juvenile Wiedererwekkung der Romantik, noch durch absichtsvolle Controvers- und Tendenznovellen, womit die Gegner ihrerseits alle heitere Poesie hinwegdisputiren, sondern einzig durch die stille, schlichte, allmächtige Gewalt der Wahrheit und unbefleckten Schönheit, durch jene religiösbegeisterte Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge, wo aller Zwiespalt verschwindet und Moral, Schönheit, Tugend und Poesie Eins werden. „Es ist nicht Noth, sagte schon Brentano einst, in der Kunst das Vortreffliche anzuschaffen, es ist Noth, das Schlechte, Falsche, Verkehrte abzuschaffen, denn alles Vortreffliche erblüht aus dem Rechten und Wahren.“ Was hat der ewige Himmel mit jenen schmutzigen Staubwirbeln zu schaffen? Wandeln doch die alten Sterne noch heut, wie sonst, die alten Bahnen und weisen noch immer unverrückt nach dem Wunderlande, das jeder ächte Dichter immer wieder neu entdeckt. Wo daher ein tüchtiger Schiffer, der vertraue ihnen, und fahr' in Gottes Namen!

Anmerkungen

Abkürzungen

E.	Eichendorff
HKA	Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe, begründet von Wilhelm Kosch und August Sauer, fortgeführt und herausgegeben von Hermann Kunisch. Regensburg 1908 ff.
SW	Joseph von Eichendorff: Sämmtliche Werke. 2. Aufl. Hrsg. von Hermann von Eichendorff. 6 Bde. Leipzig 1864.
RP	Joseph von Eichendorff: Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1847.
Arnim	Ludwig Achim von Arnim: Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Wilhelm Grimm. 22 Bde. Berlin 1839—1856.
Arnim, Einsiedler	Zeitung für Einsiedler. Heidelberg 1808.
Brentano, Märchen	Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1846 und 1847.
Brentano, Schriften	Clemens Brentano: Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Christian Brentano. Frankfurt am Main 1852.
Devrient	Eduard Devrient: Geschichte der deutschen Schauspielkunst. 3 Bde. Leipzig 1848 (Dramatische und dramaturgische Werke, Bd 5—7).
Fouqué	Friedrich Baron de La Motte Fouqué: Ausgewählte Werke. Ausgabe letzter Hand. 12 Bde. Halle 1841.
Frühlingskranz	Clemens Brentanos Frühlingskranz, 1844 (Verf.: Bettine von Arnim, geb. Brentano).
Gelzer	Heinrich Gelzer: Die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing. Nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Leipzig 1841.

Gelzer (1847)	Heinrich Gelzer: Die neuere deutsche National-Literatur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus. Erster Theil. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1847.
Gelzer (1849)	dasselbe. Zweiter Theil. Leipzig 1849.
Gervinus, Tl. 1–5	Georg Gottfried Gervinus: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 5 Theile. Leipzig 1835—1842.
Gervinus, Bd. 1–5	Georg Gottfried Gervinus: Geschichte der deutschen Dichtung. Vierte gänzlich umgearbeitete, bzw. verbesserte Auflage. 5 Bde. Leipzig 1853.
Görres	Josef Görres: Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Heidelberg 1807.
Goethe, WA	Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1887 ff.
Günderode	Die Günderode. 2 Bde. Grünberg 1840 (Verf.: Bettine von Arnim, geb. Brentano).
Heine, Reisebilder	Heinrich Heine: Reisebilder. 4 Theile. Hamburg 1830—1834.
Heine, Geschichte	Heinrich Heine: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland (Der Salon, Bd 2, Hamburg 1835).
Hoffmann	Aus Hoffmann's Leben und Nachlass. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrißes Friedrich Ludwig Zacharias Werners. 2 Theile. Berlin 1823. (Der Verf. ist Julius Eduard Hitzig).
Hoffmann (1839)	E. T. A. Hoffmann's Leben u. Nachlaß. Von Julius Eduard Hitzig. Dritte vermehrte u. verbesserte Auflage. 3 Bde. Stuttgart 1839 (E. T. A. Hoffmann's ausgewählte Schriften. Bd 13—15)
Holland	Hyacinth Holland: Geschichte der deutschen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Bd 1: Mittelalter. Regensburg 1853.
Horn	Franz Horn: Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818. Berlin 1819.
Hüppe	Bernhard Hüppe: Geschichte der deutschen National-Literatur. Coesfeld 1846.

Kehrein	Joseph Kehrein: Die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwicklung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. 2 Bde. Leipzig 1840.
Kerner	Justinus Kerner: Die Dichtungen. Dritte sehr vermehrte Auflage. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1841.
Kleist	Heinrich von Kleist: Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck. 3 Theile. Berlin 1826.
Ladendorf	Otto Ladendorf: Historisches Schlagwörterbuch. Straßburg und Berlin 1906.
Loeben	Guido. Von Isidorus Orientalis. Mannheim 1808. (Ps. für Otto Heinrich Graf von Loeben).
Menzel	Wolfgang Menzel: Die deutsche Literatur. Zweite vermehrte Auflage. 4 Theile. Stuttgart 1836.
A. H. Müller	Adam Heinrich Müller: Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, gehalten zu Dresden, im Winter 1806. Dresden 1806.
Novalis, Werke	Novalis: Werke. 2 Theile. Vierte vermehrte Auflage. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel. Berlin 1826.
Novalis, Schriften	Novalis: Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Ed. v. Bülow. Dritter Theil. Berlin 1846.
Platen	August Graf von Platen: Gesammelte Werke. In fünf Bänden. Stuttgart und Tübingen 1843.
Prutz	Robert E. Prutz: Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1847.
Rahel	Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 3 Theile. Berlin 1834 (hrsg. von Varnhagen von Ense).
Rückert	Friedrich Rückert: Gesammelte Gedichte. 3 Theile. Frankfurt am Main 1843.
Schenkendorf	Max von Schenkendorf: Sämmtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe. Berlin 1837.
Schindler	Robert Schindler: Eichendorff als Literarhistoriker. Diss. Zürich. Mühlhausen 1926.
A. W. Schlegel	August Wilhelm Schlegel: Sämmtliche Werke. Hrsg. von Eduard Böcking. 12 Bde. Leipzig 1846.
F. Schlegel, Ausgabe	Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. von Ernst Behler. Paderborn, München, Wien 1958 ff. (daraus: Bd 2: Charakteristiken und Kritiken I.; Bd 6: Geschichte der alten und neuen Literatur)
F. Schlegel, Lessing	Lessings Gedanken und Meinungen aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel. 3 Theile. Leipzig 1804.

F. Schlegel, Minor	Friedrich Schlegel: Seine prosaischen Jugendschriften. Hrsg. von Jakob Minor. 2 Bde. Wien 1882.
F. Schlegel, Werke	Friedrich Schlegel: Sämmtliche Werke. Zweite Original-Ausgabe. 15 Bde. Wien 1846. (besond.: Bd 1, 2: Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1812.; Bd 6: Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst. Bd 11: Ueber die neuere Geschichte. Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1810. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe)
Schleiermacher, Reden	(Friedrich Ernst Daniel) Schleiermacher: Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Dritte vermehrte Ausgabe. Berlin 1821.
Stifter	Adalbert Stifter: Studien. 2 Bde. Pesth, Leipzig 1844.
Tieck, Schriften	Ludwig Tieck: Schriften. 28 Bde. Berlin 1828.
Tieck, Accorombona	Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern von Ludwig Tieck. 2 Theile. Breslau 1840.
Tröst Einsamkeit	Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte. Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim. Heidelberg 1808.
Uhland	Ludwig Uhland: Gedichte. Neueste Auflage. Stuttgart und Tübingen 1839.
Vilmar	August Friedrich Christian Vilmar: Geschichte der deutschen National-Literatur. Dritte vermehrte Auflage. 2 Bde. Marburg und Leipzig 1848.
Wackenroder	Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. o. O. 1797. (Der Verf. ist Wilhelm Heinrich Wackenroder)
Werner, Hitzig	Lebens-Abriss Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Beilage zu der dritten Ausgabe der Söhne des Thal's. Von dem Herausgeber von Hoffmanns Leben und Nachlass. Berlin 1823. (Der Verf. ist Julius Eduard Hitzig)
Werner, Werke	Friedrich Ludwig Zacharias Werner: Poetische Werke. 13 Bde. Grimma o. J. (1840)
Werner, Schütz	Zacharias Werner's Biographie und Characteristik, nebst Original-Mittheilungen aus dessen handschriftlichen Tagebüchern, herausgegeben vom Professor Dr. Schütz. 2 Bde. Grimma 1841.

Vorbemerkung

Der Anmerkungsteil bringt Hinweise auf die Entstehung, Überlieferung, Textgestalt (Lesarten) und Wirkung von E.s „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (1857). Darüber hinaus werden nach Möglichkeit alle Erläuterungen aufgeführt, die zum Verständnis des Inhalts notwendig sind, insbesondere: Erklärungen von Fremdwörtern, die heute ungebräuchlich sind oder ihre Bedeutung inzwischen geändert haben, von Modewörtern und von Anspielungen auf Zeitgeschehen und Zeitgeschichte. Hinweise auf Biographisches erfolgen nur bei weniger bekannten Dichtern und Schriftstellern (jeweils bei erster Nennung, die über das Namenregister festgestellt werden kann), auf Bibliographisches nur bei ungenau oder unrichtig angegebenen Werken. Nicht in allen Fällen schien es sinnvoll, überholte oder sachlich falsche Angaben richtigzustellen, besonders dort nicht, wo E.s Darstellung in seiner Gesamtkonzeption verankert ist und eine Orientierung am gegenwärtigen Stand der Forschung längere Ausführungen erforderlich gemacht hätte. Um dem Leser lästiges Nachsuchen in anderen Bänden zu ersparen und um die Einheit der Einzelbände nicht zu zerstören, werden die Anmerkungen zu den aus HKA, Bd 8/1 und Bd 8/2 entnommenen Abschnitten hier wiederholt. Textentsprechungen innerhalb der Werke E.s werden nur dann aufgezeigt, wenn sie von Bedeutung sind oder wenn es sich um wörtliche oder fast wörtliche Entnahmen aus früheren Dichtungen und Schriften handelt. Auf einander ergänzende und erhellende Stellen (z. B. zur Frage der Gattungen) wird nicht hingewiesen: sie sind über das Register leicht auffindbar. Soweit es möglich war, E.s Quellen, Vorlagen und Hilfsmittel festzustellen, werden diese angeführt. Abweichungen von

den Vorlagen, sei es in Eigen- oder Fremdzitaten, werden nur dann verzeichnet, wenn damit eine Sinnänderung verbunden ist; unbeachtet blieben orthographische und sprachliche Änderungen (Tieck – Tiek; schönren – schöneren; dieses – dieß) *und solche der Zeichensetzung. Dieses Verfahren schien bei einem literarhistorischen Text umso mehr gerechtfertigt, als viele Änderungen offensichtlich auf Setzergewohnheiten und nicht auf Entscheidungen E.s zurückgehen. Das erhaltene Manuskript der Schrift „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" zeigt, daß E. selbst im Hinblick auf Rechtschreibung und Zeichensetzung inkonsequent verfuhr.*

Was über E.s Methode und Arbeitsweise sowie über sein Verhältnis zu den Quellen und Vorlagen im Anmerkungsteil von HKA, Bd 8/1, S. 169–184 mitgeteilt wurde, trifft ohne Einschränkungen auch für diesen Band zu. Bei der Darstellung der Literatur von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert hielt sich E. vor allem an die im Abkürzungsverzeichnis ausgewiesenen Literaturgeschichten von Gervinus und Vilmar, in geringerem Maße an die Vorlesungen F. Schlegels. E. war offensichtlich mit der Literatur der früheren Jahrhunderte wenig vertraut. Nicht selten unterlaufen ihm Irrtümer. Eine gewisse Oberflächlichkeit, ja Unbekümmertheit den historischen Fakten gegenüber ist für die ersten Kapitel kennzeichnend. – Bei der Darstellung der jüngeren Epochen (18. und beginnendes 19. Jahrhundert) zog E. vor allem die Literaturgeschichten von Gelzer heran. Wie schon in seinen Monographien über den Roman und das Drama kompilierte E. auch hier Werkzitate, die er vor allem bei Gelzer vorfand. Die Zusammenstellungen der jeweils wichtigen Äußerungen zu religiösen Fragen, die Gelzer in den Literaturgeschichten bot, kamen E.s Absicht sehr zustatten. – Die Ausführungen des zweiten Teils (ursprünglich: „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland") stützen sich zum größten Teil auf die Texte selbst und auf zeitgenössische Monographien. Textvergleiche ergaben, daß E. über die Originalausgaben hinaus auch aus Literaturgeschichten zi-

tierte, so vor allem aus Gelzer. In einigen Fällen (Novalis, Wakkenroder, Zacharias Werner, Schenkendorf, Fouqué, Uhland, Kerner, Kleist, Platen, Rückert) konnte mit großer Sicherheit die Textvorlage ausfindig gemacht werden. Textgestalt und Vollständigkeit der Belege in den Vorlagen waren dabei die entscheidenden Kriterien. Der Befund ist im einzelnen unterschiedlich: so stellte sich heraus, daß E. z. B. bei der Darstellung des Abschnittes über Novalis aus der Werk-Ausgabe von 1826 und aus Gelzer kompilierte, daß er andererseits für die Ausführungen über Uhland nur eine ganz bestimmte Ausgabe herangezogen haben kann. Im Anmerkungsteil wird die jeweilige Textvorlage E.s genannt und die Feststellung kurz begründet. Wenn Quellen nicht gesichert sind, wird dies mitgeteilt. Eine eingehende und systematische Durchsicht des zeitgenössischen Schrifttums und die fast restlose Klärung des Verhältnisses zwischen E.s Darstellung und seinen unmittelbaren Vorlagen lassen den Schluß zu, daß E. bei der eigentlichen Ausarbeitung der Literaturgeschichte über die im Anmerkungsteil ausgewiesenen Quellen und Schriften hinaus nur wenig herangezogen haben kann; allein zur Dichtung der Barockzeit muß E. Literatur (möglicherweise in Zeitschriften) vorgelegen haben, die nicht ausfindig gemacht werden konnte. Der Nachweis, daß E. den größten Teil der historischen Information und der Zitate den angeführten Texten entnahm, darf jedoch nicht zu der Vermutung verleiten, daß der Dichter nicht über eine umfassende Belesenheit und Kenntnis vor allem in der neueren Literatur verfügt hätte (vgl. dazu HKA, Bd 8/2, S. 433).

Die weitgehende Klärung der Quellenlage und der Zitierweise läßt nicht nur Schlüsse auf E.s Verfahren, sondern auch auf seine Einschätzung von Dichtung in den letzten Lebensjahren zu. Gleichgültig, ob E. aus dem besprochenen Werk selbst oder aus zweiter Hand zitierte, in keinem Fall berücksichtigte er den Kontext. Unbekümmert um den Stellenwert innerhalb des Zusammenhangs verband er Zitate verschiedener Herkunft miteinander, ließ er Verse aus oder stellte er Verse und Strophen in

eine neue Reihenfolge (vgl.. z. B. S. 362, Z. 17–21). Das Zitat ist für ihn allem voran Beleg im Dienst einer standpunktgebundenen Deutung. Nur so weit es diese Deutung stützt, ist es relevant. Ästhetische Gesichtspunkte treten nicht nur zurück, E. mißachtet durch seine Zitierweise die künstlerische Einheit der besprochenen Werke. Damit aber wird eine innere Widersprüchlichkeit in E.s Auffassung von Dichtung sichtbar: Einerseits manipuliert er Zitate, andererseits hält er an der Einheit des Kunstwerkes fest. (Es besteht kaum Zweifel daran, daß der Erzähler in „Dichter und ihre Gesellen" im Zusammenhang mit Fortunats Auffassung von der Ganzheit des Kunstwerkes E.s eigene Meinung zum Ausdruck bringt: Walter aber fing nun an, einige Lieblingsstellen aus Victors Werken zu rezitieren, was Fortunat immer störte, weil ein gutes Gedicht keine Stellen, sondern eben nur das ganze gute Gedicht gibt, gleichwie eine abgeschlagene Nase oder ein Paar abgerissene Ohren der Mediceischen Venus für Kenner recht gut, aber sonst ganz nichtswürdig sind *(HKA, Bd 4, S. 7–8).*

Offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend verbessert. Die Druckvorlage (1857) ist in Fraktur gesetzt, der Neusatz erfolgt in Antiqua; Antiqua innerhalb des Frakturtextes (meist lateinische oder französische Zitate) wird kursiv wiedergegeben. Im Anmerkungsteil werden die Textstellen in normaler Antiqua, alle Erläuterungen und Hinzufügungen des Herausgebers kursiv gedruckt.

Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands.

Über die inneren Voraussetzungen und geistigen Grundlagen der Literaturgeschichte vgl. HKA, Bd 8/1, S. XXI–IL. Das Echo, das E.s Aufsätze (HKA, Bd 8/1) in den „Historisch-politischen Blättern" und im Freundeskreis des Dichters fanden (HKA, Bd 13, S. 166: Sie glauben nicht, welchen Effekt dieselben ge-

macht haben und machen), *veranlaßte ihn, sich weiter literaturgeschichtlicher Publizistik zu widmen. Die* dringendste Bitte Jarckes *um Fortsetzung der literarhistorischen kritischen Arbeiten (HKA, Bd 13, S. 166) mag E. in seiner Absicht bestärkt haben. Zuerst weitete er den ersten Aufsatz aus den „Historisch-politischen Blättern" („Zur Geschichte der neueren romantischen Poesie in Deutschland"), der 1846 erschienen war, zu einer umfassenden Darstellung und Beurteilung der* neueren romantischen Poesie in Deutschland *aus. Schon im Januar 1847 bot er dem Verleger Markus Simion in Berlin, an den er vertraglich gebunden war (HKA, Bd 12, S. 84), und dem Verleger A. G. Liebeskind in Leipzig* eine kritische Beleuchtung der Romantik in ethischer und religiöser Beziehung *(HKA, Bd 12, S. 83) an. Am 7. Januar 1847 schreibt er, daß er* soeben ein Werkchen wissenschaftlichen Inhalts vollendet habe, nämlich eine historische, oder vielmehr kritische Beleuchtung der, freilich jetzt schon ziemlich aus der Mode gekommenen neueren romantischen Poesie in Deutschland *(Der Wächter 1, 1918, S. 23).*

Simion lehnte ab (vgl. Auktionskatalog VIII von K. E. Henrici, in dem unter Nr. 102 ein verschollener Brief E.s vom 28. 2. 1847 an Simion erwähnt wird, worin sich E. auf die Ablehnung bezieht). Liebeskind nahm das Manuskript an (HKA, Bd 13, S. 167, Der Wächter 13, 1931, S. 116–117). In einem Schreiben an Liebeskind vom 24. September 1847 äußert sich E. optimistisch über die Absatzchancen des Buches: Diese Schrift, die jene Literaturepoche unter einem neuen Gesichtspunkte auffaßt, bewegt sich wesentlich auf einem Felde, das jezt, neben der Politik, fast ausschließlich das Interesse des großen Publikums in Anspruch nimmt, und wird sich daher ohne Zweifel, zumal im südlichen Deutschland, eines sehr bedeutenden Absatzes zu erfreuen haben *(Handschrift, UB Leipzig). E.s Studie erschien noch im Jahre 1847 (Der Wächter 13, 1931, S. 117). Am 24. Januar 1850 heißt es in einem Brief an Theodor von Schön:* Meine projektierte Geschichte der Romantik hat sich in mein, Ew: Exzellenz bekanntes Büchlein über die Romantik aufgelöst. Dort habe ich

die Seele derselben, wie sie mir erschienen ist, zu bezeichnen gesucht; ihren Leib, Büchertitel, Biographie der Dichter u: s: w:; haben schon andere hinreichend und besser beschrieben, als ich es könnte *(HKA, Bd 12, S. 110). E.s Erwartungen erfüllten sich nicht. Nach Mitteilungen des Verlegers verkaufte dieser bis 1854 nur 67 Exemplare. Er führte die Tatsache, daß das Buch kein* günstiges Resultat *erzielte, auf* die unmittelbar nach dessen Erscheinen ausgebrochenen, allen Geschäften, ganz besonders aber dem Buchhandel, so nachteiligen polit. Ereignisse *(HKA, Bd 13, S. 203) zurück.*

Nachdem E. bei Brockhaus 1851 die Studie über den deutschen Roman und 1854 seine Betrachtungen zur Geschichte des Dramas veröffentlicht hatte, fragte der Buchhändler Ferdinand Schöningh in Paderborn am 17. Januar 1854 bei E. an, ob er geneigt sei, eine katholische Literaturgeschichte zu schreiben: Bei den mancherlei Literaturgeschichten, die es allerdings gibt, läßt doch noch manches viel zu wünschen übrig, und besonders hat unter den seitens der Katholiken erschienenen noch keine die Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit der von dem Protestanten Vilmar verfaßten erreicht. Vielseitig hat sich daher der Wunsch kundgegeben, es möge ähnlich der Vilmarschen eine katholische Literaturgeschichte erscheinen, und habe ich mir Hoffnung gemacht, daß Euer Hochwohlgeboren Sich dieser Aufgabe vielleicht unterziehen dürften. Eine Literaturgeschichte von katholischem Standpunkte, die alle Vorzüge der Vilmarschen mit Ausschluß protestantischer Aufassungsweise in sich vereinigte, wäre ein Unternehmen, das sich des Beifalls aller aufrichtigen Katholiken zu erfreuen hätte *(HKA, Bd 13, S. 195–96). Am 3. Juli 1854, nach dem Erscheinen der Schrift „Zur Geschichte des Dramas", wiederholte Schöningh seinen Vorschlag (HKA, Bd 13, S. 198). Erst vom 1. März 1855 liegt eine Äußerung E.s zu diesem Projekt vor; an Jegór von Sivers schreibt er:* und jetzt denke ich an eine Besprechung der g e s a m t e n deutschen Poesie, in der Art, wie meine bisherige monogrammatische Behandlung einzelner Zweige derselben. Ob, wenn und wie es geraten wird, weiß

Gott *(HKA, Bd 12, S. 176). Am 3. Juli 1855 äußert sich E. noch skeptisch:* Dagegen steht meine projektierte Schrift über die deutsche Poesie, bei so vielen Unterbrechungen und Hindernissen noch in sehr, sehr weitem Felde *(HKA, Bd 12, S. 182). Auch im August desselben Jahres beklagt sich der Dichter noch darüber, daß die* neue literar-historische Arbeit ... bei den unablässigen Störungen des vergangenen Winters und Sommers noch so im Rohen und embryonisch *sei,* daß sich daraus noch nichts herausheben *lasse (HKA, Bd 12, S. 184). Im Herbst 1855 scheint E. mit der Niederschrift der Literaturgeschichte begonnen zu haben. August Reichensperger gegenüber äußert er am 2. November 1855, daß er* jetzt eine Schrift über die gesamte deutsche Poesie unter der Feder *habe, und schon in dieser frühen Arbeitsphase spricht er die Absicht aus, das frühere Buch „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren Romantik in Deutschland"* wörtlich, mit den nötigen Weglassungen u. s. w., als einen besonderen Abschnitt *in das neue Werk aufzunehmen, denn es wäre* eine qualvolle und sehr unnütze Arbeit ..., dasselbe noch einmal mit anderen Worten zu sagen *(HKA, Bd 12, S. 189). Immer häufiger wies E. auf die inneren und äußeren Schwierigkeiten hin, die die Entstehung des Buches begleiteten:* Ob und wie ich mein Ziel erreicht habe, steht dahin; auch bin ich noch lange nicht am Schlusse. Denn ich habe noch kein Buch mit so großen und zum Teil erschütternden Unterbrechungen geschrieben wie dieses; es ist ein wahres Schmerzensbuch zu nennen *(HKA, Bd 12, S. 207). Der Tod seiner Frau am 3. Dezember 1855 war für E. mit schweren psychischen Belastungen verbunden. Sie lähmten die ohnehin geschwächte Arbeitskraft. Dennoch konnte er bereits am 8. April 1856 Jegór von Sivers schreiben, daß er hoffe,* die deutsche Poesie ... noch im Mai zu vollenden *(HKA, Bd 12, S. 210). Unter dem Hinweis auf widrige Umstände begründet E. die Gestalt seines Buches, das offensichtlich hinter seinen eigenen Erwartungen zurückblieb:* Es ist fast unter beständigen erschütternden Sorgen herangewachsen; ich kann es mit Recht ein Schmerzensbuch nennen. Erwarten Sie

daher ja nicht zu viel davon. Es gibt weniger eine Literaturgeschichte, als eine Besprechung der poetischen Literatur in der Art wie meine frühern Monographien über den Roman, Drama etc., nur daß ich hier alles möglichst zusammenzufassen suchte *(HKA, Bd 12, S. 210). Schon am 24. April 1856 schrieb er an den Verleger:* Endlich habe ich soeben mein Werk über die deutsche Poesie früher als ich geglaubt, vollendet, und ermangele nicht ... dasselbe Ihnen hiermit zuerst zum Verlage anzubieten und zu diesem Zwecke das druckfertige Manuskript hier ergebenst beizufügen *(HKA, Bd 12, S. 213). – E. hatte seine literaturkritische Publizistik mit Streitschriften begonnen. Trotz widersprechender Äußerungen (vgl. oben) bildete sich aber immer stärker der Anspruch heraus, literaturgeschichtliche Werke mit besonderer Prägung zu schaffen. In einem Brief vom 25. Februar 1856 an Theodor von Schön charakterisiert E. sein Vorhaben als* eine Darstellung nicht der einzelnen literarischen Kapricen und Virtuositäten, sondern des notwendigen inneren Ganges unserer Poesie überhaupt, woran es allerdings unserer sogenannten Literaturgeschichte bisher noch sehr gefehlt hat *(HKA, Bd 12, S. 207). Ein Brief an H. Holland ist in diesem Zusammenhang aufschlußreich. Am 6. April 1853 dankt er für die Zusendung von Hollands Literaturgeschichte und bemerkt, daß Holland* aus dem bisher ziemlich philisterhaft eingepferchten Gebiet der Literarhistorie ganz neue Bahnen in die Gesamtbildung der Nation eingeschlagen *habe und daß E. und Holland* in allen Hauptsachen durchaus Gesinnungsgenossen *seien (Hochland Jg 5/1, 1907/08, S. 273). In einem weiteren Schreiben vom 1. Juni 1853 präzisiert E. seine Absicht:* Bisher suchten die Literarhistoriker die ganze Bildung ängstlich vor aller positiven Religion abzusperren, daher die bei aller philosophischen Aufgeblasenheit und poetischen oder vielmehr unpoetischen Überschwänglichkeit entsetzlich dürren und prosaischen Historien. Ihr Buch dagegen weist überall naturgemäß auf die religiöse Grundlage zurück *(HKA, Bd 12, S. 149). Bei dieser Tendenz war es für E. durchaus möglich, literarhistorische*

Streitschriften früherer Jahre unverändert in sein Werk aufzunehmen, das den Anspruch erhob, Literaturgeschichte zu sein. Als solche bietet E. jedenfalls sein Buch am 25. April 1856 Schöningh an: Diese Schrift gibt eine allgemeine Orientierung über Gang und Richtung unserer gesamten poetischen Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart und dürfte daher, namentlich für die katholische Welt, einem längst sehr fühlbaren Bedürfnis entsprechen. In dem Abschnitt von der Romantik habe ich ... den Inhalt meiner früheren Schrift:„ Über die ethische und religiöse Bedeutung der neuen romantischen Poesie in Deutschland" mit einigen Zusätzen gleichsam als eine zweite Auflage aufgenommen, da die erste Auflage längst gänzlich vergriffen ist, so daß, wie ich aus der zuverlässigsten Quelle weiß, eine große Menge von Nachfragen unbefriedigt bleiben mußte *(HKA, Bd 12, S. 213). – E. hatte offensichtlich beabsichtigt, dem Werk den Titel „Die deutsche Poesie" zu geben; der umfangreichere endgültige Titel kam auf Anregung Schöninghs zustande, der darauf Wert legte,* daß ein jeder auf den ersten Blick sieht, daß es eine vollständige Literaturgeschichte sei *(HKA, Bd 13, S. 216). Im Juli 1856 war das Werk im Druck (HKA, Bd 12, S. 216) und am 13. Dezember 1856 war es schon erschienen (HKA, Bd 12, S. 225). Obwohl es für Weihnachten1856 rechtzeitig auf den Markt kam, setzte Schöningh auf das Titelblatt das Erscheinungsjahr 1857.*

Aus einem Brief an August Reichensperger (1808–1895), den Kunstschriftsteller und Zentrums-Parlamentarier, wird deutlich, welchen Platz die Literaturgeschichte im Alterswerk des Dichters einnimmt: Nach diesem vollbrachten Tagewerk aber sitze ich nun wieder rat- und tatlos. Müßig will und kann ich nicht bleiben. Der poetischen Produktionskraft darf man, wenn man an die 70 streift, nicht allzuviel mehr zumuten ... Ihre anregende Teilnahme, verehrtester Freund, hat mir schon so oft über den Berg geholfen, ja ganz allein auch meine Literaturgeschichte veranlaßt. Erlauben Sie daher, daß ich auch in meiner jetzigen Not zu Ihnen meine Zuflucht nehme mit der herzlichen Bitte, mir aus

Ihrer gedankenreichen Umsicht irgend eine Arbeit andeuten zu wollen, die der Mühe lohnt und für mich paßt *(HKA, Bd 12, S. 223–24). E. starb am 26. November 1857; von weiteren größeren Arbeiten ist nichts bekannt.*

Überlieferung

*„Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff". Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind 1847. Der weitaus größte Teil dieses Werkes wurde wörtlich in die Literaturgeschichte von 1857 aufgenommen (*eigentlich eine neue Auflage, *E. an August Reichensperger, am 2. November 1855, HKA, Bd 12, S. 189).*

„Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" von Joseph Freiherrn von Eichendorff, Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh 1857. Der Band besteht aus zwei Teilen, die getrennt paginiert wurden. – Die zweite Auflage erschien erst nach E.s Tod: Paderborn 1861. – Die dritte Auflage erschien im selben Verlag 1866 (Vermischte Schriften, Bd 1/2). – Neudrucke erfolgten erst Jahrzehnte später: Neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Kosch. Kempten und München 1906 (Sammlung Kösel, Bd 10/11); Neue Gesamtausgabe der Werke und Schriften in vier Bänden. Herausgegeben von Gerhart Baumann in Verbindung mit Siegfried Grosse, Bd 4, Stuttgart 1958. – Die Monographie „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" erschien auch in: Historische und literarische Schriften. Hrsg. von Reinhold Schneider. Vaduz 1948 und Wien 1952.

Das Manuskript der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" ist nicht mehr vorhanden. Erhalten ist aber die handschriftliche Druckvorlage der Studie „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland".

Wirkung

E.s Schrift „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" fand nur im Freundeskreis stärkeres Echo. Im Briefwechsel ist nur an wenigen Stellen (bes. HKA, Bd 13, S. 304) davon die Rede und nur wenige Würdigungen konnten ausfindig gemacht werden:

Wolfgang Menzel, in: Literaturblatt zum Morgenblatt Nr. 87, 7. 12. 1847, S. 345–48 (Rezension, mitgeteilt auch in HKA, Bd 13, S. 304–6). – Vgl. dazu Ernst Jarckes Stellungnahme in einem Brief an E. vom 10. 12. 1847 (HKA, Bd 13, S. 170–73).

(anonym), in: Kölnische Zeitung Nr. 290, 4. 12. 1851.

Hermann Lotze, in: Göttingische gelehrte Anzeigen 1848/1, S. 133–36 (Rezension).

Friedrich Theodor Vischer: Ein Literarischer Sonderbündler, in: Jahrbuch der Gegenwart 1848/1–2, S. 1–7. Wiederveröffentlicht in: Kritische Gänge, hrsg. von Robert Vischer, 2. Aufl., Bd 2, Leipzig 1914, S. 183–98 (Rezension).

(anonym), in: Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 1, 1. 1. 1848, S. 2–3 (Rezension).

(anonym), in: Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 161, 6. 7. 1849, S. 641.

(Julian Schmidt): Charakterbilder aus der deutschen Restaurationsliteratur. Joseph Freiherr von Eichendorff, in: Die Grenzboten Jg. 11, 2. Sem., 3. Bd, 1852, S. 165–67 (mitgeteilt in HKA, Bd 8/2, S. 439–42). Leicht gekürzt wiederveröffentlicht in: Julian Schmidt: Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert Bd 1, Leipzig 1853, S. 422–24; nochmals leicht gekürzt in: ²1855, Bd 2, S. 415–17 und: ³1856, Bd 2, S. 406–7; nochmals leicht gekürzt in: ⁴1858, Bd 2, S. 508–9.

Moritz Brühl: Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 1854, ²1861,

S. 128–338 – der katholische Literarhistoriker folgt bis ins einzelne E.s Thesen.

Rudolf Gottschall: Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Breslau 1855, S. 372–73.

E.s „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" fand spontane, wenn auch begrenzte Anerkennung (vgl. HKA, Bd 13, S. 222–23, 224–25, 227, und HKA, Bd 12, S. 232). Folgende Auseinandersetzungen mit E.s Literaturgeschichte konnten festgestellt werden:

Wolfgang Menzel, in: Literaturblatt Nr. 3, 10. 1. 1857, S. 9–12 (Rezension, z. T. mitgeteilt in HKA, Bd 13, S. 332–34).

Wolfgang Menzel, in: Echo der Gegenwart, Illustrierte Beilage Nr. 3, 8. 7. 1861 (Rezension der 2. Aufl. der Literaturgeschichte).

F. I. H. (unbekannt), in: Deutschland, Beilagen zu Nr. 36 vom 14. 2. 1857, 40 vom 19. 2. 1857 und 81 vom 9. 4. 1857 (Rezension).

H. M. (Hermann Marggraff), in: Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 12, 1857, S. 218–21 (Rezension).

–e (unbekannt), in: Neue Preußische Zeitung, Beilagen zu Nr. 238 und 241, 1857 (Rezension).

(anonym), in: Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur, Jg. 15/2, 1857, S. 67–68 (Rezension).

(anonym), in: Literarisches Zentralblatt für Deutschland, hrsg. von Friedrich Zarncke, Jg. 1857, Sp. 555 (Rezension).

(anonym), in: Christlicher Bote für Stadt und Land Neiße, Jg. 7/1, 22. 1. 1858, S. 4 (Rezension).

Adalbert Stifter, Brief an Louise von Eichendorff, 2. 6. 1857, in: Adalbert Stifter's Sämtliche Werke, Bd 19, Reichenberg 1929, S. 28.

Theodor Storm, Brief an Friedrich Eggers, 12. 1. 1858, in: Theodor Storm's Briefe an Friedrich Eggers, hrsg. von H. W. Seidel, Berlin 1911, S. 62.

Karl August Varnhagen von Ense, Tagebucheintragung 12. 8. 1857, in: Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Tagebücher. Bd 14. Hamburg 1870, S. 45.

Besondere Aufmerksamkeit fand E.s Literaturgeschichte erst wieder, als die Neuausgabe von Kosch erschienen war (1906). In einem Bericht über die „Wiederentdeckung Joseph von Eichendorffs als Literarhistoriker" (Aurora 13, 1953, S. 44–50) gibt Franz Ranegger Auskunft über die Aufnahme der literarhistorischen Schriften E.s nach der Jahrhundertwende.

Alle hier angeführten Auseinandersetzungen mit E.s literarhistorischen Schriften werden in HKA, Bd 18, ungekürzt abgedruckt.

Lesarten

Das Manuskript der Schrift „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" war zuletzt im Besitz von Dr. Robert Amman in Aarau und wurde am 27./28. November 1962 vom Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main eingesteigert (I. A. Stargardt, Marburg/Lahn, Katalog Nr. 52). Es trägt die Signatur: Hs-B 77 II - 13887.

Die Handschrift besteht aus drei unpaginierten und 149 paginierten Blättern. Der Textteil nach dem Vorwort ist durchnumeriert von 1 bis 298. Die Blätter sind von verschiedener Qualität und Farbe (hellbräunlich bis bläulichgrau) und meist nicht glatt beschnitten. Sie sind ca. 18 cm breit und zwischen 21 und 22,5 cm hoch. Sie sind mit Faden geheftet und in einen dunkelgrünen Leineneinband der Zeit gebunden. Der Titel des Buches ist in einer graphischen Anordnung, die dem Druckbild des Titelblattes von 1847 entspricht, in Gold eingeprägt. Der Rücken ist nicht bedruckt, aber mit Goldprägung versehen (waagrechte Linien). Auf der Innenseite des Buchdeckels findet sich die Notiz: Aus d. Bibliothek v. Biedermann – Dresden, gekauft in Auktion Börner Leipzig 15. 11. 05 (Nr. 641). *Nach dem leeren Vor-*

satzblatt folgt der handschriftliche Titel „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Von Joseph Freiherrn von Eichendorff." Nach den Wörtern Ueber, Bedeutung, der *und* Poesie *ist durch senkrechte rotbraune Bleistiftstriche die Titeleinteilung angezeigt. In derselben Farbe steht unten am Blatt (nicht von der Hand E.s):* Leipzig / A. G. Liebeskind / 1847. *Markierungen derselben Farbe (senkrechte Striche) finden sich überall dort im Text, wo in der gedruckten Ausgabe von 1847 eine neue Seite beginnt. Diese Auszeichnungen lassen den Schluß zu, daß das Manuskript als Druckvorlage diente. Eine Bleistiftnotiz in der linken unteren Ecke des Titelblatts mit dem Hinweis* 1000 Aufl. *könnte vom Verleger stammen. Die Zwischentitel stehen jeweils auf gesondertem Blatt.*

Die einzelnen Blätter sind doppelseitig beschrieben, Seite 1 bis 44 mit größerem Zeilenabstand und in breiter laufenden Schriftzügen, Seite 45 bis 298 mit engerem Zeilenabstand und in sehr eng laufenden Schriftzügen. Die Farbe der Tinte von Seite 1 bis 44 ist schwarz, der Rest dunkelbraun. Die Schriftzüge auf den Seiten 45 bis 298 entsprechen dem Duktus E.s der Vierzigerjahre. Die Seiten 1 bis 44 sind ohne Zweifel von fremder Hand geschieben. Im Text beider Hände wurden Streichungen vorgenommen, Verbesserungen angebracht und Ergänzungen eingefügt bzw. an den Rand geschrieben. Die Korrekturen auf den Seiten 1 bis 44 (Manuskript fremder Hand) zeigen die Handschrift E.s. Im Manuskriptteil fremder Hand finden sich zahlreiche Rechtschreibfehler, die E. nur zum Teil verbesserte (vgl. z. B. S. 8). In einigen Zeilen hatte der Schreiber Platz freigelassen. An diesen leeren Stellen trug E. Namen und Fremdwörter nach. Der Schluß liegt nahe, daß E. den ersten Abschnitt einem nicht sehr orthographiegewandten Schreiber diktierte.

Bei der Wiedergabe der Lesarten wurde folgendes berücksichtigt: Häufig wiederkehrende Abkürzungen, die auch der Setzer auflöste, werden aufgelöst (z. B.: u. = und, ñ = nn, v: = von). *Das Zeichen |: wird als Klammer wiedergegeben. Im Manuskript schreibt E.* Göthe, *im Buch erscheint aber* Goethe; *bei*

der Wiedergabe der Lesarten wird an der handschriftlichen Form festgehalten. Abweichungen vom Manuskript, die auf Inkonsequenzen der Orthographie (z – tz) *zurückgehen, werden nicht verzeichnet. Unterstreichungen in der Handschrift wurden im Druck durch Sperrung wiedergegeben; bei den Lesarten wird ebenso verfahren.*

In den Lesartenapparat werden alle Textänderungen aufgenommen. Nicht verzeichnet werden indessen durchgestrichene Worte oder Wortteile, die offensichtlich auf ein Verschreiben beim ersten Ansetzen zurückzuführen sind. Derartige Korrekturen sind häufig; im Hinblick auf die Textgestaltung sind sie aber von keinerlei Erkenntniswert.

E. nahm die Korrekturen am Manuskript in verschiedener Weise vor. Ein Teil der Streichungen befindet sich auf der Zeile v o r *der endgültigen Formulierung. Diese Korrekturen wurden offensichtlich während der Niederschrift vorgenommen. Den größten Teil der Änderungen und Ergänzungen brachte E. aber nachträglich an; je nach verfügbarem Platz schrieb er über die Zeilen oder an den Rand. Verschiedene Phasen der Überarbeitung konnten nicht festgestellt werden. Es schien daher geboten, die Lesarten auf die eigentlichen Textveränderungen zu beschränken und auf nähere Angaben (z. B.: über der Zeile, am Rand) zu verzichten.*

Die Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf die Handschrift E.s.

S. 268, Z. 10: Niemand] *nach gestr.* hier; Z. *11:* Literaturgeschichte] Literargeschichte; Z. 17: Gebiet] Gebiet, *(3. unpaginierte Seite).*

S. 269, Z. 8: Mode] mode; Z. 9: und ihrer] *für gestr.* wollen wir die; Z. 10: wollen wir] *für gestr.* und; Z. 11—12: noch einmal an uns vorübergehen lassen] *für gestr.* nachzuweisen versuchen. *Danach (vom Schreiber) gestr.* deren weitere Ausführungen. *Darüber von E.s Hand* | : Abgesetzt: | Z. 16: und] *nach (vom Schreiber) gestr.* werden; Z. 18: Zeit] *für (vom Schreiber) gestr.* Literatur; Z. 27: uns hier] *für gestr.* uns; Z. 29—30: Prometheusjugend] Prometeusjugend *(S. 1—3).*

S. 271, Z. 7: Conflicte] Conflikte; Z. 30: noch,] noch; Z. 33: Runkelrüben-] Runkelrüben *(S. 6—8).*

S. 272, Z. 20:betrügliche] *für gestr.* beträchtliche *(S. 9).*

S. 273, Z. 19: feinere] *für gestr.* feine *(S. 11).*

S. 274, Z. 25: Medium] *Zusatz;* Z. 25: des] *für gestr.* eines; Z. 30: in] *Zusatz;* Z. 39: Osterlied] Oster *für gestr.* Opfer *(wohl Irrtum des Schreibers) (S. 14—15).*

S. 275, Z. 13: ihm] *Zusatz;* Z. 40: aus] *für gestr.* nur *(S. 15—17).*

S. 276, Z. 30—31: wir meinen: Lessing, Hamann und Herder.] *Zusatz (S. 18).*

S. 277, Z. 28: geistig] *für gestr.* günstig *(wohl Irrtum des Schreibers) (S. 20).*

S. 282, Z. 6: Verstand] *in der H. unterstr. (S. 28).*

S. 283, Z. 13: sie den Menschen] die Menschen *(S. 31).*

S. 286, Z. 28: kann] *für gestr.* können *(S. 36).*

S. 289, Z. 22: suchten. —] *danach am Rand* Absetzen; Z. 38: Politik,] Politik *(S. 41).*

S. 290, Z. 22: Geheimwissenschaft] *für gestr.* geheime Wissenschaft *(S. 42).*

S. 291, Z. 30: galt] gab; Z. *33:* Und] *davor gestr.:* Oder habt Ihr den tragischen Untergang Heinrichs von Kleist vergessen, der damals seinen Hermann zu dichten gewagt, und dann sein Saitenspiel zerschmetterte, weil ihm vor Gram über Deutschlands Schande das Herz brach? Z. 36: befreite] *danach gestr. der Text S. 291, Z. 17—23 und folgender Text:* N o v a l i s (Friedrich von Hardenberg, 1772—1801) wurde zuerst *(neben gestr.* zuletzt) sich bewußt, daß die ganze neuere Bildung innerlichst im Christenthum wurtzle und nothwendig auf diese ihre Grundlage wieder zurückgeführt werden müsse, wenn sie fortan Bedeutung und Bestand haben sollte. „Nur die Religion, sagt er, kann Europa wieder aufwecken und die Völker sichern." „Alle Euere Stützen sind zu schwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält; aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnsucht an die Höhen des Himmels, dann habt Ihr eine nie ermüdende Feder an ihm. — Alte und neue Welt sind im Kampf begriffen. — Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte sich selbst ins Gleichgewicht setzen; ein drittes ... *(S. 43—44).*

S. 292, Z. 30: Kampffertig] *nach gestr.* Man sieht *(S. 48).*

S. 293, Z. 11: die] *für gestr.* ihre; Z. 26: die] *für gestr.* eine *(S. 48—49).*

S. 294, Z. 29 — S. 296, Z. 4: Als ... Hierarchie] *Zusatz auf eingebundenem graublauem Blatt nach S. 50* (zu pag. 50)*; im Anschluß daran gestr.* „Sollte etwa die Hierarchie *(S. 50).*

S. 296, Z. 4—5: Staaten] *danach Zusatz:* das Prinzip des Staatenvereines *(S. 50).*

S. 297, Z. 15 und zwar zunächst] *für gestr.* insbesondere *(S. 52).*

S. 298, Z. 14: in] *danach Zusatz* dem sehr empfänglichen; Z. 15: eben weil] *für gestr.* weil; Z. 15: nicht] *nach gestr.* bei großen (m) *(S. 53).*

S. 300, Z. 22: Lebens] *nach gestr.* und politischen *(S. 55).*

S. 301, Z. 1: dieser] *für gestr.* solcher; Z. 1: indeß] *für gestr.* jedoch; Z. 3: Das] daß; Z. 3: wiederum] *Zusatz;* Z. 21—28: Poesie ... überhaupt] *Zusatz;* Z. 28: nun] *Zusatz;* Z. 32—33: adeln ... machen] *für gestr.* durchdringen und verklären sollte *(S. 56).*

S. 302, Z. 4—5: dichten] *für gestr.* schreiben; Z. 7: niederzulegen] *nach gestr.* niederlegen wollte; Z. 14—15: Halb ... und] *für gestr.* indem er mit ihrem Lichte; Z. 19: zu erfassen, und] *für gestr.* erfaßt, halb Märchen, halb Roman, der; Z. 21: deren] *nach gestr.* suchte *(S. 57).*

S. 303, Z. 32: sogenannte] *nach gestr.* eigen *(S. 59).*

S. 304, Z. 22: dann später] *Zusatz;* Z. 35: nicht ... er] *Zusatz (S. 59—60).*

S. 305, Z. 3: Natur] *nach gestr.* u.s.f.; Z. 15—16: in ... Märtyrer] *Zusatz;* Z. 17: Aber eben so wenig] *durch Zusatz und Streichung aus* Eben so wenig aber; Z. 23: neben] *nach gestr.* und Zweifel *(S. 60—61).*

S. 306, Z. 16: Zweideutigkeit] *für gestr.* in *(S. 61).*

S. 307, Z. 15: als Geliebte] *nach gestr.* als Luft geathmet; Z. 19 — S. 308, Z. 4: In... verkennen] *Zusatz auf eigenem blaugrauem Blatt* (zu pag: 62) *nach S. 62 eingebunden, einseitig beschrieben (S. 62).*

S. 308, Z. 27: ferner] *Zusatz;* Z. 27: Erlösung] *für gestr.* Befreiung *(S. 63).*

S. 309, Z. 7: „Die] *nach gestr.* anderswo; Z. 15: dies] *nach gestr.* anderswo wieder; Z. 32—S. 310, Z. 3: „Auf ... ruft."] *Zusatz (S. 64).*

S. 310, Z. 12: Ernst] *nach gestr.* den *(S. 65).*

S. 311, Z. 6: dessen] *nach gestr.* Wackenroder *(S. 68).*

S. 312, Z. 1: ohne Zweifel] *Zusatz;* Z. 2: wie] *nach gestr.* ohne Zweifel; Z. 6: zur] *nach gestr.* nicht nur zur Kunst, sondern *(S. 69).*

S. 316, Z. 18: desselben] *nach gestr.* beizufügen, weil *(S. 76).*

S. 317, Z. 28: ein verlorenes] *nach gestr.* mir Hekuba; Z. 33: aber] *Zusatz; auf gleicher Höhe am Rand gestr.* Heft (?) Fr. Schlegel. *(S. 78).*

S. 325, Z. 26: aus] *Zusatz (S. 88).*

S. 327, Z. 2: *rechts oben gestr.:* (Gleich hinter Fr. Schlegel, zwischen diesem und Jean Paul); *ein Wort über der Zeile unleserlich. (S. 92).*

S. 328, Z. 32: endlich] *Zusatz (S. 94).*

S. 329, Z. 3—4: anstatt ... luxuriren] *für gestr.* aber nicht bloß in Bild und Klang umschrieben, sondern; Z. 8: eben] *Zusatz (S. 94).*

S. 330, Z. 2: Ringen] *nach gestr.* unablässige; Z. 2—3: hohen ... Natur] *für gestr.* Seele; Z. 11: Mission] *für gestr.* Aufgabe; Z. 25: möchte] *nach gestr.* und knechten; Z. 29: trügerische] *nach gestr.* betrügliche; Z. 30: endlich] *nach gestr.* zu durchbr *(S. 95—96).*

S. 331, Z. 1: *rechts oben gestr.* Arnim *(S. 100).*

S. 332, Z. 34: Aufputz] *für gestr.* Geflunker *(S. 102).*

S. 333, Z. 3—4: im ... Brentano] *Zusatz;* Z. 31: sind] *nach gestr.* und berühmt geworden *(S. 102—03).*

S. 334, Z. 23: dessen] *für gestr.* seine; Z. 25: Aber] *nach gestr.* es waren die Geburtswehen seiner Poesie; Z. 25: Schwert ... hier] *für gestr.* Messer zum Franzosenschlachten, wie es damals in die Mode kam, mochte er aberwitzig wetzen; nicht das kalte, gleichgültige Schwert allein konnte in diesen Dingen; Z. 28: Die] *nach gestr.* von Innen heraus allmählich und allmächtig wachsend, mußte erst die Sitte sich wiederherstellen auf der allein Rettung stand; Z. 30: im] *nach gestr.* durch die einfache Muttermilch der Natur, *(S. 104).*

S. 335, Z. 11: wunderbar] *Zusatz;* Z. 13: schreitet] *für gestr.* schritt; Z. 14: ein] *Zusatz (S. 105).*

S. 336, Z. 13: jeden] *für gestr.* alle; Z. 25: zum Zeugniß] *für gestr.* zu Urkund; Z. 26: hier] *nach gestr.* nirgend; Z. 31: tragisch] *nach gestr.* ohne sich jemals wortreich aufzudringen fast; Z. 33: ganze] *Zusatz;* Z. 34: einfachen] *nach gestr.* Kreis einer einfachen Erzählung bannend *(S. 106—07).*

S. 337, Z. 2: holländischer] *nach gestr.* beinah; Z. 6: auch] *Zusatz;* Z. 14—15: obgleich ... ist] *Zusatz;* Z. 27: katholicisirenden] *Zusatz;* Z. 28: ihm] *nach gestr.* und Affectation; Z. 31—32: und ... sagt] *für gestr.* Grüßend wohl als die bloße irdische Baukunst, meint er in den Worten: *(S. 107—08).*

S. 338, Z. 6: der Erde] *für gestr.* auf Erden; Z. 17: Auffassung] *nach gestr.* großartige; Z. 25: Phrasen-Koketterie] *nach gestr.* Flausenmacher, diese liederliche *(S. 108—09).*

S. 339, Z. 21: ausstreichen] *für gestr.* auslöschen *(S. 110).*

S. 340, Z. 21: der] *für gestr.* seiner *(S. 111).*

S. 341, Z. 25: schimmernden] *Zusatz (S. 112).*

S. 342, Z. 19: nur] *nach gestr.* gleichsam; Z. 20: hieroglyphisch] hyrogliphisch; Z. 25: zum] *nach gestr.* überraschend; Z. 28: Menschentreiben] *für gestr.* Menschenleben *(S. 116).*

S. 343, Z. 4: macht] *für gestr.* gibt; Z. 5: in anderer Weise] *Zusatz;* Z. 6: geltend] *für gestr.* siegreich kund; *vor* geltend *gestr.* in dem Spruche *(S. 116).*

S. 343, Z. 14: und ... selbst] *für gestr.* die Schönheit der Liebe aber *(S. 116).*

S. 344, Z. 14—15: altkirchlichen] *nach gestr.* einem *(S. 118).*

S. 345, Z. 12: Und diese] *für gestr.* Diese *(S. 119).*

S. 346, Z. 13: Formen-Bedürfnis] *nach gestr.* Bedürfniß; Z. 32—33: sagt er weiterhin] *für gestr.* fährt er fort *(S. 120—21).*

S. 347, Z. 5—6: kühle Lust] *nach gestr.* Lust am Tiefsinnigen;

Z. 33—S. 349, Z. 5: im ... das] *Zusatz auf Beiblatt (gleiches Papier), 2 Seiten, eingebunden vor S. 122;* S. 348, Z. 17: Lust] *nach gestr.* Aber eben hier, in dem Lebensnerv der Romantik, erweist sich das *(S. 121—22).*

S. 349, Z. 6: eifert] *nach gestr.* selbst zwar; Z. 6: zwar] *Zusatz;* Z. 15: allerdings] *Zusatz;* Z. 18—19: ein ... soll] *für gestr.* christlich ist; Z. 26: wieder auf] *für gestr.* auf *(S. 122).*

S. 350, Z. 11: sind.] *nach dem Absatz gestr.* Es sei uns erlaubt, hier mit einigen Worten noch einmal auf A. W. Schlegel zurückzukommen und zwar auf einige vertrauliche Bekenntnisse desselben, weil sie in der oben angedeuteten Beziehung einen tiefen Blick in die geheime Werkstatt der Gründer der Romantik eröffnen; Äußerungen, mit denen er, wie es scheint im Gefühl daß sie die Lebensfrage der Romantik betreffen, vor dem Publikum weislich zurückgehalten, und die wir hier stellenweis unübersetzt, wie wir sie gefunden, wiedergeben, die sie sich ohne Zweifel im Französischen am unnachahmlichsten ausnehmen. Er schreibt nemlich im Jahre 1838 an eine Dame: *Vgl. den Text auf S. 316, Z. 26 — S. 317, Z. 25;* Z. 28: hatte] *nach gestr.* studirte dort die Rechte, und bekleidete 1793—1805 dann mehrer Jahre hindurch das Amt eines Kammerseketairs bei der k. pr. Domainenkammer zu Warschau, wo er sich mit Mnioch und Hitzig befreundete und mit seinem Landsmann und ehemaligen Schulkameraden, dem bekannten Dichter Hoffmann zusammentraf *nach gestr.* wieder zusammentraf; *vgl. S. 351, Z. 19—24 (S. 123—26).*

S. 351, Z. 25: aber] *Zusatz;* Z. 26: durch] *nach gestr.* durch die Aufmerksamkeit *(S. 127).*

S. 352, Z. 2: übrigens] *Zusatz;* Z. 15: Seine] *nach gestr.* Ein kleines, von der Mutter ererbtes Kapital sicherte; Z. 22—23: universellsten] *nach gestr.* großen *(S. 128).*

S. 353, Z. 19: fast] *nach gestr.* oft schreck; Z. 25: wilder ... der] *Zusatz für gestr. (unleserlich) (S. 129—30).*

S. 354, Z. 22: seinen Gemüthszustand] *für gestr.* Gegenstand; Z. 22: jedoch] *Zusatz (S. 131).*

S. 356, Z. 11: höheren] *nach gestr.* zwei scheinbar unversöhnliche Erscheinungen *(S. 133).*

S. 358, Z. 6: Mittel] *in der H. unterstr.;* Z. 6: zur] *nach gestr.* zur? betrachtete; Z. 7: und] *nach gestr.* der Menschheit; Z. 9: betrachtete] *Zusatz;* Z. 22: Schutz.“] *danach gestr.* Fragen wir aber nun nach diesem geläuterten Katholizismus oder vielmehr nach jenem höheren Ziele einer, vom Katholizismus nur zu vermittelnden neuen Religion, so sehen wir die pantheistischen Phantasieen, welche bei Novalis gleichsam ... u.s.w. *wie S. 360, Z. 33 — S. 361, Z. 3;* Z. 31—32: Licht ... verträgt] *für z. T. gestr.* er Licht nicht verträgt; und daher *(S. 134—36).*

S. 359, Z. 23: willen] *nach gestr.* eines an sich erhabenen Rationalismus aber noch nicht zeitgemäßen Rationalismus; Z. 23: allein] *Zusatz (S. 137).*

S. 360, Z. 28: hier] *Zusatz;* Z. 29—30: sie nicht, durch ihre] *für gestr.* dieses nicht durch seine *(S. 138).*

S. 361, Z. 3: kräftig] *nach gestr.* in so *(S. 138).*

S. 362, Z. 10: schwelgen!"] *danach gestr.* Und der Weltball wird dann eine große Kirche,

„Die Erde wird ein Sakrament des Fleisches,
Das Meer ein Sakrament des heil'gen Blutes."

Z. 25: Liturgie] *nach gestr.* gantze *(S. 139—40).*

S. 363, Z. 11: hat, ruft:] *für gestr.* ruft.; Z. 20: daß] *nach gestr.* bezeugt die Wahrhaftigkeit seines; Z. 26—27: und wie er dann] *für gestr.* und dann; Z. 34: über] *nach gestr.* verfolgten ihn *(S. 140—41).*

S. 365, Z. 16: Gluth] *für gestr.* Muth, Gier zum Kampf, wie *(S. 143).*

S. 366, Z. 1: Doch wenn wir] *für gestr.* wir haben; Z. 2: so ist es] *für gestr.* es ist daher; Z. 4: Ziel ... seinen] *für gestr.* seine Umkehr in den let; Z. 5: sind] *nach gestr.* aber; Z. 5: wie gesagt] *Zusatz;* Z. 10: Glaube] *nach gestr.* (katholische) *(S. 143—44).*

S. 369, Z. 8: schwindlich."] *danach 2 Verse gestr.:*

Freilich viele sind berufen,
Aber auserwählt, ach, w i e viel?!

(S. 147).

S. 370, Z. 36: Kindlein] *danach 10 Verse gestr.:*

„Freilich ist die Schlacht, die blut'ge
Gegen unser Wagstück Spiel nur;
Freilich ...

Vers 1—8 wie S. 369, Z. 1—8, danach die Verse:

„Freilich viele sind berufen,
Aber auserwählt, ach, w i e viel?!"

(S. 148—49).

S. 371, Z. 23: allerdings] *Zusatz (S. 150).*

S. 372, Z. 7: also] *Zusatz;* Z. 25—26: nemlich gilt] *für gestr.* gilt; Z. 32: hiernach] *Zusatz;* Z. 34: eine] *für gestr.* die *(S. 150—51).*

S. 373, Z. 12: selbst] *nach gestr.* die alten; Z. 24: Raphael] *Zusatz (S. 152).*

S. 374, Z. 5: in] *nach gestr.* gegen das; Z. 31: wenngleich] *nach gestr.* Alfanzerei *(S. 152—53).*

S. 376, Z. 37: wie] *nach gestr.* Alles, was in ihren Kreis kommt, mit dem höheren *(S. 155).*

S. 377, Z. 2: und] *nach gestr.* erwärmt; Z. 17: in] *nach gestr.* in seiner *(S. 155—56).*

S. 378, Z. 10: Ueberdies ist aber] *für gestr.* Aber; Z. 11: nirgend]

nach gestr. ist; Z. 11—12: Noth ... sein] *Zusatz;* Z. 13: Werner] *für gestr.* er, sich *und über der Zeile gestr.* sich's; Z. 14: fast] *nach gestr.* sich bewahrt. Auch die; Z. 17—18: er ... gesucht] *für gestr.* und suchte er *(S. 156).*

S. 380, Z. 11: umfassen und] *für gestr.* umschreibend; Z. 17: die] *nach gestr.* und bittere Reue *(S. 158).*

S. 381, Z. 21—22: anfangs ... noch] *für gestr.* von *und gestr.* in der Schweiz, auf der Reise, noch; Z. 33: früher] *für gestr.* damals *(S. 160).*

S. 382, Z. 27: und die Trauer und] *für gestr.* die; Z. 27: die er erregte] *Zusatz (S. 161).*

S. 383, Z. 21: bis] *nach gestr.* ein unaus; Z. 30: unvergleichlich] *für gestr.* bei weitem *(S. 162).*

S. 384, Z. 22: derberes] *für gestr.* stärkeres *(S. 165).*

S. 388, Z. 9: seltsam] *für gestr.* wunderlich *(S. 169).*

S. 392, Z. 32: zwischen dem] *für gestr.* von *(S. 174).*

S. 393, Z. 36: Volksglaubens] *nach gestr.* Volksgefühls *(S. 176).*

S. 395, Z. 13—15: so ... und] *Zusatz (S. 177).*

S. 396, Z. 20: Als] *für gestr.* er ist; Z. 21: Körner] *nach gestr.* der sententiöse; Z. 22: verklärend] *nach gestr.* auf das er; Z. 23: dann] *Zusatz;* Z. 29: hatte] hat *(S. 181).*

S. 397, Z. 1—2: daher der Dichter] *für gestr.* der Dichter *(S. 181).*

S. 398, Z. 1: der] *für gestr.* dieser; Z. 15: füllt."] *danach gestr.:*

„Denn nur Eisen kann uns retten,
Und erlösen kann nur Blut,
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Übermuth."

Z. 16: Denn in] *für gestr.* in dies; Z. 16: um] *nach gestr.* aber; Z. 28: zu] *für gestr.* für *(S. 183—84).*

S. 399, Z. 31: Man fühlt es, aus] *für gestr.* Aus; Z. 32: auch] *Zusatz;* Z. 34: weht] *nach gestr.* durch *(durchweht) (S. 185).*

S. 402, Z. 14: der] *nach gestr.* dem Haß; Z. 14: Franzosenhasse] *für gestr.* Franzosenfresserei; Z. 20: gemeint."] *danach gestr.:*

Mit E i n e m aber ringen
Wir Morgens wie zu Nacht,
Er möcht' uns gern verschlingen,
Der Löwe brüllt und wacht. *(S. 188).*

S. 404, Z. 2: nicht Nord-] *nach gestr.* mehr, sondern e i n einig einig Deut *(S. 189).*

S. 405, Z. 3: wiedergewonnenen] wieder *für gestr.* neu; Z. 29: Um so] *nach gestr.* es ist, wenn wir in dieses tiefe, klare, blaue Auge schauen, als gäb' es nichts Gemeines mehr auf Erden. Aber schmertzlich; Z. 29: aber] *Zusatz (S. 190—91).*

S. 406, Z. 6: hielt, noch] *für gestr.* bis; Z. 6: bis] *nach gestr.* ihrer Fahne; Z. 9: Fouqué] *danach Klammern für einzusetzende Jahreszahlen*; Z. 21: die] *Zusatz (S. 195).*

S. 407, Z. 12: getrost] *Zusatz (S. 196).*

S. 408, Z. 19: in das] *nach gestr.* auf das; Z. 22: vorangesprengt] *nach gestr.* voraus; Z. 22: Auch] *nach gestr.* Denn; Z. 25: recht] *Zusatz (S. 197).*

S. 409, Z. 3: auch] *Zusatz*; Z. 8: aus jener Zeit] *Zusatz, danach gestr.* sich; Z. 15: an] *nach gestr.* mit; Z. 20: Gutmüthigkeit] *nach gestr.* ehrliche; Z. 29: Courtoisie] *für gestr.* Ritterlichkeit; Z. 31: ultraliberalen] *für gestr.* liberalen *(S. 198).*

S. 410, Z. 18: poetische] *nach gestr. (unleserlich) (S. 202).*

S. 411, Z. 2: Jägern] *durch Streichung aus* Jägerscharen *(S. 202).*

S. 412, Z. 14: die] *nach gestr.* in der; Z. 15: wie] *nach gestr.* in wenige Bilderweisen zusammengefaßt; Z. 16: ja,] *nach gestr.* Da schreitet die ernste Schönheit des Mittelalters durch seine noch unübertroffenen Romantzen, das innige Verständnis der Natur klingt, wie Waldesrauschen und Vogelschall, aus seinen Frühlings- und Wanderliedern *(S. 204).*

S. 413, Z. 21: erscheint] *für gestr.* schlichtet er; Z. 21: der alte eingebildete] *geändert aus* den alten eingebildeten; Z. 22: in ihm geschlichtet] *Zusatz;* Z. 23: und diese] *für gestr.* Er *(S. 189).*

S. 414, Z. 10: tiefe Innerlichkeit] *für gestr.* reiches und tiefes Gemüht; Z. 12: Ueberall] *nach gestr.* es mußte von den Wahrheiten der positiven Religion innerlichst berührt werden; Z. 12—13: vielmehr ... freudigen] *für gestr.* daher sehen wir eine freudige; Z. 14—15: emporgehoben] *über der Zeile* ge; *verbessert aus* emporheben; *danach gestr.* Und es ist; Z. 28: der] *nach gestr.* das unerläßliche Criterium *(S. 206).*

S. 415, Z. 1: lächelnd] *nach gestr.* herabläßt; Z. 2: Apparat] *für gestr.* Decoration; *davor* künstlerische *zu* künstlerischen *korrigiert;* Z. 8: poetisches] *nach gestr.* inniges; Z. 23—24: In ... erneun;] *Zusatz (S. 206—07).*

S. 416, Z. 12: zu machen hat] *für gestr.* macht; Z. 19: vor] *nach gestr.* des historisch Verständigen und des divinatorisch Poetischen; Z. 23: fast] *nach gestr.* schlechthin; Z. 34 — S. 417, Z. 1: unsichtbare ... bringen] *für gestr.* dort wie hier bewegende Urkraft, deren Ausdruck eben nur dieses Gesetz ist, zu ergründen oder zu ahnen *(S. 208—09).*

S. 417, Z. 4: wirken] *durch Streichung aus* mitwirken; Z. 6: unberufen] *nach gestr.* unzureichend schwatzen wollen, sondern; Z. 8: selbst] *Zusatz*; Z. 8: draußen] *nach gestr.* Mettale, *danach gestr.* erst *(S. 209).*

S. 418, Z. 34: von] *für gestr.* aus *(S. 211).*

S. 419, Z. 2—4: hier ... nicht] *für gestr.* hier ein gantz unbestimmtes der Vortrag ein bloß hypothetischer, wenn wir hier nicht; Z. 5—6: sich's bald anders gedeutet] *für gestr.* sich's *für gestr.* es bald gedeutet; Z. 7: ihre] *nach gestr.* eine; Z. 13: mit] *für gestr.* in; Z. 17: aber] *Zusatz;* Z. 19: keine] *nach gestr.* hier; Z. 21: über] *nach gestr.* und daher; Z. 22: aber] *Zusatz*; Z. 24: hier] *Zusatz (S. 211).*

S. 420, Z. 31: was ... fehlt,] *Zusatz;* Z. 32: Und] *nach gestr.* das sich ein grauer Himmel wölbt *(S. 213—14).*

S. 421, Z. 25: Und] *nach gestr.* Und so bricht denn auch Kerner *(S. 214).*

S. 422, Z. 7: Ironie] *danach gestr.* deren Folgen und Wirksamkeit oben angedeutet sind; Z. 11: Der Protestantismus aber] *für gestr.* welcher; Z. 12: hat keine] *für gestr.* keine hat; Z. 15: Es konnte daher nicht fehlen] *für gestr.* Die; Z. 16: fortan] *nach gestr.* daher; Z. 17—20: aus ... wurde] *für gestr.* der Katholizismus wird nur noch tolerirt und *(Zusatz gestr.* behält) hat, als bloße Decoration, nur kaum noch eine ästhetische Gültigkeit; wie denn z. B. Fouqué seine Ritterromane vielfach mit solchen katholischen Arabesken verzierte, während andererseits der unpoetische Müllner gar das heidnische Schicksal mit seinem türkischen Fatalismus in katholisch-spanischen Costüm zu seinem Tragödien-Gott *(gestr.* einsetzte) eingesetzt. Indem aber die Romantik mit dem Unglauben, dem modernen Aberglauben an die Allmacht des Subjects, und allen den weltlichen Mächten, gegen die sie ja eben zu Felde lag, so matthertzig zu kapitulieren und zu kokkettiren begann, hatte sie auch schon sich selbst säkularisirt; ja, nachdem sie einmal ihren natürlichen Sternen entsagt, mußte sie auch mehr und rascher als andere Dichterschulen, in die weite Wogenwüste verschlagen werden, weil sie vorzugsweise eine Poesie der Phantasie war. Es entstand (*gestr.* daher nun) in ihrem Feldlager (*gestr.* nun) Unsicherheit und Verwirrung, und aus dieser Verwirrung, da sie den Nerv des Gantzen traf, jene schon bei Kerner leis auftauchende, innere Zerrissenheit, welche die letzten Stadien der Schule charakterisirt und nichts mehr von der kecken Zuversicht und Morgenfrische weiß, mit der die ersten Romantiker im Vollgefühl des guten Gewißens ausgezogen; Z. 30: Unruhe] *nach gestr.* dämonische *(S. 217—18).*

S. 423, Z. 3: aber] *Zusatz*; Z. 15: heirathen] *nach gestr.* bald aber scheint es ihm wieder; Z. 16: wieder] *nach gestr.* aber; Z. 17: für] *nach gestr.* als blindes Werkzeug; Z. 33—35: wie ... Ding] *Zusatz (S. 218—19).*

S. 425, Z. 2: und zwar] *für gestr.* wo er längere Zeit; Z. 2: dann] *nach gestr.* lebt; Z. 15: aber] *Zusatz*; Z. 26: männlichen] *nach gestr.*

Freudigkeit in Arnim's; Z. 26: Trauer Arnim's!] *für gestr.* Trauer! *(S. 220—21).*

S. 426, Z. 13: Und] *nach gestr.* So sehen; Z. 22: erst] *nach gestr.* die Frau; Z. 28: als] *Zusatz (S. 222).*

S. 427, Z. 21: zuschreibend] *für gestr.* zuschreibt; Z. 29: dagegen] *Zusatz;* Z. 29: mit derselben] *für gestr.* in seiner; Z. 31: versucht] *nach gestr.* gewaltsam; Z. 35: ihrem] *nach gestr.*

„in kriegerischer Feier
An ihrer Jungfraun Spitze aufgepflantzt,
Geschürtzt, der Helmbusch wallt ihr von der Scheitel,
Und seine Gold- und Purpurtroddeln ragend,
Zerstampft ihr Zelter unter ihr den Grund" —

wie sie mit *(S. 223—24).*

S. 428, Z. 4: will] *nach gestr.* will, *dann gestr.* den Pfeil durch den Hals jagt; *(S. 224).*

S. 429, Z. 15: Rechtsgefühl] *nach gestr.* Ehegef; Z. 16—17: rachelustig] *nach gestr.* sich uns das Land; Z. 27: dem] *für gestr.* seinem *(S. 225—26).*

S. 430, Z. 21: sein] *nach gestr. Zusatz:* weil ein Dichter ohne allen Glauben unmöglich ist; Z. 22—23: das immer wiederkehrende] *für gestr.* das; Z. 26: unbezwingbare] *nach gestr.* stets wiederkehrende; Z. 31: an] *für gestr.* um; Z. 32: albernes Mädchen] *für gestr.* dummes Mädchen; Z. 32: ihm] *für gestr.* seinem Leichnam; Z. 33: ihre] *nach gestr.* damit *(S. 227).*

S. 431, Z. 25: Sein] *nach gestr.* Aber; Z. 28: strenger] furchtbarer; Z. 33—34: unterwühlt] unterminirt *(S. 228—29).*

S. 432, Z. 2: ihm] *nach gestr.* dem die Dichter; Z. 4: stille] *Zusatz (S. 229).*

S. 433, Z. 25: Und] *Zusatz;* Z. 25: auch] *Zusatz;* Z. 26: die] *nach gestr.* Zerrissenheit; Z. 27: Zweck und Glanzpunkt] *für gestr.* Lebensnerv *(S. 233).*

S. 434, Z. 18—22: durchaus ... Schmerz] *für gestr.* grundverschieden sind doch die Beiden Motiv und Gehalt dieses Lebens. Kleist sehen wir insgeheim und gewaltig mit dem, ehrlich als Feind erkannten, finsteren Dämon ringen, dessen Schatten nur unwillkürlich seine poetischen Gestalten verdüstert, Platen dagegen stellt seinen Schmertz, ihn hätschelnd und pflegend; Z. 22—23: was ... Schrei] *für gestr.* sucht den Schrei, der dort so häufig erschütternd; *daneben gestr.* Es ist eine gewöhnliche Erscheinung in der Literatur daß; Z. 23: wird hier] *Zusatz;* Z. 24: gesetzt] *durch Streichung und Zusatz aus* zusetzten; Z. 29: kleinliche] *nach gestr.* die; Z. 29: verletzten Autorstolzes] *für gestr.* des Dichterruhms und verletzten Autorstoltzes *(S. 234).*

S. 435, Z. 20: Kehraus!"] *danach gestr.* Bei aller Theilnahme in-

deß, die wir keinem Unglücklichen versagen möchten, fühlt man sich doch unangenehm berührt und verstimmt, wie aus so ungeheueren wortreichen Schmertze *danach gestr.* unerwartet) die Misere p e r s ö n l i c h e r Verhältnisse und Beziehungen unerwartet hervorblick; Z. 21: Aber während] *für gestr.* Während; Z. 31: soeben] *Zusatz*; Z. 31: durchzog] *durch Streichung und Korrektur aus* durchzieht *(S. 235—36).*

S. 436, Z. 4—6: das ... verstimmt] *Zusatz (S. 236).*

S. 438, Z. 6—7: Xenion Immermann's] *für gestr.* Xenion; Z. 15: Immermann] *für gestr.* Jener; Z. 19: überhaupt] *Zusatz*; Z. 23: nirgend] *nach gestr.* den unbefangenen Humor nicht auf; Z. 23: z. B.] *Zusatz;* Z. 26: vielmehr] *für gestr.* dagegen; Z. 31: zuletzt] *für gestr.* zuweilen; Z. 32: in] *nach gestr.* des Dichters *(S. 239—40).*

S. 440, Z. 3: an ... schlagendste] *für gestr.* schlagendste *für gestr.* die kräftigste *(S. 241).*

S. 441, Z. 4—5: nicht ... Frankreich] *Zusatz;* Z. 11: er] *für gestr.* und; *(S. 242).*

S. 442, Z. 9: sein r e l i g i ö s e r] *für gestr.* sein k i r c h l i c h e r *(S. 244).*

S. 443, Z. 4: das heißt] *nach gestr.* d. h.; Z. 8: nach ... diese] *für gestr.* diese *(S. 245).*

S. 444. Z. 1: den ... Hand] *für gestr.* mit dem Canisius versehen; Z. 7: nun] *Zusatz (S. 246).*

S. 445, Z. 22: Natur!"] *danach gestr.* beide Himmelskandidaten werden; Z. 32: in] *nach gestr.* sich; Z. 34: Neutralität] *nach gestr.* Indifferenz; Z. 35: überall die heimliche] *für gestr.* hier eine heimliche; Z. 37: hinreichend] *nach gestr.* des ersteren; Z. 38: Platen] *Zusatz (S. 248).*

S. 446, Z. 16: seltsamer Resignation] *für gestr.* stolzer Genüge; Z. 23: vom] *nach gestr.* ihren ursprünglichen Flug senkend; Z. 24: zum] *nach gestr.* und wunderbaren; Z. 25—27: Die ... einmal] *für gestr.* Es ist gantz natürlich, daß dieselbe, nachdem sie so das Zauberwort vergessen und die ihr angeborenen Waffen; Z. 27: bald] *Zusatz*; Z. 33: wo] *für gestr.* wie; Z. 34: umkehrend] *nach gestr.* derselben; Z. 34: ausruft] *nach gestr.* das katholische Mittelalter verwirft und *(S. 249).*

S. 447, Z. 17: von] *nach gestr.* die sich; Z. 19: verblüfft] *durch Streichung und Korrektur aus* verblüffen lassen; Z. 22: reformatorisch] *für gestr.* gleich den ersten Reformatoren; Z. 25—26: macht ... die] *für gestr.* überkommt uns ein fröstelndes Gefühl der Öde in dieser; Z. 26: plötzliche] *durch Streichung aus* plötzlichen; Z. 26: eines] *Zusatz (S. 250).*

S. 448, Z. 2: sich] *nach gestr.* das; Z. 3: nothwendig] *nach gestr.* nun; Z. 10: endlich] *nach gestr.* Zerrissenheit, die einen Kleist noch

getödtet hat; Z. 14: Glimpf] *nach gestr.* bei dem jene Zerrissenheit schon als ein eigener Literaturzweig, den Grundton seiner Dichtungen ausmacht. Z. 16: hier] *Zusatz (S. 253).*

S. 449, Z. 8: abgesondert] *nach gestr.* Ueberdem gehörte er zu den prächtigsten Talenten und galt daher schon damals als das bewunderte Genie der Familie; Z. 21: Regierung] *nach gestr.* Regierung; Z. 35: groß] *nach gestr.* hegte *(S. 254—55).*

S. 450, Z. 13: aber] *Zusatz*; Z. 17: Darum] *für gestr.* So; Z. 18—19: Deshalb ... für] *für gestr.* Für; Z. 18: Deshalb] *für gestr.* So; Z. 19: durchaus] *nach gestr.* hatte er; Z. 24: nothwendig] *für gestr.* nur *(S. 256).*

S. 451, Z. 19: aber] *Zusatz*; Z. 22: nun] *Zusatz*; Z. 34: indem] *für gestr.* wenn *(S. 257—58).*

S. 452, Z. 22: als ein Hemmniß] *Zusatz*; Z. 23: machte] *nach gestr.* hatte er seine Sache keck auf ihr Gegenteil gestellt, und; Z. 23: er] *Zusatz (S. 258).*

S. 453, Z.19: auf] *nach gestr.* in Berlin, da; Z. 28: schadenfroh] *nach gestr.* offen und; Z. 28: offen] *nach gestr.* sein; Z. 31: bei] *nach gestr.* seine Frau; Z. 35: duckt] *für gestr.* tritt *(S. 260).*

S. 454, Z. 1: auf] *nach gestr.* heraus, der *(S. 260).*

S. 455, Z. 12: war] *für gestr.* ist; Z. 18: Wir sind] *für gestr.* So sind wir denn; Z. 29: sind, gleich Platen] *Zusatz*; Z. 30—31: nur ... ihnen] *für gestr.* von diesen Uebergangsdichtern nur drei der bedeutendsten hier noch mit wenigen Worten noch erwähnen *(S. 262—65).*

S. 456, Z. 5: mehr] *für gestr.* weniger; Z. 13: auch] *Zusatz;* Z. 20; doch] *Zusatz (S. 265—66).*

S. 457, Z. 6—7: gleich Immermann, zu den] *für gestr.* zu den; Z. 9: Neigungen] *für gestr.* Richtungen; Z. 31: eine] *für gestr.* zwei; Z. 31: Richtung] *durch Streichung aus* Richtungen; Z. 31—32: die ... bis] *für gestr.* bis; Z. 32: ausgeführt] *danach gestr.* die Meisterschaft in der Form und der Herstellung einer Weltliteratur. Er sagt hierüber selbst

„Daß über ihrer Bildung Gang
Die Menschheit sich verständ'ge,
Daher wirkt jeder Urweltsklang,
Den ich verdeutschend bänd'ge."

Z. 33: Hierin] *für gestr.* in der Formbewältigung *(S. 267—68).*

S. 458, Z. 9: zuletzt] *nach gestr.* den, noch; Z. 10: kommen] *für gestr.* kommt; Z. 12: andrerseits] *nach gestr.* aber; Z. 12: seine] *nach gestr.* schon; Z. 19: allen ... Klang] *für gestr.* „Urweltsklang" der eben so deutsch als romanisch oder persisch ist; Z. 21—24: „Daß ... bänd'ge."] *Zusatz (S. 268).*

S. 460, Z. 6: denn ... universelle] *für gestr.* vielmehr eine religiöse;

Z. 8: soll] *danach gestr.* und wie er hierdurch nur seine Grundneigung zum Universalsten nur von neuem bethätigt so führt ihn auch seine dichterische Formenbefangenheit (*für gestr.*. ihn *für gestr.* auf) hier wieder zu den typischen Urformen, zur Natur. In und mit der Natur athmet, denkt und betet er:

„Schmücke dich mit einer Blüte,
Geh in Duft auf, mein Gemüthe,
Blüt und Duft sei Dank und Preis!
Sonne dich am Blick der Gnade
Und im Thau des Himmels bade
Wie das trunkne Maienreis!"

Z. 9: Bei] *nach gestr.* während; Z. 9: deutet] *Zusatz*; Z. 10: an] *durch Streichung aus* andeutet *(S. 270).*

S. 461, Z. 8: eigentlich] *nach gestr.* gleich vom Anbeginn; Z. 25: sondern] *nach gestr.* erfaßte; Z. 27: eben] *nach gestr.* aber *(S. 275).*

S. 462, Z. 5—6: wie ... wird] *Zusatz*; Z. 10: an] *nach gestr.* in seiner subjectiven Konsequentzmacherei; Z. 11: unvermeidlichen] *nach gestr.* Abgrunde; Z. 15: philosophisch] *für gestr.* wissenschaftlich; Z. 30: nämlich] *Zusatz;* Z. 31: wie wir oben sahen] *Zusatz;* Z. 33—34: entgegenstellte] *nach gestr.* der Kirche *(S. 275—76).*

S. 463, Z. 4:: aber] *Zusatz*; Z. 6: die] *für gestr.* eine *für gestr.* die; Z. 7: blindzermalmendes] *nach gestr.* antikes; Z. 7—8: Schicksal ... abbricht] *für gestr.* Fatum anerkennt; Z. 8: auch] *für gestr.* selbst; Z. 9: nur] *für gestr.* gleichsam; Z. 10: Behandlung] zwischen Be- *(S. 276) und* -handlung *halbe Zeile gestr. (unleserlich);* Z. 11: jenes] *nach gestr.* bei den Romantikern; Z. 35: oft genug] *für gestr.* häufig *(S. 276—77).*

S. 464, Z. 3: Gemeinsinnliche] *für gestr.* sinnlich Gemeine; Z. 29: Christus] *nach gestr.* ihr Herr Jesus *(S. 277—78).*

S. 465, Z. 3—4: nicht zu beseitigende] *Zusatz;* Z. 24: etwa] *für gestr.* vielleicht; Z. 29: aufducken] *nach gestr.* schadenfroh; Z. 29—30: und ihr ein Schnippchen schlagen] *Zusatz (S. 279—80).*

S. 467, Z. 17: Pietisterei] *für gestr.* Pietismus; Z. 30: sehr] *nach gestr.* Romane „Guido" *(S. 282).*

S. 468, Z. 23: aber] *Zusatz;* Z. 28 jedoch] *für gestr.* aber *(S. 283).*

S. 471, Z. 3: hinausgeht] *danach gestr.* und, wie wir in den nächstfolgenden Blättern sehen werden, vorzüglich (*für gestr.* besonders) in Werner's frühesten Dichtungen zu einer betäubenden, falschen Blüte gelangt ist. Unbedeutender erscheint uns ein Vorwurf, den man, wie den Romantikern überhaupt, so insbesondere Tieck vielfach gemacht hat; Z. 4: das] *Zusatz (S. 286—87).*

S. 473, Z. 13: wir sagen es wiederholt] *Zusatz (S. 289).*

S. 474, Z. 7: ihr] *nach gestr.* Gott; Z. 13: aus ihrer Schwebe] *Zusatz;*

Z. 20: und der Humor] *für gestr.* Der Humor; Z. 27: Nachdem] *für gestr.* indem; Z. 27—28: romantische Dreieinigkeit] *am Rand zwischen Anführungszeichen für gestr.* Dreieinigkeit; Z. 28: Staat, Kirche] *über der Zeile und durch Streichung für* Kirche, Staat *(S. 290—91).*

S. 475, Z. 14: und] *Zusatz;* Z. 15—16: zum conventionellen Begriffsskelett] *(davor gestr.* wird) *für gestr.* zu conventionellen Begriffen, und Alles abstract, was aber eben keine Poesie mehr ist *(S. 292).*

S. 476, Z. 29: sich mannigfach wieder] *für gestr.* sich; Z. 30: wie . . . gesehen] *Zusatz;* Z. 33: Aus] *nach gestr.* sind — dieses kann einem historischem Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben; Z. 33: hebe] *für gestr.* hebt sie; Z. 34: in] *nach gestr.* in Frankreich hat man viel für die Religion gethan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen, und ihr bloß das Recht der Hausgenossenschaft gelassen hat. Als eine fremde, unscheinbare Waise muß sie erst die Hertzen wiedergewinnen, und schon überall geliebt sein, ehe sie wieder öffentlich angebetet und in weltliche Dinge zur freundschaftlichen Berathung und Stimmung der Gemüther gemischt wird; Z. 34: in] In *(S. 292).*

S. 482, Z. 28: sentimentale] *nach gestr.* selbstsüchtige und *(S.294).*

Erläuterungen

1. Teil

S. 5, Z. 27: Die Idee ist ihr Schwert, *vgl. dazu HKA, Bd 8/2, S. 6, Z. 30 und die Anm. S. 444—45.*

S. 6, Z. 12: römische Toga, *Anspielung auf die klassizistische Dichtung.*

S. 6, Z. 14: Haarbeutel und Stahldegen, *gemeint sind hier die heidnischen Götter (vgl. S. 15, Z. 20).*

S. 6, Z. 35: Sonderbündlerei, *die katholischen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis gründeten 1845 einen Sonderbund zum Schutze der Bedrängten Souveränitätsrechte. Friedrich Theodor Vischer überschrieb seine umfangreiche Kritik von E.s Schrift „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" mit dem Titel „Ein literarischer Sonderbündler"; sie erschien in den „Jahrbüchern der Gegenwart", hrsg. von Schwegler, 6, 1848, 1—7; vgl. oben S. 509.*

S. 7, Z. 2: Sassen, *Sachsen.*

S. 7, Z. 10—11: in der Poesie, sich abspiegeln, *in Anlehnung an F. Schlegel, Werke, Bd 11: „Ueber die neuere Geschichte", S. 33 f.*

S. 8, Z. 14: industrieseelig, *im Sinne von geschäftig, auf Gewinn bedacht, vgl. HKA, Bd 3, S. 39:* Das Leben der meisten ist eine immer-

während Geschäftsreise vom Buttermarkt zum Käsemarkt; das Leben der Poetischen dagegen ein freies, unendliches Reisen nach dem Himmelreich.

S. 9, Z. 24: orientalische Umdeutung, *durch die arabischen Kommentare in neuplatonischem Geiste von Averroë.*

S. 10, Z. 1: Wolf, *gemeint ist Christian Wolff (1679—1754), der Aufklärungsphilosoph.*

S. 10, Z. 4—5: Dichter in Philosophie und Mathematik, *bei Gervinus, Bd 5, S. 295 dagegen:* sieht ihn dennoch Herder ganz richtig ... als einen Dichter in Philosophie und Metaphysik, *demgegenüber Herder, Suphan, Bd. 23, S. 482:* In der Metaphysik war Leibniz D i c h t e r.

S. 10, Z. 17: Palliativ, *ein Mittel, das die hervorragendsten Erscheinungen einer Krankheit bekämpft, nicht aber deren Ursachen.*

S. 10, Z. 25: Abgrund, *F. Schlegel, Werke, Bd 2, S. 212, spricht vom* selbstgemachten Abgrunde *(Lessings)* des unbedingten Denkens.

S. 10, Z. 33: Kant, *vgl. HKA, Bd 10, S. 407 f.*

S. 11, Z. 8: Prokrustesbett, *Zwangslage.*

S. 11, Z. 13: F i c h t e, *am 14. Dezemer 1809 hört E. erstmals dessen philosophische Vorlesungen; vgl. E.s Tagebuchnotiz vom 16. Dezember 1809 (HKA, Bd 11, S. 251):* Den 14t. giengen wir zum 1t. male in F i c h t e s philos. Vorlesungen, die er in einem tapezierten Sale des Pr(inz) Heinrichschen Palais von 1—2 Mittags las. Höchst komische, kleine, lahme Figur mit versoffner Nase in Spentzer u. Camaschen. Sonderbares Accentuiren.

S. 11, Z. 22: S c h e l l i n g suchte, *u. a. in seiner Schrift „Ueber den wahren Begriff der Naturphilosophie" (1801).*

S. 12, Z. 8—9: mystisch-allegorischen Symbolik, *im Gegensatz zu E. bemühen sich A. W. und F. Schlegel um eine sehr genaue Unterscheidung zwischen Symbol und Allegorie:* Allegorie ist die Personification eines Begriffes, eine lediglich in dieser Absicht vorgenommene Dichtung; symbolisch aber ist das, was die Einbildungskraft zwar auf andere Veranlassung gedichtet, oder was sonst eine von dem Begriff unabhängige Wirklichkeit hat, was aber dennoch einer sinnbildlichen Auslegung sich willig fügt, ja sie von selbst darbietet. *(A. W. Schlegel: „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur". Hrsg. von G. V. Amoretti, Bonn-Leipzig 1923, Bd 1, S. 73).* — ... Und dieser zweite Weg, welcher nicht die Symbolik von oben herab, im Ganzen und mit einemmale in die Erscheinung hinein trägt, sondern das Leben von jedem einzelnen Anklange aus, hinaufführt zur symbolischen Schönheit, ist das eigentlich unterscheidende Merkmal des Romantischen, insofern wir dieses noch von dem Christlich-Allegorischen unterscheiden. *(F. Schlegel, Werke, Bd 2, S. 88—89, vgl. auch S. 5 und S. 76—91).*

Und: ... alle Schönheit ist Allegorie. Das Höchste kann man eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen *(F. Schlegel, Minor, Bd 2, S. 364). — E. faßt den Symbolbegriff nicht im Sinne Goethes, für den im Symbol das Allgemeine und das Besondere zusammenfallen* (... das Besondere ist das Allgemeine, unter verschiedenen Bedingungen erscheinend. *Goethe: „Maximen und Reflexionen". Hrsg. von Max Hekker. Weimar 1907, S. 123 [Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd 21]). Für E. ist das Symbol Gefäß des Göttlichen, in ihm kommt das Göttliche zu seiner poetischen Erscheinung.*

S. 12, Z. 11—12: mathematische Philosophie, *gemeint ist der aufklärerische Denkansatz.*

S. 12, Z. 14: Scherbenbeet, *Zierbeet, für E.. Requisit aufgeklärt-moralisierender Lebensführung; vgl. HKA, Bd 8/2, S. 323—24:* rhetorisch verschnörkelte Sch.

S. 12, Z. 26—27: Priapismus, *dauernd anhaltende Erregung (Erektion), krankhafter Zustand. Vgl. Gervinus, Bd 5, S. 5:* Wieland haßte den moralischen Zustand *(wie er sich in Heinses Jugendschriften äußert)* und nannte ihn Seelenpriapismus *(Brief an Gleim vom 22. 12. 1773).*

S. 12, Z. 28—29: *Jakob Mauvillon (1743—94), bedeutender Nationalökonom, deutscher Vertreter der physiokratischen Lehre. — Vgl. Gervinus, Bd 5, S. 8.*

S. 12, Z. 30: *Ludwig August Unzer (1748—75), anakreontischer Lyriker und Ästhetiker, Gegner des Christentums. — Vgl. Gervinus, Bd 5, S. 8 f.*

S. 12, Z. 30: Heinse's Jugendschriften, *gemeint sind vor allem „Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyricon des Petron übersetzt." (1773) und „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse." (1774). — Vgl. HKA, Bd 8/2, S. 75 f.*

S. 12, Z. 31: Golz ... Grécourt, *Villaret de Grécourt (1683—1743), Geistlicher, später Lebemann in Paris, verfaßte leichte, z. T. anstößige Gedichte und Erzählungen. Nach Gervinus, Bd 5, S. 5—7, erschienen 1771 „Gedichte in Grécourts Geschmacke" von einem Frhr. von der Goltz (geb. 1738). — Goedeke (4/1, S. 56) gibt als Verfasser der „Gedichte im Geschmack des Grécourt" Johann Georg Scheffner (1736—1820) an; er erwähnt vier Auflagen: 1771, 1773, 1780 (vermehrt), 1783.*

S. 13, Z. 6: *Gotthard Ludwig Kosegarten (1758—1818), Dichter von sentimental-schwülstigen Idyllen in der Nachfolge Vossens.*

S. 13, Z. 7: *Christoph August Tiedge (1752—1841): „Urania, über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. Lyrisch-didaktisches Gedicht in sechs Gesängen" (1801) steht in der Nachfolge von Schillers Gedankenlyrik und gehörte nach der Jahrhundertwende zur Modeliteratur. — In*

„Dichter und ihre Gesellen" verspottet E. Tiedge, vgl. HKA, Bd 4, S. 48, Z. 15.

S. 13, Z. 9: pragmatisch-psychologische Romane und bürgerliche Trauerspiele, *gemeint sind die lehrhaft-psychologisierenden Romane und Dramen der nachklassischen und nachromantischen Zeit von August Lafontaine, Henriette Hanke, Agnes Franz, Kotzebue u. a.*

S. 13, Z. 26: Naturphilosophie, *vgl. Schelling:* Über die Natur philosophiren heißt die Natur schaffen ... sie aus dem toten Mechanismus, worin sie befangen scheint, herauszuheben, sie mit Freiheit gleichsam beleben und in eigne freie Entwicklung versetzen. *(Ausgabe Schröder Bd 3, S. 13).*

S. 13, Z. 27: neuere Romantik, *in Anlehnung an die Ideen der Brüder Schlegel unterscheidet E. zwischen einer neueren,* um das Jahr 1796 künstlich gemachten *Romantik und einer uralten* ... aus dem religiösen Bedürfniß der Völker erwachsenen Romantik, *die* eigentlich schon von Homer *datiert, aber erst durch das Christentum* den vollen reinen Ausdruck *erhielt (HKA, Bd 8/2, S. 276, Z. 6—11).*

S. 13, Z. 35 — S. 14, Z. 1: Symbolik alles Lebens, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 8—9.*

S. 14, Z. 2: *Zacharias Werner (1768—1823), gemeint sind „Die Söhne des Tals" (1803), „Das Kreuz an der Ostsee" (1806) und „Martin Luther oder Die Weihe der Kraft" (1806).*

S. 14, Z. 8: Weltseele, *vgl. das gleichnamige Gedicht Goethes (1801 oder 1802), aus dem naturphilosophische Gedanken sprechen. Der Begriff spielt im Denken der Zeit eine große Rolle, so in Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur" (1797) und in der Schrift „Von der Weltseele" (1798).*

S. 14, Z. 13: Poesie ... des Hasses, *im Gegensatz zur* Poesie der Liebe; *entspricht in E.s Sprachgebrauch dem Gegensatz von christlich-romantisch und modern, d. h. rationalistisch, zerrissen, europamüd. Vgl. den Brief Jarckes vom 15. 12. 1844 (HKA, Bd 13, S. 163).*

S. 14, Z. 16: philologische Poesie, *gemeint ist die klassizistische, Griechisches nachahmende Poesie; vgl. S. 16, Z. 21—24 und öfters.*

S. 14, Z. 31: Conjecturen, *Bestimmung wahrscheinlicher Lesarten bei der Herstellung von Texten.*

S. 15, Z. 25: Poesie der Grazien, *gemeint sind Rokokopoesie, Anakreontik.*

S. 15, Z. 28: Gräkomanen, *vgl. Menzel, Tl 3, S. 251—76:* Gräkomanie *im Gegensatz zur* Gallomanie *(beides als Kapitelüberschriften); außer Klopstock und Voß zählen zu den Gräkomanen u. a. Gleim (1719—1803), Lichtwehr (1719—83), Cramer (1723—88), Rammler (1725—98), Geßner (1730—88).*

S. 16, Z. 16: nationalen Quietismus, *Menzel, Tl 3, S. 386 schreibt:*

Allein Göthes Zeit ist unwiederbringlich vorüber. An die Stelle des weichen Schlummers, der ihm seine bunten Träume vorgaukelte, ist ein waches Leben getreten. — *Theodor Echtermeyer und Arnold Ruge kritisieren Goethe in ihrer Schrift „Der Protestantismus und die Romantik. Ein Manifest" (In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, 2, 1839, Sp. 2116 bis 2117):* Wenn wir daher in der Göthe'schen Entwicklung zum in sich harmonischen und gemäßigten Leben und Dichten eine Versöhnung der voraufgegangenen Kämpfe erkennen, so bleibt doch diese schöne Subjektivität egoistisch auf sich selbst zurückgezogen und beschränkt; und wenn wir näher zusehen, so zeigt es sich, daß er in seinen gediegensten Productionen zwar formell an das Vollendete streifend in einer wahrhaft idealen Darstellung seiner Welt, dennoch an dieser Welt selbst eine Schranke hatte, die ihn das Höchste in der Kunst zu erreichen verhinderte, daß er insofern in der Einseitigkeit des Subjectiven befangen blieb, als er die Totalität des Lebens in der geschichtlichen Realisirung des Absoluten, die Darstellung der Idee der Freiheit in den Entwicklungen der Völker und der allgemeinen Mächte des Staates von sich abhielt, und dafür in dem engen, das Individuum als solches umschreibenden Kreise, wenn man will, egoistisch sich isolirte, daß er für die Idee der objectiven und vollen Freiheit nur die relative des in sich harmonisch und maßvoll durchgebildeten Individuums, die weibliche Freiheit, daß er den ästhetischen Standpunkt, den Standpunkt der schönen Bildung und Sitte, anstatt des absoluten Princips erfaßte, daß er dichtend sich auf die subjektive Welt des Dichters beschränkte, während die ewige Wahrheit selbst, das Werden des Absoluten in der Zeit, nicht das schöne Sein des einzelnen Menschen die höchste Aufgabe der Kunst ist. — *Demgegenüber Gervinus, Tl 5, S. 397:* Man hat Göthen oft den Vorwurf gemacht, daß er nicht ein nationaler Dichter geworden sei; wir wollen in diesen Vorwurf nicht einstimmen. *Vgl. weiter Gervinus, Tl 5, S. 733.*

S. 16, Z. 16: Hekuba, *nach der griech. Sage die zweite Gemahlin des Königs Priamos von Troja; sie wurde nach Trojas Zerstörung Sklavin der Griechen.*

S. 16, Z. 34—35: mathematische Zopfpoesie, *der Zopf ist in E.s Schriften Sinnbild aufgeklärten, pedantischen, unbeweglichen Geistes, der ganz dem Ideal der Nützlichkeit unterliegt und für Phantasie und Poesie (im Sinne E.s) unzugänglich ist. Das Bild kehrte im Werke E.s häufig wieder. Der dritte Abschnitt der Schrift „Die Wiederherstellung des Schlosses zu Marienburg" trägt den Titel „Die Zopfzeit", gemeint ist die Zeit der Nützlichkeitstheorien; darin heißt es:* Wir meinen jenes philisterhafte Utilitätssystem, das keinen Wasserfall duldete, wenn er

nicht wenigstens eine Mühle trieb ... *(HKA, Bd 10, S. 61, Z. 5—7). Im Sinne eines aufgeklärten Schematismus ist auch der Begriff* mathematische Z. *hier zu verstehen; vgl. HKA, Bd 8/2, S. 68, Z. 3—10.*

S. 17, Z. 2: Basedow's Natursturm, *Johann Bernhard Basedow (1723—90) begründete 1774 die konfessionslose Musteranstalt Philanthropinum in Dessau zur Verwirklichung seiner freigeistigen erzieherischen Pläne. Basedows pädagogische Reformen, die von Rousseau angeregt waren, hatten eine eudämonistische und utilitaristische Erziehung zum Ziel, in deren Rahmen moderne Sprachen, Naturwissenschaften und Sport eine besondere Rolle spielten. 1793 wurde das Philanthropinum geschlossen.*

S. 17, Z. 9: poetisches Gegenbild *(im Bereich der pädagog. Poesie), gemeint ist wohl jene pragmatisch-psychologische Literatur (S. 13) der nachklassischen und nachromantischen Zeit; Autoren wie Henriette Hanke, Agnes Franz, August Lafontaine, auch Cramer, Spieß u. a.*

S. 17, Z. 22: Altklugheit ... neueste politische Poesie, *gemeint ist die P. des Liberalismus im 19. Jh.; in Bd 8/1, S. 104—17 nennt E. vor allem Lenau und A. Grün.*

S. 20, Z. 1: die spanische Poesie die nationalste, *die Aussage ist etwa so zu verstehen: In Spanien, wo das Schauspiel und alle Literatur* aus der, alles Leben mütterlich umfassenden, Natur der Kirche her vorgegangen *ist (HKA, Bd 8/2, S. 279, Z. 10—11), hat die Poesie höchste nationale Ausbildung erfahren.*

S. 20, Z. 16—19: Der durchgreifende Gesichtspunkt ... wird also nur der religiöse sein können. *Der Begriff religiös erscheint als Synonym zu christlich, katholisch, national, romantisch, natürlich, ewig, übersinnlich, poetisch. Vgl. HKA, Bd 8/2, S. 188:* Die unabweisbare Aufgabe der Poesie ist überall die Darstellung des Ewigen und Schönen im Irdischen.

S. 20, Z. 25: Perfectibilität ... Fortschritt, *E. deutet eine Reihe von Begriffen der aufgeklärten, liberalen und idealistischen Tradition in christlichem Sinne um, so z. B. auch Liberalismus, Kommunismus, Emanzipation, Weltbürgertum, ganzer Mensch u. s. w. Vgl. HKA, Bd 8/2, S. 192, Z. 23 und die Anm. dazu.*

S. 20, Z. 30: abspiegeln, *auf S. 58 bezeichnet E. die Poesie als* Spiegel des nationalen Seelenlebens.

S. 21, Z. 3: Alle Revolutionen, *vgl. HKA, Bd 8/2, S. 194, Z. 8—10:* Die religiösen Gefühle und Ueberzeugungen der Völker haben immer und überall Kunst und Poesie verwandelt und die Literaturepochen gemacht.

S. 21, Z. 13: romantische Poesie des Unendlichen, *endlich — unendlich, dieses bei E. häufig wiederkehrende Gegensatzpaar weist auf die Grundlagen seines literarhistorischen Urteils zurück; dazu A. W. Schle-*

gel, Bd 5, S. 16: In der christlichen Ansicht hat sich alles umgekehrt; die Anschauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet. *Denselben Gegensatz drückt E. gelegentlich durch* sichtbar — unsichtbar *aus; dazu F. Schlegel, Werke, Bd 2, S. 20:* Das Unsichtbare aber ist es, worauf das Sichtbare ruht, und wie die Seele den Leib, so hält auch der Glauben und der Gedanke Gottes den Menschen, die Nationen, und die Staaten zusammen. *Dieser letztlich religiöse Gesichtspunkt, auf den E. seine literarhistorischen Betrachtungen aufbaute, wurde später seines tieferen Sinnes beraubt und als typologisches Schema in die Literaturwissenschaft eingeführt, vgl. Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich. 4. Auflage. Bern 1949 (ausgehend bes. von A. W. Schlegel, Bd 6, S. 161).*

S. 21, Z. 18: moderne Romantik, *vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 27.*

S. 21, Z. 25: Hieroglyphenschrift, *vgl. dazu F. Schlegel, Ausgabe, Bd 2, S. 334:* Es ist der heilige Hauch, der uns in den Tönen der Musik berührt ... auch die Zauberworte der Poesie können von seiner Kraft durchdrungen und beseelt werden ... Er *(der Dichter)* ist ein unendliches Wesen und mitnichten haftet und klebt sein Interesse nur an den Personen, den Begebenheiten und Situationen und den individuellen Neigungen: für den wahren Dichter ist alles dieses, so innig es auch seine Seele umschließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur.

S. 21, Z. 26: das Lied ohne Worte, *die Metapher vom wunderbaren Lied, das in allen Dingen schläft („Wünschelrute"), kehrt im Werk E.s häufig wieder. Es enthält in nuce seine Ästhetik: Darstellung des Ewigen im sinnlich Schönen. Vgl. Register zu HKA, Bd 8/1 und 8/2.*

S. 22, Z. 7—8: sinnliche Darstellung des Ewigen, *E.s Symbol- und Allegorie-Begriff findet in der hier dargelegten Dichtungsauffassung seine Rechtfertigung; vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 8—9.*

S. 22, Z. 9—10: das Irdische durchschimmert, *vgl. F. Schlegel, Werke, Bd 2, S. 78:* jene höhere und geistige Welt kann überall in diesen irdischen Stoff eingehüllt sein, und aus ihm hervorschimmern. *Ähnlich an vielen anderen Stellen.*

S. 22, Z. 14: ganzen Menschen, *E. greift mit dem Hinweis auf den g. M. Grundvorstellungen des dt. Idealismus auf, er deutet jedoch den Organismusgedanken in religiösem Sinne um; vgl. dazu die Anm. zu S. 20, Z. 25.*

S. 22, Z. 16: Wünschelrute, *vgl. die Anm. zum Lied, S. 21, Z. 26.*

S. 22, Z. 31—32: Centripetal- und Centrifugalkraft, *vgl. die einleitenden Sätze zu E.s Schrift „Die heilige Hedwig":* Es walten im Leben der Menschen seit dem Sündenfalle zwei geheimnisvolle Kräfte, die beständig einander abstoßen und in entgegengesetzten Richtungen

feindlich auseinandergehen. Man könnte sie die Centripetal- und Centrifugalkraft der Geisterwelt nennen. Jene strebt erhaltend nach Vereinigung mit dem göttlichen Centrum alles Seins, es ist die Liebe; während die andere verneinend nach den irdischen Abgründen zur Absonderung, zur Zerstörung und zum Hasse hinabführt. Der Kampf dieser beiden Grundkräfte ... bildet die Weltgeschichte. *(HKA, Bd 10, S. 153, Z. 32—36). Bei Novalis, Görres u. anderen Zeitgenossen ist das Begriffspaar belegt.*

S. 23, Z. 4: Freiheit, Nothwendigkeit, *zur Umdeutung dieser Begriffe aus Schillers Ästhetik vgl. die Anm. zu S. 20, Z. 25.*

S. 23, Z. 16—17: früheren Schrift, *gemeint ist E.s Schrift „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" (1847), die im wesentlichen mit Teil 2 der hier vorgelegten „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (1857) übereinstimmt.*

S. 25, Z. 1: *Im ersten Kapitel folgt E. der Darstellung F. Schlegels „Ueber die neuere Geschichte" (Werke, Bd 11); vor allem der 1. bis 3. Vorlesung (S. 9—66).*

S. 25, Z. 6: Irokesen, *Indianerstamm am St. Lorenz-Strom;* Botokuden, *primitiver Indianerstamm Brasiliens von geringer Gesittung, jedoch keine Menschenfresser; in der Vorlage* Bontokuden *(Druckfehler).*

S. 25, Z. 11—12: Bärenhäuter, *vgl. auch Clemens Brentano „Geschichte und Ursprung des ersten Bärenhäuters".*

S. 25, Z. 16: Julian, der Apostat, berichtet *nach Vilmar, Bd 1, S. 17, der sich auf Adelung beruft.*

S. 26, Z. 23: der Adel, *vgl. dazu E.s Schrift „Der Adel und die Revolution" (HKA, Bd 10, S. 383—406).*

S. 26, Z. 26: Blutbann, *Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, die ursprünglich nur dem König zustand, seit dem 13. Jh. den Landesherren als Lehen übertragen wurde.* Heerbann, *Befugnis des Königs, das Heer zum Kriegsdienst aufzubieten.*

S. 26, Z. 35: Wehrmannen, *E. übernimmt die Ableitung von F. Schlegel, Werke, Bd 11, S. 46.*

S. 28, Z. 9: Tacitus ... sagt, *E. folgt hier wörtlich F. Schlegel, Werke, Bd 11, S. 42.*

S. 28, Z. 31: Denn die Frauen ..., *fast wörtlich nach F. Schlegel, Werke, Bd 11, S. 49; auch S. 36.*

S. 29, Z. 2: geistige Liebe, *im Sinne E.s Grundlage des Minnedienstes; Minneideal und Minnedienst werden in der neueren Forschung stärker im Zusammenhang mit dem ritterlichen Erziehungsgedanken gesehen.*

S. 29, Z. 5: Man sagt ..., *E. bezieht sich auf damals verbreitete*

Ideen, die vor allem auf Winckelmanns Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1755) zurückgehen.

S. 29, Z. 13: Plinius, *wörtlich zitiert nach F. Schlegel, Werke Bd 11, S. 25.*

S. 29, Z. 32: oben, *S. 25, Z. 16.*

S. 30, Z. 28: Carmen, *Gesang, Lied; als Bezeichnung für gottesdienstliche Formeln dient es nur selten.*

S. 30, Z. 32: Barden ... das poetische Organ ihres Druidenordens, *es gibt keine Hinweise, daß die Barden als Hofdichter und Sänger in Beziehung zu den Druiden gestanden hätten. E. folgt der Darstellung F. Schlegels, Werke, Bd 11, S. 39, ohne dessen Differenzierungen zu beachten.*

S. 31, Z. 10: Horant, *Sänger im Kudrunlied.*

S. 31, Z. 11: Regner Lodbrog, *Ragnar Lobbrok, isländischer Heldenroman nach 1250; Regner* stirbt im Schlangenzwinger ... seine Taten im Liede preisend *(Thule, Bd 21, S. 25). Fouqué schrieb eine Balladenfolge „Regner Lodbrok. Eine ausländische Sage." — Text nach F. Schlegel, Werke, Bd 11, S. 40.*

S. 31, Z. 12: König Alfred, *gemeint ist Alfred der Große, angelsächsischer König (ca. 848—899), nach F. Schlegel, Werke, Bd 1, S. 208.*

S. 31, Z. 32: das Uebersinnliche, *E. projiziert hier wie an vielen Stellen romantische Ideen in die germanische Frühzeit.*

S. 32, Z. 12: Blutbann, *vgl. die Anm. zu S. 26, Z. 26.*

S. 32, Z. 15: Unsterblichkeitsglaube, *die germanische Mythologie kennt nicht die Trennung Leib-Seele, der Tote lebt als leibliches Wesen weiter.*

S. 32, Z. 28: heilige Esche Ygdrasill, *Yggdrasil, der Weltenbaum; das folgende z. T. wörtlich nach F. Schlegel, Werke, Bd 1, S. 190.*

S. 33, Z. 5: in Merseburg ... aufgefunden, *die Merseburger Zaubersprüche wurden 1841 von Georg Waitz entdeckt und von Jakob Grimm herausgegeben; vgl. seine Abhandlung „Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums" (1842). Vgl. auch Vilmar, Bd 1, S. 39.*

S. 35, Z. 7: Uebersinnliche, *über die Gemeinsamkeit christlicher und romantischer Begriffe vgl. S. 20, Z. 16—19.*

S. 35, Z. 17: christlicher Celtenkönig, der *Ursprung der Sage um Artus ist vorchristlich.*

S. 35, Z. 19: Odinslehre, *in der folgenden Darstellung hält sich E. an F. Schlegel, Werke, Bd 1, S. 189 und Bd 11, S. 64.*

S. 35, Z. 32: Alliteration oder der sogenannte Stabreim, *nach Vilmar, Bd 1, S. 33. Alliteration und Stabreim gelten heute nicht mehr als synonym.*

S. 36, Z. 27: gleichzeitige Schriftsteller, *gemeint ist Jordanes „De origine actibusque getarum" (552); die Darstellung folgt F. Schlegel, Werke, Bd 11, S. 72—74.*

S. 36, Z. 27—28: Gothenkönig Adolf, *Athaulf, Nachfolger Alarichs, führt Ende des 4. Jhs. die Westgoten nach Gallien.*

S. 37, Z. 16: Heldenbuch, *gemeint ist (in Anlehnung an Vilmar, Bd 1, S. 365—66 und an F. Schlegel, Werke, Bd 1, S. 218) der Sagenkomplex: Ortnit, Wolfdietrich, Rosengarten, König Laurin u.s.w., der 1477 erstmals und dann öfter gedruckt wurde.*

S. 37, Z. 28 — S. 38, Z. 7: Erhalten ... Beovulf, *die Darstellung folgt Vilmar, Bd 1, S. 14—15.*

S. 38, Z. 6—7: Walther von Aquitanien, *gemeint ist das lateinische Walther-Epos von Ekkehard von St. Gallen aus dem Anfang des 10. Jhs.*

S. 38, Z. 8 — S. 39, Z. 3: Das Hildebrandlied ... findet, *z. T. wörtlich nach Vilmar, Bd 1, S. 23—24, 26, 27;* S. 38, Z. 16: *in der Vorlage* Hadubrad *(wohl Druckfehler).*

S. 38, Z. 21: Sechzig, *in der Vorlage* Sechszig *(Druckfehler?)*

S. 38, Z. 32: Hagen von Troni, *Hagen von Tronje.*

S. 39, Z. 13: Fuchs Reinhart, *nach Vilmar, Bd 1, S. 19—21.*

S. 39, Z. 32: alliterierende, *gemeint ist stabende.*

S. 40, Z. 4—5: Ottfried aus den dreißiger Jahren des neunten Jahrhunderts, *E.s Datierung ist nicht haltbar; Vilmar datiert um 860 (Bd 1, S. 44); nach neueren Forschungen sind als Abfassungszeit die Jahre 863—71 anzusetzen.*

S. 40, Z. 12: Stockung, *nach Vilmar, Bd 1, S. 48.*

S. 41, Z. 2: Die christliche Poesie, *vgl. zum Titel S. 49 und die Ausführungen im Vorwort S. VI—VIII.*

S. 41, Z. 12—14: Poesie des Unendlichen ... Symbol, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 13.*

S. 41, Z. 18: romantischen ... Plastik zur Malerei, *gemeint ist die seit dem Christentum entstandene Poesie. Vgl. A. W. Schlegel, Bd 5, S. 10:* der Geist der gesammten antiken Kunst und Poesie ist plastisch, so wie der modernen pittoresk.

S. 41, Z. 18—22: Dort die Schönheit ... schaut, *ganz ähnlich stellt E. die Verwandlung Florios im Marmorbild dar.*

S. 41, Z. 23—24: sinnliche ... überirdische Wahrheit, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 13 und zur Gleichsetzung von christlichen und romantischen Begriffen S. 20, Z. 16—19.*

S. 42, Z. 1—5: Das eigentliche Wesen ... Perfectibilität, *die neuere romantische Poesie bezeichnet E. häufig als* Poesie der Zukunft, der Sehnsucht, des Heimwehs. *(HKA, Bd 8/1, S. 26, Z. 20—22; 8/2, S. 10, Z. 21—26, S. 391, Z. 10—11); vgl. den Brief Jarckes an E. vom 10. 12.*

1847 (HKA, Bd 13, S. 170, Z. 16—21): ... Daß die Protestanten in dem Negationsprozesse und im Abfall dem Katholizismus voran gingen, liegt in der Natur der Sache, darum mußte auch bei den edleren und tieferen Gemütern gerade unter den Protestanten die Sehnsucht nach der alten Heimat sich am ersten zeigen. *Zur Umdeutung nichtchristlicher Begriffe ins Christliche und zur Gleichsetzung christlicher und romantischer Begriffe vgl. die Anm. zu S. 20, Z. 16—19 und S. 20, Z. 25. Vgl. A. W. Schlegel, Bd 5, S. 16:* die Poesie der Alten war die des Besitzes, die unsrige ist die der Sehnsucht.

S. 42, Z. 12—13: versteinerte Musik, *vgl. Görres' Polemik in: Arnim, Einsiedler, Mai 1808.*

S. 42, Z. 14: Memnonsäule, *bei Theben, besteht aus zwei je 21 m hohen Sitzfiguren des Königs Amenophis III. aus dem 2. Jahrtausend vor Chr.*

S. 43, Z. 1: Ehre, *vgl. über die Ehre bei Calderon HKA, Bd 8/2, S. 286—87.*

S. 43, Z. 28: Alle Poesie nimmt ihren Ursprung aus der Sage, *vgl. zum Folgenden: A. W. Schlegel, Bd 5, S. 84 und Menzel, Tl 4, S. 136:* die Sagen eine unerschöpfliche Quelle von Poesie.

S. 44, Z. 19: Wölfinge, *gemeint sind die Dienstmannen Dietrichs: u. a. Wolfhart, Wolfbrant und Wolfwin.*

S. 44, Z. 21: Otnit, *richtig:* Ortnit.

S. 45, Z. 8—15: Eckens Ausfahrt, *Eckenlied, gehört zum Sagenkomplex der Dietrich-Epik (1250—1300); Zitat nach Vilmar, Bd 1, S. 148.*

S. 45, Z. 24—27: Nibelungen-Epos ... zu den ... Heldenliedern gehörte, *vgl. dazu Vilmar, Bd 1, S. 23:* Eben diese Lieder und außer ihnen gewis die von Siegfried ... sind es, welche nach der Erzählung Eginhards Karl der Große hat sammeln laßen. *Bei der weiteren Darstellung folgt E. Vilmar, Bd 1, S. 80—141, er weicht dagegen von Gervinus, Bd 1, S. 334—59 ab; die „Klage" wird nicht erwähnt, obwohl seit 1852 eine nhd. Übersetzung existiert.*

S. 47, Z. 15: *Karl Lachmann: „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelunge nôt" (1816). Lachmann stellte hier die heute widerlegte These auf, es handle sich beim Nibelungenlied um 20 Einzellieder.*

S. 47, Z. 21: Simrock ... unübertroffene Übersetzung, *gemeint ist „Das Nibelungenlied" (1827); die Übersetzung der „Klage" durch Hagen (1852) übergeht E.*

S. 48, Z. 11—14: Was mir ... sterben!, *zitiert nach Vilmar, Bd 1, S. 163—64.*

S. 49, Z. 1 — S. 53, Z. 11: *Die Ausführungen zur Karlssage und zum Rolandslied folgen z. T. wörtlich Vilmar, Bd 1, S. 173—86.*

S. 49, Z. 3: eigentlich romantische Gebiet, *vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 27.*

S. 49, Z. 6—7: gelehrte Neuerung, *E. bezieht sich hier wohl auf Vilmar, Bd 1, S. 175:* unter dem Ausdrucke romantische Poesie *(wird)* streng nichts weiter verstanden, als was nachweislich aus den Dichtungen der romanischen Völker zu uns herübergewandert ist; es beschränkt sich dieß ... zunächst nur auf die Sage von Karl dem Großen und einige andere vereinzelte Dichtungsstoffe und Dichtungen.

S. 49, Z. 20: christlich, *vgl. die Anm. zu S. 20, Z. 16—19.*

S. 49, Z. 28: Unklarheit und Nebelhaftigkeit, *vgl. Vilmar, Bd 1, S. 173—74:* wollen wir uns nicht in einen Nebel von Unbestimmtheiten und Unrichtigkeiten verlieren.

S. 49, Z. 29: in's Unendliche, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 13.*

S. 50, Z. 7: neue Welt, *gemeint ist die Verwirklichung romantisch-christlicher Daseinsgestaltung, die E. vom Aufbruch der romantischen Bewegung erwartete; vgl. S. 20—21.*

S. 50, Z. 8: Palmen, Elfen, *zeichenhaft für Abenteuer im Kampf um die Christianisierung im Orient und im germanischen Norden.*

S. 50, Z. 13: dickfinstere Mittelalter, *vgl. Vilmar, Bd 1, S. 16:* das Mittelalter ... als dicke Finsternis.

S. 50, Z. 24: allegorisch, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 8—9.*

S. 51, Z. 3: Hruodlandus, *Hruodland, Markgraf der Bretagne.*

S. 51, Z. 14—24: Seine Augen ... Knecht, *nach Vilmar, Bd 1, S. 182; dort nicht als Zitat ausgewiesen; es handelt sich um eine Übersetzung der Verse 686—706 des Rolandsliedes.*

S. 52, Z. 13: deutschen Ursprungs, *E.s Darstellung trifft nicht zu; die älteste Fassung des Rolandsliedes ist die altfranzösische (nach 1100); Konrad hat das franz. Original zunächst ins Lateinische übertragen und dann das mittelhochdeutsche Rolandslied verfaßt (um 1170).*

S. 52, Z. 24: Wilhelm von Oranse, *Wilhelm von Orange, Willehalm.*

S. 52, Z. 28: Uebersetzung, *gemeint ist die Übersetzung des Paul van der Aelst (1604).*

S. 52, Z. 34—35: um Gott ... erklingt, *Zitat und Darstellung nach Gervinus, Bd 1, S. 407.*

S. 53, Z. 19: wie Gervinus meint, *vgl. Gervinus, Bd 1, S. 386 f.:* diese fremden Sagenstoffe *(verfielen)* der freiesten Willkür *(S. 387).*

S. 53, Z. 20: nach Vilmar, *Vilmar, Bd 1, S. 188:* Tief in den Ideen des urältesten Heidentums, in den Mythen Hindostans, wurzelt die Sage.

S. 54, Z. 5—6: britischen Ursprungs, *nach Vilmar, Bd 1, S. 196.*

S. 54, Z. 8: Kaarlleon, *Carlïon, Hofburg des Artus, heute Caerleon am Usk in Südwales.*

S. 54, Z. 14: Peredur, *wallischer Name für Parzival in der Er-*

zählung „Peredur, Son of Evrawc" (Gervinus, Bd 1, S. 384: Bei San Marte in seiner „Arthursage" 1842, aus dem Thorntonmanuscript der Lincolner Cathedralbibl.).

S. 54, Z. 21: *Die Darstellung über Wolfram hält sich eng an Vilmar, Bd 1, S. 202—09.*

S. 55, Z. 31: Autos sacramentales, *geistliche Spiele.*

S. 55, Z. 32: Allegorische, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 8—9.*

S. 56, Z. 10—13: sie hätte . . .(Willehalm), *nach Gervinus, Bd 1, S. 407.*

S. 56, Z. 18—19: Tieck ... sagt, *Tieck, Schriften, Bd 4, S. 44 („Phantasus" 1. Tl).*

S. 57, Z. 2—3: Albrecht von Scharfenberg *(um 1270), vermutlicher Verfasser des sog. „Jüngeren Titurel".*

S. 57, Z. 5—6: unbekannter Dichter des Lohengrin, *nach Vilmar, Bd 1, S. 215; auf Grund des Akrostichons NOUHUSIUS wird Lohengrin einem Neuhaus, vermutlich aus Bayern, zugeschrieben.*

S. 57, Z. 10: galten ... für Wolfram's Werke, *die Autoren identifizierten sich als Fortsetzer Wolframs so stark mit diesem, daß bis ins 19. Jh. die Meinung bestand, Wolfram sei der Verf.; schon A. W. Schlegel hatte jedoch erkannt, daß der Jüngere Titurel kein Werk Wolframs ist.*

S. 57, Z. 16: Enite, *in der Vorlage* Einte *(Druckfehler).*

S. 57, Z. 31: Wirnt, *in der Vorlage* Wrint *(Druckfehler?); Darstellung nach Vilmar, Bd 1, S. 228.*

S. 57, Z. 34: Wigamur, *Roman eines unbekannten Dichters, wohl aus dem 14. Jh.*

S. 57, Z. 34—35: Gabriel von Muntavel, *Gauriel von Muntabel, vermutlich von Konrad von Stoffeln, Zeit der Abfassung nicht bekannt.*

S. 58, Z. 13: hieroglyphisch, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 25.*

S. 59, Z. 14: Bruder Philipp, *der Kartäuser-Bruder Philipp verfaßte zu Anfang des 14. Jhs. ein Gedicht „Leben Mariae und Christi", das sehr verbreitet war. Philipps Gedicht geht auf die „Kindheit Jesu" (um 1210) von Konrad von Fußesbrunnen zurück.*

S. 59, Z. 17: Wernher, *Verf. von „Driu liet von der maget" (1172, entgegen der Datierung von Vilmar, Bd 1, S. 251, Gervinus, Bd 1, S. 172); das folgende Zitat nach Vilmar, Bd 1, S. 251.*

S. 59, Z. 23: *in der Vorlage* seegnete *(wohl Druckfehler, da bei Vilmar* segnete).

S. 59, Z. 25: „die goldene Schmiede" Konrad's von Würtzburg, *Marienpreis, Ende des 13. Jhs., das Folgende in wörtl. Anlehnung an Vilmar, Bd 1, S. 253—54; das Zitat wurde von E. gekürzt.*

S. 60, Z. 7: Karl Simrock *„Der ungenähte Rock, oder König Oren-*

del wie er den grauen Rock gen Trier brachte" (1845), Übersetzung nach dem altdeutschen Original (12. Jh.).

S. 60, Z. 10—11: Legende vom „heiligen Georg vom Stein", *gemeint ist Hartmanns „Gregorius" (1187/89); vgl. Vilmar, Bd 1, S. 254—55.*

S. 60, Z. 11—12: Sage „vom Pilatus", *gemeint ist die Pilatuslegende (um 1180); das Folgende z. T. wörtlich nach Vilmar, Bd 1, S. 260—61.*

S. 60, Z. 22: Alexius, *wohl nach Vilmar, Bd 1, S. 256—59.*

S. 61, Z. 5: Arkadius, *oström. Kaiser (377—408), Sohn des Theodosius des Gr.;* Honorius, *Bruder des Arkadius (384—423), weström. Kaiser.*

S. 61, Z. 8: „Elisabeth", *Legende, nach 1300; Bearbeitung der lat. Vita „Libri octo de s. Elizabeth" des Dietrich von Apolda; vgl. Vilmar, Bd 1, S. 259—60.*

S. 61, Z. 23: Heraklius, *gemeint ist Meister Ottes „Eraclius" (um 1210).*

S. 61, Z. 25: heutigen Theater-Griseldis, *E. meint hier wohl „Griseldis" (1834, aufgeführt 1835) von Friedrich Halm (1806—71).*

S. 61, Z. 29: „Annolied" (um 1170), *Datierung nach Vilmar, Bd 1, S. 267; die neuere Forschung datiert 1080/85; Zitat nach Vilmar, Bd 1, S. 267.*

S. 62, Z. 1: „Weltchronik", *E.s Datierung unterscheidet sich von der Vilmars, Bd 1, S. 269* (siebenzig Jahre später), *auf den er sich sonst stützt.*

S. 62, Z. 23: Otto der Rothe, *gemeint ist wohl Kaiser Otto I. (936—73).*

S. 63, Z. 1: „Schnabelvieh", *vgl. Vilmar, Bd 1, S. 282:* Ernst und seine Mannen *(fallen)* über das „Schnabelvieh" her, *ähnlich Gervinus, Bd 1, S. 198.*

S. 63, Z. 4—5: Labbermeer, *vgl. dagegen Vilmar, Bd 1, S. 282:* der Magnetberg im L e b e r m e e r (dem geronnenen Meere); *auch Gervinus, Bd 1, S. 198:* Magnetstein im Lebermeer.

S. 64, Z. 4: Alexander, *die folgenden Zitate nach Vilmar, Bd 1, S. 235—37.*

S. 65, Z. 18: Waldeke, *gemeint ist Heinrich von Veldeke (um 1170).*

S. 65, Z. 20: Herbort, *Darstellung nach Gervinus, Bd 1, S. 281.*

S. 65, Z. 29: Lyrik, *vgl. HKA, Bd 8/2, S. 5—6; zum* Drama *vgl. F. Schlegel, Werke, Bd 2, S. 85—87.*

S. 66, Z. 13—14: Anfang einer Nationalpoesie, *E. vertritt hier gegenüber Herder die Auffassung F. Schlegels, Werke, Bd 1, S. 123:* die epische *(ist)* historisch genommen die erste und älteste und Urquell aller andern *(Gattungen), demgegenüber sei die* lyrische Gattung die höchste.

S. 67, Z. 6—7: Konrad IV. *wurden von einigen Forschern 2 Minnelieder zugeschrieben, die unter dem Namen seines Sohnes Konradin überliefert sind;* Heinrich VI., *röm. deutscher Kaiser (1165—97), verfaßte einige Lieder (Weingartner Liederhandschrift); von* Friedrich II. *sind keine Dichtungen überliefert, er förderte jedoch in Sizilien Dichter und Künstler;* Wenzel I., *König von Böhmen (1230—53), ihm wurden mehrere Lieder zugeschrieben; von* Wenzel II. *ist nicht bekannt, ob er Gedichte verfaßte; von* Heinrich dem Löwen *(1129—95) sind keine Dichtungen überliefert; vermutlich liegt ein Mißverständnis E.s vor: Gervinus (Bd 2, S. 88) spricht von* verschiedenen Meisterliedern und Volksbüchern von Heinrich dem Löwen, *meint damit aber Werke über ihn.*

S. 67, Z. 11: Minnegesang, *zu E.s Auffassung vom M. vgl. oben S. 29, Z. 2 und die Anm. dazu.*

S. 67, Z. 15—16: bezeichnet ... schärfer, *in HKA, Bd 8/2 äußert E., daß Roman und Drama die Physiognomie einer Zeit besonders scharf bezeichnen (S. XII, XIV f., 5, 412—24).*

S. 68, Z. 6: namhafte Literarhistoriker, *so z. B. Gervinus, Bd 1, S. 291—95.*

S. 68, Z. 18: der deutsche dagegen, *E. übersieht gänzlich die politische Dichtung Walthers von der Vogelweide u. a.*

S. 68, Z. 28: öfters und treffend, *so von Vilmar, Bd 1, S. 318:* der Minnegesang des heiteren Frühlings unseres Dichterlebens.

S. 68, Z. 31—32: nannten ... sich ... Nachtigallen, *wörtlich nach Vilmar, Bd 1, S. 325; Anspielung auf Gottfrieds Dichterkatalog in „Tristan und Isold".*

S. 68, Z. 34 — S. 69, Z. 7: daß diese ... beginnt, *Gottfried, Vers 4756—73, Übersetzung nach Gervinus, Bd 1, S. 332.*

S. 69, Z. 19: die Leiche, *richtig: der Leich.*

S. 69, Z. 27—28: wie Andere wollen, *gemeint ist wohl Gervinus, Bd 1, S. 301:* In unserer Welt, wo aus dem Leben die Poesie völlig verschwand, ..., konnte die Dichtung ... nicht besser thun, als wenn sie sich des eben reifenden Jünglings ..., gewaltig bemächtigte.

S. 69, Z. 34: toastirend, *tjostierend.*

S. 70, Z. 13: Gervinus, *Bd. 1, S. 332:* Es ist eine Verehrung des weiblichen Geschlechts mehr, als einzelner Frauen.

S. 70, Z. 21—23: die alle Enge ... ist, *nach Gervinus, Bd 1, S. 332.*

S. 70, Z. 30: Adel, *vgl. E.s Schrift „Der Adel und die Revolution".*

S. 71, Z. 7: 160 Minnesänger, *in der „Großen Heidelberger Liederhandschrift (C)" sind 140 Minnesänger verzeichnet.*

S. 71, Z. 16: heilige Elisabeth *(1207—31), Tochter König Andreas II. von Ungarn; 1221 mit dem Landgrafen Hermann von Thüringen vermählt; 1235 heiliggesprochen.*

S. 71, Z. 32: Ungar Klingsohr, *Gervinus, Bd 2, S. 31 spricht von einer* Versetzung K.s *nach Ungarland und leitet daraus Zweifel an der Geschichtlichkeit K.s ab.*

S. 72, Z. 5: Gresten, *in der Vorlage Gersten (Druckfehler?)*

S. 72, Z. 13—14: Simrock *„Gedichte Walthers von der Vogelweide. Übersetzt von K. Simrock und erläutert von K. Simrock u. W. Wakkernagel. 2 Tle, 1833."* — Lachmann: *„Walther von der Vogelweide: Gedichte, 1827"* — Uhland: *„Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter", 1822.*

S. 72, Z. 15—16: neuere protestantische Schriftsteller. *E. bezieht sich wohl auf Vilmar, Bd 1, S. 334:* Hätten die protestantischen Theologen des 16. Jahrhunderts ... Walther von der Vogelweide gekannt, sie hätten i h n vor vielen andern in die „Wolke von Zeugen", ..., einreihen müßen.

S. 72, Z. 20—21: Sie bannten ... Gotteshaus, *Walther-Zitat (Lachmann, 9, V. 32—34) nach Vilmar, Bd 1, S. 337.*

S. 72, Z. 32—34: wenn ... Grund, *konnte bei Walther nicht nachgewiesen werden.*

S. 73, Z. 1—12: Da dacht' ich ... gesund, *Walther-Zitat (Lachmann, 8, V. 9—27) nach Vilmar, Bd 1, S. 336.*

S. 73, Z. 16—27: O weh, wohin geschwunden ... Immer mehr o weh!, *Walther-Zitat (Lachmann, 124, V. 1—17) nach Vilmar, Bd 1, S. 337.*

S. 74, Z. 4: Epos, *vgl. oben S. 66, Z. 13 f. und HKA, Bd 8/2, S. 251.*

S. 74, Z. 12: Drama, *vgl. HKA, Bd 8/2, S. 251: (wenn)* die wachsende Bildung complicirter wird, entstehen die Gegensätze von Innerlichem und Aeußerem, und somit auch das Bedürfniß, diese Conflicte künstlerisch dargestellt zu sehen, was eben die Aufgabe des D r a m a s ist; *vgl. weiter S. 261—63.*

S. 74, Z. 32: tragisch, *zu E.s Begriff des Tragischen vgl. HKA, Bd. 8/2, S. 261, Z. 16—22.*

S. 74, Z. 35 — S. 75, Z. 1: Unendlichen ... Endlichen, *vgl. dazu die Anm. zu S. 21, Z. 13.*

S. 75, Z. 14—33: Es ist bekannt ... hinzukam, *Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 261, Z. 32 — S. 262, Z. 15 mit geringfügigen Umformulierungen.*

S. 75, Z. 14—15: Es ist bekannt ... nachgewiesen, *vgl. Devrient, Bd. 1, S. 10—15 und Gervinus, Bd 2, S. 320—21.*

S. 76, Z. 6—12: da die Aufgabe ... auftraten, *Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 263, Z. 13—19; Z. 9* Feld *statt* Fels *(S. 263, Z. 16); dazu Umformulierungen und Kürzungen.*

S. 76, Z. 8: sinnbildlich, *vgl. die Anm. zu Symbol, S. 12, Z. 8—9.*

S. 76, Z. 21 — S. 77, Z. 12: Die Spur ... gaben, *Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 263, Z. 20 — S. 264, Z. 11.*

S. 76, Z. 21—24: Die Spur ... gekommen ist, *E. stützt sich hier auf Holland (S. 209):* Wir übergehen ... — eben so das dem Gregor von Nazianz (einem Kirchenvater des IV. Jahrhunderts in Cappadocien) zugeschriebene Passionsspiel „der leidende Christus". *Es erschien in der Vorrede zu den „Mystères inédits" (1837). Vgl. Schindler, S. 98—99. Bei der Übersetzung handelt es sich wohl um eine zeitgenössische („Christus patiens", hrsg. v. Franz Dübner, 1847).*

S. 76, Z. 27: Angilbert *(gest. 814), Diplomat, Dichter am Hof Karls des Großen. Er schrieb lateinische Gedichte. Seine Mitarbeit an dem Drama über die Geburt Christi, das zur Zeit Karls des Großen aufgeführt worden sein soll, ist nicht nachgewiesen. Vgl. Holland, S. 209 (E.s Quelle) und Devrient, Bd 1, S. 19; Holland (S. 209) berichtet:* In der Münchner Bibliothek werden zwei, dem IX. und XI. Jahrhundert angehörige Manuscripte aufbewahrt, welche versificierte lateinische Dramen über die Geburt Christi enthalten, wie sie wahrscheinlich während der Christnacht in der Kirche aufgeführt zu werden pflegten. *Holland führt als Quelle Guido Görres an: Das Passionsspiel zu Oberammergau, in: Hist. Polit. Blätter 6, 1840, 167—92 u. 349—84.*

S. 76, Z. 30: Roswitha, *Hrothswith von Gandersheim (um 930 bis um 1000). Ihre sechs Dramen: Gallicanus, Dulcitius, Callimachus, Sapientia, Abraham, Paphnutius. E.s Quelle ist Devrient, Bd 1, S. 20, wo Hrothswith als* Helene von Rossov *eingeführt wird; E.s Form* Rostow *ist falsch. Hrothswiths Geburtsort ist nicht bekannt. — Obwohl die falschen Angaben, die auf Martin Friedr. Seidels „Bildersammlung in der Mark Brandenburg wohlverdienter Männer", Berlin 1751, S. 1, zurückgehen, widerlegt wurden (Heinrich August Erhard: „Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung", 3 Bde, Magdeburg 1827, Bd 1, S. 138—39), übernimmt sie E. von Devrient.*

S. 76, Z. 31—35: Im 12. Jahrhundert ... in Paris, *Quelle dieser Angaben ist Holland, S. 209—10; die Bruderschaft „L'Arciconfraternitá del Gonfalone" wurde 1260 gegründet und spielte im Colosseum in Rom; die Gesellschaft der Batutti oder Scopatori in Treviso spielte schon 1261; die Vorstellungen dauerten bis 1549, da Papst Paul III. die Aufführungen untersagte. Die „Confrèrie de la Passion et de la Résurrection de Notre Seigneur" bestand seit etwa 1380; 1607 wurde sie aufgelöst. In Spanien gab es die 1624 gegründete „Cofraría del Nuestra Señora de la Novena". — In der Vorlage Gonfalomi (Druckfehler).*

S. 77, Z. 1: England, *nach Gervinus, Bd 2, S. 322 f.*

S. 77, Z. 5: Eulenspiegel, *in der 13. Historie; nach Gervinus, Bd 2, S. 359 und A. W. Schlegel, Bd 6, S. 400.*

S. 77, Z. 10—11: klugen und thörichten Jungfrauen, *wörtlich nach Gervinus, Bd 2, S. 322.*

S. 77, Z. 12: das den Markgrafen . . ., *z. T. wörtlich nach Vilmar, Bd 1, S. 397.*

S. 77, Z. 15 — S. 78, Z. 5: Dem gottesdienstlichen . . . Personen, *Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 264, Z. 12 — S. 265, Z. 2 mit geringfügigen Änderungen.*

S. 77, Z. 21: Schauplatz die Kirchen, *die hier folgende Beschreibung hält sich an Devrient, Bd 1, S. 58 und Gervinus, Bd 2, S. 331 und 364.*

S. 77, Z. 29: veni sancte spiritus, *Anfangsworte der Pfingstsequenz.*

S. 77, Z. 29: expositor ludi, *Erzähler, Erklärer.*

S. 77, Z. 30: alte Heidenmann . . ., *nach Holland, S. 213.*

S. 78, Z. 4: 1498, *nach Gervinus, Bd 2, S. 330 oder Holland, S. 212; das große Passionsspiel wurde 1493 gegeben, 1498 fand eine Wiederholung statt.*

S. 78, Z. 11: drei vollständige Texte . . ., *Vilmar, Bd 1, S. 398 und Gervinus, Bd 2, S. 329 bringen widersprüchliche Angaben; wörtliche Anlehnungen E.s weisen sie aber als Quellen aus.*

S. 79, Z. 25: Waldenser, *mittelalterliche Sekte. Ihre Anhänger forderten die Rückkehr zur apostolischen Armut und Einfachheit und lehnten die kirchliche Hierarchie ab. 1184 wurde die Sekte kirchlich verurteilt und verfolgt.*

S. 80, Z. 3: Schutte, *wohl Anspielung auf Anastasius Grüns (1806—76) „Schutt", mit dem sich E. in HKA, Bd 8/1, S. 110—13 auseinandersetzt.*

S. 80, Z. 15—18: Das Weib . . ., *Gottfried, Tristan, V. 17971—75, Zitat nach Gervinus, Bd 1, S. 422.*

S. 81, Z. 8—9: die ihr . . . eingegeben, *Gottfried, Tristan, Paraphrase der Verse 15548—51 (mit Auslassungen), zitiert nach Gervinus, Bd 1, S. 420 f.*

S. 81, Z. 10: göttlicher Andacht, *Gottfried, Tristan, V. 15655, zitiert nach Gervinus, Bd 1, S. 420.*

S. 81, Z. 11—15: da ward . . . will, *Gottfried, Tristan, V. 15733—45 (mit Auslassungen), zitiert nach Gervinus, Bd 1, S. 420—21.*

S. 81, Z. 31—32: eines . . . habe, *Gottfried, Tristan, V. 187—190, zitiert nach Gervinus, Bd 1, S. 417.*

S. 81, Z. 32—33: wie Manche gutmüthig vermuthen, *so Gervinus, Bd 1, S. 417 f:* Sollte das Alles *(Leidenschaft zum Lebensgrundsatz erhoben)* auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben, . . . so liegt es in seinem genialen Gedichte um so deutlicher, nur daß selbst

die warnende sittliche Wendung vermieden ist, die wir gern dabei unterschieben möchten. *Vgl. dagegen Vilmar, Bd 1, S. 224.*

S. 82, Z. 16: keine Dichterschule, *dagegen Gervinus, der in je einem Kapitel von „Gottfrieds Schule" (Bd 1, S. 453—500) und „Wolframs Schule" (Bd 2, S. 10—54) spricht.*

S. 83, Z. 7: Heidin, *Versdichtung um 1250; die Verfasserschaft Rüedegers, an der Gervinus (Bd 1, S. 461) festhält, ist nicht nachweisbar.*

S. 83, Z. 22: Siegwart, *gemeint ist „Siegwart, eine Klostergeschichte" (1776, 1777) des Dichters des Göttinger Hains Johann Martin Miller (1750—1814), der im Bereich der Sittlichkeit und Religiosität dem Gefühlsüberschwang von Goethes „Werther" nachstrebte.*

S. 83, Z. 26: „Schwanritter", *Schwanenritter, Verserzählung, entstanden um 1260/65; z. T. wörtlich nach Gervinus, Bd 1, S. 467.*

S. 83, Z. 27: seinen, *in der Vorlage* seinem *(Druckfehler).*

S. 84, Z. 12: Volksbücher, *E. schätzte die deutschen Volksbücher sehr. In Heidelberg hörte er Vorlesungen von Görres darüber. In Paris (April—Mai 1808) sahen die Brüder Eichendorff auf Görres' Bitte hin in der kaiserlichen Bibliothek die dort vorhandene Fassung des Volksbuches von den Haymonskindern ein und schrieben Teile davon ab. Görres brachte die Aufzeichnungen E.s in den „Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur" 1808 (Gesammelte Schriften, Bd 4, S. 13). — Von Görres' Schrift „Die teutschen Volksbücher" (1807) war E. stark beeindruckt; der folgenden Darstellung legt er sie zugrunde.*

S. 84, Z. 21: hörnerner Siegfried, *„Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried ..." (Görres S. 93—99). Der erste Druck erfolgte 1726 in Nürnberg. Text z. T. wörtlich nach Görres, S. 94. — Vgl. HKA, Bd 10, S. 53 und HKA, Bd 11, S. 213, Z. 34 f. — Der folg. Text Z. 22—30:* wie er ... Umrissen *übernommen aus HKA, Bd 8/2, S. 27 mit folg. Änderung: Z. 24* Drachenblute *statt* Blute *(Bd 8/2, S. 27, Z. 21).*

S. 84, Z. 32: Haimonskinder, *gemeint ist die „Schöne Historie von den vier Heymonskindern Adelhart, Ritsart, Witsart und Reinald ..." (Görres, S. 99—131). Ab 1604 nachgewiesen. Z. T. wörtlich nach Görres, S. 100—101. — Der folg. Text S. 84, Z. 33 — S. 85, Z. 3:* der furchtbar ... Malagys *übernommen aus HKA, Bd 8/2, S. 27, Z. 32 bis S. 28, Z. 2. — S. 85, Z. 3—5:* verfärbtes ... Montalban *wörtlich aus HKA, Bd 8/2, S. 28, Z. 6—8.*

S. 85, Z. 8: Euphemia, *„Die durch die Flucht aus dem königlichen Hause erhaltene Jungfrauschaft, vorgestellt in gegenwärtiger kurzer Lebensbeschreibung der seligen Eufemia, genannt Gertrud von Cöln." (Görres, S. 244—45).*

S. 85, Z. 9: Pfalzgräfin Genoveva, *„Eine schöne, anmutige und le-*

senswürdige Historie von der unschuldig betrengten heiligen Pfalzgräfin Genoveva ...“ (Görres, S. 246—50).

S. 85, Z. 10: Christi Kinderbuch, *„Unsers Herren Jesu Christi Kinderbuch; oder merkwürdige, historische Beschreibung von Joachim und Anna ...“ (Görres, S. 250—56). — Z. 9—17:* unseres Herrn ... schied, *übernommen aus HKA, Bd 8/2, S. 31, Z. 20—27.*

S. 85, Z. 12: wie es Görres nennt, *Görres, S. 251.*

S. 85, Z. 13: *„Leben Marias und Christus ...“, der Kartäuser-Bruder Philipp verfaßte zu Anfang des 14. Jahrhunderts ein Gedicht „Leben Christi und Mariae“, das sehr verbreitet war. Philipps Gedicht geht auf die „Kindheit Jesu“ (um 1210) von Konrad von Fussesbrunnen zurück.*

S. 85, Z. 15: alten apokryphischen Schriften, *das „Decretum de libris recipiendis“, auf das E. (nach Görres, S. 256) anspielt, stammt nicht von Papst Gelasius I. (492—96), sondern stellt die Privatarbeit eines Theologen dar und erschien später.*

S. 85, Z. 19—35: In der Reise ... ficht, *übernommen aus HKA, Bd 8/2, S. 28, Z. 16—32 mit geringfügigen Änderungen; Z. 31: nach* Herzog *ausgelassen* Ernst *(Bd 8/2, S. 28, Z. 27 f.).*

S. 85, Z. 19—20: *„Des vortrefflich welterfahrnen auch hoch und weitberühmten Herren Doctor und engländischen Ritters Johannis de Montevilla, kurieuse Reisebeschreibung ...“ (Görres, S. 53—71). Der Stoff ist in der Bearbeitung Ottos von Diemeringen (1481) zum Volksbuch geworden. Der Name des Reisenden lautet: Johannes von Mandeville. Von Görres, S. 60—61, hat E. z. T. wörtlich übernommen.*

S. 85, Z. 28—29: *„Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein ...“ (Görres, S. 71—82). 1509 erstmals gedruckt. Der Stoff wurde sehr oft gestaltet. Er ist nicht engl. oder nordfranz. Ursprungs (Görres, S. 71 f.), sondern aus Märchen- und Sagenmotiven des Hansestadtlebens zusammengestellt. (Lutz Mackensen, Die deutschen Volksbücher, Leipzig, 1927, S. 69).*

S. 85, Z. 31: *„Eine lesenswürdige Historie vom Herzog Ernst in Bayern und Österreich ...“ (Görres, S. 83—85). Die Annahme, daß Heinrich von Veldecke der Verfasser sei, wurde 1811 von Docen einwandfrei widerlegt; man nimmt heute eine lat. Prosavorlage als Quelle an. E.s Ausführungen zum Herzog Ernst sind wörtlich Görres, S. 83, entnommen.*

S. 86, Z. 4: „Schloß in der afrikanischen Höhle Naxa“, *„Eine schöne lesenswürdige Historie von dem unschätzbaren Schloß in der afrikanischen Höhle Xaxa ...“ (Nicht Naxa), (Görres, S. 233—34). E.s Darstellung ist im einzelnen von Görres abhängig.*

S. 86, Z. 6—26: liebevollen ... bevorsteht, *Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 30, Z. 23 — S. 31, Z. 9 mit folg. Abweichungen: Z. 7: nach*

Schönheit *ausgelassen* dieser Feenwelt *(S. 30, Z. 24); Z. 17—18:* jenes Volksbuch selbst *statt* der Roman selbst *(S. 30, Z. 35); Z. 21—22: nach* Witwenkleidern *ausgelassen* an der Quelle *(S. 31, Z. 4).*

S. 86, Z. 10: *„Wunderbare Geschichte von der edlen und schönen Melusina ...“ (Görres, S. 234—37). 1456 von Thüring von Ringoltingen aus dem Französischen übersetzt. 1474 erstmals gedruckt. Die einzelnen Hinweise fast wörtlich aus Görres.*

S. 86, Z. 17: Donauweibchen, *romantisch-komisches Volksmärchen von Karl Friedrich Hensler (1761—1825) und Ferdinand Kauer (1751—1831), das E. oft gesehen hat; vgl. HKA, Bd 11, S. 15, 16, 17, 222, 223, 321.*

S. 86, Z. 19: Jean d'Arras, *franz. Schriftsteller und Sekretär von Jean Duc de Berry. Er verfaßte eine „Melusine“, die 1478 erstmals in Genf gedruckt wurde: „Roman de Mélusine“.*

S. 86, Z. 28: Magellone, *„Historia von der schönen Magelona, eines Königs Tochter von Neapolis ...“ (Görres, S. 151—54). Ursprünglich ein franz. Prosaroman (1457), der 1527 von Veit Warbeck ins Deutsche übersetzt und 1536 gedruckt wurde.*

S. 86, Z. 31 — S. 87, Z. 4: So macht ... erzählen, *neu formuliert in Anlehnung an HKA, Bd 8/2, S. 35, Z. 15—22.*

S. 87, Z. 6: Urprotestantismus, *vgl. S. 79, Z. 19—24.*

S. 87, Z. 11: Negation, *das Wort kehrt in den Schriften E.s im Zusammenhang mit der* Geister-Seuche *(HKA, Bd 8/2, S. 300, Z. 11) des Rationalismus und Protestantismus häufig wieder, vgl. u. a. HKA, Bd 8/2, S. 311, Z. 21 und S. 408, Z. 25, wo E. von der der* Menschennatur beiwohnenden Negation *spricht, die* durch die Reformation formulirt *wurde. — Vgl. HKA, Bd 13, S. 170, Z. 16—21.*

S. 87, Z. 16: Morolf, *„Der visirliche Marcolphus, bestehend in einem abentheuerlichen Gespräch zwischen dem König Salomon und diesem unberichtsamen und groben Menschen“ (Görres, S. 188). Nach Görres handelt es sich dabei um den Abdruck eines älteren Buches „Frag und Antwort König Salomonis und Marcolphi“ (Görres, S. 189—95). Als Volksbuch zuerst 1482 und dann sehr oft gedruckt. Das Zitat E.s steht bei Görres, S. 189. — Z. 18—32:* In ... u.s.w. *ist zum größten Teil wörtl. Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 32, Z. 21 — S. 33, Z. 1.*

S. 87, Z. 35: Amis und vom Kalenberg, *gemeint sind die Schwanksammlungen des Stricker „Die Schwänke des Pfaffen Amis“ (um 1230) und des Philipp Frankfurter „Der Pfaffe vom Kalenberg“ (1473).*

S. 88, Z. 11: Jesuitenriecherei, *das Wort* Jesuitenriecher *wurde erstmals von Johann Georg Zimmermann (1728—95) in den „Unterredungen mit Friedrich dem Großen“ (1788), S. 87, geprägt, um das Bestreben zu brandmarken, überall Umtriebe der Jesuiten zu vermuten. Kotzebue verwendet es schon 1790 in seinem Pamphlet „Doctor Bahrdt*

mit der eisernen Stirn" (S. 88). Am wirkungsvollsten in Umlauf gesetzt wurde es, und darauf spielt E. hier an, von Friedrich Nicolai (vgl. HKA, Bd 8/1, S. 8, Z. 8) und den Herausgebern der „Berlinischen Monatsschrift" (1783—1811) Johann Erich Biester (1749—1816) und Friedrich Gedike (1754—1803). Die Polemik gegen die Jesuiten war in Preußen deshalb so stark, weil dort der Orden, der 1773 im allgemeinen aufgelöst worden war, fortbestand und nur von der priesterlichen und seelsorgerischen Tätigkeit ausgeschlossen war. — Vgl. HKA, Bd 4, S. 145, Z. 5 und Zs. f. deutsche Wortforschung 7, 1905—6; S. 5—7.

S. 88, Z. 13: Pfaffe Amis, *das Folgende z. T. wörtlich nach Vilmar, Bd 1, S. 290—91.*

S. 88, Z. 28: in Satire umschlagen, *darüber mehr in HKA, Bd 8/2, S. 41.*

S. 88, Z. 31: schon anderswo bemerkt, *vgl. HKA, Bd 8/2, S. 26, Z. 15—17.*

S. 89, Z. 17: edle Finkenritter . . ., *„Der edle Finkenritter, mit dem tapferen Cavalier, Monsieur Hans Guck in die Welt . . ." (Görres, S. 179—82). Das Folgende z. T. wörtlich aus HKA, Bd 8/2, S. 33, Z. 28—32.*

S. 89, Z. 22: Schelmufski, *Christian Reuter: „Schelmuffskys wahrhaftige Curiose und Sehr gefährliche Reißebeschreibung" (1696); die Verfasserschaft wurde erst 1884 durch Friedrich Zarncke nachgewiesen. — Das Folgende in Anlehnung an HKA, Bd 8/2, S. 64—65.*

S. 89, Z. 24—25: ins Lebbermeer geräth, *vgl. Gervinus, Bd 3, S. 381:* Nachdem er . . . das gelübberte (Leber) Meer . . . gesehen hatte . . .; gelübbert, *geronnen; vgl. auch S. 63, Z. 4—5.*

S. 89, Z. 29: Virgilius, *die Sage vom Zauberer Virgilius stammt aus dem 12. Jahrhundert, im 15. und 16. Jahrhundert ist sie sehr verbreitet (Görres, S. 225). Görres, auf dessen Ausführungen sich E. stützt, lag eine holländische Übersetzung aus dem Jahre 1552 vor.*

S. 90, Z. 6: Lyrik, *vgl. oben S. 65, Z. 29.*

S. 91, Z. 7: Nithart, *Neidhart von Reuental (ca. 1180—1250).*

S. 91, Z. 10: Knollfink, *plumper, grober Mensch.*

S. 91, Z. 12: Tanhuser, *Der Tannhäuser (um 1210—1270).*

S. 91, Z. 12: Hadloub, *Johannes Hadlaub (um 1300), Schweizer, Verf. von Minneliedern.*

S. 91, Z. 17—18: gnomische Dichter, *gemeint sind die Verf. lehrhafter Spruchdichtung des 13./14. Jahrhunderts; die Darstellung ist abhängig von Gervinus, Bd 2, S. 10 ff.*

S. 91, Z. 19—20: wunderbares Lied, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 26.*

S. 91, Z. 35: älterer Meißner, *ob es — wie es in der Manessischen Liederhandschrift heißt — einen älteren und jüngeren Meißner gibt,*

ist nicht geklärt; gesichert ist: der Meißner (2. Hälfte des 13. Jhs.), Schüler Reinmars von Zweter.

S. 91, Z. 35: Bruder Wernher *(um 1220—1250), Fahrender, vielleicht Kleriker, von dem etwa 80 Sprüche überliefert sind.*

S. 91, Z. 35: Konrad Marner, *schwäbischer Dichter (um 1250).*

S. 92, Z. 1—2: Barthel Regenbogen, *Schmied und Minnesänger um 1300, bekannt durch seine Gründung der ersten Meistersingerschule in Mainz und den Wettstreit mit Frauenlob.*

S. 92, Z. 2—3: Frauenlob, *Heinrich von Meißen, gest. 1318; überliefert sind 448 Spruchstrophen.*

S. 92, Z. 7: Muscatblüt, *Fahrender aus dem bayrischen Oberfranken (1. Hälfte des 15. Jhs.), Verf. von geistlichen Liedern, Liebesliedern und Zeitgedichten, z. B. gegen die Hussiten.*

S. 92, Z. 30: Hadamar von Laber *(ca. 1300—1360), bayrischer Ritter und Minnesänger, dichtet um 1335—40 „Die Jagd"; angeregt durch Wolframs „Titurel".*

S. 92, Z. 33: Im Spiegel, *gemeint ist „Des Spiegels Abenteuer" (nach 1451) von Hermann von Sachsenheim (1365—1458), einem schwäbischen Ritter, der sich in seinen allegorischen Darstellungen über den Verfall des Rittertums und die Ausartung der Minne beklagt.*

S. 92, Z. 35: *„Die Liebe und der Pfennig" von Eberhard von Cersne (nachgewiesen 1408).*

S. 93, Z. 5—6: Mohrin, *gemeint ist die „Mörin" (1453) von Hermann von Sachsenheim. Vgl. Gervinus, Tl 2, S. 222.*

S. 93, Z. 7: treuen Eckart, *der „treue" oder „getreue Eckart", der Beschützer und Warner vor dem verderbenbringenden Venusberg und anderen Schrecken in der deutschen Heldensage. E. meint wohl das Volkslied „Vom treuen Eckart", das Gervinus, Tl 2, S. 222, im Anschluß an die Mohrin erwähnt.*

S. 93, Z. 24: Epos, *vgl. oben S. 66, Z. 13 und S. 74, Z. 4.*

S. 93, Z. 24: Lyrik, *vgl. oben S. 65, Z. 29.*

S. 94, Z. 33: Bott Jan Posset, *im Stück von der „Kindheit Jesu" kommt schon ein Spaßmacher vor (Devrient, Bd 1, S. 29); die Gestalt „Jan Posset" (in dieser und anderen Schreibweisen), findet sich vor allem bei Jakob Ayrer, ohne daß Ayrer der Erfinder dieser Spaßmachergestalt wäre; sie geht auf den Engländer Th. Sackville zurück, der im Dienst des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig stand.*

S. 94, Z. 34: Jean Potage, *Hans Wurst.*

S. 95, Z. 2: Verbote, *in den Zwanziger Jahren des 18. Jhs. wurden durch Verordnung die Hanswurstgestalten aus dem Ordensdrama verbannt. 1752 erließ die Kaiserin Maria Theresia ein Verbot aller Stegreifdarstellungen, womit der Hans Wurst von der Bühne vertrieben war.*

S. 95, Z. 7—8: Fastnachtsspiele, *E.s These von der Entstehung der F. bleibt hinter dem Stand der damaligen Forschung zurück (Devrient, Tieck u. a.).*

S. 97, Z. 14: „Mimili" *(1816) von Heinrich Clauren (Pseudonym für Karl Heun, 1771—1854).*

S. 98, Z. 11: Suso, *Heinrich Seuse (1300—66), Prediger und Mystiker.*

S. 98, Z. 11—12: Thomas von Kempen *(1379 oder 1380—1471); nach neuerer Forschung soll das Andachtsbuch „Nachfolge Christi" (De Imitatione Christi) aus den Tagebüchern Gerhard Grootes zusammengestellt worden sein und Thomas von Kempen vor allem für dessen Verbreitung gesorgt haben.*

S. 98, Z. 29—30: den g a n z e n Menschen, *vgl. die Anm. zu S. 20, Z. 25.*

S. 100, Z. 3—17: Alle Poesie ... gewesen, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 5, Z. 19 — S. 6, Z. 5; zur Aussage vgl. F. Schlegel, Werke, Bd 11, S. 33.*

S. 100, Z. 9: Reformation, *vgl. S. 79, Z. 19—24.*

S. 102, Z. 16: nicht einmal lesen und schreiben, *Wolframs und Ulrich von Lichtensteins Äußerungen treffen wohl nicht zu; sie gehören vielmehr zu den in mittelalterlichen Texten häufigen Bescheidenheitstopoi.*

S. 103, Z. 7: Johann Jakob Bodmer *(1698—1783), veröffentlicht 1753 „Der Parcival" Gedicht und 1757 „Chriemhilden Rache und die Klage".*

S. 103, Z. 9: Schutt, *vgl. die Anm. zu S. 80, Z. 3.*

S. 103, Z. 11: neuere Romantik, *vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 27.*

S. 103, Z. 18: *Christoph Otto Freiherr von Schönaich (1725—1807), war Anhänger Gottscheds. Für sein Heldengedicht in zwölf Gesängen „Hermann oder Das befreite Deutschland" (1751) wurde er (1752) von Gottsched zum Dichter gekrönt und zum Vorbild erklärt.*

S. 103, Z. 20: Allongeperücke, *von Ludwig XIV. 1673 als Staatsperücke eingeführt. Das Wort kehrt als Sinnbild verzopften, aufklärerischen, französischen Geistes und unkünstlerischer Pedanterie, deren Hauptvertreter in Deutschland in den Augen E.s Gottsched darstellt, häufig im Werk des Dichters wieder. Vgl. W. Rehm: Prinz Rokoko im alten Garten. In: Späte Studien. Bern 1964, S. 122—214 (bes. S. 127, 169).*

S. 103, Z. 28: *Christian Nicolaus Naumann (1720—97), Gelehrter, Dichter, Verf. von „Nimrod, ein Heldengedichte in 24 Büchern von einem Ehrenmitgliede der königlich großbritannisch-deutschen Gesellschaft in Göttingen" (1752).*

S. 103, Z. 32: Noachide, *der ursprüngliche Titel von Bodmers bib-*

lischem Epos lautet „Der Noah" (1750—52), die weiteren Auflagen 1765, 1772 und 1781 tragen den Titel „Noachide".

S. 104, Z. 10—11: persönlich in Palästina mitfochten, *von einem Aufenthalt Wolframs in Palästina ist nichts bekannt.*

S. 104, Z. 19—21: Klopstock ... verhöhnt, *ganz besonders in Schönaichs „Neologischem Wörterbuch" (1754) (Widmung:* Dem Geist-Schöpfer, dem Seher, dem neuen Evangelisten, dem Träumer, dem göttlichen St. Klopstocken, dem Theologen ...) *und in Schönaichs „Versuch einer gefallenen Satire" (1755):* Wir erklären den Herrn Klopstock für einen elenden Sechsfüßler, der die Bibel ausfüllt und von Gott und seinem Sohne die schändlichsten Lügen ausposaunt.

S. 104, Z. 28—29: Product der Reformation, *diese Deutung steht im Gegensatz zu Klopstocks eigener Auffassung.*

S. 104, Z. 31: schon oft bemerkt, *offensichtlich spielt E. auf eigene Äußerungen an: HKA, Bd 8/1, S. 124, 125, HKA, Bd 8/2, S. 198 und sonst. Bei Gervinus, Vilmar, Menzel, Gelzer fanden sich keine Belege.*

S. 105, Z. 13—14: bekanntlich ... durch einen Traum, *E.s Quelle ist wohl Gelzer, Bd 1, S. 176, der sich auf den Brief Klopstocks an Heimbach vom 20. 3. 1800 stützt.*

S. 105, Z. 19: Bilderstürmerei, *Luther verwarf den Kult um Heiligenbilder; nur als Schmuck der Kirche duldete er sie. Vielfache Bilderstürmereien waren die Folge. Auf dem Konzil von Trient wurde die Beibehaltung der Heiligenbilder festgelegt und die nötige Ehrfurcht davor verlangt.*

S. 106, Z. 9: Behandlung der alten Metrik, *in den Schriften „Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen" (1756), „Vom deutschen Hexameter" (1769, 1779), „Vom gleichen Vers" (1773), „Vom Sylbenmaße" (1778), „Neue Sylbenmaße" (1779) setzt sich Kl. u. a. für den Hexameter als einem der deutschen Sprache besonders angemessenen Versmaß ein.*

S. 106, Z. 34: Roman, *die Auffassung E.s ist abhängig von F. Schlegel (Werke, Bd 2, S. 329—339) und Görres (vgl. Adolf Dyroff: Eichendorffs Beziehungen zu Görres. In: Lit. wiss. Jb. d. Görresges. Bd 8, 1936, S. 1—36, bes. S. 14—15).*

S. 107, Z. 3: Epos, *vgl. oben S. 63, Z. 13 und S. 74, Z. 4.*

S. 107, Z. 32: seinem, *in der Vorlage* seinen *(wohl Druckfehler).*

S. 108, Z. 17—18: Amadis von Gallien, *richtig: Amadis von Gaula (Gaula = Wales); der verbreitetste Ritterroman des 16. Jhs.; er kam von Spanien über Frankreich nach Deutschland, 1583 lagen 13 Bände vor (übersetzt von Siegmund Feyerabend), 1595, 24 Bde.*

S. 108, Z. 23: Pickelhaube, *ursprünglich in Frankreich offener Sturmhelm.*

S. 108, Z. 24: Haarbeutel, *Haartracht des feudalen 18. Jhs., von der franz. Revolution abgeschafft.*

S. 108, Z. 27: Mambrin's Helm, *Don Quichote verwechselt (1. Buch, Kap. 10 und 21) ein Barbierbecken mit einem edlen Helm; die Episode bezieht sich auf Ariosts Rasenden Roland, 18. Gesang, Vers 161.*

S. 109, Z. 14: Aramena, *Anton Ulrich von Braunschweigs Roman „Die durchleuchtige Syrerin Aramena" (1669—73) hat einen Umfang von ca. 3500 Seiten.*

S. 109, Z. 19—20: Scherbenbeet, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 14.*

S. 109, Z. 27: *Johann Ulrich König (1688—1744), Mitbegründer der „Teutschübenden Gesellschaft" in Hamburg. Sein Heldengedicht „August im Lager" erschien 1731. In der Vorlage* Jos. *statt Joh.*

S. 110, Z. 4—14: So schaue ... soll, *Zitat nach Vilmar, Bd 2, S. 71.*

S. 110, Z. 18: Bramarbasiren, *Angeberei, Prahlerei; von Bramarbas, der Hauptfigur in Holbergs Lustspiel „Jakob von Tyboe" (1741), der ein Prahler ist.*

S. 110, Z. 21: Langweiligkeit, *vgl. HKA, Bd 8/2, S. 51, Z. 18: (die Barockromane leiden)* fast alle an unermeßlicher Langweiligkeit. *Mit den Worten L. bezeichnet E. häufig den seiner Meinung nach vom kritischen Geist des Protestantismus mitgeprägten aufgeklärten Rationalismus und Subjektivismus des 18. und beginnenden 19. Jhs., die jede höhere Bindung verleugnen.*

S. 110, Z. 23: *Johann Joachim Schwabe (1714—84), Anhänger Gottscheds, Schriftleiter der „Belustigungen des Verstandes und Witzes", Büchersammler.*

S. 111, Z. 4: *Siegmund von Birken (1626—81), Verf. prunkvoller Schauspiele, die mythologisch und genealogisch reich ausgeschmückt waren. — E. zitiert aus der Vorrede zur „Aramena": „Vor-Ansprache zum Edlen Leser" (1669).*

S. 111, Z. 32 —S. 112, Z. 11: Blitz ... überbliebe! *Das Zitat stellt den Beginn des 1. Buches dar; die Abweichungen gehen möglicherweise auf E.s Vorlage zurück: S. 111, Z. 33: vor* Himmel *ausgelassen* gerechten; *S. 111, Z. 34:* die [Pracht] *statt* den; *S. 112, Z. 6:* Keilen *statt* Keulen.

S. 112, Z. 17: Zopf, *vgl., die Anm. zu S. 16, Z. 34—35.*

S. 112, Z. 21: Räthselromane, *zum Begriff vgl. HKA, Bd 8/2, S. 52, Z. 20—25:* Den Reigen eröffnet Dietrich v. d. Werder mit seiner „Diana" (1644), wo in den Nebengeschichten ... die Hauptbegebenheiten des Dreißigjährigen Krieges und seine Helden sub Rosa vorgeführt werden, weshalb denn dieser Roman als ein Räthselgedicht gerühmt wurde.

S. 112, Z. 32: ratio status, *Staatsraison.*

S. 113, Z. 2:: „Diana", *Diederich von dem Werder (1584—1657)*

übersetzte 1644 die „Dianea" (1627) des Gian Francesco Loredano (1607—61); Text nach Gervinus, Tl 3, S. 396. — Harsdörffers Übersetzung erschien zehn Jahre früher.

S. 113, Z. 20—21: Rückkehr zur Kirche, *Anton Ulrich von Braunschweig trat 1709 zur Kirche über, 1710 legte er im Dom zu Bamberg öffentlich sein Glaubensbekenntnis ab; seinen Untertanen aber sicherte er Glaubensfreiheit zu. Zur Rechtfertigung seines Übertrittes schrieb er „Fünfzig Beweggründe".*

S. 113, Z. 29: Buchholtz, *die Romantitel lauten: „Des christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte ..." (1659), „Herkuliskus und Herkuladisla" (1665).*

S. 114, Z. 1: daß die Deutschen ... sind, *Zitat nach Gervinus, Tl 3, S. 398.*

S. 114, Z. 2—3: die Amadisschützen, *nach Vilmar, Bd 2, S. 69.*

S. 114, Z. 15: Naturalisten, *Vertreter der aufgeklärten „Naturreligion" des 18. Jhs. Der Begriff wurde damals nicht im Sinne von treuer Wiedergabe der Wirklichkeit verwendet, sondern für das Bestreben, der Gesetzlichkeit der Natur, dem Trieb, dem Instinkt und dem unbedingten Freiheitsbedürfnis zu folgen. Rosenkranz (vgl. HKA, Bd 8/1, S. 185) spricht von Goethes Sturm- und Drang-Periode als* Genialem Naturalismus *(„Goethe und seine Werke", 1847, S. XX). Gelzer verwendet die Begriffe auch für Dichter, die er dem aufklärerischen Nützlichkeitsideal verfallen sieht; Gelzer (1847), S. 173 f, 342 f: Wieland, Hagedorn, Gleim u. a. — Vgl. den Hinweis von Novalis auf den* eigentlichen, echten Naturalismus *(„Die Lehrlinge zu Sais", Schriften, 1960, Bd 1, S. 106.).*

S. 114, Z. 17: Arminius Lohenstein, *gemeint ist Lohensteins „Großmüthiger Feldherr Arminius" (1689—90).*

S. 114, Z. 28—30: die Sachen ... sind, *Zitat aus der Vorrede zum 2. Teil von Christian Weises „Der grünenden Jugend überflüssige Gedanken" (1668—74).*

S. 114, Z. 33—34: Leibnitz sagt, *in „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" (1697), 112.*

S. 115, Z. 16: Curiosus, *der irrende Ritter vom Geiste, komische Gestalt, die Johann Valentin Andreä (1586—1654) einführte.*

S. 115, Z. 18: Riemer, *Johann Riemer, „Der politische Stockfisch" (1681), „Der politische Maulaffe" (1679).*

S. 116, Z. 1: *Paul Winckler (1630—86), Neffe von Andreas Gryphius, Erzähler und Verfasser von Aphorismen, Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft". Sein Roman „Der Edelmann" erschien 1696.*

S. 116, Z. 1: *August Bohse (1661—1730), Erzähler im frivol-galan-*

ten Stil der Zeit. Die Titel lauten: „Amor am Hofe oder das spielende Liebesglück hoher Standespersonen" (1710) und „Liebescabinett für Damen" (1685).

S. 116, Z. 3—4: *Johann Gottfried Schnabel, verfaßte „Der im Irrgarten der Liebe umhertaumelnde Cavalier" (1738); vgl. HKA, Bd 10, S. 393, Z. 36—37.*

S. 116, Z. 13: Zopf, *vgl. die Anm. zu S. 16, Z. 34—35.*

S. 116, Z. 19: Robinson Crusoe, *die erste deutsche Übersetzung von Ludwig Friedrich Fischer erschien 1720; das Folgende fast wörtlich nach Vilmar, Bd 2, S. 74—75.*

S. 117, Z. 24—25: Gervinus nennt den Humor, *vgl. Tl 5, S. 162:* Jene tieferen Naturen unter den Kraftgenies verschmähten alles Halbe, sie wollten ... Alles oder Nichts, sie sahen in dem Menschengeschlechte nur das verachtete Kleine und das bewunderte Große; diese ihre Gegenfüßler aber ziehen das Große herab, rücken das Kleine hinauf, und heben den Unterschied zwischen beiden auf. Es entsteht eine heitere Weltanschauung, die sich in die Dinge schickt, die das Lächerliche ihrer kontrastirenden Außenseiten in der Ordnung findet, die, weit entfernt von dem sogenannten Weltschmerze jener Genialen, einen universalen Weltschmerz an die Stelle setzt. Dieser H u m o r , der ebenso von der Apotheose des Kleinen ausgeht, wie jener Weltschmerz von der Verehrung des Dämonischen und Großen im Menschen, liegt bei uns in Deutschland damals gleich krankhaft und hypochonder diesem letzteren gegenüber; die Originalcharaktere, die auf ihm ruhen, sind eben so sehr Carricaturen, wie dort die Originalgenies; die Kleingeisterei und Pusillanimität auf der einen Seite (ein Ausdruck, mit dem Lichtenberg vortrefflich sein eigenes, in Deutschland hier repräsentirendes Wesen bezeichnet hat) ist eben so sehr Krankheit, wie auf der anderen die Starkgeisterei und Großmannsucht ... *und auf S. 164:* Denn das, worin der Begriff des Pragmatischen und Humoristischen zusammenfällt, ist eben die rationale und blos verständige Betrachtung der Welt. — *Zu den* humoristischen Romanen *zählt Gervinus vor allem jene von Moritz, Hermes, Hippel, Musäus, J. G. Müller, Wezel, Thümmel und Jean Paul. — Zum Gegensatz von Scherz und Humor vgl.: Wolfram Mauser: Eichendorffs Lustspiel „Die Freier". In: Der Deutschunterricht 15/6 (1963), S. 54—58. Vgl. auch HKA, Bd 8/2, S. 58, Z. 12.*

S. 120, Z. 17: Novellen, *gemeint sind u. a.: „Der seltzame Springinsfeld ..." (1670), „Trutz Simplex: Oder Ausführliche und wunderseltzame Lebens-Beschreibung Der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche ..." (1670), „Das wunderbarliche Vogel-Nest, Der Springinsfeldischen Leyrerin ..." (1672).*

S. 120, Z. 29: hinkenden Teufel, *Alain René Lesage (1668—1747)*

„Der Hinkende Teufel" („Le Diable boiteux" 1707), eine Nachahmung des spanischen Schelmenromans.

S. 120, Z. 32—33: noch einige Romane, *gemeint sind: „Des durchleuchtigen Printzen Proximi, und Seiner ohnvergleichlichen Lympidae Liebs-Geschicht-Erzehlung . . ." (1672); „Dietwalds und Amelinden anmuthige Liebs- und Leidsbeschreibung . . ." (1670); „Exempel unveränderlicher Vorsehung Gottes unter der Historie des keuschen Josephs in Aegypten vorgestellt" (1670).*

S. 122, Z. 2: Neubauer, *Thomas Kirchmair, Naogeorgus, Neubauer (1511—63): „Pammachius. Eyn kurtzweilig Tragedi . . ." (1538). Kirchmair war ein hefliger Polemiker gegen das Papsttum.*

S. 122, Z. 6: Niklas Manuel *(1480—1530), Verf. zahlreicher satirischer Dramen, u. a. „Die sterbende Beichte" (1528); nach Gervinus, Bd 2, S. 404 f.*

S. 122, Z. 16: hinterließ, *nach Gervinus, Bd 2, S. 414.*

S. 122, Z. 23: Schrift gegen das Papsttum: *„Eyn wunderliche Weyssagung von dem Bastumb wie es yhm biss an das Endt der welt gehen soll . . ." (1527); der folg. Text und die Zitate nach Gervinus, Bd 2, S. 412—18.*

S. 123, Z. 10: Hutten, *E.s Äußerungen über Hutten bringen eine vorsichtig umwertende Stellungnahme zu Gervinus, Bd 2, S. 383—409.*

S. 124, Z. 16: Gewißheit, *nach Devrient, Bd 1, S. 150; vgl. auch HKA, Bd 8/2, S. 273, Z. 26.*

S. 125, Z. 5—14: In dreißig Zeilen . . . mag, *wörtlich nach Gervinus, Bd 3, S. 117.*

S. 125, Z. 6: Servius Tullius, *gemeint ist wohl das Drama „Von Tarquinio Prisco . . ." (1596).*

S. 125, Z. 8: Kaiser Otto, *„Von dem Keiser Ottnit . . ."*

S. 125, Z. 8: Nase, *in der Vorlage* Nasen *(Druckfehler).*

S. 125, Z. 12: Mohamet, *wohl Ayrers: „Schröckliche Tragedi. Vom Regiment unnd schändlichen Sterben des Türckischen Keisers Machumetis des andern dis Namens, wie er Constantinopel eingenommen und gantz grausam tyrannisirt."*

S. 125, Z. 20: schon oben beim Romane, *auf S. 109 und 113 spricht E. von Anton Ulrich von Braunschweig; er verwechselt offensichtlich Heinrich Julius und Anton Ulrich.*

S. 125, Z. 22: Brunsvicensis, *in der Vorlage* Brunswicensis *(Druckfehler?)*

S. 125, Z. 24—26: *die Titel lauten: „Von einem Wirthe, wie derselbige von dreien Wandergesellen drei Mal umb die Bezahlung betrogen sei worden" (1593); „Von einem ungeratenen Sohn, welcher unmenschliche und unerhörte Mordtaten begangen . . ." (1594); „Von Vincentio Ladislav Sacrapa von Mantua . . ." (1594).*

S. 125, Z. 34: Einrichtung eines Hoftheaters, *Herzog Heinrich Julius von Braunschweig hatte nach 1600 fürstlich bestallte Komödianten am Hof (vgl. Gervinus, Bd 3, S. 106).*

S. 127, Z. 15: *Johannes Klaj (1616—56), „Freudengedichte der seligmachenden Geburt Jesu Christi zu Ehren gesungen", geistliches Lustspiel in drei Aufzügen (1650), „Der leidende Christus" Trauerspiel (1654), „Von der Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi" (1644), „Von der Auferstehung Jesu Christi" (1644).*

S. 127, Z. 24: Mordspektakel, *nach Devrient, Bd 1, S. 170.*

S. 127, Z. 26: Gumpelmann, *von gumpen: hüpfen, springen, tänzeln.*

S. 128, Z. 8: Aristotelische Tragödienfabrik, *gemeint sind vor allem die vielen klassischen franz. Tragödien des 17. Jhs., die nach strengen Regeln (3 Einheiten der aristotelischen Poetik) geschaffen wurden.*

S. 128, Z. 15: Schäferspieles Daphne, *„Daphne" (1627), Musik von Heinrich Schütz (1585—1672); die italienische Oper „La favola di Dafne" von Ottavio Rinuccini war mit der Musik von Jacopo Peri (1561—1633) und Giulio Caccini 1694 erstmals in Florenz aufgeführt worden. 1630 verfaßt Opitz eine selbständige Dichtung „Schäfferey von der Nimfen Hercinie", die sehr viele Nachahmer fand.*

S. 128, Z. 21: Wirthschaften, *den Schäferspielen ähnliche Darstellungen am Hof, bei denen es mehr auf witzig-geistreiche Dialoge als auf den Inhalt ankam. (Vgl. Kehrein, Bd 1, S. 216—17). — Prutz, S. 132, definiert:* Unter den Wirthschaften verstand man eine Art von Hofmaskeraden, bei denen in der Regel der fürstliche Wirth selbst nebst seiner Gemahlin sich als Schenkwirthe, als Brautälteren einer Bauernhochzeit oder dergleichen verkleideten; die Hofleute stellten Wirthshausgäste, Bauern und Ähnliches dar und wurden in dieser Gestalt von dem fürstlichen Paar bewirthet.

S. 128, Z. 24: *Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716) weilte in den Jahren 1701—05 des öfteren in Berlin und stand in regem geistigem Verkehr mit der Königin Sophie Charlotte, die in Lützenburg (jetzt Charlottenburg) residierte.*

S. 129, Z. 4: Sempronius, *Figur aus „Horribilicribrifax teutsch" (1663).*

S. 129, Z. 6: Seneca zum Muster, *Gervinus, Bd 3, S. 421:* . . .im Trauerspiele *(war)* Seneca sein Muster.

S. 129, Z. 18—20: rosenweißen . . . Flamme, *nach Gervinus, Bd 3, S. 422.*

S. 129, Z. 30: Allongeperücke, *vgl. die Anm. zu S. 103, Z. 20.*

S. 130, Z. 13: Realien, *nach Gervinus, Bd 3, S. 437.*

S. 130, Z. 23—34: Megära . . . Blute, *nach Vilmar, Bd 2, S. 52—53 mit unbedeutenden Änderungen.*

S. 130, Z. 23: blut'gen, *in der Vorlage* blut'ge *(Druckfehler); in der Vorlage nach* Striemen *kein Komma.*

S. 131, Z. 1—11: Wehe ... Sand, *nach Vilmar, Bd 2, S. 53.*

S. 131, Z. 18: arte ..., *„Neue Kunst Dramen zu dichten", in der Vorlage* nueva *statt* nuevo *(Druckfehler).*

S. 131, Z. 20—23: bei seiner Freiheit ... lassen, *bei Gervinus zwei Zitate, Bd 3, S. 455 (bis* komme) *und 456.*

S. 131, Z. 27—28: im Trauerspiel ... das Komische geltend, *z. B. in „Trauerspiel von dem neapolitanischen Haupt-Rebellen Masaniello" (1692).*

S. 131, Z. 31: Naturelle, *Natürliche, vgl. oben S. 114, Z. 29.*

S. 132, Z. 5: Declamationen, *gemeint sind Klajs obengenannte Werke (Anm. zu S. 127, Z. 15).*

S. 132, Z. 8: Peri Opitzen's Daphne componirt, *vgl. die Anm. zu S. 128, Z. 15.*

S. 132, Z. 19: *Konstantin Christian Dedekind (1628—1713), gekrönter Poet in Dresden, Konzertmeister, Mitglied des Elbschwanordens, Verf. von geistlichen Liedern, Operntexten und Oratorien. Die hier genannte Oper: „Himmel auff Erden, Das ist Gott als Männsch im Freuden-Spiele der Gebuhrt Christi, vohrgestället." (ersch. in der Sammlung: Neue geistliche Schauspiele 1670). — Z. T. wörtlich nach Gervinus, Bd 3, S. 442—43.*

S. 132, Z. 20: Kapellmeister Bernhard, *gemeint ist Christoph Bernhard (1627—92), Schüler von Schütz, Verf. monumentaler Chorkantaten.*

S. 132, Z. 28—31: Donner ... u. s. w., *nach Gervinus, Bd 3, S. 443.*

S. 132, Z. 32 — S. 133, Z. 2: In Postel's ... wird, *Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 340, Z. 27—32, mit geringfügigen Änderungen.*

S. 132, Z. 32: Postel's Mustapha, *gemeint ist Lukas von Bostel (1649—1716), Bürgermeister von Hamburg. Er verfaßte ein Drama „Cara Mustapha oder die grausame Belagerung der Kaiserlichen Residenzstadt Wien" (1686) und eine Oper „Cara Mustapha nebst dem erfreulichen Entsatz von Wien" (1686); wörtlich nach Gervinus, Bd 3, S. 448.*

S. 132, Z. 34: Semiramis, *E. meint wohl Nikolaus Adam Strungks (1640—1700) Oper „Semiramis" (1683).*

S. 133, Z. 1: „Jason" *(1692), gemeint ist (vgl. E.s Quelle Gervinus, Bd 3, S. 448) „Jason" von Friedrich Christian Bressand (um 1670—99), Theaterdichter und Spielleiter im Dienst des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig; die Musik stammt vermutlich von Siegmund Kusser (1660—1727); Postels „Jason" wurde 1695 aufgeführt.*

S. 133, Z. 6: Bierbrauerei und Schlächterei, *nach Gervinus, Bd 3, S. 445; ähnlich Devrient, Bd 1, S. 277.*

S. 133, Z. 9: Pamphletenkampf, *Gerhard Schott (1641—1702), Rechtsgelehrter und Senator in Hamburg, gründete 1678 das Hamburgische Opernhaus, das zu großer Blüte aufstieg und in hohem Ansehen stand. Nach seinem Tod setzten sich die Gegner der Oper durch; schon 1681 hatte Anton Reiser in seiner Schrift „Theatromanie" das Theater als ein Werk der Finsternis bezeichnet. Viele schlossen sich seiner Polemik an. Nachdem sich die besten Kräfte (darunter Postel und Hunold) vom Theater zurückgezogen hatten, geriet es immer mehr in Verfall.*

S. 133, Z. 9: wider, *in der Vorlage* wieder *(Druckfehler).*

S. 133, Z. 14: Dresden, *vgl. dagegen HKA, Bd 8/2, S. 340, wo Hamburg, Braunschweig und Wien genannt werden. Das erste stehende Theater richtete Landgraf Moritz von Hessen 1605 in Kassel ein.*

S. 133, Z. 19: Zehn Opern . . ., *vgl. Gervinus, Bd 3, S. 445:* um das Jahr 1700 kommen in Gottsched's Verzeichniß der deutschen Bühnenstücke 10—20 Opern auf Ein Schauspiel; *gemeint ist Gottscheds „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen Dramatischen Dichtkunst, oder Verzeichniß . . ." (Leipzig 1757—65); vgl. auch Devrient, Bd 1, S. 271.*

S. 133, Z. 20: *Christian Heinrich (Henrich) Postel (1658—1705); war Operndichter in Hamburg; er nahm für seine gelehrt-schwulstigen Bühnenwerke Hofmannswaldau und Lohenstein zum Vorbild.*

S. 133, Z. 20: *Christian Friedrich Hunold (1680—1721); verfaßte neben Romanen und Lebensberichten eine Reihe von Operntexten.*

S. 133, Z. 22: *Von Johann Sebastian Bach (1685—1750) sind keine frühen Opern bekannt.*

S. 133, Z. 22: *Georg Friedrich Händel (1685—1759), nach sehr erfolgreichem Opernschaffen wandte er sich nach 1733 der Komposition von Oratorien zu.*

S. 133, Z. 24: *Barthold Feind (1678—1723), schrieb neben Satiren, Epigrammen und Dramen Operntexte nach ital. Muster. Von Feind stammt auch eine Schrift „Gedanken von der Opera" (1708).*

S. 133, Z. 25: eingestehen . . ., *nach Gervinus, Bd 3, S. 449; Gervinus bezieht sich auf eine Äußerung Hunolds und nicht Feinds.*

S. 134, Z. 1—6: Veltheim . . . umherzog, *Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 341, Z. 25—31 mit folg. Änderungen: Z. 2 vor* gebildeter *ausgelassen* literarisch *(Z. 26); Z. 3 vor* Freicorps *ausgelassen* kampfrüstiges *(Z. 28); Z. 4* der stolzen Firma *statt* dem Titel *(Z. 28 f.)*

S. 134, Z. 1: Johannes Velten, *auch Veltheim (1640—92), war einer der bedeutendsten Schauspieler-Prinzipale seiner Zeit; er war zugleich der erste gebildete Schauspieler der deutschen Bühne (vgl. Gervinus, Bd 3, S. 450). Velten bürgerte Molières Komödien in Deutschland ein und brachte 1694 eine Prosaübersetzung Molières heraus: Histrio Gallicus, comicosatyricus sine exemplo, oder die überaus anmuthigen und*

lustigen Comödien des fürtrefflichen und unvergleichlichen Königlich frantzösischen Comödiantens Herrn von Molière. 3 Tle. Nürnberg 1694.

S. 134, Z. 8—9: Jesuitenspiele, *gemeint ist hier das Ordensdrama der Jesuiten, Benediktiner, Piaristen und anderer Orden.*

S. 134, Z. 10: Curtisan, *Gestalt des höfisch verfeinerten Possenreißers, die Velten einführte, die sich aber nicht durchzusetzen vermochte, vgl. Devrient, Bd 1, S. 248.*

S. 134, Z. 10: Gracioso, *Diener und Spaßmacher bei Calderón.*

S. 134, Z. 12: Mordspektakel, *nach Devrient, Bd 1, S. 170.*

S. 134, Z. 26: *Joseph Anton Stranitzky (1676—1726), Leiter einer Komödientruppe, die ab 1706 in Wien die Spielerlaubnis innehatte, 1711 ins „Theater am Kärntner Tor" einzog und durch ihr Spiel einen entscheidenden Anstoß zur Entwicklung des Wiener Volkstheaters gab.*

S. 134, Z. 26—27: *Franz Schuch d. Ä. (? 1716—1763/64), berühmter Hanswurst-Darsteller und Leiter der „Gesellschaft deutscher Comödianten", die um 1756 in Blüte stand und 31 Mitglieder hatte. Schuchs berühmtes Stegreiftheater kam durch viele deutsche Städte; nach Gervinus, Bd 4, S. 325.*

S .134, Z. 29: *Karl Eckenberg (1685—1748), Schauspieler, Seiltänzer, Truppenleiter (Haupt- und Staatsaktionen), bekannt als der „Starke Mann" (Tyrannenagent). 1717 erhielt er ein Spielprivileg von Friedrich Wilhelm I., dessen Gunst er gewann; Hofkomödiant in Berlin.*

S. 135, Z. 12: Volksschule, *Erziehungsstätte des Volkes.*

S. 135, Z. 15: *Nicolas Boileau (1636—1711), Verf. der „Art poétique" (1674), des* Gesetzbuches *der franz. Aufklärungsdichter.*

S. 135, Z. 16: seine Frau, *Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geb. Kulmus (1713—62).*

S. 135, Z. 20: Grandiloquenz, *Großsprecherei.*

S. 136, Z. 2—3: Buch von dem Wunderbaren, *gemeint ist Bodmers „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen . . ." (1740).*

S. 136, Z. 9: Minnesänger, *Parcival, Nibelungen, vgl. die Anm. zu S. 103, Z. 7.*

S. 136, Z. 11—14: die sie . . . unterdrücke, *nach Gervinus, Bd 4, S. 59.*

S. 136, Z. 15: Gottsched . . . entgegnet. *E. folgt hier Gervinus, Bd 4, S. 59—60, dort auch die Zitate.*

S. 136, Z. 23—24: auf Stelzen . . . barfuß, *nach Gervinus, Bd 4, S. 331.*

S. 136, Z. 29: Gelehrtenrepublik, *Anspielung auf Klopstocks 1774 erschienene Schrift „Die deutsche Gelehrtenrepublik".*

S. 136, Z. 32: das allgemeine Recht der Menschen, *nach Gervinus Bd 4, S. 58.*

S. 136, Z. 35: *Johann Valentin Pietsch (1690—1733), Professor für Poesie und Beredsamkeit in Königsberg, Modedichter.*

S. 136, Z. 35: *Johann Joachim Schwabe (1714—84), war literarhistorisch und editorisch tätig und gab die gegen Bodmer und Breitinger gerichteten „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" (1741—45) heraus.*

S. 137, Z. 1: *Christoph Friedrich von Derschau (1714—99), Dramatiker; in der Vorlage* Darschau *(Druckfehler).*

S. 137, Z. 5: *Christian Ludwig Liscow (1701—60), Satiriker, das folg. Zitat nach Gervinus, Bd 4, S. 58.*

S. 137, Z. 17: Vorspiel, *„Ein Deutsches Vorspiel, verfertiget von Friderica Carolina Neuberin, gebohrner Weissenbornin" (1734).*

S. 137, Z. 18: *Johann Christoph Rost (1717—65), veröffentlichte 1742 eine Satire „Das Vorspiel", 1753 das Pamphlet „Der Teufel".*

S. 137, Z. 19: *Jakob Immanuel Pyra (1715—44), verfaßt 1743 den „Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe."*

S. 138, Z. 3—4: auf Stelzen . . . barfuß, *nach Gervinus, Bd 4, S. 331 (vgl. oben S. 136, Z. 23—24).*

S. 138, Z. 4—5: Lessing sagen mußte, *nach Gervinus, Bd 4, S. 335.*

S. 138, Z. 7—8: *Christian Felix Weiße (1726—1804), folgte zuerst dem Vorbild Shakespeares, wurde dann zum Rokokodichter, der Dramen und Kinderdichtungen verfaßte. Von 1759—86 war W. Herausgeber der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste."*

S. 138, Z. 27: *Karl Christian Gärtner (1712—91), Schüler Gottscheds, später im Kreis der Bremer Beiträger und Professor der Beredsamkeit. Er schrieb Satiren und Schäferspiele.*

S. 138, Z. 28: *Johann Andreas Cramer (1723—88), Bremer Beiträger, Herausgeber und Mitarbeiter des „Nordischen Aufsehers"; von ihm stammen vor allem Kirchenlieder und Predigten.*

S. 138, Z. 28: *Johann Adolf Schlegel (1721—93), Dichter des Kreises um Gellert, Lehr- und Fabeldichter, religiöser Lyriker.*

S. 138, Z. 29: 1742, *die „Neuen Beiträge . . ." erschienen ab* 1744.

S. 139, Z. 4: *Gottlieb Wilhelm Rabener (1714—71), Satiriker.*

S. 139, Z. 4: *Johann Arnold Ebert (1723—95), bekannt als Übersetzer von Edward Young's „Nachtgedanken" (1751).*

S. 139, Z. 4: *Friedrich Wilhelm Zachariae (1726—77), Epiker, Übersetzer, Bearbeiter deutscher Volksmärchen.*

S. 139, Z. 4: *Nikolaus Dietrich Giseke (1724—65), Lyriker, Prediger, Pädagoge.*

S. 139, Z. 26: Meistergesang, *die hier folgenden Ausführungen, die durch neuere Forschungen weitgehend überholt sind, stehen in starker Abhängigkeit von Gervinus, Bd 2, S. 235.*

S. 140, Z. 9: papistisch, falsche Meinungen, *nach Gervinus, Bd 2, S. 248, der aus Adam Puschmanns (1532—1600) Schrift „Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs" (1571) zitiert.*

S. 140, Z. 14—18: Da gab es ... Fett-Dachsweis, *nach Vilmar, Bd 1, S. 378.*

S. 141, Z. 4: Manche neuere Literarhistoriker, *gemeint sind wohl Vilmar, Bd 1, S. 375 und Gervinus, Bd 2, 246 f.*

S. 141, Z. 18—19: guten Leute und schlechten Poeten, *in Clemens Brentanos Lustspiel „Ponce de Leon" (1804), V/2, sagt Valerio:* Diese schlechten Musikanten und guten Leute aber werden sich unter Eurer Anführung im Walde versammeln. — *H. Heine (Ideen. Das Buch Le Grand, 1826, Kap. 13) bringt dieselbe Formulierung, die sich vorher schon bei Michael Richey (1764) findet, der außerdem noch folg. Formulierung kennt:* Ein guter Mann und schlechter Dichter. — *Die Formulierung stammt wohl von Plutarch, Perikles, Kap. 1:* gute Musikanten und schlechte Leute.

S. 141, Z. 21: Bönhasen, *Böhnhasen, Wort aus der Bühnensprache: Pfuscher.*

S. 142, Z. 14: anhaltische Herzog Ludwig, *gemeint ist der Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (1597—1650).*

S. 142, Z. 28—31: Denn während ... Bürgerliche, *fast wörtlich nach Gervinus, Bd 3, S. 188.*

S. 142, Z. 35: *Diederich von dem Werder (1584—1657), verfaßt 1631 „Krieg und Sieg Christi. Gesungen in 100 Sonneten." Vgl. Gervinus, Bd 3, S. 191 f.*

S. 143, Z. 11—15: *Die angeführten Beispiele entnimmt E. Vilmar, Bd 2, S. 36.*

S. 143, Z. 20—26: Auch hier ... deutsch reden, *nach Gervinus, Bd 3, S. 289.*

S. 143, Z. 22: Springreime etc., *nach Gervinus, Bd 3, S. 289;* Springreime *sind Anapäste*; Rückreimläufer *sind* zwei an sich reimlose Strophen, deren zweite aber mit dem letzten Reim der ersten anfängt und so die übrigen zurückführt. *Menglingsreden:* Zur Verspottung der Sprachmischerei. *Letterhäufungen:* Buchstabenhäufungen derselben Art.

S. 143, Z. 23—24: onomatopoetisch, *in der Vorlage* anomatopoetischen *(Druckfehler).*

S. 143, Z. 35 — S. 144, Z. 1: Wolkenfliegenden ... Schnabelharfen, *Zitat nach Gervinus, Bd 3, S. 286 f.*

S. 144, Z. 6—10: durch ... klatscherten, *Zitat nach Gervinus, Bd 3,* S. 288 f.

S. 144, Z. 12: *Siegmund von Birken (1626—81): „Spiegel der Ehren des Höchstlöblichsten Kayser- und Königlichen Erzhauses Oesterreich oder Ausführliche ..." (1668) und „Guelfis oder Nider Sächsischer Lorbeerhayn: Dem Hoch Fürstlichen uralten Haus Braunswig und Lüneburg gewidmet ..." (1669).*

S. 144, Z. 35 — S. 145, Z. 2: um ... beschönigen, *Zitat nach Gervinus, Bd 3, S. 484.*

S. 145, Z. 7: fürstliche Wirthschaftsgedichte, *vgl. die Anm. zu S. 128, Z. 21.*

S. 145, Z. 10: *Johann von Besser (1654—1729), Pritschmeister und Hofdichter. Der folg. Text in Anlehnung an Gervinus, Bd 3, S. 484.*

S. 145, Z. 19—20: *Karl Gustav Heräus (1671—1730), Hofdichter und Aufseher der Altertumssammlung in Wien. Er führte den Hexameter nicht ein, förderte aber dessen Verbreitung durch seine Schrift „Versuch einer neuen deutschen Reimart in einem Glückwunsch bei Sr. Röm. K. u. Cath. Maj. Caroli VI welterfreulichen Geburtstage" (1713); es handelt sich um vierzeilige, aus zwei Distichen bestehende Strophen mit gekreuzten Reimen.*

S. 145, Z. 23: Goethe sagt: Man sieht also, daß man, um vornehm zu scheinen, wirklich vornehm sein müsse. *(Goethe, Werke, Bd 22, S. 251).*

S. 147, Z. 7—9: Hangen und Bangen ..., *vgl. Goethes Egmont III/2; richtig:* Langen und bangen ...

S. 147, Z. 12—13: Symbolik, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 8—9.*

S. 147, Z. 23 — S. 148, Z. 5: Schweizerlieder ... Niederlag, *z. T. wörtlich nach Vilmar, Bd 1, S. 385, 387, 392 (vor allem die Zitate).*

S. 147, Z. 29: Ressourcenseligkeit, *Ressource: Vereinshaus.*

S. 147, Z. 31: Schwartenhälse, *herumziehende Bettler und Landsknechte;* Schwerakisches, *schwarakisch: pikaresk, vgl. Gervinus, Tl 3, S. 383 (im Grimmschen Wörterbuch nicht verzeichnet).*

S. 148, Z. 6—7: protestantische ... Hand, *wohl Anspielung auf Gervinus, Bd 2, S. 252—87, Kapitel VII „Aufnahme der volkstümlichen Dichtung".*

S. 148, Z. 10: entstellten ... Christenthums, *Zitat nach Gervinus, Bd 2, S. 253.*

S. 148, Z. 26: plastisch, *zum Begriff vgl. die Anm. zu S. 41, Z. 18.*

S. 149, Z. 10: Soliman, *Suleiman II. (1520—66), türkischer Sultan, Belagerer Wiens 1529.*

S. 149, Z. 24—30: Und so ... Zechen ein, *in Anlehnung an Gervinus, Bd 2, S. 276.*

S. 149, Z. 31 — S. 150, Z. 7: Jede Zunft ... wird, *Zitat nach Ger-*

vinus, Bd 2, S. 280—81, mit folg. Auslassung: nach die tausend Gulden hat *(Z. 7) bei Gervinus:* und wenn er das Leben satt ist, das Himmelreich im Sternenzelt.

S. 149, Z. 31: *Friedrich David Gräter (1768—1830), Nordist, Förderer des Studiums germanischer Literaturen, besonders durch die Zeitschrift „Bragur" (1791—1802) und „Idunna und Hermode" (1812—16).*

S. 150, Z. 24: Herder in seinen Völkerstimmen, *gemeint ist die Volksliedersammlung „Stimmen der Völker in Liedern" (1807).*

S. 150, Z. 25: wieder national gemacht, *durch „Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Mit einem Anhange von Kinderliedern" (1806—08), hrsg. von Arnim und Brentano, und durch Görres' Sammlung „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek" (1817).*

S. 151, Z. 2: Weltmacht, *gemeint ist die „philologische Literatur", vgl. die Anm. zu S. 14, Z. 16.*

S. 151, Z. 26: zunächst der Palmenorden, *die Bemühungen des Opitz um hohe Dichtung in deutscher Sprache wurden vom Palmenorden fortgeführt.*

S. 152, Z. 22: *Valentin Trotzendorf (eig. Valentin Friedland, 1490—1556), Schüler Luthers und Melanchthons, 1523 Rektor der Lateinschule in Goldberg, die damals als humanistische Bildungsstätte europäischen Ruf genoß.*

S. 152, Z. 27—32: nicht scharf ... Poet, *aus Opitzens Gedicht an Zinkgref, zitiert nach Gervinus, Bd 3, S. 213.*

S. 153, Z. 1: Reformation, *hier im Sinne von Reform.*

S. 153, Z. 8: Reinlichkeit ... Reime, *in Anlehnung an Vilmar, Bd 2, S. 9—10.*

S. 153, Z. 19—21: wie ... Alten, *nach Gervinus, Bd 3, S. 213.*

S. 154, Z. 3—9: Poeten ... sein, *Zitat aus Opitz' „Trostgedichte in Widerwertigkeit deß Kriegs", Buch II, V. 13—15 u. V. 29—32; bei E. Z. 6:* Kunst *statt* Gunst *(V.29).*

S. 154, Z. 23: *Karl Hannibal von Dohna (1588—1633), Sohn eines fanatischen Lutheraners, trat zum Katholizismus über; Präsident der Schlesischen Kammer und Vertreter der Interessen des Hauses Habsburg. — Nach Gervinus, Bd 3, S. 216—18.*

S. 154, Z. 24: manuale, *gemeint ist Opitz' Übersetzung des „Becanus redivivus, das ist, deß Herrn Martini Becani Handbuch ... vornehmlich aber zur Bekehrung der Irrenten" (1631).*

S. 154, Z. 26: *Hugo Grotius: „De veritate religionis christianae. Von der Wahrheit der christlichen Religion. 1631."*

S. 154, Z. 29: *Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, wurde zum König von Böhmen gewählt; Opitz widmete ihm aus diesem Anlaß*

eine Rede „Oratio ad Serenissimum ac Potentissimum Principem Fridericum Regem Bohemiae. (1620).“

S. 154, Z. 29: *Ferdinand II., Kaiser, Opitz übergab dem Kaiser 1625 ein Beileidsgedicht anläßlich des Todes des Erzherzogs Karl (1624); er wurde dafür von Ferdinand zum Dichter gekrönt.*

S. 154, Z. 30: *Axel Graf Oxenstierna (1583—1654), berühmter schwedischer Staatsmann z. Zt. Gustav Adolfs II.; Opitz begegnete ihm in Frankfurt am Main im September 1633; es sind keine Widmungen an ihn bekannt.*

S. 154, Z. 30: *Wladislaw IV., König von Polen; 1636 verfaßte O. ein Lobgedicht „An die Königliche Majestät zu Polen und Schweden“.*

S. 154, Z. 33 — S. 155, Z. 1: Kein Wunder ... Nachahmung, *in Anlehnung an Gervinus, Bd 3, S. 224.*

S. 155, Z. 10: Schäferei Daphne, *1626 schrieb O. den Text zu einer Oper „Dafne“, den Heinrich Schütz 1627 vertonte.*

S. 155, Z. 21—22: Opitz ... nicht der Vater, *vgl. HKA, Bd 8/2, S. 204, Z. 24—26:* Durch jene maßlose Berechtigung des Subjects, der positiven Religion, wurde er der Vater der neuern Poesie überhaupt ...

S. 155, Z. 25: *August Buchner (1591—1661), Professor der Poesie und Beredsamkeit in Wittenberg, Verf. einer „Anleitung zur deutschen Poeterey“ (1665); Text nach Gervinus, Bd 3, S. 229.*

S. 155, Z. 31: Peter Kistenmacher, *vgl. Gervinus, Bd 3, S. 246:* So setzte Buchner ein Gedicht eines Peter Kistenmacher aus Torgau vom Falle Adam's, wegen des heiligen Gegenstandes schon, über die Ilias.

S. 155, Z. 33: *Andreas Tscherning (1611—59), Professor für Dichtkunst in Rostock, Anhänger und Nachahmer des Opitz.*

S. 156, Z. 1: *Johann Rist (1607—67), Mitglied des „Pegnesischen Blumenordens“ und des „Palmenordens“. Gründer des „Elbschwanenordens“. Das folgende Zitat nach Gervinus, Bd 3, S. 258.*

S. 156, Z. 3: figmentum, *lat. Bild, Gestalt, Erdichtetes.*

S. 156, Z. 7: *prosopopöie, Personifikation.*

S. 156, Z. 12: als ... kam, *Zitat nach Gervinus, Bd 3, S. 257;* vermaledeite Fastnachtfeier, *nach Gervinus, Bd 3, S. 261.*

S. 156, Z. 25—26: Reise nach Persien, *Fleming begleitete als Hofjunker und Truchseß des Herzogs von Holstein dessen Gesandtschaft nach Moskau (1633—34) und Persien (1635—37).*

S. 156, Z. 32 — S. 157, Z. 2: setzt ... werde, *Zitate nach Gervinus, Bd 3, S. 239.*

S. 157, Z. 30: *Heinrich Albert (auch Alberti, 1604—57), Mitglied des Königsberger Dichterkreises, Komponist des „Ännchen von Tharau“, das er möglicherweise selbst verfaßte.*

S. 157, Z. 30: *Robert Roberthin (Robertin, 1600—48), Freund des Opitz, Lieddichter im Königsberger Kreis.*

S. 157, Z. 31: *Georg Mylius (1613—40), Lieddichter im weiteren Freundeskreis um Simon Dach.*

S. 157, Z. 31: *Johann Baptist Faber (Sarnis), Dichter im Kreis um Simon Dach.*

S. 158, Z. 2: „Annchen von Tharau" ... verketzert und verleumdet, *das Lied „Anke von Tharau" ist nicht von Simon Dach, Melodie und Text stammen wahrscheinlich von Heinrich Albert (1604—51). Die hochdeutsche Fassung des Liedes geht auf Herder zurück. (Vgl. Simon Dach: Gedichte, hrsg. von Walther Ziesemer, Bd 2, S. 393—94). Zur Verleumdung vgl. Gervinus, Bd 3, S. 251:* Der Diaconus Colbe führte auf Dachs Grab eine Aeußerung des Gestorbenen in seiner Leichenpredigt an, nach der er gewünscht hätte, in größerer Unschuld gelebt zu haben; und bei einem gewissen Unfalle habe er gesagt, dieß wäre für Annchen von Tharau! Die Verwandten bezüchtigten den Diaconus deßhalb einer Injurie.

S. 158, Z. 8: keine Lüge, *am 18./19. Oktober 1640 hält Dach seine Disputation zum Magister der Philosophie; gegen Christoph Romanus verteidigt er u. a. die These, daß Dichtungen keine Unwahrheiten seien.*

S. 158, Z. 28: erotische Heldenbriefe, *„Herrn Christians von Hofmannswaldau sinnreiche Helden-Briefe verliebter Personen von Stande." (1663, 1679, 1680)*

S. 159, Z. 1—11: Breitinger ... sagte, *in: Critische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauch der Gleichnisse. 1740, S. 222 (Nachdruck, Stuttgart 1957).*

S. 159, Z. 30: So konnte, *das Folg. in Anlehnung an Vilmar, Bd 2, S. 57—58.*

S. 159, Z. 31: *Johann von Assig (1629—93), Verf. geistlicher und weltlicher Lieder und Gedichte.*

S. 159, Z. 31—32: *Hans Aßmann Freiherr von Abschatz (1646—99); von ihm stammen Sprüche und Übersetzungen, darunter eine Übertragung des Pastor Fido von Guarini.*

S. 159, Z. 32: *Benjamin Neukirch (1665—1729), vor allem als Herausgeber von Dichtungen im Umkreis Hofmannswaldaus bekannt; wendet sich später vom Schwulst der Schlesier ab; Verf. satirischer Dichtungen.*

S. 159, Z. 32—33: *Christian Gryphius (1649—1706), Sohn des Andreas Gryphius, Verf. unbedeutender Dichtungen.*

S. 160, Z. 1: juste-milieu, *richtige Mitte, Mittelweg; von E. meist abwertend im Sinne von Mittelmäßigkeit und ironisch gebraucht.*

S. 160, Z. 3: Naturelles, *vgl. S. 114, Z. 29 und S. 131, Z. 31.*

S. 160, Z. 7—8: Wentzel, *wohl Johann Christoph Wentzel (1659—1723), Theologe und Philosoph, schrieb in gebundener Rede über den*

Lorbeer-Hayn; den Cypressen-Wald; den Cedern-Wald; das geistliche Brand-Opffer; den ohnmächtigen Schul-Feind Julianum; Gottliebender Seelen Wallfahrt zum Creutz und Grabe Christi.

S. 160, Z. 8: *Erdmann Neumeister (1671—1756), Hauptpriester in Hamburg, Bekämpfer des Pietismus und Schöpfer der Kirchen-Kantate. Hauptwerk: „Fünffache Kirchenandachten" (1716).*

S. 160, Z. 8: *Christian Heinrich Postel (1658—1705), vgl. die Anm. zu S. 133, Z. 20.*

S. 160, Z. *8: Christian Friedrich Hunold (1680—1721), vgl. die Anm. zu S. 133, Z. 20.*

S. 160, Z. 17—18: Der Abschnitt ... verrückt, *Zitat nach Vilmar, Bd. 2, S. 59.*

S. 160, Z. 34: Gervinus bemerkt, *in Bd 3, S. 483.*

S. 161, Z. 1—2: Tod seiner Doris, *gemeint sind die „Zwo Strophen über den Tod seiner Gemahlin ..."*

S. 161, Z. 13—16: O ... Eulenspiegel, *nach Gervinus, Bd 3, S. 499.*

S. 161, Z. 29—30: sollte ... anhängen, *nach Gervinus, Bd 3, S. 494.*

S. 161, Z. 35: unsere neuesten Genialitäten, *gemeint sind die Dichter des Sturmes und Dranges; vgl. auch Gervinus, Bd 3, S. 497:* Auch da hören wir wieder die heutigen Genialitäten!

S. 163, Z. 9—10: vermuthlich von Walther, *gemeint ist die Spruchsammlung „Bescheidenheit" (ca. 1215 — ca. 1230). Daß es sich bei dem Verf. um ein Pseudonym Walthers v. d. Vogelweide handelt, ist unwahrscheinlich.*

S. 163, Z. 11: damals, *vgl. Vilmar, Bd 1, S. 315:* man nannte sein Werk nicht mit Unrecht die weltliche Bibel.

S. 163, Z. 29: Arcanum, *Geheimmittel.*

S. 164, Z. 2—3: daß ja ...Nachtigall, *nach Gervinus, Bd 2, S. 101.*

S. 164, Z. 5: *Hans Vintler († 1419), Tiroler Dichter, „Die Pluemen der Tugent" (1411), Lehrgedicht.*

S. 164, Z. 6: die Gestirne, *gemeint ist vermutlich die Fabelsammlung „Der Edelstein" (um 1349) des Ulrich Boner. Da in E.s Quelle, Gervinus, Bd 2, S. 133—35, Boners „Edelstein" vor dem Schachzabelbuch genannt wird, handelt es sich wohl um einen Lesefehler: Gestirne statt* Edelsteine.

S. 164, Z. 6: *Schachzabelbuch (1337) des Konrad von Ammenhausen, eine stark erweiterte Bearbeitung der Prosaschrift des Jacobus de Cessolis: De moribus hominum (Ende 13. Jh.).*

S. 164, Z. 6: die weisen Meister, *gemeint ist wohl die 1412 erschienene Bearbeitung der lat. Quelle „Historia septem sapientium" durch Hans von Buhel, mit dem Titel „Diocletians Leben. Von den 7 weisen Meistern." — Vgl. Gervinus, Bd. 2, S. 141 f.*

S. 164, Z. 13: Volksschule, *Bildungsanstalt für das Volk.*

S. 164, Z. 15: *Hans von Schweinichen (1552—1616), in der Vorlage Schweinchen (Druckfehler), Hofmarschall der Herzöge von Liegnitz. Seine Denkwürdigkeiten stellen ein wichtiges Zeitdokument dar. Sie erschienen erstmals unter dem Titel „Lieben, Lust und Leben der Deutschen in den Begebenheiten des schlesischen Ritters . . .“ Hrsg. von Johann Gustav Büsching. 3 Bde, Breslau 1821—23.*

S. 166, Z. 23—29: Jeder . . . Neuen, *das Zitat ist unauffindbar, Teile und einzelne Worte des Prosa-Textes finden sich im Narrenschiff (z. B. Nr. 36); E.s Vorlage war nicht feststellbar (vgl. S. 168).*

S. 167, Z. 11: häufig geschehen, *z. B. bei Gervinus, Bd 2, S. 372 f., dem Vilmar, Bd 1, S. 451 widerspricht.*

S. 167, Z. 12: Klopffechter, *ein zum Streite allezeit fertiger Schriftsteller (Adelung).* S. 167, Z. 29—30: Vilmar, *Bd 1, S. 451.*

S. 167, Z. 34: Fischart, *die nachfolgenden z. T. gekürzten Titel stehen in derselben Reihenfolge bei Vilmar, Bd 1, S. 454; das Zitat* Jesuwider . . . *bei Gervinus, Bd 3, S. 130.*

S. 168, Z. 27 — S. 169, Z. 3: Wohin . . . fürwenden, *Zitat nach Vilmar, Bd 1, S. 456—57; längere Auslassung.*

S. 169, Z. 5—8: Der Schreiber . . . Dintenfaß, *z. T. frei nach Brant, Narrenschiff Nr. 79 (Neudrucke, S. 205).*

S. 169, Z. 16: Wintergarten, *gemeint ist „Philander unter den streifenden Soldaten und Zigeunern im Dreißigjährigen Krieg“ im „Vierten Winterabend “ des „Wintergarten“. Die Erzählung geht auf Moscheroschs „Gesichte des Philanders von Sittewald“ (1643) und Grimmelshausens „Springinsfeld“ (1670) zurück.*

S. 169, Z. 21: Goethe sagt, *WA, Bd 29, S. 73 (Dichtung und Wahrheit, Tl 4, Bd 17). Vgl. auch Gervinus, Bd 2, S. 383.*

S. 170, Z. 3: auf das äußerste gereizt, *der Herzog Ulrich von Württemberg ließ 1515 Hans von Hutten, einen Verwandten Ulrich von Huttens, ermorden. — Vgl. Gervinus, Bd 2, S. 387.*

S. 171, Z. 6: Brun, *Bär.*

S. 171, Z. 20—21: allegorisch-satirische Thiergedicht, *E. folgt hier Vilmar, Bd 1, S. 426.*

S. 171, Z. 25: *Erasmus Alberus (ca. 1500—53), überträgt „Etliche Fabeln Esopi . . .“ (1534 und 1539).*

S. 171, Z. 25—26: *Burkard Waldis (ca. 1490—1556), 1548 erscheint die 400 Stücke enthaltende Fabelsammlung „Esopus“.*

S. 171, Z. 30: *Julius Wilhelm Zincgref (1591—1635), z. B. in der Anekdotensammlung „Facetiae Pennalium, das ist, Allerley lustige Schulbossen“ (1618), „Fahnenbilder“ (1619), „Der Deutschen scharpfsinnige kluge Sprüch“ (1626—31).*

S. 172, Z. 1: ewiger Jude, *das Folgende in Anlehnung an Vilmar, Bd 1, S. 468.*

S. 172, Z. 1: Faust, *„Des durch die ganze Welt berufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberers D. J. Fausts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abentheuerlicher Lebenswandel, und mit Schrecken genommenes Ende." (Görres, S. 207—29). — Die Hinweise auf die Quellen der Faustgestalt und Faustsage übernimmt E. von Görres (S. 212—13).*

S. 172, Z. 28: *Albertus Magnus (†1280) lehrte in Paris und Köln, 1260—62 war er Bischof von Regensburg, Lehrer des Thomas von Aquin und Begründer der Scholastik. 1622 selig und 1931 heilig gesprochen. Wegen seiner umfassenden Kenntnisse stattet ihn die Volkssage mit geheimnisvollen Kräften, besonders auf dem Gebiet der Medizin aus.* — Johann Teutonicus *(in der Vorlage:* Teutonius*) (†1252), Bischof von Bosnien, dem die Kirche Reformen und Ausbau verdankt.* — Johannes Scotus Eringena *(†nach 877), Neuplatoniker, Vorläufer der Scholastik, Zauberkunststücke sind von ihm nicht bekannt.*

S. 172, Z. 31: neuerdings von manchen, *Gervinus, hier offensichtlich E.s Quelle, nennt als einen dieser Literarhistoriker Widmann (Bd 2, S. 309).*

S. 172, Z. 33: zu großen ... Glaubenssachen, *nach Gervinus, Bd 2, S. 308.*

S. 174, Z. 7: Leisen, *Lieder, kirchliche Bittgesänge und geistliche Volkslieder im Mittelalter (abgekürzt von „Kyrie eleison", mit dem die einzelnen Strophen schlossen). Die Wurzel dieser Kunst liegt in der Litanei.*

S. 174, Z. 17: Hymnen, *es handelt sich um Sequenzen.*

S. 174, Z. 21: Vilmar, *Bd 1, S. 435.*

S. 175, Z. 17—21: Ich bin ... geschaffen hat, *nach Gervinus, Bd 3, S. 19.*

S. 175, Z. 23—24: *Johann Franck (1618—77), Rechtsgelehrter, Dichter in der Nachfolge von Simon Dach. Er dichtete vornehmlich geistliche Lieder. In späteren Jahren war er mit Paul Gerhardt befreundet.*

S. 177, Z. 4: *Michael Weiß (Albinus) (1610—?), Liederdichter und Übersetzer.*

S. 177, Z. 4: *Ambrosius Lobwasser (1515—85), bekannt durch seine Psalmenverdeutschung (1565) in der Nachfolge Marots.*

S. 177, Z. 6: verketzerte Simon Dach, *vgl. die Anm. zu S. 158, Z.2.*

S. 177, Z. 19—23: der wahre Lutheraner ... muß, *vgl. Gelzer (1847), S. 260.*

S. 177, Z. 21: keinen, *in der Vorlage* keinem *(Druckfehler).*

S. 177, Z. 24—34: Das Kirchenlied ... enthält, *in enger Anlehnung an HKA, Bd 8/1, S. 128, Z. 18—25. bzw. HKA, Bd 8/2, S. 201, Z. 27—35.*

S. 177, Z. 31—32: „Des geistlichen und evangelischen Zions neue

Standeslieder", *dabei handelt es sich vermutlich um die 1736 in Zwickau erschienene Sammlung von Johann Friedrich Höfer.*

S. 178, Z. 1: Melodie und Liederanfänge, *die folgenden Titel entnimmt E. Gervinus, Bd 3, S. 28 f.*

S. 178, Z. 6—8: „Nye ... 1572", *nach Gervinus, Bd 3, S. 28, dort die Jahreszahl 1571.*

S. 178, Z. 9: *Bartholomäus Ringwaldt (1532—99), Lehrdichter, Satiriker, Verf. weitverbreiteter geistlicher Lieder.*

S. 178, Z. 11—13: warum ... u. s. w., *wörtlich nach Gervinus, Bd 3, S. 33 f.*

S. 178, Z. 34: *Ernst Christoph Homburg (1605—81), Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft", Verf. „Geistlicher Lieder" (1658).*

S. 178, Z. 35 — S. 179, Z. 2: der Seelenbräutigam ... Kraft, *in wörtlicher Anlehnung an Gervinus, Bd 3, S. 334.*

S. 179, Z. 6: *Caspar Zieglers (1621—90) „Elegien" erscheinen 1648.*

S. 179, Z. 13: Hirten singen, *die folgenden Namen und Angaben nach Gervinus, Bd 3, S. 334—35.*

S. 179. Z. 16: Basse *(Peter):* ein Hauptmann zu Möllen von 1636 bis 53, da er vermuthlich gestorben, war ein guter deutscher Poete, und schrieb andächtiger Seelen Spaziergang durch die Gassen zu Jerusalem vom Richt-Haus Pilati bis zum heiligen Grabe abgetheilet in 200 Schritte *(Jöcher).*

S. 179, Z. 17: *Johann Sebastian Mitternacht (1613—79), Dramatiker und geistlicher Lyriker.*

S. 179, Z. 18: *Benjamin Praetorius († 1657), erfolgreicher geistlicher Dichter der Zeit.*

S. 179, Z. 20: *Michael Johannsen (Jansenius) (1615—79), Pastor in Altgame bei Hamburg; religiöser Dichter; Trauerspiele: „Cain", „Sulamitische Christ- und Freudenküsse" (1662); vgl. Gervinus, Bd 3, S. 334.*

S. 179, Z. 21: *Johann Georg Albinus (1624—79), Verf. von weltlichen und religiösen Dichtungen (Gedichte 1659); seine Kirchenlieder gingen in den Bestand der evangelischen Gesangbücher ein.*

S. 179, Z. 23—25: mit ... Zähnen, *nach Gervinus, Bd 3, S. 335.*

S. 179, Z. 31—36: Ich liebe ... Herzelein, *die Herkunft der Verse konnte nicht ermittelt werden.*

S. 180, Z. 15: Palliativmittelchen, *vgl. die Anm. zu S. 10, Z. 17.*

S. 180, Z. 21: *Johannes ab Angelis (Juan de los Angeles), OFM Disc., spanischer Mystiker (1536—1608), Prediger der Kaiserin Maria (Schwester Philipps II.).*

S. 180, Z. 27: häufig als Pantheismus gedeutet, *Anspielung auf Vilmar, Bd 2, S. 44, der behauptet:* Im Uebrigen haben diese Sprüche das Tiefsinnige und Hochpoetische, aber auch sehr oft das schauerlich-

Uebergöttliche und darum Ungöttliche, was dem theosophischen Pantheismus, dem Scheffler anhieng, eigen zu sein pflegt.

S. 181, Z. 12: Hexenprozesse, *durch seine „Cautio Criminalis, seu de processibus contra sagas liber" (anonym 1631).*

S. 181, Z. 16—17: Abraham a Santa Clara, *wurde 1644, nicht 1642 geboren.*

S. 181, Z. 24: Thränodisten, *wohl eine Zusammensetzung von Thräne und Odisten.*

S. 182, Z. 3: Kapuziner, *Abraham a Sancta Clara war Augustiner r.*

S. 182, Z. 8: von neuem abgedruckt, *Brentano gab Spees Trutznachtigall 1817 in Berlin neu heraus. — Schefflers „Cherubinischer Wandersmann" erschien 1819 in Nürnberg (hrsg. von Franz Horn im Frauentaschenbuch); weitere Ausgaben erschienen 1820 und 1834, von Varnhagen in Berlin, 1862 von W. Müller in Leipzig. — „Judas der Erzschelm" erschien neu 1829 in Celle.*

S. 182, Z. 12: *Johannes Heermann (in der Vorlage Herrmann) (1585—1647), Prediger, geistlicher Liederdichter, Verf. von Erbauungsschriften.*

S. 182, Z. 12: *Georg Neumark (1621—81), vor allem weltlich-geistlicher Lyriker; weite Verbreitung erlangte sein volkstümliches Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten" (ca. 1640).*

S. 182, Z. 12: *Andreas Heinrich Buchholtz (1607—71 oder 79), Nachahmer und Übersetzer der Oden des Horaz (1639).*

S. 182, Z. 20: Johann Andreas Cramer, *vgl. die Anm. zu S. 138, Z. 28.*

S. 182, Z. 21: Johann Adolph Schlegel, *vgl. die Anm. zu S. 138, Z. 28.*

S. 182, Z. 21: *Gottfried Benedict Funk (1734—1814), Pädagoge; in Kopenhagen Beziehung zu Klopstock; bekannt vor allem als Verf. geistlicher Lieder.*

S. 182, Z. 29—30: guten Leute und schlechte Musikanten, *vgl. die Anm. zu S. 141, Z. 18—19.*

S. 182, Z. 35: *Johann Joachim Spalding (1714—1804), Philosoph, Kirchenhistoriker, Populartheologe im Geiste religiöser Aufklärung.*

S. 182, Z. 35: *Georg Joachim Zollikofer (1730—88), sehr erfolgreicher und freimütiger Prediger.*

S. 183, Z. 7: Lessing schrieb, *nach Gervinus, Bd 4, S. 165.*

S. 183, Z. 24 —S. 184, Z. 13: Und was machten ... führt, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 136, Z. 27 — S. 137, Z. 16.*

S. 183, Z. 27—28: *„Stunden der Andacht", 8 Bde, 1809—16, Verf. ist der bekannte Autor von Ritter-, Räuber- und Geister-, aber auch Familiengeschichten Heinrich Zschokke (1771—1848). Die „Stunden*

der Andacht" brachten es bis 1852 zu über dreißig Auflagen. — Eine Ausgabe für Katholiken besorgte 1856 Hieronymus Anton Jarisch.

S. 183, Z. 34: Gerhard, *gemeint ist Paul Gerhardt (1607—76), evangelischer Kirchenlieddichter des 17. Jh.s. Er verfaßte 120 Kirchenlieder, darunter: „O Haupt voll Blut und Wunden", „Befiel du deine Wege", „Wie soll ich dich empfangen".*

S. 183, Z. 35: *Außer seinen Freiheitsliedern verfaßte Schenkendorf (1783—1817) „Christliche Gedichte" (1814), die auch Kirchenlieder enthalten.*

S. 184, Z. 3: Consistorien, *führten bis 1918 in der Verfassung der protestantischen Landeskirche Deutschlands die Aufsicht über Lehre und Geistlichkeit.*

S. 184, Z. 14 — S. 185, Z. 6: Da ist also . . . benutzt, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 137, Z. 17 — S. 138, Z. 7; mit dem Einschub* und ... Jahr *(S. 185, Z. 3—4.)*

S. 185, Z. 2: *Melchior Diepenbrock (1798—1853), „Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten" (1829). Diepenbrock war Sekretär des Regensburger Bischofs Sailer, 1845 Fürstbischof von Breslau und 1850 Kardinal.*

S. 185, Z. 3: *Annette v. Droste-Hülshoff (1797—1848); der Gedicht-Zyklus „Das geistliche Jahr" erschien 1852.*

S. 186, Z. 2: Poesie der modernen Religionsphilosophie, *gemeint ist die aufgeklärte Dichtung.*

S. 186, Z. 16: Industrie-Ritterschaft; *vgl. die Anm. zu S. 8, Z. 14.*

S. 187, Z. 4: Wolf, *der Aufklärungsphilosoph Christian Wolff (1679—1754).*

S. 187, Z. 6: mathematische Religion, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 11—12.*

S. 187, Z. 8: Reformation, *als Philosoph der Aufklärung wird Kant von E. in der Nachfolge der Reformation gesehen.*

S. 187, Z. 34: Karaiben, *Indianerstamm Südamerikas.*

S. 188, Z. 15: neuere Naturphilosophie, *vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 26.*

S. 188, Z. 15: „Weltseele", *vgl. die Anm. zu S. 14, Z. 8.*

S. 188, Z. 19—20: Schwerter, *vgl. die Anm. zu S. 5, Z. 27.*

S. 188, Z. 33: Lichtfreunde, *Freireligiöse, d. h. religiöse Gemeinschaften, die sich von den Landeskirchen getrennt hatten und vom Rationalismus und jung-hegelianischen Gedankengut beherrscht wurden.*

S. 190, Z. 8: *Wolfgang Menzel (1798—1873) schreibt in seiner Literatur-Geschichte, Tl 3, S. 185:* Die moderne gelehrte Poesie ... dürfen wir mit Recht eine theatralische nennen; *ähnlich auf S. 188.*

S. 191, Z. 18: oben, *in dem Kapitel „Die Poesie der Reformation", S. 100 — S. 185.*

S. 192, Z. 2: rebellischen Schulmeister, *gemeint sind die Bremer Beiträger.*

S. 192, Z. 8: Oper, *vgl. dazu E.s negative Äußerung zur Oper, S. 132, Z. 16—17.*

S. 193, Z. 30: schäferlichen Lustspielen, *gemeint sind „Das Band" (1744) und „Sylvia" (1745). — Vgl. zu E.s Ausführungen die sehr positive Bewertung in Gelzer (1847), S. 37—61.*

S. 193, Z. 31: Allongeperücke, *vgl. die Anm. zu S. 103, Z. 20.*

S. 193, Z. 32—33: Romane von der schwedischen Gräfin, *gemeint ist Gellerts „Leben der schwedischen Gräfin von G." (1747—48).*

S. 193, Z. 34: Kalypso-Insel, *Anspielung auf das Schicksal des Odysseus, der auf die Insel Ogygia verschlagen der Nymphe Kalypso begegnet, die ihn mit dem Versprechen der Unsterblichkeit zum Bleiben verlocken will.*

S. 194, Z. 35: Tusculum, *Landsitz Ciceros; aus dem politischen Leben zog er sich dorthin zurück.*

S. 194, Z. 35 — S. 195, Z. 1: Quietismus, *vgl. die Anm. zu S. 16, Z. 16.*

S. 195, Z. 14: Poesie der Grazien, *vgl. die Anm. zu S. 15, Z. 25.*

S. 195, Z. 24: Chapelle *(Claude Emmanuel Lhuillier, 1626—86), schrieb u. a. unbekümmert-frivole geistreiche Dichtungen.*

S. 195, Z. 24: *Paul Pellison (1624—93), Dichter und Schöngeist der Ära Ludwigs XIV., Historiograph.*

S. 195, Z. 24: *Etienne Pavillon (1632—1705), bekannt durch seine rokokohaft-frivolen Dichtungen und Briefe.*

S. 195, Z. 30: *Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809); Dichter im Stile der Anakreontik.*

S. 196, Z. 1: *Die „Betrachtungen über die Malerei" (1762) stammen von Christian Ludwig Hagedorn (1713—80), einem Bruder Friedrich von Hagedorns. Menzel, Tl 3, S. 161 nennt die Schrift, gibt aber keinen Hinweis auf den Verf., daher wohl E. s Irrtum.*

S. 196, Z. 12—17: Unschuldige ... Scherz, *nach Gervinus, Bd 4, S. 186.*

S. 196, Z. 24: in Hamburg als ketzerisch verbrannt, *nach Gervinus, Bd 4, S. 184: Gleim verfaßte um 1744 ein satyrisches Gedicht „Die Schäferwelt", das in Hamburg öffentlich verbrannt wurde.*

S. 196, Z. 26: *„Halladat oder das rothe Buch" (1774), ein religiöses Lehrgedicht.*

S. 196, Z. 31: Kriegslieder, *„Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier."*

S. 197, Z. 1: Zopf, *vgl. die Anm. zu S. 16, Z. 34—35.*

S. 197, Z. 12: Maria ... Martha *(in der Vorlage irrtümlich Magdalena; in der Auflage von 1866 in Maria verbessert), Anspielung auf*

das Wort Jesu nach Lk 10, V. 41 f.: Martha, Martha, du machst dir Sorge und Unruhe um viele Dinge — eins nur ist nötig. Maria hat den besten Teil erwählt.

S. 197, Z. 18: ältere Jacobi, *Johann Georg Jacobi (1740—1814).*

S. 197, Z. 19—20: Pempelfort *bei Düsseldorf, E. verwechselt hier Johann Georg Jacobi mit Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819), der in Pempelfort lebte.*

S. 198, Z. 14: das, *in der Vorlage* daß *(Druckfehler).*

S. 198, Z. 17: *„Phaeton" und „Murner in der Hölle" sind zwei verschiedene Werke; die Ausführungen folgen Vilmar, Bd 2, S. 108.*

S. 198, Z. 23—24: „Jacobitchen", *nach Gervinus, Bd 4, S. 238.*

S. 198, Z. 29: Noviziatswache, *nach Gervinus, Bd 4, S. 236.*

S. 198, Z. 30: Goethe nannte ihn, *wörtlich nach Gervinus, Bd 4, S. 239.*

S. 199, Z. 1: *Johann Nikolaus Götz (1721—81), anakreontischer Lyriker, Freund von Gleim und Uz, Verf. einer utopischen Elegie „Die Mädcheninsel" (1773).*

S. 199, Z. 10: *Johann Benjamin Michaelis (1746—72), Lyriker und Fabeldichter, in Lübeck Theaterdichter. Freund Gleims, der von Gellert, Lessing und Weiße gefördert wurde. — Zitat nach Gervinus, Bd 4, S. 237.*

S. 199, Z. 31: Silphide, *weibliche Elementargeister der Luft im System von Paracelsus.*

S. 200, Z. 5—6: *Karl Wilhelm Ramler (1725—98), Leiter des Berliner Nationaltheaters (1790—96), aufgeklärter Dichter und Humanist. Er geht in seinen Odendichtungen (1767) von Klopstock aus, orientiert sich aber an der strengen Form der klassischen Vorbilder (der deutsche Horaz).*

S. 200, Z. 24: Cotillon, *Name eines mit Tanz und Ordensverleihung verbundenen Gesellschaftsspiels.*

S. 201, Z. 19: Diogenes, *in „Dialoge des Diogenes von Sinope" (1770).*

S. 202, Z. 24—25: Philosophie der Grazien, *u. a. im Untertitel zu „Musarion" (1768).*

S. 203, Z. 2: juste-milieu, *vgl. die Anm. zu S. 160, Z. 1.*

S. 203, Z. 3—4: mit ... tugendhaft, *wörtlich nach Gelzer, Bd 1, S. 353.*

S. 203, Z. 10: Weisheit der Mitte, *Gervinus, Bd 4, S. 256.*

S. 203, Z. 15: *„Theages, oder Unterredungen von Schönheit und Liebe" (1758), in der Vorlage* Theapes *(Druckfehler).*

S. 203, Z. 16—24: Diese ... könnten, *Zitat nach Gervinus, Bd 4, S. 252.*

S. 203, Z. 26: *„Nadine, Eine Erzählung in Priors Manier", Scherzgedicht (1762).*

S. 203, Z. 31: Naturreligion, *Gelzer (1847) überschreibt das Kapitel II/4:„Der Rückfall in den Naturalismus durch Wieland." Vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 26.*

S. 203, Z. 34 — S. 204, Z. 24: die Natur ... sei, *8 Zitate zusammengestellt nach Gelzer, S. 82—83.*

S. 204, Z. 24—32: Hiernach ... nehmen, *in z. T. wörtlicher Anlehnung an Wielandzitate bei Gelzer, S. 83.*

S. 204, Z. 25: Musterstaate, *in der Vorlage* Mutterstaate *(Druckfehler).*

S. 204, Z. 33—35: unser ... für uns, *nach Gelzer, S. 83.*

S. 205, Z. 8: romantisches Land, *nach Vilmar, Bd 1, S. 174; Anspielung auf den Beginn von Wielands „Oberon".*

S. 205, Z. 19: Man hat ... nachgerühmt, *so Gervinus, Bd 4, S. 263.*

S. 206, Z. 33—34: durch ... denken, *nach Gervinus, Bd 4, S. 255.*

S. 206, Z. 34—35: mit dem frommen Bodmer, *1752—54 weilte Wieland bei Bodmer in Zürich; Salomon Geßner schreibt am 28. Okt. 1752:* Er sitzt *bei Bodmer* an einem Schreibpult. — *„Psalmen" (1755), „Der geprüfte Abraham" (1753), wohl nach Gervinus, Bd 4, S. 179—180.*

S. 207, Z. 1—3: schwärmende ... sollte, *aus HKA, Bd 8/2, S. 131, dort nicht als Zitat ausgegeben; übernommen von Gelzer, S. 61 oder Gelzer (1847), S. 348.*

S. 207, Z. 4: sublimen Glückseligkeit, *nach Gelzer, S. 67 oder Gelzer (1847), S. 354.*

S. 207, Z. 5—7: daß die Damen ... hätte, *nach Gelzer (1847), S. 355.*

S. 207, Z. 9: Lessing vorausgesagt, *nach Gervinus, Bd 4, S. 246—47, der die Äußerung Nicolai zuschreibt.*

S. 208, Z. 14: *Johann Baptist Alxinger (1755—97), Nachahmer Wielands, in seinen Rittergedichten „Doolin von Mainz" (1787) und „Bliomberis" (1791) hält er sich in sehr äußerlicher Weise an Wielands „Oberon".*

S. 208, Z. 14: *Alois Blumauer (1755—98), Jesuit, nach der Aufhebung des Ordens Privatgelehrter. Aufklärungsdichter unter dem Einfluß vor allem Bürgers und Wielands. Bekannt durch seine Aeneis-Travestie (1783).*

S. 208, Z. 18—21: liederlicher Dichterling ... Grecourt's Manier, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 31.*

S. 208, Z. 33: *Johann Arnold Ebert (1723—95), Dichter und Übersetzer, übersetzte 1749 den „Leonidas" von Richard Glover (1712—85) und 1751 von Edward Young (1683—1765) „Night-thoughts" (1742) unter dem Titel „Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit."*

S. 208, Z. 34: Giseke, *vgl. die Anm. zu S. 139, Z. 4.*

S. 208, Z. 34: Cramer, *vgl. die Anm. zu S. 138, Z. 28.*

S. 208, Z. 34 — S. 209, Z. 1: Johann Adolf Schlegel, *vgl. die Anm. zu S. 138, Z. 28.*

S. 209, Z. 30: *Prosper Jolyot de Crébillon (1674—1762), franz. Dramatiker in der Nachfolge von Corneille und Racine.*

S. 209, Z. 30: *Jaques Grasset de Saint-Sauveur (1757—1810), Publizist und Reiseschriftsteller im Geschmack der Zeit.*

S. 209, Z. 30: *Charles Batteux (1713—80), Philosoph, Pädagoge und Verf. rhetorischer und poetologischer Schriften; in der Vorlage* Battaux *(Druckfehler).*

S. 210, Z. 4—13: Giseke ... sei, *in starker Anlehnung an Gervinus, Bd 4, S. 79—80.*

S. 210, Z. 17—18: Aesthetisiren des Christentums, *vgl. dazu das in HKA, Bd 8/2, S. 194 überschriebene Kapitel: „Aesthetisches Christentum und Antichristentum."*

S. 211, Z. 17—24: Gang ... aufgehen, *2 Zitate nach Gelzer (1847), S. 331; Z. 21:* uns *statt* mich *bei Gelzer und Herder (Suphan, Bd 13, S. 9).*

S. 211, Z. 31: später, *S. 252—55.*

S. 212, Z. 8: Völkerstimmen, *gemeint sind Herders „Volkslieder", 2 Bde (1778—79), die in zweiter Auflage, hrsg. von Johann von Müller, unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern" (1807) erschienen.*

S. 212, Z. 26—27: strenge würdige Form, *vgl. dazu E.s Äußerung S. 119 und S. 243.*

S. 214, Z. 31: *Karl Friedrich Kretschmann (1738—1809), verfaßte 1768 den „Gesang Rhingulphs des Barden".*

S. 215, Z. 25: *Michael Denis (1729—1800), Jesuit, Professor für Philosophie und Rhetorik, ab 1785 Kustos an der Hofbibliothek in Wien. Seine „Lieder Sineds des Barden" erschienen 1772, darin befinden sich auch geistliche Lieder. Denis übersetzte auch den Ossian.*

S. 215, Z. 31: der kein Deutsch verstand, *Friedrich II. beherrschte selbstverständlich die deutsche Sprache, bevorzugte es aber, Französisch zu sprechen und zu schreiben.*

S. 216, Z. 15: Theegesellschaften, *vgl. E.s Theegesellschaft-Episode in „Ahnung und Gegenwart", Kapitel 12.*

S. 216, Z. 16: *August Lafontaine (1758—1831), Nachkomme französischer Emigranten, sehr fruchtbarer Modeerzähler, von dem mehr als 160 Bände oberflächlicher und sentimentaler Erzählungen und Romane erschienen. In seiner Jugend (1807) wurde E. durch Lafontaines „Clara du Plessis"* romantisch *gestimmt (HKA, Bd 11, S. 213, Z. 12 u. 23), in späteren Jahren wurde Lafontaine Zielscheibe seines Spot-*

tes; vgl. HKA, Bd 4, S. 48, Bd 8/1, S. 11, Bd 10, S. 389 und Bd 8/2, S. 87, Z. 7; vgl. die Anm. zu HKA, Bd 3, S. 482.

S. 216, Z. 17: *Tiedge, Urania, vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 7.*

S. 216, Z. 30: Strasburger Gans, *Anspielung auf eine Äußerung Brentanos über den* Dichter von Profession *in der „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", die E. in HKA, Bd 8/1, S. 55, Z. 20—30 zitiert; vgl. auch HKA, Bd 8/2, S. 382, Z. 32.*

S. 217, Z. 1: Werther, *die hier folgenden Zitate scheint E. dem Roman selbst entnommen zu haben.*

S. 217, Z. 20: *„Siegwart, eine Klostergeschichte" (1776, 1777) des Dichters des Göttinger Hains Johann Martin Miller (1750—1814), der im Bereich der Sittlichkeit und Religiosität dem Gefühlsüberschwang von Goethes „Werther" nachstrebt. Die folgenden Zitate scheint E. dem Roman selbst entnommen zu haben.*

S. 218, Z. 11: *Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726—1801), Maler und Radierer, Illustrator vieler Ausgaben der Zeit.*

S. 218, Z. 14: *Salomon Geßner (1730—88) veröffentlichte 1762 die Erzählung „Der erste Schiffer"; 1758 erschien die Patriarchade „Der Tod Abels".*

S. 218, Z. 26: *Johann Gaudenz von Salis-Seewis (1762—1834), Schweizer Landschaftsdichter.*

S. 218, Z. 26: Kosegarten, *vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 6.*

S. 218, Z. 26: *Friedrich von Matthisson (1761—1831), Landschaftsdichter und Epigone in der Art Klopstocks und Hallers. Vorleser und Reisebegleiter, im 18. Jh. sehr angesehen.*

S. 219, Z. 12: Lafontaine, *vgl. die Anm. zu S. 216, Z. 16.*

S. 219, Z. 17: Bramarbas, *Prahlhans, Aufschneider.*

S. 219, Z. 34—35: Überzeugung setzen, *Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750—1819) trat 1800 zur kath. Kirche über.*

S. 220, Z. 1—9: Kunstgeschwätz ... nur, *Brief vom 15. August und 23. Mai 1819, bei E. geringfügig geändert (vgl. Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué, hrsg. von Albertine Baronin de la Motte Fouqué, Berlin 1848).*

S. 220, Z. 19—22: Meine Seele ... begnügen, *nach Gelzer (1849), S. 102. — Gaßner, Pseudonym für Johann Gottfried Gellius (1732—81), Privatgelehrter, Übersetzer aus dem Englischen und Französischen; er verfaßte u. a. „Lustiges Abenteuer eines geistlichen Don Quixotte Pater Gaßner, Teufelsbeschwörer in Elwangen. Berlin und Leipzig 1776."*

S. 220, Z. 24—30: Ich halte ... in ihm, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 469.*

S. 220, Z. 31—35: Ich verehre ... Christenthums sein. *Zitat nach Gelzer (1849), S. 472.*

S. 221, Z. 4: seinem Brief an Stolberg, *das Folgende ist eine Zusammenfassung des Briefes, der bei Gelzer (1849), S. 471—72 abgedruckt ist;* des Menschen Überzeugung ist sein Gott, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 472.*

S. 221, Z. 14—22: So inbrünstig ... Zweifeln, *Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 103, Z. 2—9, mit folg. Änderung: Z. 15—17:* in der Eucharistie, als eine, allen Christen gemeinsame erfaßte, sondern in allen *statt* wie die Kirche in der Eucharistie, sondern in allen Lebensmomenten *(Z. 4—5); diese Textstelle findet sich schon in RP, S. 23—24; vgl. unten S. 284, Z. 14—21.*

S. 221, Z. 24—26: Religion ... hat, *nach Gelzer (1849), S. 470.*

S. 221, Z. 29: *Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817); das Folgende in z. T. wörtlicher Anlehnung an HKA, Bd 8/2, S. 94, Z. 25—28.*

S. 221, Z. 34: unbekannten hysterischen Mädchen, *E. meint wohl Jung-Stillings erste Frau Christiane, geb. Heyder, die kränklich war und vorgab, höheren Eingebungen zu folgen. Sie starb nach zweijähriger Ehe.*

S. 222, Z. 2—3: *Die „Selbstbiographie" besteht aus folgenden Teilen: „Heinrich Stillings Jugend" (1777) — von Goethe zum Druck gebracht; „Heinrich Stillings Jünglingsjahre" (1778); „Heinrich Stillings Wanderschaft (1778); „Heinrich Stillings häusliches Leben" (1789); „Heinrich Stillings Lehrjahre" (1804); „Heinrich Stillings Alter" hrsg. nebst Erzählung v. Stillings Lebensende von dessen Enkel W. Schwarz (1817).*

S. 222, Z. 4—5: Romanen, *„Theobald oder die Schwärmer" (1784—85) und „Geschichte des Herrn von Morgenthau" (1779). In der Vorlage:* Morgenroth *(Druckfehler).*

S. 222, Z. 14—15: Dein Beten ... geschieht, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 55.*

S. 222, Z. 23: uns erzählt, *in seiner Selbstbiographie; das Folgende wörtlich nach HKA, Bd 8/2, S. 94, Z. 28—33.*

S. 222, Z. 32—34: Wenn ... genug, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 56.*

S. 223, Z. 21—30: der Mensch ... hat, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 14. — Z. 29:* nur freies Licht und Leben *in der Vorlage gesperrt.*

S. 224, Z. 11—12: Dithyramben, *in der Vorlage* Dythiramben.

S. 224, Z. 12: Lämmlein Jesu, *vgl. S. 179, Z. 33.*

S. 224, Z. 26 — S. 227, Z. 25: Er hatte ... wollen, *wörtlich übernommen aus HKA, Bd 8/1, S. 14, Z. 1 — S. 17, Z. 2.*

S. 224, Z. 32—33: Gervinus nennt, *der Abschnitt über Lessing ist von Gervinus abhängig (Tl 4, S. 323—413), die einzelnen Zitate wurden aber Gelzer entnommen. Während Gervinus Lessing als den gro-*

ßen Deutschen zeichnet, verschiebt E. den Akzent auf das Suchertum und die ernste tiefe Sehnsucht des Dichters.

S. 225, Z. 13: den noch Niemand kannte, *schon vor Lessing gab es Hinweise auf Shakespeare, u. a. von J. E. Schlegel in der Schrift „Vergleichung Shakespears und Andreas Gryphs ...“ — Caspar Wilhelm Borck (1704—47) übersetzte „Julius Caesar“ (1741).*

S. 225, Z. 30: *Hermann Samuel Reimarus (1694—1768), deistischer Aufklärungsphilosoph. Seine „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ (1767) wurde z. T. von Lessing in den „Fragmenten des Wolfenbüttelschen Ungenannten“ (1774—77) herausgegeben, der Rest von C. A. Schmidt als „Übrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten“ (1787).*

S. 225, Z. 31: *Albrecht Thär. In der Frage der Verfasserschaft der Schrift „Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780) stützt sich E. auf Gelzer (S. 29), der die These Wilhelm Körtes von Albrecht Thärs Autorenschaft übernahm (W. Körte: Albrecht Thär. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth. Leipzig 1839). E. entging aber, daß im selben Jahr, in dem Gelzers Literaturgeschichte erschien (1841), eine Schrift herauskam, die sich mit Körtes These kritisch auseinandersetzte: Gottschalk Eduard Guhrauer: Lessings „Erziehung des Menschengeschlechtes“ kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körtes „Albrecht Thär“ (1841). Den Streit um die Verfasserschaft der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ hat E. offensichtlich nicht verfolgt. An Lessings Verfasserschaft wird heute nicht gezweifelt.*

S. 226, Z. 9—16: Ich hungere ... an mir, 2 *Zitate nach Gelzer, S. 36; Erysichthon (in der Vorlage: Erisichthon), Sohn des thessalischen Königs Triopas, fällt eine der Ceres heilige Eiche und wird dafür mit unstillbarem Hunger bestraft; zuletzt verzehrt er sich selbst. (Ovid, Metamorphosen, 8. Buch; Kallimachos 6. Hymnus). Vgl. Lessing „Über den Beweis des Geistes und der Kraft. An den Herrn Director Schumann zu Hannover“ (1777).*

S. 226, Z. 19—22: ich besorge ... soll, *Zitat nach Gelzer, S. 33.*

S. 226, Z. 24: neumodischen Theologen, *Zitat nach Gelzer, S. 34.*

S. 226, Z. 24 — S. 227, Z. 1: Man macht ... haben, *3 Zitate nach Gelzer, S. 34.*

S. 227, Z. 6—16: Eine gewisse ... werde, *Zitat nach Gelzer, S. 34—35.*

S. 227, Z. 21: Dämon des Scharfsinnes, *nach Gelzer, S. 39.*

S. 227, Z. 26 — S. 228, Z. 29: Eine gleich hohe ... anwandeln, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 17, Z. 3 — S. 18, Z. 2; die Abfolge der Zitate wurde etwas geändert und eines wurde hinzugefügt.*

S. 227, Z. 28—29: Wenn Lessing das religiöse Bewußtseyn durch Kritik zu erobern suchte . . ., *vgl. dazu Gelzer S. 25:* Ein solcher Geist *(Prüfen des Geltenden, Aufsuchen der obersten Autorität, der ursprünglichsten Quellen alles Überlieferten)* mit so verzehrendem innern Durste mußte auch in der religiösen Welt, sobald er auf diesen Boden trat, eine tief wirkende Bewegung hervorbringen; zumal in einer Zeit, die gegen frivole Verwerfung des Höheren meist nur einen überlieferten, innerlich unvermittelten Glauben auf dem Kampfplatze sah.

S. 228, Z. 9—15: Ich habe es . . . läßt, *Zitat nach Gelzer, S. 46.*

S. 228, Z. 15—29: Ohne glauben . . . anwandeln, *5 Zitate nach Gelzer, S. 47. — Z. 20—24:* das höchste . . . kann *ist in HKA, Bd 8/1 noch nicht enthalten.*

S. 229, Z. 10—13: Er hat sich . . . läßt, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 9.*

S. 229, Z. 14: Schutt, *vgl. die Anm. zu S. 80, Z. 3.*

S. 229, Z. 20—24: Endlich . . . getrieben, *in z. T. wörtlicher Anlehnung an HKA, Bd 8/2, S. 111, Z. 6—9; dort nach Gervinus, Bd 4, S. 290—93 und F. Schlegel, Werke, Bd 2, S. 212.*

S. 229, Z. 28 — S. 230, Z. 5: Die Reformation . . . gewesen, *z. T. wörtliche Wiederholung einer Textstelle (S. 100, Z. 10—17) und z. T. Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 5, Z. 26 — S. 6, Z. 5.*

S. 230, Z. 6 — S. 231, Z. 7: So sehen . . . trägt, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 6, Z. 6 — S. 7, Z. 8.*

S. 230, Z. 7: Prometheus-Jugend, *Stürmer und Dränger.*

S. 230, Z. 9: Convenienz, *noch in der Bedeutung des 18. Jahrhunderts von Schicklichkeit in der Gesellschaft.*

S. 230, Z. 27: Bundeseiche, *vgl. das Gedicht „Bundeseiche" (1772) von Johann Heinrich Voß. (Gesamtausgabe 1835, S. 111) und Vossens Brief an Brückner; Gelzer (1849), S. 289.*

S. 230, Z. 30: Scherbenbeete, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 14.*

S. 230, Z. 33: *Alongeperücke, vgl. die Anm. zu S. 103, Z. 20.*

S. 231, Z. 4: *Lenz wurde 1751 und nicht 1750 geboren.*

S. 231, Z. 4: Menoza, *in der Vorlage* Mendoza *(Druckfehler).*

S. 231, Z. 5: *„England": „Der Engländer. Eine dramatische Phantasey" (1777), darin der Beichtvater:* Bedenken Sie, daß der Himmel Güter hat, die Ihnen noch unbekannt sind; Güter, die die irdischen so weit übertreffen, als die Sonne das Licht der Kerzen überstrahlt . . . *Darauf Robert:* Armida! Armida. — Behaltet euren Himmel für euch! *(Ges. Schr. 1828, Bd 1, S. 336). — Vgl. Gervinus, Bd 4, S. 537.*

S. 231, Z. 11—17: seine . . . zugezogen, *wörtlich nach HKA, Bd 8/2, S. 356, Z. 5—11; dort nach Gervinus, Bd 4, S. 537 (Brief an Merck).*

S. 231, Z. 18: *Wilhelm Heinse (1746—1803), die folgende Darstellung E.s stützt sich auf „Ardinghello oder die glückseligen Inseln",*

2 *Bde, 1787; stellenweise abhängig von Gervinus, Tl 5, S. 14—18;* Noch ... verwirft, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 7, Z. 8—11.*

S. 232, Z. 3—10: Bei weitem ... beherrsche, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 7, Z. 16—23 mit folgender Änderung: Z. 8—9:* handle aus selbstgeschaffenen Grundsätzen nur *statt* handele aus sich selbst *(Z. 22).*

S. 232, Z. 5: fragt er ..., *in „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur". In: Sämmtliche Werke, Stuttgart und Tübingen 1842, Bd 11, S. 59.*

S. 232, Z. 16: Falkenburg *ist der Held der „Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit" (1794).*

S. 232, Z. 19—27: So ging er ... gemahnte, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 7, Z. 23—31.*

S. 232, Z. 27: Don Quixote, *vgl. Hubert Rausse: Cervantes' Einfluß auf E. In: Eichendorff-Kalender für das Jahr 1912, Jg. 3, S. 29—43.*

S. 232, Z. 31—33: Seine Räuber ... Staat, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 364, Z. 32—35.*

S. 233, Z. 5: moderner Liberalismus, *vgl. S. 260, Z. 33 und die Anm. zu S. 20, Z. 25.*

S. 233, Z. 10: influiren konnte, *über den Einfluß des „Fiesco" auf Klingers „Günstling" ist nichts bekannt.*

S. 233, Z. 11: *Die Darstellung über Christian Friedrich Daniel Schubart (1739—91) folgt Menzel, Tl 4, S. 101.*

S. 233, Z. 12: Fürstengruft, *in der Vorlage* seinem „Fürstengruß" *(Druckfehler).*

S. 233, Z. 20: *Friedrich Müller, genannt Maler Müller (1749—1825). — „Fausts Leben" (1778), „Situation aus Fausts Leben" (1776), „Fausts Spaziergang" (Fragment, 1776).*

S. 233, Z. 21—23: als ein ... steht, *z. T. wörtlich nach Gervinus, Bd 4, S. 535; bei Gervinus ist nur* „angebackener Kerl" *als Zitat ausgewiesen.*

S. 233, Z. 28: „Genoveva", *gemeint ist „Golo und Genovefa" (1776 bis 1781), erster vollständiger Druck 1811.*

S. 233, Z. 35: *Ludwig Philipp Hahn (1746—1814), Nachahmer Gerstenbergs; er war eine der großen Hoffnungen der Stürmer und Dränger, die sich aber nicht erfüllte. Hauptwerk: „Der Aufruhr zu Pisa" (1776).*

S. 234, Z. 2—3: *Heinrich Leopold Wagner (1747—79), „Die Kindermörderin" (1776) (in der Vorlage* „Kindesmörderin").

S. 234, Z. 14: *Johann Friedrich Hahn (um 1750—79), Theologe, Dichter, Freund von Voß und Klopstock.*

S. 234, Z. 14: *Joh. Mart. Miller verfaßte auch Lieder (vgl. S. 217, Z. 20).*

S. 234, Z. 16: *Heinrich Christian Boie (1744—1806), Herausgeber des „Göttinger Musenalmanachs", des „Deutschen Museums" (1776—88) und des „Neuen deutschen Museums" (1789—91).*

S. 234, Z. 23 — S. 235, Z. 2: Ach ... zu halten, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 289, Brief an Brückner (1772); der erste „Göttinger Musenalmanach" erschien schon 1770.*

S. 235, Z. 3—13: Klopstock's ... Bildniß, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 290.*

S. 235, Z. 7: Fidibus, *schmaler Papierstreifen, der als Pfeifenanzünder diente.*

S. 235, Z. 14—16: Religion ... aufzuhalten, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 289—90.*

S. 235, Z. 21: Schwabenalter, *den Schwaben wird nachgesagt, erst mit vierzig Jahren verständig zu werden.*

S. 235, Z. 31: zur Kirche zurückkehrte, *Friedrich Leopold Stolberg konvertierte 1800; vgl. dazu den Brief Lavaters an Stolberg, bei Gelzer (1849), S. 469—70.*

S. 235, Z. 35: Siegwartiaden, *vgl. die Anm. zu S. 83, Z. 22.*

S. 236, Z. 24: *Joseph August Graf von Törring-Jettenbach (1753—1826) bayerischer Staatsmann und Minister, Begründer des lokalpatriotischen Schauspieles „Kaspar der Thorringer" (1779); seine „Agnes Bernauerin" (1780) hielt sich bis um 1850; nach Gervinus, Bd 4, S. 533.*

S. 236, Z. 25: *Josef Marius von Babo (1756—1822), schrieb historische Dramen nach dem Muster des „Götz von Berlichingen": „Otto von Wittelsbach" (1782).*

S. 236, Z. 26: *Ludwig Philipp Hahn (1746—1814), Dichter des Sturm und Drang, durch Gerstenbergs „Ugolino" zur Tragödie „Der Aufruhr in Pisa" angeregt. — „Robert von Hohenecken" (1778).*

S. 236, Z. 27: *Heinrich Ferdinand Möller (1745—98), Schauspieler und Dramatiker; „Der Graf von Walltron oder Die Subordination" (1776).*

S. 236, Z. 27: *Jakob Maier (1739—84), Dramatiker: „Fust von Stromberg. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Mit den Sitten, Gebräuchen und Rechten seines Jahrhunderts. Mannheim 1782." — Der „Fust" beeindruckte Schiller noch in späteren Jahren.*

S. 236, Z. 30: *Christian August Vulpius (1762—1827), Goethes Schwager, verfaßte Ritter- und Räuberromane. Der Roman „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann, eine romantische Geschichte unseres Jahrhunderts", 3 Bde, erschien 1798 und wurde sehr oft aufgelegt.*

S. 236, Z. 31: *Karl Gottlob Cramer (1758—1817), Vielschreiber, Verf. von Ritter- und Räuberromanen, die neben jenen von Spieß und Vulpius zur Modeliteratur gehörten. Sein „Hasper a Spada" (1792—*

93) stellt eine grobe Verballhornung von Goethes „Götz von Berlichingen" dar.

S. 236, Z. 32: *Christian Heinrich Spieß (1755—99) verfaßte 43 Bde von Geister-, Ritter- und Räuberromanen. Sein Roman „Die Löwenritter", 4 Bde (1794—96) hielt sich lange. In „Meierbeths Glück und Ende" verspottet E. das knollige, prügelselige, aber ungeniert lustige Leben auf der Burg des Ritters Benno von der Elsenburg und dessen Spießgesellen (SW, Bd 4, S. 187).*

S. 237, Z. 9—33: Da kamen . . . dichten, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 8, Z. 8 — Z. 32 mit geringfügigen stilistischen Änderungen.*

S. 237, Z. 9: *Friedrich Nicolais (1733—1811) „Allgemeine Deutsche Bibliothek" (1765—1805) war die führende Rundschau über das dichterische und gelehrte Schaffen der Zeit. Dem Geist der Aufklärung entsprechend richtete sich ihr Programm gegen Intoleranz, Gewissenszwang und Bevormundung jeder Art. Die „natürliche Religion" sollte gegen die Orthodoxie verteidigt werden.*

S. 237, Z. 16: Jesuit verketzert, *vgl. die Anm. zu S. 88, Z. 11.*

S. 237, Z. 17: *Johann Georg Sulzer (1720—79) wirkte in seiner Zeit besonders durch seine „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (1711—74, 2. Aufl. 1777—78).*

S. 237, Z. 24—25: Trachtet nach . . ., *frei nach Matth. 6, 33.*

S. 238, Z. 1: *Johann Timotheus Hermes (1738—1821) wurde als Nachahmer Fieldings und Richardsons von Goethe und Schiller in den „Xenien" verspottet. — „Für Töchter edler Herkunft", 3 Bde (1787); „Für Eltern und Ehelustige", 5 Bde (1789); „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", 5 Bde (1769—73), psychologischer Roman in der Art Richardsons.*

S. 238, Z. 18: *Johann Gottlieb Schummel (1748—1813), Lehrer, Satiriker, Gegner der Aufklärung; vorwiegend Dramatiker und Erzähler.*

S. 238, Z. 22: *Johann Gottwerth Müller, nach seinem letzten Wohnort gewöhnlich genannt Müller von Itzehoe (1743—1828).*

S. 238, Z. 24: *Johann Jakob Engel (1741—1802), Ästhetiker, Kritiker, mit dem Ziel einer Reform der Bildung; Dichter; Verf. von Lustspielen, bürgerlichen Trauerspielen und komischen Opern.*

S. 238, Z. 25: *Adolf Frhr. von Knigge (1752—96), Dramatiker, Erzähler und Reiseschriftsteller, berühmt durch sein Buch „Über den Umgang mit Menschen" (1788), aber auch durch seine Schrift „Über Jesuiten, Freymaurer und deutsche Rosencreutzer" (1781).*

S. 238, Z. 29: *Samuel Richardson (1689—1761), Begründer des puritanischen Familienromans. Seine Romane „Pamela" (1740), „Clarissa" (1747—48), „Grandison" (1753—54) hatten großen Einfluß in Europa, bes. auf Diderot, Rousseau und Goethe.*

S. 238, Z. 29: *Tobias George Smollet (1721—71), Verf. satirischer und humoristischer Romane.*

S. 238, Z. 32: Daguerreotypbild, *Bild nach dem heute technisch überholten Photographierverfahren von Louis Jacques Daguerre (1787 bis 1851).*

S. 239, Z. 11: Völkerstimmen, *vgl. die Anm. zu S. 150, Z. 24.*

S. 239, Z. 12: *„Kleynen feynen Almanach", Nicolai veröffentlichte 1777 den sog. „Volkslieder Almanach", der als eine gegen Herder gerichtete Parodie gedacht war; nach Vilmar, Bd 2, S. 194.*

S. 239, Z. 15—16: *Friedrich Nicolai, „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781", 12 Bde, 1783—96.*

S. 239, Z. 27—34: So einfältig ... ich nicht, *das Zitat findet sich auch in HKA, Bd 8/2, S. 116, doch ohne Kommentar; E. entnahm es wohl direkt dem Roman.*

S. 240, Z. 3: Autos da Fé, *in Spanien und Portugal Prozession mit den von der Inquisition verurteilten Ketzern; sie hören gegen Ende des 18. Jhs. auf; das letzte fand 1826 statt.*

S. 240, Z. 5: Jesuitenriecherei, *vgl. die Anm. zu S. 88, Z. 11.*

S. 240, Z. 5: *Friedrich Gedike (1754—1803) und Johann Erich Biester (1749—1816) gaben die „Berlinische Monatsschrift" heraus. Dieses Organ der Aufklärung richtete seine Angriffe ganz besonders gegen den in Preußen 1773 nicht ganz aufgelösten Jesuitenorden.*

S. 240, Z. 9: sagt man ..., *das Folgende in Anlehnung an Gelzer (1847), S. 252, 262.*

S. 240, Z. 35: Emilia, *in der Vorlage* Emilie *(wohl Druckfehler).*

S. 241, Z. 9: Goethe nennt: Der erste *(Lessing),* wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der „Minna", lakonisch in „Emilia Galotti", später kehrte er erst zu einer heiteren Naivetät zurück, die ihn so wohl kleidet im „Nathan" *(Goethe, WA, Bd 27, S. 88—89).*

S. 241, Z. 31: Emilia, *in der Vorlage* Emilie *(wohl Druckfehler).*

S. 241, Z. 31: rauhe Römertugend, *in „Emilia Galotti" greift Lessing auf den röm. Virginia-Stoff zurück; die Tugendbewahrung durch den Tod motiviert er aber aus dem Geist des 18. Jhs.*

S. 242, Z. 1: *Zur Bestimmung der Gattung vgl. HKA, Bd 8/2, S. 12—13 und oben S. 44—45, 65—66, 74, 106—7.*

S. 242, Z. 33: *Ignaz Aurelius Feßler (1756—1839), Jesuitenschüler, Priester, später Weltpriester (1784). Förderte die Klosteraufhebung unter Joseph II., — 1791 wurde er Protestant und Freimaurer. Er war Dramatiker und Erzähler im Geist der Aufklärung. „Mark Aurel", 2 Bde (1790—92), daraus die nachfolgenden Zitate; weitere Werke: „Aristides und Themistokles", 2 Bde (1792) und „Attila, König der*

Hunnen. Breslau 1794.“ Hinweise auf den „Mark Aurel“ finden sich in E.s „Meierbeths Glück und Ende“ (SW, Bd 4, S. 188).

S. 242, Z. 33: Tiedge, *vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 7.*

S. 243, Z. 25 — S. 244, Z. 1: den ungraziösesten ... Würde beizubringen, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 9, Z. 35 — S. 10, Z. 11 und RP, S. 7—8 (vgl. unten S. 273).*

S. 243, Z. 32: Landdichter, *in einem Brief an den Markgrafen von Baden, Wandsbeck, 20. Dezember 1775. (Briefe, hrsg. von Abraham Voß, Halberstadt 1829—33, Bd 3, Abt. 2, S. 108). Zitat nach Gelzer S. 148 und Gelzer (1849), S. 295—96. Übernahme aus RP, S. 7—8 (vgl. unten S. 273).*

S. 244, Z. 13: Heidelberger Collegen, *in „Antisymbolik“ (1824—26)) polemisiert Voß gegen Creuzer, aber auch Görres, Stark u.v.a. Romantiker; Text in Anlehnung an Gelzer (1849), S. 301.*

S. 244, Z. 13: *Georg Friedrich Creuzer (1771—1858), bekannt durch sein Hauptwerk „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen“ (1810—12).*

S. 244, Z. 14: Stolberg, *in dem Aufsatz: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ (1819), nach Gelzer (1849), S. 298.*

S. 244, Z. 19: Nicolaiten, *Anhänger Nicolais, vgl. die Anm. zu Jesuitenriecherei, S. 88, Z. 11.*

S. 244, Z. 23 — S. 245, Z. 10: Ein kleinliches Tugendleben *(in der Vorlage* Jugendleben, *Druckfehler)* ... darzustellen, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 10, Z. 11—32 und RP, S. 8 (vgl. unten S. 273, Z. 20—40).*

S. 244, Z. 31—32: Jesuiten wittert, *vgl. die Anm. zu S. 88, Z. 11.*

S. 244, Z. 32: sassischen Bauer, *vgl. Josef Görres: Johann Heinrich Voß und seine Totenfeier in Heidelberg (1826), S. 2; vom niedersächsischen Bauern spricht noch Heine in seiner „Romantischen Schule“ (Ausgabe Elster, Bd 5, S. 243).*

S. 245, Z. 4—5: *aus „Vaterlandsliebe“, Voß, Sämtliche Werke, 1835, S. 202; nach Gelzer, S. 148 und Gelzer (1849), S. 296.*

S. 245, Z. 8—9: Pferdeknechtsidyllen, *vermutlich eine Anspielung auf die Idylle „Die Leibeigenen“ (Sämtliche Werke, 1835, S. 55).*

S. 245, Z. 11: sagt ... Schlegel, *nach Gelzer (1849), S. 305.*

S. 245, Z. 17—27: Gegen die Epidemie ... hervorrief, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 11, Z. 14—24 und RP, S. 9—12 (vgl. unten, S. 274, Z. 20—29).*

S. 245, Z. 28 — S. 246, Z. 35: Beide ... nannten, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 11, Z. 25 — S. 12, Z. 21; S. 246, Z. 10: nach* Lustspiel *eingeschoben* In dieser Noth; *Z. 14: nach* predigen *eingeschoben* Der Text ist ... glücklich wendet; *Z. 25:* weil es Iffland nur um *statt* weil es ihm in seiner gutmüthigen Pedanterie eben nur *(S. 12,*

Z. 10—11); Z. 30: nach Ehre *eingeschoben* Deserteure aus Kindesliebe.

S. 245, Z. 34: Aufgabe der Schaubühne, *Anspielung auf Schillers Schrift: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet" (1784).*

S. 246, Z. 1—2: Zauberflöte, *ähnlich wie hier weist E. in „Dichter und ihre Gesellen" (HKA, Bd 4, S. 56, Z. 23) und im ersten Absatz des Märchens „Libertas und ihre Freier" (SW, Bd 3, S. 433) auf Mozarts Baßarie aus der „Zauberflöte" hin. In jedem Fall ironisiert der Dichter die verbreitete Tendenz seiner Zeit, die positive Religion durch Schönes und Vernunftbestimmtes zu ersetzen und statt des Glaubens eine Veredelung des Menschengeschlechtes zu suchen.*

S. 246, Z. 7: wie der Herr in Blitzen, *vgl. dazu E.s Gedicht „Mahnung" (HKA, Bd 1/1, S. 398):*

O stille Schauer, wunderbares Schweigen,
Wenn heimlichflüsternd sich die Wälder neigen,
Die Täler alle geisterbleich versanken,

Und in Gewittern von den Bergesspitzen
Der Herr die Weltgeschichte schreibt mit Blitzen —
Denn seine sind nicht euere Gedanken.

Ähnlich im Gedicht „Entgegnung" (HKA, Bd 1/1, S. 100):

Oft durch des Theaters Ritzen
Bricht's mit wunderbarem Lichte,
Wenn der Herr in feur'gen Blitzen
Dichtend schreibt die Weltgeschichte,
Und das ist der Klang der Wehmut,
Der durch alle Dichtergeister
Schauernd geht, wenn sie in Demut
Über sich erkannt den Meister.

S. 246, Z. 30—31: *Der richtige Titel von August Wilhelm Ifflands (1759—1814) Drama lautet „Verbrechen aus Ehrsucht" (1784);* Deserteure aus Kindesliebe *konnte als Titel eines Dramas nicht eruiert werden; es handelt sich vermutlich um eine Inhaltsangabe der „Geflüchteten" (1799). In „Halle und Heidelberg" spielt E. Goethe und Schiller gegen Iffland und Kotzebue aus:* Mitten in der allgemeinen Misere der Kotzebuaden und Iffländerei eroberten sie sich kühn ganz neue Provinzen; gleichsam die Tragweite der Kunstwerke und des Publikums nach allen Seiten hin prüfend, brachten sie Calderon auf die Bühne, gaben den Alarcos und den Ion der Schlegel, Brentanos Ponce de Leon usw. — *HKA, Bd 10, S. 419, Z. 7—12.*

S. 246, Z. 31: Salm, *Gerede (abgeleitet von Psalm).*

S. 247, Z. 1 — S. 248, Z. 5: Diesem ... hörte, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 12, Z. 22 — S. 13 Z. 25.*

S. 247, Z. 1: Jean qui pleure, Jean qui rit, *hier als Hinweis auf Trauerspiel (Iffland) und Lustspiel (Kotzebue); in der Vorlage* pleurt *statt* pleure.

S. 247, Z. 21: Gurli, *in Kotzebues Lustspiel „Die Indianer in England", (1789, gedruckt 1790) tritt eine weibliche Gestalt namens „Gurli" auf, deren falsche Naivität, gespielte Unschuld und kindisches Gehaben ganz dem Geschmack des Publikums traf. Sie wurde zur Glanzrolle berühmter Schauspielerinnen. Kotzebue selbst hat in späteren Lustspielen auf diesen Typ zurückgegriffen (Cora in „Die Sonnenjungfrau", 1791), und Modeschriftsteller der Zeit, wie Clauren, variierten in zahllosen Dramen und Romanen den Typ der gespielten Naiven. Bettine Brentano wurde im Freundeskreis „Gurli" genannt. (Vgl. HKA, Bd 11, S. 285, Z. 14). Von einer Professorin, deren Name unbekannt ist, heißt es in E.s Tagebuch, daß sie sich ...* als Gurli aufführe. *(HKA, Bd 11, S. 288, Z. 26; die Anmerkung dazu auf S. 382 ist irreführend: nicht wie Bettine, sondern wie der von Kotzebue geschaffene Typ führte sie sich auf.)*

S. 247, Z. 22: Rollas Tod, *gemeint ist Kotzebues Lustspiel „Die Spanier in Peru oder Rollas Tod" (1796).*

S. 247, Z. 25: Escamotage, *Taschenspielerei.*

S. 247, Z. 33: *Die genaue Zahl der Stücke Kotzebues ist nicht festzustellen; es waren jedenfalls mehr als zweihundert.*

S. 247, Z. 34: Eulaliahaube, *wohl nach der Gestalt der Madame Müller oder Eulalia in Kotzebues Schauspiel „Menschenhaß und Reue" (1789), das zu den wenigen Rührstücken des Dichters zählte, die sich lange auf der Bühne halten konnten.*

S. 248, Z. 4: Salis, *vgl. die Anm. zu S. 218, Z. 26.*

S. 248, Z. 12: Langeweile, *vgl. die Anm. zu S. 110, Z. 21.*

S. 248, Z. 20: Humor, *vgl. die Anm. zu S. 117, Z. 24—25.*

S. 249, Z. 9: *Theodor Gottlieb von Hippel (1741—96), Romanschriftsteller und Populärphilosoph. „Lebensläufe nach aufsteigender Linie, nebst Beilagen A, B, C ...", 4 Bde, 1778—81; das Folgende (von E. gekürzte) Zitat nach Gelzer (1849), S. 195, 220.*

S. 250, Z. 20—24: Mit Freuden ... Kammer?, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 249.*

S. 250, Z. 25—33: Der erste ... wechseln, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 244; mit folgenden Abweichungen von Gelzer: Z. 26:* Getreibe *statt* Gewölbe *(Jean Paul: Gewölke); Z. 28:* Häusern *statt* Beinhäusern.

S. 251, Z. 11—13: kleinstädtischen ... bewundert, *montiertes Zitat nach Gelzer (1849), S. 249, 273.*

S. 251, Z. 14: Leibgeber-Schoppe, *der Leibgeber im „Siebenkäs" und* Schoppe, *der Mentor des jungen Albano im „Titan", sind zwei humorvolle Gestalten Jean Pauls.*

S. 252, Z. 5: Lessing „Nathan . . .“, *vgl. dagegen zu E.s Urteil Gervinus, Bd 4, S. 375—76:* Wem hat nicht bei dieser freien, sicheren Moral, die in jedem Zuge großartig und mannhaft ist, das Herz geschlagen? Und welcher Mann der späteren Zeiten wäre, den wir uns zum Muster nehmen möchten, und dem nicht diese heiter-ernste Menschlichkeit ein neuer Katechismus worden wäre?

S. 252, Z. 13—14: ob sie . . . machen, *in Anlehnung an Lessings „Nathan“, 3. Akt, 7. Auftritt (Ringparabel):* vor Gott und Menschen angenehm zu machen.

S. 252, Z. 34 — S. 253, Z. 14: Herder . . . steht, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 18, Z. 9—24.*

S. 253, Z. 28—35: Gang . . . aufgehen, *2 Zitate aus Gelzer (1847), S. 331; sie finden sich schon auf S. 211, Z. 17—24; der folgende Satz ist irrtümlich als Zitat ausgewiesen.*

S. 254, Z. 10—19: Ob hierbei . . . heißen, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 18, Z. 24—32 und RP, S. 19 (vgl. unten S. 281, Z. 12—19); das Zitat aus Gelzer, S. 328—29.*

S. 254, Z. 18: reiner, *in der Vorlage* einer *(Druckfehler).*

S. 255, Z. 13—23: Wahrhaft . . . Schicksal, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 149, Z. 12—21. Der Text wird hier im Gegensatz zu 8/2 als Abfolge von 3 Zitaten Jacobis ausgewiesen. Sie stammen aus Gelzer (1849), S. 131, 147—48. Gelzer entnahm die Zitate aus Jacobis Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“ (1811) und aus dem Aufsatz „Über eine Weissagung Lichtenbergs“ (1802). — Vgl. die Vorbemerkungen zu den Anm. in HKA, Bd 8/1, S. 178—79.*

S. 255, Z. 23—27: Wer von . . . sind, *Zitat nach Gelzer (1849), S. 142.*

S. 256, Z. 1: *„Aus Eduard Allwills Papieren“ (1775—76), umgearbeitet 1792 erschienen unter dem Titel „Eduard Allwills Briefsammlung“; „Woldemar“ (1779).*

S. 256, Z. 5—7: wie in . . . Bildung, *aus HKA, Bd 8/2, S. 155, Z. 10; nach Gelzer (1849), S. 153.*

S. 256, Z. 10—13: vor dem Abgrund . . . Thor! *aus HKA, Bd 8/2, S. 155, Z. 19—22; nach Gelzer (1849), S. 121.*

S. 256, Z. 16—18: Licht . . . verlöscht es, *nach Gelzer (1849), S. 139.*

S. 256, Z. 19—21: Ich wünschte . . . können, *nach Gelzer (1849), S. 139—140.*

S. 256, Z. 21—27: Mit mir . . . nicht, *Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 150, Z. 9—15 und RP, S. 20—21 (vgl. unten S. 282, Z. 9—15); nach Gelzer (1849), S. 138—39.*

S. 256, Z. 22: *Johannes Falk (1768—1826), Theologe und klassischer Philologe, Satiriker, in Weimar mit Wieland, Goethe und dem Hof in Beziehung; August Twesten (1789—1876), evangelischer Theo-*

loge, Professor der Philosophie und Theologie in Kiel, 1835 Schleiermachers Nachfolger in Berlin.

S. 256, Z. 28—31: In deine ... fortzuphilosophieren, *aus RP, S. 21 (vgl. unten S. 282, Z. 16—19); nach Gelzer (1849), S. 138.*

S. 257, Z. 3—4: wie Alles ... hinauslaufe, *nach Gelzer (1849), S. 129.*

S. 257, Z. 27—28: der sich selbst ... athmen, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 160, Z. 22—24.*

S. 258, Z. 12—14: wie aus ... sieht, *nach Gervinus, Bd 5, S. 221.*

S. 258, Z. 17—29: Der Mensch ... zu dringen, *Zusammenstellung verschiedener Zitate aus HKA, Bd 8/2, S. 156, 158 (dort z. T. nicht als Zitate ausgewiesen); nach Gelzer (1849), S. 245, 263, 262.*

S. 259, Z. 5—7: Mein Innerstes ... keines, *aus HKA, Bd 8/2, S. 166, Z. 10—12; nach Gelzer (1849), S. 274.*

S. 259, Z. 19 — S. 260, Z. 2: Verjage ... halten, *Zusammenstellung von drei Schiller-Zitaten mit verbindendem Text, nach Gelzer, S. 246, 247 und 251.*

S. 260, Z. 22—23: In ... Sterne, *Schiller: „Die Piccolomini" II/6.*

S. 260, Z. 29: philosophischen Flegeljahre, *nach Jean Paul: „Flegeljahre. Eine Biographie" (1804—5). Theodor Mundt verwendet in „Moderne Lebenswirren" (1834) das Wort erstmals für gesellschaftliche Zustände; er meint, daß jede Nation ihre liberalen Flegeljahre (S. 31) gehabt haben müsse.*

S. 261, Z. 8 — S. 262, Z. 4: Ich werde ... Einfache, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 19, Z. 34 — S. 20, Z. 30, z. T. schon in RP, S. 27—29 (vgl. unten S. 286, Z. 35 — S. 287, Z. 30); S. 261, Z. 8—15:* Ich werde ... werden, *nach Gelzer, S.240.*

S. 261, Z. 31—32: Liebling der Nation, *vgl. Gervinus, Bd 5, S. 406:* Dem Deutschen, wie uns aus früheren Zeichen unserer Geschichte klar ist, ist sie *(Verbindung von Philosophie und Poesie, von Gedanken und Bild, von Reflexion und Anschauung)* vorzugsweise eigen; der Hang zur Abstraktion, das Streben, Empfindungen mit Ideen zu paaren, ist ihm natürlich, und es ist charakteristisch genug, daß dieser Dichter der Liebling des Volkes ward, der jene Verbindung am innigsten knüpfte, der das Band zwischen der Dreiheit: Wahr und Schön und Gut, am engsten schürzte, die im Munde der Nation ein Sprichwort geworden ist. *Ähnlich: Menzel, Bd 4, S. 110—11; Vilmar, Bd 2, S. 245; Hüppe, S. 197; Gelzer, S. 213. — Kritischer wird Schiller gesehen von J. A. Brühl, Geschichte der deutschen Literatur, Frankfurt/M. 1852, S. 252 bis 53:* ... das seine Poesie keine Tochter der Religion war, führt sie nicht zur Quelle des Lichtes und der Wahrheit, die er selbst außerhalb der Offenbarung „aus Religion" suchte u. in die Verfeinerung des Schönheits- u. Kunstsinnes, wie G ö t h e, setzte; darum erscheint denn auch seine Dichtung bei tieferer Prüfung zumeist als Wortschimmer,

als krystallhelle, kalte Phrase, deren Pathos den Leser zauberhaft bannt, obgleich sie, wie Jean Paul zunächst von dem geschraubten Drama „Don Carlos" sagt, „glänzend u. hohl wie ein Leuchtthurm" ist.

S. 262, Z. 12—16: sie mag ... sein, *Übernahme aus HKA, Bd 8/2, S. 168, Z. 11—15; nach Gervinus, Bd 5, S. 114.*

S. 262, Z. 16—17: und ... Natur, *nach Gelzer, S. 269 und Gelzer (1849), S. 363.*

S. 262, Z. 24: Lebe ... leben, *nach Gelzer (1849), S. 386.*

S. 262, Z. 28—30: Daher ... Natur, *nach Gervinus, Bd 5, S. 302.*

S. 262, Z. 33 — S. 263, Z. 26: und bemitleidet ... Macchiavelli, *z. T. wörtlich nach HKA, Bd 8/2, S. 170 f; E. folgt Gelzers Vergleich zwischen Lavater und Goethe; Gelzer (1849), S. 365—75. Ein Teil der Zitate, die E. hier von Gelzer übernimmt, wird indirekt wiedergegeben.*

S. 263, Z. 5—10: Nur ... anbeten, *Zitat nach Gervinus, Bd 5, S. 302.*

S. 263, Z. 17: ausgemachten Heiden, *vgl. Gelzer (1849), S. 371, der sich vor allem auf zwei Stellen in Goethes Briefen beruft, und zwar:* Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, doch ein dezidirter Nichtchrist bin, so haben mir Dein Pilatus usw. widrige Eindrücke gemacht. *(An Lavater, 29. Juli 1882; WA, Briefe, Bd 6, S. 20).* — Ich wohne gegen der Kirche über; das ist eine schreckliche Situation für einen der weder auf diesem noch auf jenem Berge betet, noch vorgeschriebene Stunden hat, Gott zu ehren *(An Frau von Stein, 12. Mai 1782; WA, Briefe, Bd 5, S. 327). Gelzer weicht geringfügig vom Text der Weimarer Ausgabe ab.*

S. 263, Z. 29: lucus a non lucendo, *geflügeltes Wort, das auf Quintilian und den etymologisch nicht haltbaren Versuch zurückgeht, die Bezeichnung einer Sache aus dem Gegensatz der Sache abzuleiten: lucus (Hain) heißt so, weil er durch Schatten verdunkelt, also nicht Licht (lucere) ist.*

S. 266, Z. 19 — S. 267, Z. 7: Es ist ... verkörpere, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 19, Z. 7—30 und RP, S. 26 (vgl. unten, S. 286, Z. 10—32).*

S. 266, Z. 27: gesunden, *in der Vorlage* gesundern *(wohl Druckfehler).*

S. 267, Z. 1: Empyreum *(griech.) ist in der antiken und scholastischen Philosophie der oberste (Feuer)himmel, der Ort des Lichtes, bei Dante der Aufenthaltsort der Seligen und in der christlichen Philosophie der Ort des Lichtes, der Himmel.*

S. 267, Z. 8—26: Schiller ... bringen, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 21, Z. 3—21.*

2. Teil

S. 268, Z. 1: *Vor Kapitel VII befinden sich in der Originalausgabe zwei Blätter, eines trägt den vollen Titel des Werkes und den Vermerk* Zweiter Theil, *das andere bringt das Inhaltsverzeichnis des zweiten Teils. Der Text beginnt mit Seite 1; die beiden Teile der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" wurden getrennt paginiert.*

S. 268, Z. 3 — S. 288, Z. 2: In . . . befreite *(Text der Ausgabe von 1857, in größerem Druck), Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 21, Z.23 bis S. 24, Z. 28 (Aufsatz: „Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland") mit folg. wichtigeren Veränderungen: S. 268, Z. 3—4:* hervorragendsten Vorgänger *statt* Vorgänger *(S. 21, Z. 23); S. 268, Z.5: vor* bis *ausgelassen* Lenz, Heinse, Klinger, Nicolai, Wieland, Voß, Lafontaine, Tiedge, Iffland, Kotzebue, Mathison und Salis *(S. 21, Z. 24—26); S. 269, Z. 4:* deutschen *statt* protestantischen *(S. 22, Z. 1); S. 270, Z. 2—3: nach* unternahm *ausgelassen* muthig *(S. 22, Z. 5); S. 273, Z. 3:: vor* andern *ausgelassen* ganz *(S. 22, Z. 21); S. 275, Z. 3: nach* suchten *ausgelassen* So viel zur Einleitung in diese neue Periode des deutschen Geistes, die der Gegenwart schon so weit entschwunden und vielfach so räthselhaft und unerklärlich scheint *(S. 22, Z. 31—33); S. 275, Z. 3:* doch selbst *statt* selbst *(S. 22, Z. 34); S. 275, Z. 3: vor* das *ausgelassen* die Romantik *(S. 22, Z. 34); S. 278, Z. 1:* neuern *statt* modernen *(S. 23, Z. 11); S. 278, Z. 4:* Inhalt *statt* Gehalt *(S. 23, Z.15); S. 285, Z. 2:* alten *statt* einsamen *(S. 24, Z. 13); S. 287, Z. 1:* galt *statt* gab *(S. 24, Z. 22, schon dort als Druckfehler ausgewiesen).*

S. 268, Z. 7 — S. 291, Z. 36: Vorwort *und* Einleitung *(S. IV, 1—34: der Schrift „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" (1847) werden in kleinerer Schrift wiedergegeben. Von S. 291, Z. 17 — S. 475, Z. 21 sind der Text der Schrift von 1847 und der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (1857) identisch.*

S. 268, Z. 12: neuere Romantik, *vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 27.*

S. 268, Z. 29 — S. 281, Z. 23: Noch ist . . . fortklingt *(Text der Ausgabe von 1847, in kleinerem Druck), Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 5, Z. 4 — S. 19, Z. 2 mit geringfügigen Änderungen: S. 272, Z. 6—7:* kommode *statt* bequem *(S. 8, Z. 28); S. 275, Z. 13: nach* ihm *ausgelassen* in seiner gutmüthigen Pedanterie *(S. 12, Z. 10—11); S. 275, Z. 35:* altmodische *statt* altfränkische *(S. 12, Z. 34—35); S. 275, Z. 37:* glatten *statt* platten *(S. 13, Z. 2); S. 280, Z. 17—21:* Das höchste . . . kann,*eingefügt. — Der größte Teil dieses Abschnittes der Schrift von 1847 wurde an verschiedenen Stellen in den 1. Teil der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (1857) eingearbeitet, vgl. S. 231, Z. 3—30; S. 237, Z. 9—33; S. 234, Z. 6—10; S. 248, Z. 9—14; S. 244,*

Z. 23 — S. 245, Z. 10; S. 245, Z. 20 — S. 248, Z. 23; S. 224, Z. 19 — S. 228, Z. 29.

S. 268, Z. 30: Rakette, *ähnlich sieht E. den Lebensweg Romanas in „Ahnung und Gegenwart", die das Dämonisch-Magisch-Gefahrvolle der Romantik verkörpert:* so möchten wir dagegen Romanas rasches Leben einer Rakete vergleichen, die sich mit schimmerndem Geprassel zum Himmel aufreißt und oben unter dem Beifallsklatschen der staunenden Menge in tausend funkelnde Sterne ohne Licht und Wärme prächtig zerplatzt *(HKA, Bd 3, S. 206, Z. 15—19). Vgl. dasselbe Bild in „Erlebtes" im Zusammenhang mit dem Lebensweg bestimmter Adliger:* So ein Lebenslauf verpuffte rasch wie ein prächtiges Feuerwerk mit Geprassel, leuchtenden Raketen und sprühenden Feuerrädern, bis zuletzt plötzlich nur noch die halbverbrannten dunklen Gerüste dastanden; und das verblüffte Volk rieb sich die Blendung aus den Augen und lachte auseinanderlaufend über den närrischen Spaß *(HKA, Bd 10, S. 395, Z. 8—13).*

S. 269, Z. 5 — S. 270, Z. 2: sichtbar — unsichtbar, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 13.*

S. 269, Z. 10: Reichthum, Schuld und Buße, *vgl. den Titel von Arnims Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores", 2 Bde, Berlin 1810. Auch der erste Abschnitt von E.s Schrift „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg" trägt den Titel* Größe, Schuld und Buße *(HKA, Bd 10, S. 3, Z. 3).*

S. 269, Z. 29: Prometheusjugend, *Stürmer und Dränger.*

S. 269, Z. 31: Convenienz, *vgl. die Anm. zu S. 230, Z. 9.*

S. 270, Z. 3: Allegorie und Symbolik, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 8—9.*

S. 270, Z. 10—11: Naturalisten, *das Wort ‚Naturalismus' hatte zur Zeit E.s nicht die Bedeutung von treuer Wiedergabe der Wirklichkeit (dafür hatte man u. a. das Wort ‚Natürlichkeit'), es verwies vielmehr auf das Bestreben, der Gesetzlichkeit der Natur, dem Trieb, dem Instinkt und dem unbedingten Freiheitsbedürfnis zu folgen. Rosenkranz („Goethe und seine Werke", 1847, S. XX) spricht von Goethes Sturm-und-Drang-Periode als* genialem Naturalismus. *Gelzer verwendet den Begriff N. auch für Dichter, die er dem aufklärerischen Nützlichkeitsideal verfallen sieht (Gelzer 1847, S. 173, 342: Wieland, Hagedorn, Gleim u. a.).*

S. 270, Z. 13: Bundes-Eiche, *vgl. die Anm. zu S. 230, Z. 27.*

S. 270, Z. 16: Scherbenbeet, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 14.*

S. 270, Z. 18: Alongenperücke, *vgl. die Anm. zu S. 103, Z. 20.*

S. 270, Z. 24: Menoza, *in der Vorlage Mendoza (Druckfehler).*

S. 270, Z. 25: „England", *vgl. die Anm. zu S. 231, Z. 5.*

S. 270, Z. 28: Heinse, *vgl. die Anm. zu S. 231, Z. 18.*

S. 270, Z. 37: fragt er, *vgl. die Anm. zu S. 232, Z. 5.*

S. 271, Z. 23—24: *Friedrich Nicolais (1733—1811) „Allgemeine Deutsche Bibliothek" (1765—1805) war die führende Rundschau über das dichterische und gelehrte Schaffen der Zeit. Dem Geist der Aufklärung entsprechend richtete sich das Programm gegen Intoleranz, Gewissenszwang und Bevormundung jeder Art. Die ‚natürliche Religion' sollte darin gegen die Orthodoxie verteidigt werden.*

S. 271, Z. 30: *Johann Georg Sulzer (1720—79) wirkte in seiner Zeit vor allem durch seine „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (1771 bis 74).*

S. 271, Z. 37: Trachtet nach . . ., *frei nach Matth. 6, 33.*

S. 272, Z. 18—28: Der Gehorsam . . . auszuschlürfen, *4 Zitate nach Gelzer, S. 82—83.*

S. 272, Z. 30—31: juste milieu, *vgl. die Anm. zu S. 160, Z. 1.*

S. 272, Z. 34—35: Schleiermacher . . . sagt, *nach Gelzer (1847), S. 360.*

S. 272, Z. 36: haut goût fin, *stark gewürzt; bei E. für jene süßliche Schärfe, die Fäulnis mit sich bringt:* ekelhaften Feinschmeckern, deren überreizter Gaumen nur noch durch den haut goût der Fäulnis zu kitzeln ist *(HKA, Bd 8/2, S. 401, Z. 21—22); in der Vorlage* gout.

S. 272, Z. 37—38: Allgemeine, *in der Vorlage* Allgemein *(Druckfehler).*

S. 273, Z. 11: *Johann Heinrich Voß (1751—1826); vgl. HKA, Bd 10, S. 433, Z. 16—27.*

S. 273, Z. 16: Landdichter, *vgl. die Anm. zu S. 243, Z. 32.*

S. 273, Z. 16—20: die Sitten . . . beizubringen, *in HKA, Bd 8/1, S. 10, Z. 7—11 als Zitat ausgewiesen.*

S. 273, Z. 21: Tugendleben, *in der Vorlage* Jugendleben *(Druckfehler).*

S. 273, Z. 28: sassischen Bauern, *vgl. die Anm. zu S. 244, Z. 32.*

S. 273, Z. 34—35: Der . . . Gott! *Vgl. die Anm. zu S. 245, Z. 4—5.*

S. 273, Z. 38: Pferdeknechts-Idyllen, *vgl. die Anm. zu S. 245, Z. 8—9.*

S. 274, Z. 17: Lafontaine, *vgl. die Anm. zu S. 216, Z. 16.*

S. 274, Z. 18: Tiedge's Urania, *vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 7.*

S. 274, Z. 28: Langweiligkeit, *vgl. die Anm. zu S. 110, Z. 21.*

S. 274, Z. 35: Schiller . . . erklärte, *vgl. die Anm. zu S. 245, Z. 34.*

S. 274, Z. 38: Baßarie . . . Zauberflöte, *vgl. die Anm. zu S. 246, Z. 1—2.*

S. 275, Z. 4: Lied, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 26.*

S. 275, Z. 8: wie . . . Weltgeschichte, *vgl. die Anm. zu S. 246, Z. 7.*

S. 275, Z. 18—19: Verbrechen . . . Ehre, *vgl. die Anm. zu S. 246, Z. 30—31.*

S. 275, Z. 19: Salm, *vgl. die Anm. zu S. 246, Z. 31.*

S. 275, Z. 24: pleure, *in der Vorlage* pleurt *(Druckfehler).*

S. 276, Z. 2—3: und die Wipfel ... Stille, *Anklänge an E.s Gedicht* „Morgengebet", *HKA, Bd 1/1, S. 349:*

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ists noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

S. 276, Z. 7: Gurli, *vgl. die Anm. zu S. 247, Z. 21.*

S. 276, Z. 8: Rolla's Tod, *vgl. die Anm. zu S. 247, Z. 22.*

S. 276, Z. 17: 211 seiner Stücke, *vgl. die Anm. zu S. 247, Z. 33.*

S. 276, Z. 18: Eulaliahauben, *vgl. die Anm. zu S. 247, Z. 34.*

S. 276, Z. 23: Matthisson, *vgl. die Anm. zu S. 218, Z. 26.*

S. 276, Z. 23: Salis, *vgl. die Anm. zu S. 218, Z. 26.*

S. 277, Z. 7: Gervinus nennt, *vgl. die Anm. zu S. 224, Z. 32—33*

S. 277, Z. 35—36: Reimarus, *vgl. die Anm. zu S. 225, Z. 30.*

S. 277, Z. 36: Albrecht Thär, *vgl. die Anm. zu S. 225, Z. 31.*

S. 278, Z. 13—19: Ich hungere ... an mir, *vgl. die Anm. zu S. 226, Z. 9—16.*

S. 278, Z. 14: Erysichthon, *in der Vorlage* Erisichthon.

S. 278, Z. 22—25: Ich besorge ... soll, *nach Gelzer, S. 33.*

S. 278, Z. 27: neumodischen Theologen, *nach Gelzer, S. 34.*

S. 278, Z. 27—38: Man macht ... haben, *vgl. die Anm. zu S. 226, Z. 24 — S. 227, Z. 1.*

S. 279, Z. 3—4: daß Poesie nur durch Poesie recensirt werden könne, *vgl. F. Schlegel, Lyceum-Fragment 117:* Poesie kann nur durch Poesie kritisirt werden. *(F. Schlegel, Minor, Bd 2, S. 200, jetzt: F. Schlegel, Ausgabe, Bd 2, S. 162).*

S. 279, Z. 5: Tieck's Zerbino, *gemeint ist „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack" (1799). E. selbst hat sich in seinen satirischen Schriften in der Kunst, dichtend zu kritisieren, versucht. Über sein dramatisches Märchen „Krieg den Philistern!" schreibt Menzel:* Krieg den Philistern ... ist eine Nachahmung und ärgste Uebertreibung der von Tieck im Zerbino und in der verkehrten Welt beliebten Manier. *(Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung, Stuttgart 1859, Bd 3, S. 355).*

S. 279, Z. 7—17: Eine gewisse ... werde, *vgl. die Anm. zu S. 227, Z. 6—16.*

S. 279, Z. 28: Wenn Lessing ..., *vgl. die Anm. zu S. 227, Z. 28—29.*

S. 280, Z. 2: Triumphpforte, *als Antwort auf Kotzebues antiromantische Satire „Der hyperboreeische Esel oder Die heutige Bildung" (1799) verfaßte A. W. Schlegel das Stück „Ehrenpforte und Triumph-*

bogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr in's Vaterland" (1800—01).

S. 280, Z. 8—13: Ich habe ... läßt, *vgl. die Anm. zu S. 228, Z. 9—15.*

S. 280, Z. 14—27: Ohne Glauben ... anwandeln, *vgl. die Anm. zu S. 228, Z. 15—29.*

S. 280, Z. 31—32: daß ... sei, *nach Gelzer, S. 51—52.*

S. 281, Z. 4: Calderon, *vgl. dazu:* Mitten in der allgemeinen Misere der Kotzebueaden und Iffländerei eroberten sie sich kühn ganz neue Provinzen; gleichsam die Tragweite der Kunstwerke und des Publikums nach allen Seiten hin prüfend, brachten sie Calderon auf die Bühne, gaben den Alarcos und den Ion der Schlegel, Brentanos Ponce de Leon u. s. w. — *(HKA, Bd 10, S. 419, Z. 7—12).*

S. 281, Z. 12—19: Ob ... heißen, *nach Gelzer, S. 328—29.*

S. 281, Z. 24 — S. 285, Z. 40: Jacobi ... es hat *(Text der Ausgabe von 1847 in kleinerem Druck), Teile dieses Abschnitts der Schrift von 1847 wurden an verschiedenen Stellen in den ersten Teil der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (1857) eingearbeitet, vgl. S. 255, Z. 6—23; S. 256, Z. 15 — S. 257, Z. 8; S. 219, Z. 35 — S. 220, Z. 9 und S. 220, Z. 16 — S. 223, Z. 30.*

S. 281, Z. 29—38: Wahrhaft ...Schicksal, *vgl. die Anm. zu S. 255, Z. 13—23.*

S. 281, Z. 40 — S. 282, Z. 6: Licht ... verlöscht es, *vgl. die Anm. zu S. 256, Z. 16—18.*

S. 282, Z. 1—2: *Johann Joachim Eschenburg (1743—1820), „Shakespeares Theatralische Werke", 13 Bde, 1775—82; 3. Auflage, 12 Bde, 1798—1806.*

S. 282, Z. 5: Vorwurf, *vgl. Horn, S. 142—43, Gervinus, Tl 5, S. 733; Hallische Jahrbücher, Jg. 2, 1839, Sp. 2417—19.*

S. 282, Z. 7—9: Ich wünschte ... können, *nach Gelzer (1849), S. 139—40.*

S. 282, Z. 9—15: Mit mir ... nicht, *vgl. die Anm. zu S. 256, Z. 21* bis 27.

S. 282, Z. 16—19: In Deine ... fortzuphilosophieren, *vgl. die Anm. zu S. 256, Z. 28—31;* Falk und Twesten, *vgl. die Anm. S. 256, Z. 22.*

S. 282, Z. 25—26: wie Alles ... hinauslaufe, *nach Gelzer (1849), S. 129.*

S. 283, Z. 9: Ueberzeugung gesetzt, *vgl. die Anm. zu S. 219, Z. 34* bis 35.

S. 283, Z. 10—18: Kunstgeschwätz ... nur, *vgl. die Anm. zu S. 220, Z. 1—9.*

S. 283, Z. 22—25: Meine Seele ... begnügen, *vgl. die Anm. zu S. 220, Z. 19—22.*

S. 283, Z. 26—32: Ich halte ... in ihm, *vgl. die Anm. zu S. 220, Z. 24—30.*

S. 283, Z. 32—36: Ich verehre ... Christentums sein, *vgl. die Anm. zu S. 220, Z. 31—35.*

S. 283, Z. 40: Briefe an Stolberg, *vgl. die Anm. zu S. 221, Z. 4.*

S. 284, Z. 23—25: Religion ... hat, *vgl. die Anm. zu S. 221, Z. 24—26.*

S. 284, Z. 28: Jung-Stilling, *vgl. die Anm. zu S. 221, Z. 29.*

S. 284, Z. 32—33: unbekannten histerischen Mädchens, *vgl. die Anm. zu S. 221, Z. 34.*

S. 285, Z. 5 — S. 286, Z. 1: ... männliche Klagen und gewaltige Lieder, *E. spielt hier wohl auf Friedrich Schlegels Sprüche wie „Adels Sitte", „Deutschland", „Gesinnung des Königs", „Treue", „Deutscher Sinn" u. a. sowie auf „Roland. Ein Heldengedicht nach Turpius Chronik" an.*

S. 285, Z. 8—9: Dein Beten ... geschieht, *vgl. die Anm. zu S. 222, Z. 14—15.*

S. 285, Z. 14—16: Wenn ... genug, *vgl. die Anm. zu S. 222, Z. 32—34.*

S. 285, Z. 32—40: der Mensch ... hat, *vgl. die Anm. zu S. 223, Z. 21—30.*

S. 286, Z. 5 — S. 287, Z. 1: Spaziergänge europamüder Poeten, *gemeint sind wohl die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831) von Anastasius Grün.* — europamüd *war Schlagwort geworden für den Kulturpessimismus, der mit dem Byronschen Weltschmerz und dem Gefühl der Zerrissenheit Hand in Hand ging. Das Wort wurde von Heine geprägt. In den „Reisebildern IV" heißt es:* Des dumpfen abendländischen Wesens so ziemlich überdrüssig, so recht Europa-müde (1828) *(Ausgabe Elster, Bd 3, S. 494). 1850 ist das Wort bei E. im Gedichtfragment „Der Auswanderer" zu finden (SW, Bd 1, S. 252):*

Wir möchten gerne wissen,
Ob Sie vielleicht europamüd
Vom Weltschmerz so zerrissen?

Um 1840 ist das Wort häufig anzutreffen; vgl. HKA, Bd 8/1, die Anm. zu S. 24, Z. 21—22.

S. 286, Z. 6 — 291, Z. 36: Wir nennen ... befreite *(Text der Ausgabe von 1847 in kleinerem Druck), Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 19, Z. 3 — S. 24, Z. 28 mit folg. Änderungen: S. 286, Z. 37:* Kosten *statt* Unkosten *(S. 20, Z. 1); S. 287, Z. 16:* Sententiöse *statt* Sentenzen *(S. 20, Z. 14—15);* S. 288, Z. 18: deutschen *statt* protestantischen *(S. 22, Z. 1—2); S. 288, Z. 31: nach* unternahm *ausgelassen* muthig *(S. 22, Z. 5); S. 289, Z. 7:* mit jugendlich *statt* in jugendlicher *(S. 22, Z. 13—14); S. 289, Z. 10—11:* der Literatur *statt* den Literaturen *(S. 22, Z. 17—18);*

S. 289, Z. 26: vor das wunderbare Lied *ausgelassen* die Romantik *(S. 22, Z. 34); S. 289, Z. 37:* neuern *statt* modernen *(S. 23, Z. 11); S. 290, Z. 7:* Inhalt *statt* Gehalt *(S. 23, Z. 15). — Der Abschnitt S. 288, Z. 20 bis S. 291, Z. 36 (Text der Ausgabe von 1847 in kleinerem Druck) entspricht dem Anfang der Einleitung zum zweiten Teil der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (1857), vgl. S. 268, Z. 3 — S. 288, Z. 2 (Text der Ausgabe von 1857, in größerem Druck).*

S. 286, Z. 23: Symbolik, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 8—9.*

S. 286, Z. 26: Empyreum, *vgl. die Anm. zu S. 267, Z. 1.*

S. 286, Z. 35 — S. 287, Z. 8: Ich werde ... werden, *nach Gelzer, S. 240.*

S. 287, Z. 4: *Joseph Görres (1776—1848). Durch sein journalistisches Wirken, vor allem im „Rheinischen Merkur" (1814—16), den Napoleon als „fünfte Großmacht" bezeichnete, hatte er auf das Zeitgeschehen großen Einfluß.*

S. 287, Z. 4: *Heinrich Steffens (1773—1845), durch den Vater niedersächsisch-niederländischer und durch die Mutter dänischer Abstammung, hatte früh (1799) Verbindung mit den Romantikern. 1804 wurde er Professor in Halle, 1811 in Breslau, 1813 nahm er am Freiheitskrieg teil. Vgl. HKA, Bd 10, S. 414—15.*

S. 287, Z. 4: *Max von Schenkendorf (1783—1817) war in Zeitschriften und Vereinen unermüdlich für die Befreiung von der Fremdherrschaft tätig. Seine Freiheitslieder fanden weites Echo. 1813 trat er selbst in die Reihen der Freiheitskämpfer. Vgl. HKA, Bd 10, S. 64 und S. 435.*

S. 287, Z. 5: Raumer, *E. meint hier nicht den Geschichtsschreiber der Hohenstaufen Friedrich von Raumer, sondern dessen Bruder Karl Georg von Raumer (1783—1865), Professor für Naturgeschichte und Mineralogie, der 1813—14 begeisterter Freiheitskämpfer war, 1814 mit in Paris einzog und 1819 als Burschenschafter gemaßregelt wurde.*

S. 287, Z. 23: Liebling der Nation, *vgl. die Anm. zu S. 261, Z. 31—32.*

S. 288, Z. 3 — S. 290, Z. 5: Noch ist ... Umrissen, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 5, Z. 4—17; S. 288, Z. 3:* diese Romantik *statt* die moderne Romantik *(S. 5, Z. 4); S. 290, Z. 5: vor* Umrissen *ausgelassen* kurzen *(S. 5, Z. 16).*

S. 288, Z. 4: Rakete, *vgl. die Anm. zu S. 268, Z. 30.*

S. 288, Z. 13—14: Symbolik ... Allegorie, *vgl. die Anm. zu S. 12, Z. 8—9.*

S. 288, Z. 32: genügten, *in der Vorlage* gnügten.

S. 290, Z. 4: Reichthum, Schuld und Buße, *vgl. die Anm zu S. 269, Z. 10.*

S. 290, Z. 10—11: daß Poesie ... rezensirt werden könne, *vgl. die Anm. zu S. 279, Z. 3—4.*

S. 290, Z. 12: Tiecks Zerbino, *vgl. die Anm. zu S. 279, Z. 5.*

S. 290, Z. 14: Triumphpforte, *vgl. die Anm. zu S. 280, Z. 2.*

S. 290, Z. 16: Langweiligkeit, *vgl. die Anm. zu S. 110, Z. 21.*

S. 290, Z. 23: Eschenburgs und Wielands Versuche, *zu Eschenburg vgl. die Anm. zu S. 282, Z. 1—2; Christoph Martin Wieland, „Shakespeares theatralische Werke deutsch", 8 Bde, 1762—66.*

S. 290, Z. 30: Quietismus, *vgl. die Anm. zu S. 16, Z. 16.*

S. 290, Z. 40: Lieder, *vgl. die Anm. zu S. 285, Z. 5 — S. 286, Z. 1.*

S. 291, Z. 21: innere Geschichte, *der Untertitel von Gelzers Literaturgeschichte (vgl. Literaturverzeichnis S. 496) lautet:* Zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus. *Die wörtliche Anspielung blieb dem Zeitgenossen wohl nicht verborgen; sie weist auf das Ziel von E.s Schrift hin.*

S. 291, Z. 24: Novalis, *aufgrund des nachfolgenden Zitate-Bestandes läßt sich mit großer Sicherheit annehmen, daß E. bei der Niederschrift des Abschnittes über Novalis neben Gelzer (1849) die Novalis-Ausgaben von 1826 und 1846 vorlagen.*

S. 291, Z. 30: Spaziergänge europamüder Poeten, *vgl. die Anm. zu S. 286, Z. 5 — S. 287, Z. 1.*

S. 291, Z. 33: Steffens, *vgl. die Anm. zu S. 287, Z. 4.*

S. 291, Z. 34: Raumer, *vgl. die Anm. zu S. 287, Z. 5.*

S. 292, Z. 3—28: rastlos ... Trotz, *aus „Die Christenheit oder Europa. Ein Fragment" (1799 geschrieben, 1826 erstmals veröffentlicht), Novalis, Werke, Tl 1, S. 199—200 mit geringfügigen Änderungen.*

S. 292, Z. 32 — S. 293, Z. 4: Helft ... um, *Novalis, Werke, Tl 1, S. 178 („Heinrich von Ofterdingen", dort eine Strophe).*

S. 293, Z. 14—22: Längst ... verkündigen, *Novalis, Werke, Tl 1, S. 201 („Die Christenheit oder Europa"); Z. 20: nach* tonangebendes *eingefügt* und *(Novalis, S. 201).*

S. 293, Z. 27 — S. 294, Z. 4: daß ... heraus, *Novalis, Werke, Tl 1, S. 201 („Die Christenheit oder Europa"). Zitat auch bei Gelzer, aber dort Auslassungen.*

S. 294, Z. 4—10: In ... wird, *nach Gelzer, S. 393; dort als 2 Zitate ausgewiesen. Z. 6: nach* gelassen hat *schon bei Gelzer ausgelassen* und zwar nicht in einer Person, sondern in allen ihren unzähligen individuellen Gestalten. *(Novalis, Werke, Tl 1, S. 202; „Die Christenheit oder Europa").*

S. 294, Z. 15—27: Ruhig ... sehen, *Novalis, Werke, Tl 1, S. 201—2 („Die Christenheit oder Europa"); Z. 27:* belohnt *statt* gelohnt *(Novalis, S. 202).*

S. 294, Z. 27—28: Haben ... Organ? *Novalis, Werke, Tl 1, S. 207* („Die Christenheit oder Europa").

S. 294, Z. 31—32: der König ... ist, *Novalis, Schriften, Tl 3, S. 208 (Fragmente).*

S. 294, Z. 33 — S. 295, Z. 10: Man ... Natur, *Novalis, Schriften, Tl 3, S. 209—10 (Fragmente).*

S. 295, Z. 14—33: Zuerst ... schwanken, *Novalis, Schriften, Tl 3, S. 217—18; Z. 23: nach* Wahrheit *ausgelassen* allgemein.

S. 295, Z. 35 — S. 296, Z. 2: wenn ... Regent! *Novalis, Schriften, Tl 3, S. 218—19; S. 296, Z. 2: nach* Regent *Ausrufungszeichen* statt *Fragezeichen.*

S. 296, Z. 3—28: Sollte ... versöhnen, *Zitatkompilation nach Gelzer, S. 394—95; E. folgt in der Anordnung Gelzer gegen Novalis; er fügt aber zusätzlich Textstellen aus „Die Christenheit oder Europa" ein: Z. 3—6:* sollte ... sein? *Novalis, Werke, Tl 1, S. 206; — Z. 6—7:* Alte ... begriffen, *Gelzer, S. 394; Novalis, S. 206 (bei Novalis vor dem ersten Zitat); — Z. 7—10:* Es ... lösen, *Gelzer, S. 394; Novalis, S. 206 (folgt bei Novalis auf das erste Zitat); — Z. 10—11:* Auf ... denkbar, *Gelzer, S. 394; Novalis, S. 206—7; Z. 10:* Cabinette *statt* Kabinetter *(bei Gelzer und Novalis); — Z. 11—18:* Beide ... Jungen, *Gelzer, S. 394; Novalis, S. 207; — Z. 18:* Keine ... vernichten, *Gelzer, S. 394; Novalis, S. 207; — Z. 18—28:* Der Krieg ... versöhnen, *Gelzer, S. 394—95; Novalis, S. 207; mit folg. Änderungen: Z. 22—23:* umhertreibt *statt* herumtreibt; *Z. 24:* Vermischung *statt* Mischung; *Z. 24:* Worte *statt* Werke; *Z. 28:* versöhnen *statt* sichern.

S. 296, Z. 35 — S. 297, Z. 13: Mit Recht ... erklärt, *Zitatkompilation nach Gelzer, S. 391—92; Novalis, Werke, Tl 1, S. 194—95 („Die Christenheit oder Europa").*

S. 297, Z. 16 — S. 298, Z. 12: Der gelehrte ... war, *Novalis, Werke, Tl 1, S. 198—99 („Die Christenheit oder Europa"). S. 297, Z. 18: nach* that sich *ergänzt* nach der Reformation besonders in späteren Zeiten; *S. 297, Z. 19: vor* mehr *ausgelassen* immer; *S. 297, Z. 20:* Geschichte *statt* Geistlichkeit; *S. 297, Z. 25: nach* heben. *ausgelassen* Ueberall litt der heilige Sinn unter den mannigfachen Verfolgungen seiner bisherigen Art, seiner zeitigen Personalität; *S. 298, Z. 5: nach* sei. *bei Novalis* neuer Abschnitt; *S. 298, Z. 10: vor* Mystagogen *ausgelassen* ihre.

S. 298, Z. 20—26: Luther ... wird, *Gelzer, S. 392; Novalis, Werke, Tl 1, S. 195 („Die Christenheit oder Europa"); schon bei Gelzer folg. Änderung: Z. 23: vor* wurde *ergänzt* dadurch.

S. 298, Z. 26—28: Der ... Buchstabe, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 197 (Fragmente).*

S. 298, Z. 28 — S. 299, Z. 5: Dem ... Heiden, *Zitatfolge nach Gelzer, S. 392; Novalis, Werke, Tl 1, S. 195 und S. 196 („Die Christenheit oder Europa"), mit Auslassungen.*

S. 299, Z. 9 — S. 300, Z. 9: Es ... Zeiten, *Zitatkompilation nach*

Gelzer, S. 389—90; Novalis, Werke, Tl 1, S. 189—92 mit folg. Änderungen (schon bei Gelzer): S. 299, Z. 18: nach bereitet *ausgelassen* und jeder Fehltritt durch sie vergeben, jede mißfarbige Stelle des Lebens durch sie ausgelöscht und geklärt; *S. 299, Z. 10: vor* Welttheil *ausgelassen* menschlich gestalteten.

S. 300, Z. 11—17: angewandtes ... Verfassung, *Novalis, Werke, Tl 1, S. 208; Z. 12: nach* Glaube. *ausgelassen* die letzte dieser Gestalten.

S. 300, Z. 29—35: Die ... werden, *Novalis, Werke, Tl 1, S. 208 (dort umgekehrte Zitatfolge); mit folg. Änderung (die sich auch bei Gelzer, S. 395, findet, Zitat 2 nicht bei Gelzer): Z. 29—32:* Die ... aufnimmt, *nach Gelzer, S. 395; im Gegensatz zu Novalis nach* aufnimmt *ausgelassen* und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.

S. 301, Z. 2: asthenisch, *schwach, kraftlos.*

S. 301, Z. 10—12: Religionslehre ... ist, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 194 (Fragmente).*

S. 301, Z. 12—21: das ... Naturpoesie, *Zitate aus „Ofterdingen", Novalis, Werke, Tl 1, S. 107, 113, 114; Z. 16: vor* Abgemessenheit *ausgelassen* feiner; *Z. 20—21: vor* die Liebe *Satzbeginn mit* Oder.

S. 301, Z. 21—28: Poesie ... überhaupt, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 163 (Fragmente); Z. 24: vor* Unbekannte *ausgelassen* Eigenthümliche, Personelle; *Z. 25: nach* Offenbarende *ausgelassen* das Nothwendig-Zufällige.

S. 302, Z. 4: er hatte den Plan, *vgl. dazu Tiecks Nachwort zum „Ofterdingen":* Es war die Absicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch sechs Romane zu schreiben, in denen er seine Ansichten der Physik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe, so wie im Ofterdingen die der Poesie niederlegen wollte. *(Novalis, Werke, Tl 1, S. 172).*

S. 302, Z. 7: sagt Adam Müller, *in den „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur" (1806), S. 74 (5. Vorlesung):* Novalis ... beschloss, mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend, die Welt zu erobern.

S. 302, Z. 22—33: Wenn ... fort, *Novalis, Werke, Tl 1, S. 173—74 (Ofterdingen).*

S. 302, Z. 35—36: Tieck ... berichtet: Hier *(unterirdisches Land, das der Kaiser Ofterdingen zeigt)* ist die christliche Religion mit der heidnischen ausgesöhnt *(Novalis, Werke, Tl 1, S. 182).*

S. 303, Z. 5—17: Gleich ... Erscheinungen, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 26, Z. 15—26, mit folg. Änderungen: Z. 5: vor* das *gestrichen* aber; *Z. 5: nach* Christenthum *ausgelassen* dessen leuchtende Er-

scheinung ... schildert; Z. *7: nach* Gottes *ergänzt* das diesseitige Leben nur als eine Aufgabe; Z. *7—8: nach* betrachtet *ergänzt* deren Lösung in eine andere Welt hinüberreicht; Z. *9: nach* Poesie *ergänzt* durchaus; Z. *12:* bei ihm überall *statt* in seinen Dichtungen; Z. *16: vor* Vorliebe *ergänzt* scharfsinnige; Z. *16—17:* Uebersinnliche, Mystische, Symbolische der Erscheinungen *statt* Mährchen.

S. 303, Z. 9—11: Poesie der Zukunft und der Sehnsucht ... Heimweh, *mit den Worten* Zukunft, Sehnsucht, Heimweh *faßt E. die Wesenszüge der neueren Romantik zusammen. Vgl. dazu den Brief Jarckes an E. vom 10. 12. 1847 (HKA, Bd 13, S. 170, Z. 16—21):* Daß die Protestanten in dem Negationsprozesse und im Abfall dem Katholizismus voran gingen, liegt in der Natur der Sache, darum mußte auch bei den edleren und tieferen Gemütern gerade unter den Protestanten die Sehnsucht nach der alten Heimat sich am ersten zeigen.

S. 303, Z. 17—20: und so ... erklingt, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 26, Z. 35 — S. 27, Z. 4; Z. 17:* und so endlich wird *statt* So auch wurde; Z. *17: vor* die Liebe *ergänzt* auch; Z. *20;* erklingt *statt* anklingt.

S. 303, Z. 21—28: Ich ... steht, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 34 (aus „Geistliche Lieder XV, Marienlieder"); Gelzer, S. 388—89.*

S. 303, Z. 35 — S. 304, Z. 20: Also ... Umlaufs, *Zitatkompilation aus Novalis, Werke, Tl 1, S. 169, S. 169—70 (Ofterdingen).*

S. 306, Z. 4—11: Das ... Gemeinde, *Novalis, Werke, Tl 1, S. 207 („Die Christenheit oder Europa"); Z. 11: nach* ewigen *bei Novalis* unaussprechlich glücklichen; v*gl. auch HKA, Bd 8/1, S. 27, Z. 23—30.*

S. 306, Z. 18—27: Indem ... Religion, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 193—94 (Fragmente); Z. 23: nach* Gottheit ist *ausgelassen* daher ächte Gottesfurcht alle Empfindungen und Neigungen umfaßt.

S. 306, Z. 27—31: Der ... Einzelnen, N*ovalis, Werke, Tl 2, S. 174 (Fragmente).*

S. 306, Z. 31 — S. 307, Z. 4: Wem ... bleibt? *Zitat nach Gelzer, S. 400; Novalis, Werke, Tl 2, S. 73 („Die Lehrlinge zu Sais"), mit folg. Änderungen, die sich schon bei Gelzer finden: S. 306, Z. 34: nach* Gefühl *ausgelassen* wofür die Sprache keine andere Namen hat, als Liebe und Wollust; *S. 306, Z. 34: nach* wie ein *ausgelassen* gewaltiger; *S. 307, Z. 3: nach* nichts *ausgelassen* als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft; *S. 307, Z. 3: vor* ein verschluckender *ergänzt* als.

S. 307, Z. 7—19: eine ... wird, *Novalis, Werke, Tl 1, S. 204 („Die Christenheit oder Europa") und Gelzer, S. 396—97 (bald mehr, bald weniger als Gelzer), mit folg. Änderungen, die sich auch bei Gelzer finden: Z. 11: nach* zugleich *ausgelassen* Wer fühlt sich nicht mit süßer Schaam guter Hoffnung? Z. *12: nach* Vaters *ausgelassen* eine neue

goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine profetische wunderthätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit sein; *Z. 12: nach* Versöhnungszeit *ergänzt* sein; *Z. 13: nach* Menschen *ausgelassen* einheimisch.

S. 307, Z. 22 — S. 308, Z. 4: Wenn . . . verkennen, *Novalis, Schriften, Tl 3, S. 38—39, mit folg. Abweichungen: S. 307, Z. 25:* geneigt *statt* geneigter; *S. 307, Z. 31:* also wahrhaftig *statt* wahrhaftig also; S. *307, Z. 32:* auf diesem *statt* aus diesem, *das Zitat steht in dem Bericht: „Ueber das Leben Friedrichs von Hardenberg" (Unterzeichnet mit Just). Just zitiert aus einem Brief vom 26. 12. 1798 aus Freiberg.*

S. 308, Z. 13—15: Wenn . . . Natur, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 117 (Fragmente).*

S. 308, Z. 16—19: Gott . . . werden, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 186 (Fragmente); Z. 16: vor* trennen *ausgelassen* also.

S. 308, Z. 22—26: daß . . . ansehe, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 190 (Fragmente); Z. 24: nach* bestehe *bei Novalis neuer Abschnitt.*

S. 308, Z. 29 — S. 309, Z. 6: Ein . . . kaum, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 16—17 (aus dem 1. der „Geistlichen Lieder"); Vers 1—4 bei E. entspricht Strophe 6, Vers 1—4 bei Novalis; Vers 5—6 bei E. entspricht Strophe 8, Vers 1—2 bei Novalis und Vers 7—14 bei E. entspricht Strophe 9 bei Novalis.*

S. 309, Z. 7—11: Die . . . Liebe, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 195 (Fragmente).*

S. 309, Z. 17—25: Die . . . Welt, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 188 (Fragmente); Gelzer, S. 402; E. übernimmt dessen Sperrung in Z. 19.*

S. 309, Z. 26—32: Man . . . Zeit, *Novalis, Werke, Tl 2, S. 196—97 (Fragmente) mit Auslassungen, die nur z. T. denen Gelzers, S. 402, entsprechen.*

S. 309, Z. 32—34: Auf . . . sein, *Novalis, Schriften, Tl 3, S. 73 (Tagebuchnotiz).*

S. 309, Z. 35: Gebet . . . Arzenei, *Novalis, Schriften, Tl 3, S. 78 (Tagebuchnotiz).*

S. 309, Z. 35 — S. 310, Z. 1: Des . . . meinige, *Novalis, Schriften, Tl 3, S. 76 (Tagebuchnotiz).*

S. 310, Z. 1—3: Selbst . . . ruft, *Novalis, Schriften, Tl 3, S. 65 (Tagebuchnotiz).*

S. 310, Z. 25—26: Schleiermacher . . . nachgerufen, *nach Gelzer, S. 403; das folg. Zitat stammt aus der 2. Rede „Ueber das Wesen der Religion" (1821, S. 69). Gelzer und E. weichen ab: Z 26: nach* schweigend *ausgelassen* denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte; *Z. 27: nach* euch *ausgelassen* statt alles andern; *Z. 27: nach* hinweisen *ausgelassen* auf ein herrliches Beispiel, das Ihr alle kennen solltet eben so gut als jenes; *Z. 30: nach* ihr *ausgelassen* wiewol er kaum mehr als

die ersten Laute wirklich ausgesprochen hat; *S. 311, Z. 1—2:* für beide Welten (Philosophie und Kunst, *von E. eingefügt)* gefeiert werden *statt* Auferstehung gefeiert werden für beide Welten. *In einer Anm. auf S. 178 fügt Schleiermacher hinzu:* Diese Stelle über den verewigten Novalis ist erst in der zweiten Ausgabe hinzugekommen.

S. 311, Z. 4—31: Jenen . . . Kunst, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 28, Z. 8—35 mit Umstellungen und geringfügigen Änderungen.*

S. 311, Z. 6: *Wilhelm Heinrich Wackenroder (1773—1798). Der Roman „Franz Sternbalds Wanderungen" (1798) ist von Ludwig Tieck. Da zumindest für den ersten Teil des Romans häufig Wackenroder als Verfasser genannt wurde, hat Tieck 1843 in der Nachrede zum zweiten Teil der Neuausgabe („Schriften", Bd 16) zu dieser Frage Stellung genommen und geschrieben:* es rührt ganz, wie es da ist, von mir her. — *Im Tagebuch bezeichnete E. Tieck als Verfasser, am 13. August 1805:* Um diese Zeit auch meine Morgenspaziergänge auf den gibichensteiner Felsen mit Sternbalds Wanderungen v. Tiek. *(HKA, Bd 11, S. 107, Z. 1—3; vgl. S. 194, Z. 40). Zu Wackenroder vgl. HKA, Bd 10, S. 435. — Die folg. Zitate wurden mit geringfügigen Änderungen den „Herzensergießungen" (1797, S. 131—33) oder Gelzer, S. 404, entnommen.*

S. 311, Z. 25: verhüllter Engel, *Herzensergießungen, S. 135—36:* Darf er wohl die dunkeln Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns herniedersteigen, hochmütig von sich weisen?

S. 312, Z. 11—12: Luft in Luft malen, *vgl. HKA, Bd 12, S. 4—5 und Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik", § 2.*

S. 312, Z. 12—13: „Sternbaldisiren", *Goethe spricht vom* klosterbrudrisirenden, sternbaldisirenden Unwesen *(Goethe, WA, Bd 48, S. 122).*

S. 312, Z. 25—26: durch . . . Blutstropfen, *wohl Anspielung auf eine Stelle in den „Herzensergießungen", S. 186.*

S. 312, Z. 28 — S. 314, Z. 30: Ich . . . vorkömmt, *Herzensergießungen, S. 186—92, mit geringfügigen Abweichungen.*

S. 315, Z. 2—20: aus . . . beseitigt, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 29, Z. 1—19, mit geringfügigen Änderungen.*

S. 315, Z. 3: deutsch-romantische Malerschule, *gemeint ist die Gemeinschaft der Nazarener, die sich um Overbeck in Rom bildete.*

S. 315, Z. 23 — S. 316, Z. 6: Der . . . Schlegel, *A. W. Schlegel, Bd 1, S. 303; S. 315, Z. 23:* Städte *statt* Stätte.

S. 316, Z. 26 — S. 317, Z. 25: Ich . . . Ithaque! *Oeuvres de M. Auguste – Guillaume de Schlegel écrites en francais et publiées par Edouard Böcking. Bd 1, Leipzig 1846, S. 189—94. Die Übersetzungen der französischen Abschnitte lauten: S. 316, Z. 33—34: es war eine Vorliebe des Künstlers; S. 317, Z. 1—2: Novalis (kühner Denker, wahrsagerischer, schließlich hellseherischer Träumer); S. 317, Z. 3—16: Wie ein*

Zugvogel, der müde vom Flug über den riesigen Ozean, sich auf eine kleine grünende Insel niederläßt und hier sein ehemaliges Vaterland und die ferne Gegend vergißt, die er hatte erreichen wollen. Immer zahlreicher fanden Konversionen statt. — Was mich betrifft, so hatte ich niemals ernsthaft die Absicht, eine feierliche Bindung einzugehen, obwohl es mir an Einladungen dazu nicht gefehlt hat. Im Gegenteil, je mehr mein Bruder Friedrich vorwärts schritt, desto mehr zog ich mich zurück. Ich habe mir lediglich meine allzu lang währende Nachsicht vorzuwerfen: doch diese habe ich abgebüßt durch einen der bittersten Schmerzen meines Lebens. Unsere Geister schieden sich. Empört über die Rolle, die er seit 1819 als Schriftsteller und Parteigänger der Jesuiten spielte, habe ich ihm schließlich meine Feindschaft nach Art der alten Römer erklärt. — S. 317, Z. 20—21: da doch ein bloß faktischer und willkürlicher Glaube nichts nützt. — S. 317, Z. 22—25: Ich bleibe . . . bei der ursprünglichen, eingeborenen und universellen Religion. Das ist das Ende meiner Odyssee, hier ist mein Ithaka.

S. 317, Z. 33 — S. 319, Z. 25: Jede . . . beginnen, *wörtliche Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 29, Z. 20 — S. 31, Z. 10; S. 318, Z. 22:* selbst erbaute *statt* erbaute; *S. 318, Z. 28:* gleichzeitig *statt* frühzeitig; *S. 318, Z. 32:* echten *statt* rechten; *S. 319, Z. 19:* neue, leichtere *statt* leichte; *S. 319, Z. 23:* menschlichen *statt* weltlichen.

S. 318, Z. 14—15: Einheit der Wissenschaft und der Liebe, *besonders in Schlegels „Philosophischen Vorlesungen insbesondere über die Philosophie der Sprache und des Wortes" (1828—29) (Ausgabe 1826, Bd 15, bes. S. 165).*

S. 319, Z. 2—13: Alle ... uns, *nach Gelzer, S. 411; es handelt sich um die Ideen-Fragmente 153, 62 und 36, das Athenäums-Fragment 406 und ein Zitat aus „Über die Philosophie" (F. Schlegel, Werke, Bd 2, S. 272, 262, 259, 242), die Gelzer als ein Zitat bringt.*

S. 319, Z. 15: Bergmanne, *vgl. das Gedicht „Glück auf", HKA, Bd 1/1, S. 383.*

S. 319, Z. 18—19: Selbstbesiegung . . .verschafft, *nach Gelzer, S. 412.*

S. 319, Z. 20—25: Nichts . . . beginnen, *nach Gelzer, S. 412—13, S. 413.*

S. 319, Z. 28: Herausgabe, *Schlegel gab eine umfangreiche Auswahl von Schriften, Briefen und Dichtungen Lessings heraus: „Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel", Leipzig 1804; die folg. Zitate finden sich im Dritten Theil, S. 3—4, S. 4—5, S. 8.*

S. 320, Z. 17—18: da . . . dazu, *ebda, S. 10.*

S. 320, Z. 28 — S. 321, Z. 10: Das . . . untergräbt, *ebda, S. 10—11.*

S. 321, Z. 25 — S. 323, Z. 12: So ... Wahrheit, *wörtliche Übernahme aus HKA,Bd 8/1, S. 31, Z. 11 — S. 32, Z. 33; mit folg. Änderungen:*

S. 321, Z. 26: hindurchgekämpft, und als er, *statt* hindurchgekämpft. Aber als er; *S. 322, Z. 2:* Heiligung *statt* Zeitigung; *S. 322, Z. 11—12: nach* Bewußtsein *ergänzt* einer nach allen Richtungen hin zerfahrenen Zeit; S. *323, Z. 9:* welthistorischen *ergänzt* waltenden; *S. 323, Z. 9: vor* mit der Kirche *ausgelassen* der Gilde, des Staats und der Wissenschaft.

S. 322, Z. 13—21: Thöricht . . . Thaten, *nach Gelzer, S. 418.*

S. 322, Z. 24—27: Sohn . . . verschwinde! *nach Gelzer, S. 416; „Anruf zu Anfang des Jahres 1807".*

S. 322, Z. 29 — S. 323, Z. 2: Fern . . . hell, *nach Gelzer, S. 414—15; „Andacht".*

S. 323, Z. 6: In der Geschichte, *besonders in Schlegels „Signatur des Zeitalters", in: „Concordia. Eine Zeitschrift hg. von Friedrich Schlegel", Wien 1820—23, S. 345—58.*

S. 323, Z. 13—29: Nun . . . Anwendung? *Schlegel, Ausgabe, Bd 2, S. 241.*

S. 323, Z. 33 — S. 324, Z. 11: Jene . . . setzen, *Schlegel, Ausgabe, Bd 2, S. 242.*

S. 324, Z. 13: vier Gewalten, *E. bezieht sich auf Schlegels Schrift „Signatur des Zeitalters"; vgl. die Anm. zu S. 323, Z. 6; vgl. HKA, Bd 8/1, S. 32, Z. 27 und HKA, Bd 8/2, S. 377, Z. 25 — S. 378, Z. 20.*

S. 324, Z. 20 — S. 325, Z. 5: Gnadenkraft . . . steht, *Schlegel, Ausgabe, Bd 2, S. 244.*

S. 325, Z. 8 — S. 326, Z. 22: strebt . . . beitragen, *Schlegel, Ausgabe, Bd 2, S. 246, S. 247—48; S. 325, Z. 10: nach* aus der *ausgelassen* Wurzel der.

S. 326, Z. 23—34: So . . . Hoffnung, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 32, Z. 34 — S. 33, Z. 9.*

S. 326, Z. 28—34: Die . . . Hoffnung, *nach Gelzer, S. 419.*

S. 327, Z. 9—22: Die . . . werden, *Zitat aus: Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, gehalten zu Dresden, im Winter 1806, 3. Vorlesung, S. 49—50.*

S. 327, Z. 23—26: Das . . . Daseins, *ebda. 12. Vorlesung, S. 200.*

S. 328, Z. 5: Steffens, *vgl. die Anm. zu S. 287, Z. 4.*

S. 328, Z. 8—9: einer anderen Ausführung, *diese Würdigung hat E. nicht mehr geschrieben.*

S. 328, Z. 13: Tiecks neueste Novellen, *E. meint wohl zeitkritische Erzählungen wie „Die Vogelscheuche", „Eigensinn und Laune", „Die Klausenburg", „Des Lebens Überfluß".*

S. 329, Z. 17: *Das Rothe Blatt,* eine Dekadenschrift. *Erschienen am 19. 2. 1798.*

S. 331, Z. 2 — S. 332, Z. 29: Dies . . . erhebt, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 33, Z. 10 — S. 34, Z. 35, mit geringfügigen Änderungen: S. 332, Z. 7: nach* Humanität *ergänzt* jene wollten . . . verhimmeln.

S. 331, Z. 1: *In seinem Abschnitt über Ludwig Achim von Arnim (1780—1831) stützt sich E. auf eine ausgedehnte Kenntnis von Arnims Werken; dennoch entnimmt er offensichtlich eine Reihe von Zitaten den Darstellungen Gelzers. — Vgl. den Abschnitt über Arnim in „Halle und Heidelberg" (HKA, Bd 10, S. 421—24), dazu viele Tagebuchnotizen in HKA, Bd 10. Über die „Gräfin Dolores" auch in „Ahnung und Gegenwart" (HKA, Bd 3, S. 153—56). Vgl. E.s Entwurf „Eine Tragikomödie wie Arnims Halle und Jerusalem" (1841) (HKA, Bd 22, S. 130).*

S. 331, Z. 19—22: Was . . . holt, *aus Jean Pauls „Unsichtbarer Loge" (1791, 1793), aber zitiert nach Gelzer, S. 369;* eines Klima *auch bei Gelzer; dort auch Sperrungen.*

S. 331, Z. 28 — S. 332, Z. 1: Wer . . .werden, *nach Gelzer, S. 376—77.*

S. 332, Z. 2—4: Es . . . worden, *nach Gelzer, S. 374.*

S. 333, Z. 5: gegen den deutschen Michel, *Anspielung auf die Polemik zwischen der „Zeitung für Einsiedler" und dem „Morgenblatt für gebildete Stände" (1808), hinter dem Voß und aufklärerische Kreise standen.*

S. 333, Z. 10—11: zu . . . nennen, *aus der Vorrede zur „Zeitung für Einsiedler", S. X.*

S. 333, Z. 14—19: Die . . . werden, *in wörtlicher Anlehnung an die „Ankündigung der allgemeinsten Zeitung. Zeitung für Einsiedler herausgegeben von einer Gesellschaft." S. III und IV.*

S. 333, Z. 15: Langeweile, *vgl. die Anm. zu S. 110, Z. 21.*

S. 333, Z. 20—29: Treffend . . . sollten, *aus der Vorrede „An das geehrte Publikum" der „Zeitung für Einsiedler", S. VI; mit folg. Ergänzung: Z. 23: nach* Urtheil *ergänzt* darnach.

S. 334, Z. 6—13: O mein . . . Bemühen! *Zitat aus dem Aufsatz „Von Volksliedern". In: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Erster Band. Heidelberg 1819, S. 438; mit folg. Änderungen: Z. 7:* richteten *statt* ruhten; *Z. 11: nach* abgeholzt *ausgelassen* so treibt der Regen die Erde hinunter; *Z. 12:* nicht so *statt* nicht so weit.

S. 334, Z. 13—20: Was . . . Vaterland, *Zitat aus „Von Volksliedern", S. 453, mit folg. Veränderungen: Z. 14:* des Bösen *statt* der Bösen; Z. 18: d e n k t *von E. gesperrt; Z. 18: vor* herrlich *ausgelassen* fest und.

S. 335, Z. 1: Volksstimmen, *vgl. die Anm. zu S. 150, Z. 24.*

S. 335, Z. 5—6: nur . . . verfahren, *Zitat aus der „Zeitung für Einsiedler", Aprilheft 1808, Umschlagseite.*

S. 335, Z. 12: Vivigenius, *Sohn des Bürgermeisters Appelmann.*

S. 335, Z. 12—14: der . . . auf, *aus „Die Appelmänner", 1. Akt*

(Arnim, Bd 6, S. 146), dort aber: gleich einem Riesen nahm er unser Stadtthor sich als Schild und schritt von einem Dach zum andern.

S. 335, Z. 14: Theobald, *Sohn des Pfarrers Remel.*

S. 335, Z. 17—32: Aller . . . Ehre, *Verse aus den „Appelmännern", 2. Akt (Arnim, Bd 6, S. 186).*

S. 335, Z. 33—35: Doch . . . Kriege, *aus den „Appelmännern", 2. Akt (Arnim, Bd 6, S. 187).*

S. 336, Z. 3—10: Lerne . . . gesellt, *aus „Die Gleichen". Schauspiel in sechs Aufzügen. (Arnim, Bd 20, S. 365).*

S. 336, Z. 14—16: Diese . . . kann, *aus dem „Wintergarten" (Arnim, Bd 12, S. 252).*

S. 336, Z. 32: *„Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein ausgeschrieben von L. A. v. Arnim."*

S. 337, Z. 3: *„Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber. Ein Sittengemälde."*

S. 337, Z. 18—21: Was . . . geboren, *Verse aus der „Zueignung an meine Freunde Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Im Jahre 1811." (Arnim, Bd 1, S. XVI).*

S. 337, Z. 33 — S. 338, Z. 10: Welche . . . wagt, *das Zitat konnte nicht ermittelt werden.*

S. 338, Z. 20—24: der . . . sind, *Regieanweisung in „Jerusalem. Ein Pilgerabentheuer." (Arnim, Bd 16, S. 396)*

S. 338, Z. 26—35: Wir . . . Glauben, *aus der „Gräfin Dolores", (Arnim, Bd 8, S. 139—40 und Gelzer, S. 440).*

S. 338, Z. 35 — S. 339, Z. 3: Wer . . . lassen, *aus der „Gräfin Dolores", (Arnim, Bd 7, S. 145 und Gelzer, S. 440).*

S. 339, Z. 3—6: Die . . . Zukünftigen, *aus der „Gräfin Dolores", (Arnim, Bd 8, S. 96 und Gelzer, S. 440).*

S. 339, Z. 6—10: O sagt . . . Vergangenheit, *2 Zitate aus „Jerusalem. Ein Pilgerabentheuer." (Arnim, Bd 16, S. 382, S. 381).*

S. 339, Z. 11—18: Leget . . . Volke, *Verse aus „Jerusalem. Ein Pilgerabentheuer." (Arnim, Bd 16, S. 252).*

S. 339, Z. 23: *„Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien. (Eine Anekdote)"; das folg. Zitat aus Arnim, Bd 1, S. 224—25.*

S. 340, Z. 7: Quietismus, *vgl. die Anm. zu S. 16, Z. 16.*

S. 340, Z. 9—18: Reines . . . selbst! *aus „Isabella von Ägypten", (Arnim, Bd 1, S. 186).*

S. 340, Z. 25—32: Ihr . . . Menschenbrust, *aus der „Zueignung an meine Freunde Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Im Jahre 1811" (Arnim, Bd 1, S. XVI), mit folg. Änderungen: Z. 32:* Menschenbrust *statt* Menschenlust. — *Z. 25—28 stehen bei Arnim nach Z. 29—32, dazwischen sind Verse ausgelassen.*

S. 341, Z. 3—18: Im . . . Weltgerichte, *aus der „Anrede an meine Zuhörer. Im Herbste 1811" (Arnim, Bd 1, S. XXI).*

S. 341, Z. 19 — S. 342, Z. 16: Seine . . . fühlt, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 36, Z. 29 — S. 37, Z. 26.*

S. 342, Z. 17: *Dem Abschnitt über Ludwig Tieck liegt möglicherweise die Ausgabe der Schriften von 1828 zugrunde; es ist aber nicht ausgeschlossen, daß E. aus Einzelausgaben zitiert. Einige Zitate konnten nicht nachgewiesen werden.*

S. 342, Z. 18—27: Bei . . . Naturlebens, *z. T. wörtliche Anlehnung an HKA, Bd 8/1, S. 37, Z. 27—34.*

S. 342, Z. 20: hieroglyphisch, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 25.*

S. 342, Z. 29: wunderbaren Liede, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 26.*

S. 342, Z. 30—31: *„Die Elfen" (1811). — „Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens. Eine Tragödie." (1800)*

S. 343, Z. 15—33: Nicht . . . unsterblich, *aus Phantasus, Erster Teil (Tieck, Schriften, Bd 4, S. 44).*

S. 344, Z. 12: *„Leben und Tod der heiligen Genoveva. Ein Trauerspiel." (1799).*

S. 344, Z. 22—30: Sie . . . Genoveva! *Schlußworte des hl. Bonifatius (Tieck, Schriften, Bd 2, S. 272), mit folg. Änderung: Z. 23:* Dornenkrone *(in der Vorlage* Dornekrone, *wohl Druckfehler) statt* Dulderkrone.

S. 346, Z. 16—27: Oft . . . lassen, *2 Zitate nach Gelzer, S. 422 und S. 423.*

S. 346, Z. 28—29: mit . . . Leichtsinn, *nach Gelzer, S. 421 (an Solger).*

S. 346, Z. 32 — S. 347, Z. 3: So . . . Heiterkeit, *nach Gelzer, S. 422 (schon in HKA, Bd 8/1, S. 38).*

S. 347, Z. 4—33: Als . . . verhüllen, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 38, Z. 26 — S. 39, Z. 19, mit folg. Änderung: Z. 10: vor* Ironie *ausgelassen* doppelgängerische.

S. 347, Z. 13: *„Peter Leberecht. Eine Geschichte ohne Abentheuerlichkeiten" (1795).*

S. 347, Z. 15: *Veit Weber, Pseudonym für Leonhard Wächter (1762—1837), zunächst Hauptmann in einem Reiterregiment, später Lehrer. Steht unter dem Einfluß der englischen Empfindsamkeit. Bekannt wurde er durch seine „Sagen der Vorzeit" 7 Bde, 1787—98, auf die E. hier anspielt.*

S. 347, Z. 34 — S. 348, Z. 12: Wir . . . vortrefflich, *aus „Phantasus", Erster Teil (Tieck, Schriften, Bd 4, S. 99).*

S. 348, Z. 26—27: hergebrachten Ehe, *aus Tieck, „Vittoria Accorombona", Theil I, S. 171.*

S. 348, Z. 27 — S. 349, Z. 2: Wie . . . empfinden, *3 Zitate aus Tieck, „Vittoria Accorombona", Theil I, S. 171—72, S. 159 und S. 362.*

S. 349, Z. 15—16: Solger . . . hat, *der Titel von Karl Wilhelm Ferdinand Solgers (1780—1819) Roman lautet: „Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst" Berlin 1815.*

S. 349, Z. 27 — S. 350, Z. 11: Nirgends . . . sind, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 39, Z. 19 — S. 40, Z. 4.*

S. 349, Z. 33: „Aufstand . . .", *richtig: „Der Aufruhr in den Cevennen" (1826).*

S. 350, Z. 13: Werner, *aufgrund des Zitate-Bestandes und des Hinweises (Fußnote auf S. 377) kann angenommen werden, daß sich E. im Abschnitt über Zacharias Werner auf die Ausgabe der „Poetischen Werke", 13 Bde, Grimma o. J. (1840) stützte. Darüber hinaus zog er den „Lebensabriß" von Hitzig und die Biographie von Schütz heran (vgl. das Abkürzungsverzeichnis). Da einige Zitate unauffindbar waren, sind weitere Quellen nicht auszuschließen.*

S. 351, Z. 1: *Theodor Gottlieb von Hippel (1775—1843).*

S. 351, Z. 1: Hoffmann, *gemeint ist E. T. A. Hoffmann (1776—1822).*

S. 351, Z. 4: reine . . . Märtyrerin, *vgl. den Brief Werners an Hitzig vom 24. 2. 1804:* Dieser Tod meiner Mutter, der reinen, herrlichen Kunstseele und Märtyrerin, . . ." *(Werner, Hitzig, S. 61).*

S. 351, Z. 6: Gemüthskrankheit, *das Folgende nach Werner, Hitzig, S. 3—4.*

S. 351, Z. 9—15: Die . . . Langmuth, *aus einem Brief Werners an Hitzig vom 24. 2. 1804 (Werner, Hitzig, S. 61) mit folg. Änderungen: Z. 11:* mehr *statt* ärger; *Z. 12: vor* schämen *ergänzt* nicht.

S. 351, Z. 21: *Johann Jakob Mnioch (1765—1804), Dichter, besonders bekannt durch sein Lied vom Grabe „Wir werden alle Platz und Raum" und sein „Maurerlied" am Johannisfeste 1798.*

S. 351, Z. 21: *Julius Eduard Hitzig (1780—1849), Richter, Kriminalist und Schriftsteller; in Warschau mit Mnioch und Werner gut befreundet; Werner zeichnet Hitzig in der Figur des Robert in „Die Söhne des Thals"; die Freundschaft mit E. T. A. Hoffmann ist in den „Serapionsbrüdern" Hoffmanns festgehalten; die Biographien Hitzigs über Werner und Hoffmann (beide 1823 erschienen) fanden ein weites Echo.*

S. 351, Z. 30—31: Iffland . . . übernehmend, *bei der Aufführung in Berlin (1806) spielt Iffland die Gestalt des Luther.*

S. 352, Z. 4—11: Ich . . . bin? *Aus einem Brief Werners von 1805 (Werner, Hitzig, S. 65), mit folg. Änderung: Z. 10: vor* vielleicht *ergänzt* bin es.

S. 352, Z. 22: Bekanntschaft Goethe's, *Begegnung mit Goethe in Jena, im Dezember 1807 (Werner, Hitzig, S. 72).*

S. 352, Z. 22—23: dieses ... Zeit, *aus einem Bericht Werners (Werner, Hitzig, S. 72).*

S. 352, Z. 29: *Karl Theodor Anton Maria von Dalberg (1744—1817), als Bischof von Mainz Kurfürst, Reichskanzler, Metropolitan-Erzbischof und Primas von Deutschland.*

S. 352, Z. 30—31: Großherzog von Weimar, *es handelt sich um den Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar (Regierungsantritt 1775, gest. 1828).*

S. 353, Z. 28: zerrissene Zustand, *Zerrissenheit, Schlagwort der Zeit, das mit „Weltschmerz" und „europamüd" auf einer Linie liegt (vgl. die Anm. zu HKA, Bd 8/1, S. 24, Z. 21—22). In E.s Schriften steht es häufig zur Charakterisierung der Dichtung seiner Zeit. Vgl. E. in „Der Auswanderer" (SW, Bd 1, S. 252):*

Zerrissen? — Ja, das einz'ge Loch,
Der Schalk hat's gleich erspähet,
Und hatt's am Ellenbogen doch
Erst gestern zugenähet;
Auch mein Castor, das leugn' ich nicht,
Hatt' manchen Bug erlitten,
Weil ich so r a s c h mit Zeit und Licht
Und Bildung fortgeschritten.

Als Bezeichnung des Seelenzustandes schon bei Klinger im Drama „Sturm und Drang" (1776): Ich bin zerrissen in mir und kann die Fäden nicht wieder auffinden, das Leben anzuknüpfen. Laß! Ich will melancholisch werden. *(2. Akt, 1. Auftritt). — Für die Bezeichnung des modernen Seelenzustandes etwa seit 1830 sehr häufig zu belegen. Heine:* Sie sind ein zerrissener Mensch, ein zerrissenes Gemüt, sozusagen ein Byron. *(Reisebilder III, 1829, Ausgabe Elster, Bd 3, S. 304). Dann häufig bei Gutzkow und Lenau. Alexander von Ungern-Sternberg schrieb eine Novelle „Die Zerrissenen" (1832), Nestroy eine Posse „Der Zerrissene" (1845), allerdings als Übersetzung des französischen „L'homme blasé", vgl. Gerhard Thrum, Der Typus des Zerrissenen, Leipzig 1931.*

S. 353, Z. 31 — S. 354, Z. 21: Rasselnd ... dazu, *aus Werner, Werke, Bd 1, S. 163—64.*

S. 355, Z. 1—4: Wie ... mich! *Aus dem Gedicht „Bei der Leiche meines mir ewig unvergeßlichen Vaters Jakob Friedrich Werners, öffentlichen Lehrers der Beredsamkeit und Geschichte zu Königsberg" (Werner, Werke, Bd 1, S. 53).*

S. 355, Z. 17—29: Kunst ... geworden ist, *aus einem Brief Werners an seinen Verleger anläßlich seines Dramas „Die Söhne des Thals" (1802) (Werner, Hitzig, S. 35 und S. 35—36).*

S. 355, Z. 29 — S. 356, Z. 4: Wer ... Labsal, *aus einem Brief Wer-*

ners an Hitzig vom 18. 3. 1801 (Werner, Hitzig, S. 19—20), mit folg. Änderungen: S. 355, Z. 33: nach Religiöse *ausgelassen* erlaube mir den Ausdruck; *S. 356, Z. 2: nach* läßt *Fragezeichen statt Ausrufungszeichen.*

S. 356, Z. 4—9: Der ... Welt, *aus einem Brief Werners an Hitzig vom 17. 10. 1803 (Werner, Hitzig, S. 50).*

S. 356, Z. 9—16: Ich ... Ernst, *aus einem Brief Werners an Hitzig vom 17. 10. 1803 (Werner, Hitzig, S. 47—48).*

S. 356, Z. 17: wie er selbst hinzufügt, *vgl. Werner, Hitzig, S. 48.*

S. 356, Z. 21—26: Ich ... Endzweck, *aus einem Brief Werners an Hitzig vom 17. 10. 1803 (Werner, Hitzig, S. 48).*

S. 356, Z. 26—30: Was ... finden, *aus einem Brief Werners an Hitzig vom 17. 10. 1803 (Werner, Hitzig, S. 54).*

S. 356, Z. 30 — S. 357, Z. 13: Daher ... lebe! *Aus einem Brief Werners an Hitzig vom 17. 10. 1803 (Werner, Hitzig, S. 49—50).*

S. 357, Z. 16—32: Associire ... Proselyten! *Aus einem Brief Werners an Hitzig vom 17. 10. 1803 (Werner, Hitzig, S. 52—53, S. 53), mit folg. Änderungen: Z. 20: nach* Menschheit *ausgelassen* die weniger durch Bücher, als durch eine mündliche Communikation, erreicht wird. *(Weitere Sätze ausgelassen); Z. 21: vor* Verbrüderung *ausgelassen* Idee der; Z. 22: *nach* Menschheit *ausgelassen* — Du verstehst mich, —; Z. 24: *nach* glauben *ausgelassen* und im Ernste so was glauben können.

S. 358, Z. 16—22: In ... Schutz, *aus einem Brief Werners an seinen Verleger (1802) (Werner, Hitzig, S. 36).*

S. 358, Z. 28: Doppeldrama: *„Die Söhne des Thal's" bestehen aus den beiden Teilen „Die Templer auf Cypern" und „Die Kreuzesbrüder" (1803—04).*

S. 359, Z. 7—8: Und darin liegt es! *Aus „Die Kreuzesbrüder", I/5 (Werner, Werke, Bd 5, S. 23).*

S. 359, Z. 9—15: Sie ... reißt, *aus „Die Kreuzesbrüder", I/5; dem Dialog Kardinal — Erzbischof entnimmt E. nur die Äußerungen des Erzbischofs (Werner, Werke, Bd 5, S. 23—25).*

S. 359, Z. 16—17: Wer ... pred'gen! *Aus „Die Kreuzesbrüder", I/3 (Werner, Werke, Bd 5, S. 12).*

S. 359, Z. 18—22: Sind ... Jünger? *Aus „Die Kreuzesbrüder", I/5 (Werner, Werke, Bd 5, S. 25).*

S. 359, Z. 27: Maurerei, *gemeint ist die Freimaurerei.*

S. 359, Z. 29 — S. 360, Z. 3: Nur ... Vieler, *aus einem Brief Werners an seinen Verleger (1802) (Werner, Hitzig, S. 42), mit folg. Änderung: S. 359, Z. 32: nach* Bekenner *ausgelassen* wie dort meinen Molay.

S. 360, Z. 7—10: Was ... vergütet, *aus „Die Kreuzesbrüder", V/3 (Werner, Werke, Bd 5, S. 196).*

S. 360, Z. 11—22: Und ... aufzuschwingen, *aus „Die Kreuzesbrüder", V/3 (Werner, Werke, Bd 5, S. 197), mit folg. Änderung: Z. 19:* Messias oder Prometheus *statt* Messias und Prometheus.

S. 360, Z. 20: Horus, *unterägyptischer Hauptgott, der als Falke verehrt wurde;* Wischnu, *einer der drei Hauptgötter im Brahmanismus.*

S. 360, Z. 24—25: Der ... Gott! *Aus „Vaterlandsliebe", Voß, Sämtliche Werke 1835, S. 202; auch bei Gelzer, S. 148.*

S. 361, Z. 16—20: Da ... wollte, *aus „Die Kreuzesbrüder", V/3 (Werner, Werke, Bd 5, S. 188).*

S. 361, Z. 22—24: Phosphoros ... Etwas! *Aus „Die Kreuzesbrüder", V/3 (Werner, Werke, Bd 5, S. 189).*

S. 361, Z. 26—27: allmächtig ... ist, *aus „Die Kreuzesbrüder", V/3 (Werner, Werke, Bd 5, S. 190), dort in Dialog mitgeteilt.*

S. 361, Z. 28—32: Ist ... lenken? *Aus „Die Kreuzesbrüder", V/3 (Werner, Werke, Bd 5, S. 200).*

S. 362, Z. 3—10: Die ... schwelgen! *Aus „Die Kreuzesbrüder", V/3 (Werner, Werke, Bd 5, S. 206).*

S. 362, Z. 16—17: Die ... Blutes. *Aus dem Prolog zu „Die Kreuzesbrüder" (Werner, Werke, Bd 5, S. VIII).*

S. 362, Z. 18—20: So ... widerscheine, *aus „Die Kreuzesbrüder", VI/12 (Werner, Werke, Bd 5, S. 274).*

S. 362, Z. 21: Zum ... erheben, *aus „Die Kreuzesbrüder", VI/12 (Werner, Werke, Bd 5, S. 274).*

S. 362, Z. 28: *„Martin Luther oder die Weihe der Kraft", Trauerspiel (1807).*

S. 362, Z. 32: Mysterium dreieiniger Liebe, *aus dem Prolog zum Drama (Werner, Werke, Bd 6, S. VIII).*

S. 363, Z. 1—3: Der ... gestalten, *aus „Martin Luther", I/2 (Werner, Werke, Bd 6, S. 39).*

S. 363, Z. 5—9: Jesus ... aus, *aus „Martin Luther", II/2 (Werner, Werke, Bd 6, S. 90), mit Auslassungen.*

S. 363, Z. 11: Mein Urbild! *Aus „Martin Luther", I/3 (Werner, Werke, Bd 6, S. 47).*

S. 363, Z. 11: b e t e t ... i h m, *frei nach Werner, Werke, Bd 6, S. 88, S. 92, S. 179.*

S. 364, Z. 3—9: Von ... rann! *Erste Strophe der Romanze „Der Pilger" (Werner, Werke, Bd 2, S. 51).*

S. 364, Z. 10—17: Und ... nach! *Aus dem Gedicht „Die Schwarzburg" (Werner, Werke, Bd 1, S. 194, 194, 194—95).*

S. 364, Z. 20—27: Ihr ... glauben? *Anfangs- und Endverse (je 4) des Gedichtes „Eintritt in Italien. — Am 25. August 1808." (Werner, Werke, Bd 1, S. 171—72).*

S. 364, Z. 30—37: Wir ... gereint, *Verse aus dem Gedicht „Bei dem*

Wasserfalle zu Terni“ (1812) (Werner, Werke, Bd 2, S. 64), mit folg. Änderung: Z. 34: schamerfüllter *statt* schaumerfüllter *(wohl Druckfehler bei E.).*

S. 365, Z. 2—24: Leih' ... Stab! *Verse aus dem Gedicht „Vor Rom“ (1809) (Werner, Werke, Bd 1, S. 204, S. 205), mit folg. Änderungen: Z. 15—16:* Muth fühl' ich ... Glut, mich selbst *statt* Gluth fühl' ich ... Muth, mich selbst; *Z. 22:* Lorbeerbaum! *statt* Lorbeerbäume; *Z. 14: nach* Göttlichkeit *größere Auslassung.*

S. 367, Z. 1—6: Zagen ... t h u n ! *Strophe aus dem Hymnus „Procession, Credo und Evangelium“ (Werner, Werke, Bd 3, S. 155).*

S. 367, Z. 33 — S. 368, Z. 20: Es ... ich! *Strophen des Gedichts „Gericht der Verstockung“ aus der Sammlung „Geistliche Uebungen für drei Tage.“ (Werner, Werke, Bd 3, S. 92, 93, 93—94).*

S. 368, Z. 25: Eucharistie, *Werner schließt seine Gedichtsammlung mit „Procession, Credo und Evangelium“, (Werner, Werke, Bd 3, S. 149—82).*

S. 368, Z. 26: Raphael's Disputa, *wohl Hinweis auf die Gedichte „Raphael Sanzio von Urbino“ (Werner, Werke, Bd 3, S. 3—53).*

S. 368, Z. 37: *Clemens Maria Hoffbauer (1751—1820), Redemptorist, Prediger in Wien, übt großen Einfluß aus auf den Kreis um Brentano, F. Schlegel, A. Müller, Z. Werner. — Werner trat nach Hoffbauers Tod in die Kongregation der Redemptoristen ein. 1864 erfolgte Hoffbauers Seligsprechung.*

S. 369, Z. 1—8: Freilich ... schwindlich, *aus dem Gedicht „Clemens Maria Hoffbauer“, (Werner, Werke, Bd 3, S. 79—80).*

S. 369, Z. 14—17: Ganz ... dienen! *Aus dem Gedicht „Clemens Maria Hoffbauer“ (Werner, Werke, Bd 3, S. 81).*

S. 369, Z. 21 — S. 370, Z. 13: Und ... l i e b e n ! *Aus dem Gedicht „Clemens Maria Hoffbauer“ (Werner, Werke, Bd 3, S. 82, 83).*

S. 370, Z. 17—27: Euch ... ich! *Aus dem Gedicht „Clemens Maria Hoffbauer“ (Werner, Werke, Bd 3, S. 83, 84), mit Auslassungen.*

S. 370, Z. 32 — S. 371, Z. 20: Die ... Geschichten, *aus dem Gedicht „Clemens Maria Hoffbauer“ (Werner, Werke, Bd 3, S. 72, S. 74—75), mit Auslassungen und folg. Änderung: S. 371, Z. 1:* Die Geschichte *statt* D e r Geschichte.

S. 371, Z. 27 — S. 372, Z. 6: Wähnst ... unrecht! *Aus dem Gedicht „Clemens Maria Hoffbauer“ (Werner, Werke, Bd 3, S. 84, S. 85—86), mit Auslassungen.*

S. 372, Z. 10—21: Gieb ... vollende! *Strophen aus dem Gedicht „Die sieben Gnadengaben“ („Geistliche Uebungen für drei Tage“) (Werner, Werke, Bd 3, S. 97, 97, 98). Die einzelnen Strophen tragen bei Werner folg. Titel: „Des Verstandes“, „Der Wissenschaft“, „Der Furcht des Herrn“.*

S. 373, Z. 4—7: Poesis ... hinknie'n! *Aus dem Gedicht „Clemens Maria Hoffbauer" (Werner, Werke, Bd 3, S. 72).*

S. 373, Z. 15—23: Zu ... erscheinen, *aus „Raphael Sanzio von Urbino" (Werner, Werke, Bd 3, S. 49).*

S. 373, Z. 26—33: Der ... Schwelle, *aus Raphael Sanzio von Urbino" (Werner, Werke, Bd 3, S. 49—50), bei Werner keine Sperrungen.*

S. 373, Z. 34—35: gottesfürchtigen Mann, *P. Stöcklein vermutet, daß mit dem Hinweis C. M. Hoffbauer gemeint sei (vgl. Eichendorff heute, Darmstadt, 2. Aufl. 1966, S. 269).*

S. 374, Z. 10—17: Und ... schwingen, *aus dem Gedicht „Clemens Maria Hoffbauer" (Werner, Werke, Bd 3, S. 64).*

S. 374, Z. 21—30: Als ... holen! *Aus „An die modernsten deutschen und christlichen Dichterlinge" (1813) (Werner, Werke, Bd 2, S. 76); durch die Auslassung der 1. Strophe geht die Sonett-Form des Gedichts verloren.*

S. 374, Z. 31: Alfanzerei, *Narrheit, Firlefanz, Gaukelei (bei Grimm und Sander belegt).*

S. 374, Z. 33 — S. 375, Z. 2: Lüge ... frei! *Aus dem Hymnus „Procession, Credo und Evangelium" (Werner, Werke, Bd 3, S. 159); die Anfangsverse fehlen.*

S. 375, Z. 3: von Dalberg ihm verehrte, *in der „Zeitung für die elegante Welt", hrsg. von K. L. Methus. Müller, Jg. 23 (1823), Nr. 52—54. In Nr. 52 (14. 3. 1823), S. 408—12; in Nr. 53 (15. 3. 1823), S. 419—21 und in Nr. 54 (17. 3. 1823), S. 427—30 veröffentlichte Böttiger einen Aufsatz mit dem Titel „Zacharias Werner's goldene Schreibfeder, als Weihgeschenk der Jungfrau zu Maria-Zell vermacht." Danach ist es alte Tradition, das Schreibgerät der Muse, oder später der Jungfrau Maria zu weihen; als Beispiel wird Justus Lipsius (1602) angeführt. Böttiger zitiert § 19 aus Werners Testament:* ... lege ich (wie weiland Justus Lipsius zu Loretto that) ein Hauptwerkzeug meiner Verirrungen, meiner Sünden und meiner Reue, meine Schreibfeder nämlich, symbolisch dadurch nieder, daß ich vorerwähnter Schatzkammer zu Maria-Zell, die mir von meines hochseligen Wohlthäters, Königl. Hoheit, dem verstorbenen Fürsten Primas von Dalberg, verehrte goldene Schreibfeder ... vermache *(S. 428).*

S. 375, Z. 7—8: greuelvolle ... Skandal, *nach Werner, Schütz, Bd 2, S. 188—89.*

S. 375, Z. 6: Maria-Zell, *Wallfahrtsort in der Steiermark.*

S. 375, Z. 25—30: Du ... Ewigkeit! *2 Strophen aus dem Gedicht „Landpfleger Felix und St. Paul" (1812) (Werner, Werke, Bd 2, S. 74).*

S. 375, Z. 33 — S. 376, Z. 18: Sein ... wanken! Aus dem Gedicht *„Raphael Sanzio von Urbino" (Werner, Werke, Bd 3, S. 14).*

S. 376, Z. 20—26: Ein ... Flammen, *aus dem Gedicht „An Stanislaus C." (Werner, Werke, Bd 2, S. 122—23; 123).*

S. 376, Z. 27—33: Ob ... jammern! *Aus dem Gedicht „An Stanislaus C." (Werner, Werke, Bd 2, S. 122).*

S. 377, Z. 11—16: Sieh' ... Flammenzunge! *Die beiden letzten Strophen des Gedichts „Die Tiber" (1811) (Werner, Werke, Bd 2, S. 55).*

S. 377, Z. 19—24: Dein ... neu! *Letzte Strophe der „Zueignung an die deutsche Schutzheilige Cunegunde" (Werner, Werke, Bd 9, S. 60). Der Titel des Dramas lautet: „Cunegunde die Heilige, Römisch-deutsche Kaiserin. — Ein romantisches Schauspiel in fünf Akten."*

S. 377, Z. 28: Verdächtigung, *so z. B. Schütz:* wahrscheinlich aber auch, weil ihm sein Uebertritt zur katholischen Religion, doch zu keiner Anstellung in Rom verhalf, (vielleicht hatte er gar, mit der Zeit, die Cardinalswürde zu erhalten gehofft) *(Werner, Schütz, Bd 1, S. 83).*

S. 377, Z. 32—33: in Schenkendorfs Gedichten vorkommt, *das Gedicht konnte nicht festgestellt werden.*

S. 378, Z. 28 — S. 380, Z. 9: Eben ... hat, *aus Werners Vorrede zum Drama „Die Mutter der Makkabäer" (Werner, Werke, Bd 10, S. XVI—XVII).*

S. 380, Z. 23—30: Ich ... fressen! *2 Strophen aus dem Gedicht „Die Sündfluth" (Werner, Werke, Bd 2, S. 72).*

S. 380, Z. 32 — S. 381, Z. 6: Selbst ... verbergen, *aus dem Gedicht „Abschied von Rom" (Werner, Werke, Bd 2, S. 84).*

S. 381, Z. 20: Tagebücher, *E. bezieht sich wohl auf Tagebuchnotizen aus den Jahren 1808—12, die Schütz mitteilt.*

S. 382, Z. 1—8: Und ... entgegen! *Aus dem Gedicht „Italien" (1810) (Werner, Werke, Bd 2, S. 7).*

S. 382, Z. 9—25: Und ... Liedern, *aus dem Gedicht „Abschied von Rom" (Werner, Werke, Bd 2, S. 84), mit Auslassungen und Umstellungen.*

Z. 382, Z. 32: kleine Schrift, *gemeint ist ein anonymer Bericht, den Hitzig erwähnt (S. 80, 103) und den Schütz mitteilt: „F. L. Z. Werner's letzte Lebenstage und Testament. Nebst einem hierher gehörigen, im Jahre 1812 zu Florenz begonnenen Aufsatze des Verblichenen". Wien bei Wallishaußer. 1823. (Werner, Schütz, Bd 2, S. 171—200)*

S. 382, Z. 32 — S. 383, Z. 16: Seine ... seien, *mit geringfügigen Änderungen und Auslassungen der Monographie von Schütz entnommen (Werner, Schütz, Bd 2, S. 176—77).*

S. 384, Z. 2—3: Brentano, *über die Frage, welche Ausgaben E. vorgelegen haben, ist kein sicherer Aufschluß zu gewinnen. Wichtige Quellen waren offensichtlich Bettinas „Frühlingskranz", Brentanos „Godwi", seine „Märchen" (1846—47) und eine nicht feststellbare Ausgabe von Gedichten; die Gedichte werden nach der Ausgabe von 1852 nachgewiesen (vgl. Abkürzungsverzeichnis); einige Zitate waren unauffindbar.*

S. 384, Z. 10 — S. 390, Z. 5: Brentano ... Leben, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 53, Z. 2 — S. 58, Z. 35 mit folg. Änderungen: S. 384, Z. 10—11:* seit mehreren Jahren todt *statt* vor mehreren Jahren gestorben; *S. 384, Z. 22:* derberes *statt* stärkeres; *S. 384, Z. 25: vor* Fraß *ergänzt* täglichen; *S. 387, Z. 21:* als Mönch zu gerechter Buße *statt* zu gerechter Buße als Kapuziner; *S. 388, Z. 9:* das steht ihm *statt* was ihm ... steht; *S. 388, Z. 12: nach* Ueberall aber *ausgelassen* in dieser Hofmeisterei; *S. 388, Z. 13:* fühlbar *statt* sichtbar; *S. 388, Z. 13—14:* gleichbegabten *statt* gleichgenaturten; *S. 388, Z. 14:* wie ein *statt* wie sein; *S. 388, Z. 15:* bekämpft *statt* niederzukämpfen strebt; *S. 388, Z. 15—16:* das Ganze ist wie ein *statt* fast wie der; *S. 388, Z. 16:* innere *statt* feindliche; *S. 388, Z. 16—17:* hier, nur mit verschiedenen Stimmen, wechselweis *statt* wechselweis in verschiedenen Stimmen; *S. 389, Z. 25:* mächtiger *statt* schlanker; *S. 389, Z. 26:* verworrenen *statt* zerworfenen; *S. 389, Z. 29: vor* Glockenklänge *ausgelassen* ferne; *S. 389, Z. 29: nach* Glockenklänge *ausgelassen* eines Einsiedlers; *S. 389, Z. 29:* das Waldesrauschen *statt* die Waldeinsamkeit.

S. 384, Z. 10—11: seit mehreren Jahren todt, *Brentano starb 1842.*

S. 385, Z. 5: *Bettine von Arnim, geb. Brentano (1785—1859). In ihren Erinnerungswerken fügte sie das zugrunde liegende Material zu dichterischen Bildern zusammen: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (1835), „Die Günderode" (1840), „Clemens Brentanos Frühlingskranz" (1844).* — Seine Schwester Bettine schreibt, *in: „Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Charlottenburg 1844", S. 81—82; daraus auch die weiteren Zitate.*

S. 386, Z. 16—23: Alles ... bin, *Frühlingskranz, S. 258, 259, mit Auslassungen.*

S. 386, Z. 25—35: Es ... voraus, *aus der Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. In: Gaben der Milde. Hg. von F. W. Gubitz. Berlin 1817, Bd 2, S. 27. Über den* Dichter von Profession *vgl. „Dichter und ihre Gesellen" (HKA, Bd 4, 192, Z. 20 f).*

S. 387, Z. 1: *Karoline von Günderode (1780—1806), schwärmerische Lyrikerin, die mit den Geschwistern Brentano befreundet war und 1806 aus unglücklicher Liebe Selbstmord beging.* — sagt ... seine Freundin Günderode von ihm, *in: Die Günderode. 2 Bde, Grünberg 1840, Bd 2, S. 170—71.*

S. 387, Z. 15—16: das ... Liede, *letzte Zeile des Gedichtes „Wehmut" (HKA, Bd 1/1, S. 80 und HKA, Bd 3, S. 194 („Ahnung und Gegenwart", 15. Kapitel).*

S. 387, Z. 21—22: in ein polnisches Kloster hinein, *Guido Görres in seiner Ausgabe der Märchen (1846), Vorwort S. XXIV—XXV.*

S. 387, Z. 24: *in der Vorlage nach* darüber *Punkt (wohl Druckfehler).*

S. 388, Z. 5: Briefwechsel, *vgl. die Anm. zu S. 385, Z. 5.*

S. 388, Z. 19—27: Wehe! ... aufflammt, *Frühlingskranz, S. 146—47, mit geringfügigen Änderungen.*

S. 388, Z. 31—32: Ich ... beten, *Frühlingskranz, S. 77.*

S. 388, Z. 33—34: *„Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria". 2 Bde. Bremen 1801—02. Bd 1, S. 1.*

S. 389, Z. 28: *Die „Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau" waren der Ausgabe von „Gockel, Hinkel und Gackeleia" des Jahres 1838 beigefügt.*

S. 389, Z. 30: *„Aus der Chronika eines fahrenden Schülers" in: Försters Sängerfahrt. Berlin 1818. S. 251 und 253.*

S. 390, Z. 10—21: Komm ... entzücken, *Strophe 6, 7 und 4 aus dem Gedicht „O Mutter, halte dein Kindlein warm!" (Brentano, Schriften, Bd 1, S. 444—45).*

S. 390, Z. 13: *in der Vorlage nach* geben *kein Punkt (wohl Druckfehler).*

S. 390, Z. 24 — S. 391, Z. 12: Es ... weinen, *Gedicht mit dem Titel „Der Spinnerin Lied" (Brentano, Schriften, Bd 2, S. 176—77).*

S. 391, Z. 16—31: Es ... Welt, *Strophen 1, 4, 7 und 5 aus dem „Soldatenlied" (Brentano, Schriften, Bd 2, S. 52—53).*

S. 391, Z. 32 — S. 395, Z. 13: Am ... vernichten, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 59, Z. 1 — S. 62, Z. 16, mit geringfügigen Änderungen.*

S. 391, Z. 34: Märchen, *E. stützt sich auf die Fassung von 1838, der gegenüber heute die Frühfassung der Sammlung „Märchen" vorgezogen wird.*

S. 393, Z. 1—18: Salomo ... scheinen, *Märchen (1838), S. 221—22.*

S. 393, Z. 25: Philinen-Pantöffelchen, *Anspielung auf „Wilhelm Meister", Buch I, Kapitel 4, wo es von Philine heißt:* Das Frauenzimmer kam ihnen auf einem Paar leichten Pantöffelchen mit hohen Absätzen aus der Stube entgegengetreten.

S. 394, Z. 1: *„Das Märchen vom Murmelthier" steht in Bd 1 der oben angeführten Ausgabe der Märchen von Görres.*

S. 394, Z. 2: *„Das Märchen von Fanferlieschen und Schönefüßchen" steht in Bd 2 der Ausgabe von Görres; in der Vorlage* Fanfrelieschen.

S. 394, Z. 5: König Jerum, *im „Märchen von Fanferlieschen und Schönefüßchen".*

S. 394, Z. 19—20: wunderbare Lied, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 26.*

S. 394, Z. 26—29: Himmel ... Nacht, *aus dem „Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf" (Bd 1).*

S. 394, Z. 34: Zerrissenen, *vgl. die Anm. zu S. 353, Z. 28.*

S. 394, Z. 35: Negation, *vgl. die Anm. zu S. 87, Z. 11.*

S. 395, Z. 18: Freundin, *es handelt sich um einen Brief an seine Nichte Sophie von Schweitzer vom 10. 3. 1842.*

S. 395, Z. 18 — S. 396, Z. 4: O mein ... schützen, *das Zitat entstammt der Ausgabe: Clemens Brentano: „Gesammelte Briefe von 1795 bis 1842. Mit vorangehender Lebensbeschreibung des Dichters". 2 Bde, Frankfurt a. M. 1855, Bd 2, S. 423—24 und lautet dort:* O mein Kind! wir hatten nichts genährt als die Phantasie, und sie hatte uns theils wieder aufgefressen. Wenn ich nun in Deinem ganzen Wesen, und in Deinem Bezug auf mich, und also auch in Deinem Briefe, das ganze Maß jener, der Familie inwohnenden Liebe und Theilnahme fühle und genieße, so fühle ich ein tiefes Leid, daß Alles das in mir und den Geschwistern nur vermischt und zerrissen vorhanden ist, wenn gleich die elenden Trümmer auf dem Bruch hie und da glänzen. — Ich fühle also bei diesen Eindrücken die unendliche Verletzung, die ich und Andere durch den Verlust der Religion und durch die Hingabe an die Welt und ihren Dienst erlitten haben, und dieses Gefühl erfüllt mich mit Leid und Reue; denn wäre ich gehorsam und treu gewesen dem Gebote, das auch ich gelernt wie Du, ich könnte mich auch glücklich preisen. Es scheint dieses schwer zu schreiben, weil man fürchtet, es möge wie Neid erscheinen, oder möge den Anderen zu einem falschen Selbstgefühl versuchen; es ist aber keineswegs dies die Veranlassung dieser Schwierigkeit, nein, es ist nur die Reue um verlorenes oder vergeudetes Gut. Und so sei es denn hingeschrieben als eine neue Aneiferung für Dich, in dem treuen katholischen Wandel muthig, ohne Qual, unter Gebet fortzufahren und Deine Kinder und alle Dir nahegestellten Seelen mit unverletzlicher Gewissenhaftigkeit auf dem Wege der Religion fortzuführen, und so viel Du vermagst, zu schützen und zu stützen! — *Ob die starken Abweichungen vom Original auf E. oder auf eine unverläßliche Vorlage zurückgehen, ist nicht feststellbar.*

S. 396, Z. 6: Schenkendorf, *die Tatsache, daß E. eine größere Zahl von Gedichten nennt oder zitiert, läßt den Schluß zu, daß ihm die Ausgabe „sämmtlicher Gedichte" (1837) vorlag.*

S. 397, Z. 3—10: Ach ... Ritterspiel, *2 Strophen aus dem Gedicht „Das eiserne Kreuz" (Schenkendorf, S. 135).*

S. 397, Z. 14—37: Wir ... Schande, *die ersten 3 Strophen des Gedichts „Beichte am 28. Oct. 1813" (Schenkendorf, S. 147).*

S. 398, Z. 4—15: Denn ... füllt, *Strophen aus dem Gedicht „Das eiserne Kreuz" (Schenkendorf, S. 135); Z. 4:* Denn *statt* Doch.

S. 398, Z. 19—26: Das ... schafft, *Strophe aus dem Gedicht „Antwort. 1814" (Schenkendorf, S. 244).*

S. 398, Z. 30: sein ... Reich, *letzte Zeile des Gedichts „Seiner Her-*

rinn. An F. von Schrötter. 1814“ (Schenkendorf, S. 222); sein heiliges, sein *statt* Mein heiliges, mein.

S. 398, Z. 32 — S. 399, Z. 30: Ich ... Feld, *zweite bis letzte Strophe des Gedichts „Warum er in's Feld zog“ (Schenkendorf, S. 98—99).*

S. 400, Z. 1—8: Du ... Krieg, *Strophe aus dem Gedicht „Soldaten-Morgenlied. 1813“ (Schenkendorf, S. 126).*

S. 400, Z. 8: *In der Vorlage nach* Krieg *ausgelassen* fälschlich.

S. 400, Z. 9—12: Wir ... Vaterland, *Zeilen aus dem Gedicht „Soldaten-Abendlied. 1813“ (Schenkendorf, S. 128).*

S. 400, Z. 13—16: Das ... erben, *aus der letzten Strophe des Gedichts „Gebet. An Karl Graf Gröben“ (Schenkendorf, S. 168).*

S. 400, Z. 19—22: Er ... heben, *Strophe aus dem Gedicht „Schlachtgesang. An Ernst Graf Kaniz“ (Schenkendorf, S. 150).*

S. 400, Z. 23—30: Der ... erretten? *Strophe aus dem Gedicht „Gebet. An Karl Graf Gröben“ (Schenkendorf, S. 168).*

S. 400, Z. 34 — S. 401, Z. 8: O blickt ... Frucht, *zwei Strophen (bei Schenkendorf S. 401, Z. 2 nach* Muth *neue Strophe) aus dem Gedicht „Kriegslied. 1813“ (Schenkendorf, S. 111).*

S. 401, Z. 11—18: Als ... Ferdinand, *Strophen aus dem Gedicht „Die Deutschen an ihren Kaiser. Julius 1813“ (Schenkendorf, S. 124).*

S. 401, Z. 22: *Näheres über Franz Karnier konnte nicht ermittelt werden.*

S. 401, Z. 24 — S. 402, Z. 9: Hör ... schonen! *Strophen aus dem Gedicht „Gebet bei der Gefangenschaft des Papstes (1810)“ (Schenkendorf, S. 91, 92).*

S. 402, Z. 17—20: Auch ... gemeint, *Zeilen aus dem Gedicht „Soldaten-Abendlied. 1813“ (Schenkendorf, S. 129).*

S. 402, Z. 26 — S. 403, Z. 20: Du ... erheben, *Strophen aus dem Gedicht „Der Bauerstand. 1813“ (Schenkendorf, S. 159, 160); die erste Zeile der 1. Strophe* O Bauerstand, o Bauerstand *ausgelassen;* S. 403, Z. 8: *nach* Wesen *Strophen ausgelassen.*

S. 403, Z. 26—33: Er ... Zunft, *Strophe aus dem Gedicht „Festlied. 1814“ (Schenkendorf, S. 204).*

S. 404, Z. 5—18: Ein ... Kaiser, *Strophen aus dem Gedicht „Brief in die Heimath“ (Schenkendorf, S. 215); Z. 6:* Der Weisheit und der Stärke *statt* Der Weisheit, Schönheit, Stärke.

S. 404, Z. 23—34: Aber ... Pracht, *aus dem Gedicht „Frühlingsgruß an das Vaterland. 1814“ (Schenkendorf, S. 172); Z. 30 nach* Brust *bei Schenkendorf neue Strophe, von der E. nur die ersten vier Zeilen bringt.*

S. 405, Z. 2—3: scharfe Schwert ... Kreuz, *wohl Anspielung auf Georg Herweghs Verse in dem Gedicht „Der Aufruf“ (1841):*

Reißt die Kreuze aus der Erden!

Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n.

Für den E.-Kenner mußten diese Verse wie eine Replik auf E.s Formulierung im letzten Kapitel von „Ahnung und Gegenwart" wirken: Denn wer, von Natur ungestüm, sich berufen fühlt, in das Räderwerk des Weltganges unmittelbar mit einzugreifen, der mag von hier flüchten, so weit er kann ... Mir scheint in diesem Elend, wie immer, keine andere Hülfe, als die Religion. Denn wo ist in dem Schwalle von Poesie, Andacht, Deutschheit, Tugend und Vaterländerei ... ein sicherer Mittelpunkt, aus welchem alles dieses zu einem klaren Verständnis, zu einem lebendigen Ganzen gelangen könnte? ... Und in dieser Gesinnung bleibe ich in Deutschland und wähle mir das Kreuz zum Schwerte. *(HKA, Bd 3, S. 329—30)*

S. 405, Z. 6—21: Nun ... Kern, *Strophen aus dem Gedicht „Die deutschen Städte. 1814" (Schenkendorf, S. 259)*

S. 405, Z. 35: Theobald, *in Arnim' Appelmännern, Arnim, Bd 2, S. 186, mit geringfügigen Änderungen.*

S. 406, Z. 4: Fouqué, *es konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden, nach welcher Ausgabe E. zitiert, möglicherweise nach der im Abkürzungsverzeichnis angeführten Edition.*

S. 406, Z. 5: Partisan, *hier im Sinne von Parteigänger, Anhänger.*

S. 406, Z. 10: durch die Schlegels, *Fouqué berichtet (Bd 12, S. 122—23):* Als mein Meister A. W. Schlegel gleich im Beginn meiner Lehrlingsjahre mir den Wink ertheilte, die Sage vom gehörnten Siegfried ... durchzuarbeiten, war ich mit einem Entwurfe rasch zur Hand.

S. 406, Z. 18—20: vermittelst ... vermöchte, *Fouqué, Bd 12, S. 133 (aus dem Nachwort).*

S. 406, Z. 24—31: Herr ... glaubt, *Fouqué, Bd 12, S. 45.*

S. 407, Z. 4—11: Und ... mich? *Letzte Strophe des Gedichtes „Trost" (Fouqué, Bd 12, S. 57).*

S. 407, Z. 30—32: Diese ... mag, *Fouqué, Bd 12, S. 120.*

S. 408, Z. 2—7: Folko ... Ritterlichkeit, *Fouqué, Bd 12, S. 148 (aus der Besprechung von „Sintram und seine Gefährten").*

S. 408, Z. 11—15: denn ... Besitzthumen, *Fouqué, Bd 12, S. 148 (aus der Besprechung von „Sintram und seine Gefährten").*

S. 408, Z. 18: Schilderung des Schwedensieges, *das Folgende in wörtlicher Anlehnung an Fouqués Nachwort (Fouqué, Bd 12, S. 129—130).*

S. 408, Z. 23: in ... Dreizehn, *bei Fouqué (Bd 12, S. 130):* das große, verhängnißreiche Jahr Dreizehn.

S. 408, Z. 30—33: Der ... Lebenslauf, *Strophe aus dem Gedicht „Das Gastmahl" (Fouqué, Bd 12, S. 34).*

S. 409, Z. 27: „Corona", *hier: Kreis von Zuhörern.*

S. 410, Z. 19: „Märchen", *die letzte Ballade der Gruppe „Balladen*

und Romanze"; Uhland, S. 481—90 (nur in der Ausgabe von 1839 sind alle Zitate nachweisbar; sie muß E. vorgelegen haben). Die nachfolgenden Zitate (S. 410—412) wurden dem „Märchen" entnommen.

S. 412, Z. 21—32: Das ... Herrn! *Uhland, S. 24.*

S. 413, Z. 1—8: Wie ... Hain! *Erste Strophe des Liedes „Das Thal" (Uhland, S. 60).*

S. 413, Z. 11—18: Wohl ... an! *Lied, 7. Künftiger Frühling (Frühlingslieder, Uhland, S. 51).*

S. 413, Z. 21—32: Droben ... einmal, *Lied „Die Kapelle" (Uhland, S. 16).*

S. 414, Z. 15: *richtig: „Auf einen Grabstein" (Uhland, S. 155).*

S. 414, Z. 20—27: Du ... gelegen! *Strophe 1 und 2 des Gedichts „An den Unsichtbaren" (Uhland, S. 168); Z. 26:* die an *statt* der an.

S. 415, Z. 17—28: An ... Herz, *1. Strophe des Gedichts „Das Herz für unser Volk" (Uhland, S. 126); die Zeilen 5—6 und 7—8 sind bei E. vertauscht.*

S. 416, Z. 26: Iffländerei, *zur Bestimmung von August Wilhelm Ifflands Art vgl. HKA, Bd 8/1, S. 11—12 und HKA, Bd 10, S. 419.*

S. 417, Z. 23—30: Ich ... Welt, *das Gedicht „Bitte" (Uhland, S. 56).*

S. 418, Z. 3—10: Andre ... Rechenschaft! 2. *Strophe des Gedichts „Die neue Muse" (Uhland, S. 108).*

S. 418, Z. 18—32: Das ... liegt, 2. *und 3. Strophe des Gedichts „Nachruf" (Uhland, S. 132); Z. 22:* traulich *statt* treulich; *Vers 1 der 2. Strophe ausgelassen:* Die G n a d e fließet aus vom Throne.

S. 419, Z. 13: *Anastasius Grün (Ps. für Anton Alexander Graf von Auersperg, 1806—1876), Dichter des österreichischen Vormärz; freisinnig, liberal, rationalistisch. In HKA, Bd 8/1, S. 110—17 gibt E. eine kritische Würdigung der Dichtung A. Grüns.*

S. 419, Z. 13: *Nikolaus Lenau (1802—50), vgl. HKA, Bd 8/1, S. 107—110.*

S. 419, Z. 30: Weltschmerz, *vgl. die Anm. zu S. 286, Z. 5 — S. 287, Z. 1.*

S. 419, Z. 30: Zerrissenheit, *vgl. die Anm. zu S. 353, Z. 28.*

S. 420, Z. 2: Nachtseite, *Gotthilf Heinrich von Schubert (1780—1860), „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" (1808). Vgl. demgegenüber Ricarda Huch, „Die Romantik. Ausbreitung, Blütezeit und Verfall", Tübingen und Stuttgart 1951, S. 561:* Man könnte den Katholizismus die Nachtseite des christlichen Glaubens nennen.

S. 420, Z. 7—18: O könnt' ... Menschentreiben! *Strophen aus dem Gedicht „Sehnsucht" (Kerner, Bd 1, S. 280—81; nur in dieser Ausgabe finden sich alle Zitate; sie lag E. offenbar vor).*

S. 420, Z. 22—27: O armer ... Moos, *letzte Strophe des Gedichts „Ehmals" (Kerner, Bd 1, S. 211).*

S. 420, Z. 34: *richtig: „Der Kranke und die Stimme“ (Kerner, Bd 1, S. 182—84).*

S. 421, Z. 4—19: Ruf' ... bist, *Strophen 3—6 aus dem Gedicht „Zuruf“ (Kerner, Bd 1, S. 242—43).*

S. 421, Z. 30—31: gesunden Humors, *vgl. die Anm. zu S. 117, Z. 24—25.*

S. 422, Z. 19: Zerrissenheit, *vgl. die Anm. zu S. 353, Z. 28.*

S. 422, Z. 20—26: Und ... messen, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 44, Z. 6—11, mit geringfügigen Änderungen.*

S. 423, Z. 10: Zopfzeit, *vgl. die Anm. zu S. 16, Z. 34—35 und das Register zu HKA, Bd 8/1 und 8/2.*

S. 423, Z. 29 — S. 424, Z. 8: Dieses ... gab? *Kleist, Tl 1, S. X; S. 424, Z. 7: Auslassungen vor und nach* Geduld!

S. 424, Z. 10—25: Ja ... verdienen, *Kleist, Tl 1, S. XI.*

S. 424, Z. 32—35: Ich ... sie, *Kleist, Tl 1, S. XII.*

S. 425, Z. 16—25: Wo ... sei? *Kleist, Tl 1, S. XVI.*

S. 425, Z. 28—31: Nicht ... geht, *Strophe aus dem Gedicht „An den Erzherzog Carl. Als der Krieg im März 1809 auszubrechen zögerte.“ (Kleist, Tl 3, S. 337)*

S. 426, Z. 1—12: Alle ... nicht! *Teil 5 des Gedichts „Germania an ihre Kinder“ (Z. 9—12 tragen die Überschrift* „Chor“*), Kleist, Tl 3, S. 340.*

S. 426, Z. 23: von Aufgeregten als eine Großthat gefeiert, *Tieck schreibt (Kleist, Tl 1, S. XXVIII):* Einige mehr wohlwollende als vorsichtige zu partheiische Freunde wollten diese seltsame erschreckende That mit Lobpreisungen verherrlichen, und schadeten dadurch dem Abgeschiedenen, den sie zu erheben suchten. — *Vgl. HKA, Bd 11, S. 305.*

S. 427, Z. 23—25: O Gott! ... betend, *Kleist, Tl 1, S. 5 („Die Familie Schroffenstein“, I/1).*

S. 428, Z. 35: Poesie des H a s s e s, *vgl. die Anm. zu S. 14, Z. 13.*

S. 429, Z. 14: Shylock, *jüdischer Geldverleiher in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“, der als Erfüllung seines festgelegten Anspruchs auf ein Pfund Fleisch vom Leib des säumigen Schuldners besteht.*

S. 429, Z. 31 — S. 430, Z. 18: Mit ... hervor! *Kleist, Tl 3, S. 298.*

S. 431, Z. 1: sagt Tieck, *Kleist, Tl 1, S. LIII (aus der Vorrede).*

S. 431, Z. 22—23: Poesie der Zerrissenheit, der Phantasterei und des Hasses, *vgl. dazu die Anm. zu S. 353, Z. 28 und zu S. 428, Z. 35.*

S. 431, Z. 27: trauert nicht „um Hekuba“, *vgl. die Anm. zu S. 425, Z. 16—25 und zu S. 16, Z. 16.*

S. 432, Z. 9 — S. 433, Z. 19: Fernab ... Händen, *Kleist, Tl 3, S. 334—35.*

S. 433, Z. 19: Platen, *es bestehen wenig Zweifel, daß E. seiner Dar-*

stellung folg. Ausgabe zugrundelegte: August Graf von Platen: Gesammelte Werke. In fünf Bänden. Stuttgart und Tübingen 1843. Einige Texte und das Vorwort (Bd 1, S. 3—70) von Karl Gödeke sind nur in dieser Ausgabe enthalten.

S. 434, Z. 2—3: mehr ... entsagen, *Platen, Bd 1, S. 30 (Vorwort).*

S. 434, Z. 5: wie ... lasten, *Platen, Bd 1, S. 31 (Vorwort).*

S. 434, Z. 8: Mann im Märchen, *E. bezieht sich auf das Märchen „Der Bauer mit seinem Kobold" (Grimm, Nr. 73), möglicherweise auch auf schlesische Koboldsagen; vgl. Richard Kühnau: Schlesische Sagen. Leipzig 1911, Bd 2, S. 45—67 (Nr. 704 ff.).*

S. 434, Z. 32 — S. 435, Z. 10: Wem ... fühle, *Platen, Bd 2, S. 120 (Sonett 49).*

S. 435, Z. 13—20: Soll ... Kehraus! *Platen, Bd 1, S. 159 („Mut und Unmut" 1820).*

S. 435, Z. 26—28: Wo ... V a t e r l a n d e ! *Platen, Bd 2, S. 140 (Sonett 77, Sperrungen von E.).*

S. 436, Z. 7—11: Es ... können, *Platen, Bd 1, S. 28 (Vorwort, aus einem Brief an G. Schwab).*

S. 436, Z. 13—26: Ich ... gesungen, *Platen, Bd 2, S. 146 (Sonett 87 „Grabschrift").*

S. 436, Z. 27—29: Es ... reden? *Platen, Bd 2, S. 120 (letzte Strophe eines Sonetts ohne Titel).*

S. 436, Z. 32 — S. 437, Z. 4: Wie? ... Gast, *Platen, Bd 2, S. 314 (Epigramm „Selbstlob").*

S. 437, Z. 12—15: Es ... Bronnen, *Platen, Bd 1, S. 38 (Vorwort).*

S. 437, Z. 16—23: Doch ... Italien! *Diese Verse konnten nicht ermittelt werden; möglicherweise handelt es sich um eine Einzelveröffentlichung.*

S. 437, Z. 25—34: Wann ... Schweigen! *Platen, Bd 2, S. 145—46 (Strophe 2—4 eines Sonetts ohne Titel).*

S. 438, Z. 1—2: Arnim vergleicht irgendwo die bösen Launen, *Arnim, Bd 12, S. 75:* Freilich heißt launig beinahe so viel wie lustig unterhaltend; doch Launen bezeichnen immer böse Launen, und ich verdenke es den Schweizern nicht, daß sie in ihrer Mundart jene furchtbaren Schneestürze von den Bergen, Schneelawinen nennen, sie haben die treffendste Ähnlichkeit mit den Gedankenlaunen, die sich mit dem scheidenden Winter oft so trübsinnig über die heitersten Gemüter hinstürzen *(aus dem „Wintergarten").*

S. 438, Z. 8—9: Von ... Gaselen, *Heinrich Heine, Reisebilder, Tl 2: Die Nordsee (1826), 3. Abt.: „Östliche Poeten". — E. zitiert nach Platen, Bd 1, S. 14 (Vorwort). Vgl. den „Romantischen Oedipus", in dem* Nimmermann *über den* Dürftigen *zum Verstand sagt,* daß er die Verse, die er schreibt, vomire blos *(Platen, Bd 4, S. 179).*

S. 438, Z. 12—14: *Vgl. Platen, Bd 1, S. 40.*

S. 438, Z. 27: *Ernst Raupach (1784—1852), Verf. von historischen Dramen und Erzählungen.*

S. 438, Z. 27—28: der ... Katzenjammer, *Platen, Bd 4, S. 157.*

S. 438, Z. 28: *Ernst von Houwald (1778—1845), pseudoromantisch-sentimentaler Erzähler und Verf. von Schicksalstragödien.*

S. 438, Z. 28—29: ein ... Jahren, *Platen, Bd 4, S. 158.*

S. 438, Z. 30—31: der ... absondern, *Platen, Bd 4, S. 187 (Zusammenziehung von zwei Zitaten).*

S. 439, Z. 1—19: Und ... körperlich! *Platen, Bd 4, S. 182.*

S. 439, Z. 22—24: Lieber ... Narrenhaus, *Platen, Bd 4, S. 188.*

S. 439, Z. 37—38: *Ernst Friedrich Ludwig Robert (1778—1832), Bruder der Rahel Varnhagen von Ense; Lyriker und Dramatiker, Veröffentlichungen im Musenalmanach von Chamisso und Varnhagen; war schon zu seiner Zeit wenig geschätzt.*

S. 439, Z. 38: angedeutet, *in einer Rezension über Platens Gedichte in den Jahrbüchern für Wissenschaft und Kritik weist er andeutungsweise auf die besondere Veranlagung des Dichters hin; er stützte sich dabei auf Gedichte (Platen, Bd 1, S. 42; Vorwort von Gödeke).*

S. 439, Z. 38—39: hämisch weiter ausgesponnen, *in den Reisebildern, Tl 3: Die Bäder von Lucca (1834), Kapitel X und XI.*

S. 440, Z. 5—10: Fliehe ... Sinnlichkeit, *Platen, Bd 5, S. 284 (32. Lebensregel).*

S. 440, Z. 13: juste milieu, *vgl. die Anm. zu S. 160, Z. 1.*

S. 440, Z. 17: Gleim'schen Tändeleien, *der Verf. der „Taendeleyen" (1759) ist Heinrich Wilhelm von Gerstenberg.*

S. 440, Z. 18: Kaftan ... Toga, *Anspielung auf die Nachbildung orientalischer Formen.*

S. 440, Z. 21—30: Aus ... behaget, *Platen, Bd 2, S. 94 (aus einem Sonett ohne Titel).*

S. 441, Z. 13—20: Allein ... Freiheit, *aus der Ode „An König Ludwig. 1820" (Platen, Bd 2, S. 153).*

S. 441, Z. 23 — S. 442, Z. 7: Konnt' ... Zeit, *aus dem Gedicht „Abschied von der Zeit. 1820" (Platen, Bd 1, S. 287—88 und S. 288—89).*

S. 442, Z. 19—23: Deine ... beweisen, *Platen, Bd 5, S. 277 (2. Lebensregel); Z. 23:* beweisen *statt* bewiesen.

S. 442, Z. 24—27: Denke ... Gränze, *Platen, Bd 5, S. 278 (aus der 4. Lebensregel).*

S. 442, Z. 27—32: Die ... angehörst, *Platen, Bd 5, S. 278 (5. Lebensregel).*

S. 442, Z. 32—36: Droht ... unterworfen? *Platen, Bd 5, S. 281 (18. Lebensregel).*

S. 443, Z. 11: juste milieu, *vgl. die Anm. zu S. 160, Z. 1.*

S. 443, Z. 14—15: Sogenannte ... möchte, *Platen, Bd 5, S. 278 (7. Lebensregel).*

S. 443, Z. 20—32: Ehre ... beabsichtigt, *Platen, Bd 5, S. 279 (8. Lebensregel).*

S. 443, Z. 35: Zwei Verstorbene, *Platen, Bd 3, S. 6; Sanct Peter spricht:*

Der Eine, scheints, hat nicht viel Grütze,
Mit schäbigem Rock und sammtner Mütze,
Er trägt ein Skapulier am Hals,
Und hat den Canisius ebenfalls.
Der Andre dünkt mich auch ein Tropf,
Mit englischem Frack und im Tituskopf.

S. 444, Z. 11—26: als ... Krallen, *aus „Die neuen Propheten", Platen, Bd 3, S. 12—13.*

S. 444, Z. 28—30: Der ... trachtet, *Platen, Bd 3, S. 8.*

S. 445, Z. 1—22: das ... Natur! *Platen, Bd 3, S. 8—9.*

S. 445, Z. 24—29: Schon ... hinein! Platen, Bd 3, S. 11—12.

S. 446, Z. 1—6: Aus ... beläugt, *aus dem Gedicht „In Palermo. 1835" (Platen, Bd 1, S. 349); von Z. 5 an beginnt bei Platen eine neue Strophe.*

S. 446, Z. 8—15: Gern ... ausruht, *aus der Ode „Die Pyramide des Cestius" (Platen, Bd 2, S. 159); Z. 14:* und *statt* oder.

S. 446, Z. 18—21: Mögt ... Geschlecht! *Epigramm „Religiöser und poetischer Stolz" (Platen, Bd 2, S. 313).*

S. 446, Z. 31: Ludwig Robert, *vgl. die Anm. zu S. 439, Z. 37—38.*

S. 447, Z. 1—11: Auch ... Schönheit! *Parabase 1835, Platen, Bd 4, S. 247, S. 249, (es handelt sich nicht um die Schlußparabase des romantischen Oedipus).*

S. 447, Z. 29: Hoffmann, *die Ausführungen über E. T. A. Hoffmann stützen sich vorwiegend auf die Schrift von Julius Eduard Hitzig: Aus Hoffmann's Leben und Nachlass. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrißes Friedrich Ludwig Zacharias Werners. 2 Tle. Berlin 1823 und: E. T. A. Hoffmann's Leben und Nachlaß. Von Julius Eduard Hitzig. Dritte vermehrte u. verbesserte Auflage. Stuttgart 1839 (Bd 13—15 von E. T. A. Hoffmann's Ausgewählten Schriften), doch scheint E. eine weitere nicht identifizierbare Quelle vorgelegen zu haben.*

S. 448, Z. 9: Zerrissenheit, *vgl. die Anm. zu S. 353, Z. 28.*

S. 448, Z. 16: beiden Löwen, *Anspielung auf Arnims „Gräfin Dolores" (Arnim, Bd 7, S. 323), wo von zwei Löwen erzählt wird.*

S. 448, Z. 20: *Die Definition der Romanze findet sich in der Besprechung der „Lieder, Fabeln und Romanzen von F. W. G(leim)" in:*

„Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste", Bd 3/2, Leipzig 1758, S. 331; vgl. HKA, Bd 8/1, S. 45, Z. 1—3.

S. 448, Z. 29—31: Unstreitig ... Tollkirschenfest, *Hoffmann (1839), Bd 3, S. 145 (aus der Vorrede zur 2. Auflage, 1821, von Jean Pauls „Unsichtbarer Loge").*

S. 448, Z. 32 — S. 449, Z. 11: Hoffmann ... Familie, *diese Beschreibung folgt z. T. wörtlich den Ausführungen Hitzigs, Hoffmann, Tl 1, S. 2—6 und S. 17.*

S. 449, Z. 12—20: In ... gekostet, *Hoffmann, Tl 1, S. 257—58 (Brief an Hippel mit geringfügigen Änderungen).*

S. 450, Z. 10: *Christian Jakob Kraus (1753—1807), Philosoph, von Kant gefördert, in Verbindung mit Hamann, ab 1781 Professor der praktischen Philosophie, Staatswissenschaft und Cameralwissenschaften in Königsberg.*

S. 450, Z. 14: *Johann Christian Wiegleb (1732—1800), Apotheker, Verf. zahlreicher Schriften über Chemie und Magie. Vgl. Hoffmann, Tl 1, S. 270 (Tagebuchfragment vom 2. 10. 1803):* Den ganzen Abend läppischer Weise in Wieglebens Magie gelesen.

S. 450, Z. 31: *„Der Magnetiseur. Eine Familienbegebenheit". (1814—15), nach Hoffmann, Tl 2, S. 65.*

S. 450, Z. 33 — S. 451, Z. 2: Die ... machen, *Hoffmann, Tl 1, S. 306.*

S. 451, Z. 9—10: in ... Stimmung, *Hoffmann, Tl 2, S. 33.*

S. 451, Z. 10: Er sagt, *Hoffmann, Tl 2, S. 33.*

S. 451, Z. 23—27: Eine ... Rosen, *Zitat nach Hitzig (Brief vom 19. 2. 1795), Hoffmann, Tl 1, S. 49.*

S. 451, Z. 27—32: Freund! ... allenfalls! *Zitat nach Hitzig (Brief an Hippel), Hoffmann, Tl 1, S. 101—02.*

S. 451, Z. 34 — S. 452, Z. 12: Daß ... hört, Zitat *nach Hitzig (Brief vom 12. 12. 1794), Hoffmann, Tl 1, S. 42—43.*

S. 452, Z. 9: Cora, *gemeint ist Frau Dora Hatt, die Hoffmann nach der Heldin in Kotzebues „Sonnenjungfrau" gewöhnlich Cora nannte.*

S. 452, Z. 26 — S. 453, Z. 1: Was ... trachten, *Zitat nach Hitzig (Brief vom 8. 9. 1813), Hoffmann (1839), Tl 3 (Bd 15), S. 181—82; S. 452, Z. 32:* Lebendigkeit *statt* Herrlichkeit.

S. 453, Z. 11—16: Jede ... könne, *Zitat nach Hitzig, Hoffmann, Tl 2, S. 79.*

S. 453, Z. 18—19: Lutter und Wegner, *Hoffmann, Tl 2, S. 127 Anm.; gemeint ist der Aufenthalt Hoffmanns in Berlin von 1814—22.*

S. 453, Z. 19—20: Feuerwerke ... Phantasie, *in wörtlicher Anlehnung an Hoffmann, Tl 2, S. 126.*

S. 453, Z. 27: Revenants, *Geister, die aus einer andern Welt wiederkehren, Gespenster.*

S. 454, Z. 9—12: Sehr ... bei, *Hoffmann, Tl 2, S. 43—44.*

S. 454, Z. 14—17: Innerer ... Pistole, *Hoffmann, Tl 2, S. 44.*

S. 454, Z. 30: pointierte, *hier: setzen.*

S. 454, Z. 33 — S. 455, Z. 3: Noch ... möge! *Hoffmann, Tl 2, S. 156 (dort auch Bericht der Episode); das Schiller-Zitat stammt aus dem Schlußchor der „Braut von Messina".*

S. 455, Z. 7: man ... denken! *Hoffmann, Tl 2, S. 166.*

S. 456, Z. 32—34: In ... ist, *Karl Immermann: Die Epigonen. Düsseldorf 1836 (Bd 5—7 der „Schriften"), Bd 7, S. 484; Z. 32: nach* Geschichten *ausgelassen* fuhr er mit Erhebung fort.

S. 457, Z. 8—9: Freimund Reimar, *die „Deutschen Gedichte" (1814) Rückerts erschienen unter dem Pseudonym Freimund Raimar.*

S. 457, Z. 17—30: Was ... wollen, *Rückert, Bd 1, S. 340—41 („Geharnischte Sonette", Nr. 3).*

S. 458, Z. 17: Rosengärten von Schiras, *Rückert, Bd 2, S. 476; Anspielung auf das Einleitungsgedicht der Sammlung „Oestliche Rosen"* (1819—20).

S. 458, Z. 21—24: Daß ... bänd'ge, *Rückert, Bd 3, S. 12; Einleitungs-Gedicht zu den „Neuen Liedern. April — Mai 1832."*

S. 459, Z. 3—6: Mich ... ist, *Rückert, Bd 1, S. 58 (Schlußverse des „Abendliedes").*

S. 459, Z. 12: Bitte ... Welt, *Rückert, Bd 2, S. 164—66.*

S. 459, Z. 26 — S. 460, Z. 4: Ich ... Sterben, *Rückert, Bd 3, S. 330 („Bekehrung").*

S. 460, Z. 17—18: O Sonn' ... Luft, *Rückert, Bd 1, S. 18 (aus „Angereihte Perlen").*

S. 461, Z. 3—4: sogenannte rothe Taschenbuch, *es handelt sich wohl um das „Grüne Taschenbuch"; A. W. Schlegel und Tieck gaben 1802 einen Musenalmanach heraus; Chamisso, Varnhagen und Ludwig Robert (der Bruder Rahel Varnhagens von Ense) folgten dem Beispiel mit dem „Musenalmanach auf das Jahr 1804"; 1805 und 1806 folgten weitere Jahrgänge. Nach der Farbe des Umschlags erhielt der Almanach die Bezeichnung „grünes Buch" oder „grünes Taschenbuch". Ein „rothes Taschenbuch" im Zusammenhang mit Chamissos Schaffen ist nicht bekannt.*

S. 462, Z. 2: Fichte's Anfang, *gemeint ist Fichtes Schrift „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" (1794), in der er seine Ich-Philosophie zum ersten Mal darlegt.*

S. 462, Z. 23: endliche Darstellung des Unendlichen, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 13.*

S. 463, Z. 18—33: Nun ... sein, *Friedrich Ernst Daniel Schleiermachers „Vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer Vorrede von Karl Gutzkow." Hamburg 1835. S. 97—98; Z. 20: nach* verfolgen *ausgelassen* die eben so wahr sind als sie; *Z. 20:* möchten *statt* müßten.

S. 463, Z. 34: Vorwurfs, *Gelzer (S. 422) schreibt in diesem Sinne über Tieck:* Einmal kehrt die Erbsünde der ersten Romantiker, ein laxes Verhältnis zum Sinnengenuß, auch bei ihm ... zurück.

S. 464, Z. 6: neuesten Dichtungen, *E. meint wohl die in HKA, Bd 8/1 besprochenen Werke von Dichtern wie A. Grün, Blumauer und Langbein.*

S. 464, Z. 12—17: Nicht ... ausgiebt, *Tieck, Schriften, Bd 4, S. 111—112 („Phantasus").*

S. 464, Z. 32: das Ueberirdische an sich undarstellbar, *vgl. die Anm. zu S. 21, Z. 13.*

S. 465, Z. 20: juste milieu, *vgl. die Anm. zu S. 160, Z. 1.*

S. 465, Z. 27: in usum Delphini, *Ludwig XIV. ließ für den Unterricht des Dauphin von Bossuet und Huet eine Ausgabe der römischen und griechischen Klassiker unter Weglassung der anstößigen Stellen besorgen, die 1674—1730 in Paris erschien. — Delphinus: Titel des Thronerben in Frankreich.*

S. 467, Z. 4: Werner's frühesten Schriften, *gemeint sind vor allem „Die Söhne des Thales" (1803) und „Martin Luther oder Die Weihe der Kraft" (1807); vgl. oben S. 358—63.*

S. 467, Z. 5—27: Werner ... dazu, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 43, Z. 1—23, mit folg. Änderungen: Z. 5: vor* Irrwegen *ausgelassen* innern und äußern; *Z. 16: vor* allmählich *ergänzt* gleich wie beim babylonischen Thurmbau; *Z. 17:* Pietisterei *statt* Pietismus.

S. 467, Z. 19—20: simplicianisch-deutschen Michels verstümmeltes Sprachgepräng, *Anspielung auf E.s auf die von spanischen und französischen Elementen durchsetzte Sprache des „Abenteuerlichen Simplicius-Simplicissimus" von Grimmelshausen.*

S. 467, Z. 21: *Otto Heinrich Graf von Loeben (1786—1825) wird in E.s Tagebuch häufig unter seinem Künstlernamen „Isidorus Orientalis" (HKA, Bd 11) genannt. Vgl. auch E.s Briefwechsel mit Loeben in HKA, Bd 12 und 13. Wie sehr sich E. später von seinem Jugendfreund und dessen sentimentaler, trivialromantischer Art und Dichtung innerlich löste, zeigt sein Urteil in „Halle und Heidelberg" (HKA, Bd 10, S. 425—26).*

S. 467, Z. 32—35: Tränen ... Losgegeben, *Loeben, S. 344; dort heißt es aber:*

> Träume wohnen in den Düften,
> In den Träumen wohnt das Leben,
> Leichtem Weben, lichtem Schweben
> Losgegeben.

S. 468, Z. 1—3: Die ... gefunden, *Loeben, S. 348; Z. 1: nach* aus *ausgelassen* sagte der König.

S. 468, Z. 3—4: Ein ... sein, *Loeben, S. 355—56; Z. 4: vor* sein *ausgelassen* und eure Sonne der Karfunkel in meiner Krone.

S. 468, Z. 4—16: Weiter ... Gott, *Loeben, S. 359, 359—60 (2 Zitate).*

S. 468. Z. 16—22: Andere ... einsetzte, *in z. T. wörtlicher Anlehnung an HKA, Bd 8/1, S. 43, Z. 24—30.*

S. 468, Z. 19: Ritterromane, *vor allem „Der Zauberring" (1813). Vgl. E.s Gedicht „An Fouqué" (HKA, Bd 1/1, S. 139—40).*

S. 468, Z. 20—21: türkischen Fatalismus, *weder vom griechischen noch vom christlichen Schicksalsglauben sieht E. die Schicksalsdramen Adolf Müllners (1774—1829) beherrscht, sondern vom blinden Fatum des Orients.*

S. 468, Z. 35: Zerrissenheit, *vgl. die Anm. zu S. 353, Z. 28.*

S. 469, Z. 6 — S. 471, Z. 3: In der ... hinausgeht, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 40, Z. 5 — S. 41, Z. 35, mit folg. Änderungen: S. 469, Z. 6* der zweideutigen *statt* dieser; *S. 469, Z. 6: nach* Richtung *ergänzt* die Tieck mit seiner Ironie angegeben; *S. 469, Z. 7: nach* Abfall *ausgelassen* von der Romantik; *S. 469, Z. 7:* Denn was *statt* Was; *S. 469, Z. 12—13: vor* ironischen *ausgelassen* von Tiek angegebenen; *S. 469, Z. 21: nach* führen *ergänzt* der in manchen romantischen Dichtungen fast ausschließlich gefeiert wird; *S. 469, Z. 25: nach* Positionen *ergänzt* und Verstecken; *S. 470, Z. 3:* Lahmheit *statt* Lauheit; *S. 470, Z. 9:* allerdings *statt* ehrlich; *S. 470, Z. 17—18:* Heimwehs *statt* Sehnsucht.

S. 469, Z. 11—12: ihre *(der Romantik)* Aufgabe war halb eine ethische, die romantischen Poeten aber nahmen sie bloß ästhetisch, *vgl. dazu über die Schuld der Romantiker HKA, Bd 8/1, S. 5, Z. 15 und über das vom Himmel aufgegebene poetische Pensum (in HKA, Bd 10, S. 390, Z. 21—27).*

S. 469, Z. 17: Fouqué's Recken, *vgl. S. 409.*

S. 469, Z. 32: Zöpfe, *vgl. die Anm. zu S. 16, Z. 34—35.*

S. 469, Z. 35: nannte daher Goethe, *Goethe an Schiller am 25. Juli 1798 (WA, Briefe, Bd 13, S. 226); vgl. Gervinus, Tl 5, S. 583.*

S. 470, Z. 17—18: Heimwehs des Protestantismus nach der Kirche, *mit den Worten* Zukunft, Sehnsucht, Heimweh *faßt E. die Wesenszüge der neueren Romantik zusammen. Vgl. dazu den Brief Jarckes an E. vom 10. 12. 1847 (HKA, Bd 13, S. 170, Z. 16—21):* Daß die Protestanten in dem Negationsprozesse und im Abfall dem Katholizismus v o r a n gingen, liegt in der Natur der Sache, darum mußte auch bei den edleren und tieferen Gemütern gerade unter den Protestanten die Sehnsucht nach der alten Heimat sich am ersten zeigen. *Vgl. die Anm. zu S. 13, Z. 27.*

S. 471, Z. 4 — S. 473, Z. 12: In Hoffmann ... Frühlings, *Übernahme*

aus HKA, Bd 8/1, S. 45, Z. 12 — S. 47, Z. 20, mit folg. Änderungen: S. 471, Z. 4: aufflackernde *statt* auflockernde *(Druckfehler); S. 471, Z. 10:* Lächeln *statt* Lachen; *S. 471, Z. 18:* hierbei die Honneurs *statt* den Uebergang; *S. 471, Z. 25:* Zauberbann *statt* Bann; *S. 471, Z. 33:* Olymp, als an das Christenthum glauben *statt* Olymp glauben als an das Christenthum.

S. 471, Z. 8—10: wie den römischen Auguren ... nicht ohne heimliches Lächeln, *E. spielt auf das berühmte Lächeln des Wissens und Eingeweihtseins der römischen Auguren an.*

S. 472, Z. 4: *„Morgenblatt für gebildete Stände" 1845, Nr. 143 bis 146; neu veröffentlicht in A. W. Schlegel: Sämmtliche Werke, hrsg. von E. Böcking, Leipzig 1846, Bd 8, S. 142—53, Zitat auf S. 143—44.*

S. 472, Z. 35 — S. 473, Z. 1: abenteuernde Herzog von Braunschweig, *gemeint ist Herzog Karl von Braunschweig, der 1830 zu Gunsten seines Bruders entthront wurde. Schon während seiner Regierungszeit ging er auf lange abenteuerliche Reisen (1824—26). Er führte ein leichtsinniges Leben und wurde in skandalvolle Prozesse verwickelt.*

S. 473, Z. 1: Schill, *gemeint ist der Husarenoffizier und Verteidiger von Kolberg Ferdinand von Schill (1776—1809), der im Straßenkampf in Stralsund 1809 fiel.*

S. 473, Z. 18: industriell, *vgl. die Anm. zu S. 8, Z. 14.*

S. 473, Z. 22: *Alexander von der Marwitz (1787—1814); Marwitz lernte Rahel im Mai 1809 durch seinen Studienfreund Varnhagen kennen.*

S. 473, Z. 22—25: Es ... Bewußtseins, *Rahel, Tl 1, S. 503 (Brief vom 17. 5. 1811).*

S. 473, Z. 26—27: Es ... verbraucht, *Rahel, Tl 3, S. 20 (Brief an Oelsner vom 20. 5. 1820), das folgende Zitat* (Die ... u. s. w.) *konnte nicht nachgewiesen werden.*

S. 473, Z. 31—32: Günderode, *vgl. die Anm. zu S. 387, Z. 1.*

S. 473, Z. 32—33: Laß ... wird, *Günderode, Tl 1, S. 249; Z. 32:* neue Religion *statt* Religion.

S. 473, Z. 34: „Schwebereligion", *Günderode, Tl 1, S. 256:* .. alleweil fällt mir ein, unsre Religion muß die Schwebe-Religion heißen, ...

S. 474, Z. 2—4: Mir ... kommen, *Günderode, Tl 1, S. 290.*

S. 474, Z. 9: Gott ist die Leidenschaft, *Günderode, Tl 1, S. 303.*

S. 474, Z. 10: wer ... beten, *Günderode, Tl 1, S. 256.*

S. 474, Z. 11: zeigt Heine, *Heine, Geschichte, Bd 2, S. 284.*

S. 474, Z. 22: „Schweizergarde", *Heine, Geschichte, Bd 2, S. 115—116:* Die Juden aber, die Schweizergarde des Deismus, waren unerbittlich.

S. 474, Z. 23: die Rehabilitation der Materie, *Heine, Geschichte, Bd 2, S. 129.*

S. 476, Z. 27 — S. 492, Z. 31: Ungeachtet . . . Namen! *(Text der Ausgabe von 1847, in kleinerem Druck), Schlußteil (S. 288—96) der Schrift „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" (1847); dieser Schlußteil von 1847 wurde von S. 475, Z. 22 an in der Literaturgeschichte (1857) durch einen z. T. neu formulierten Abschnitt ersetzt. — Folgende Passagen des urspr. Texts wurden Bd 8/1 („Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland") entnommen: S. 477, Z. 27 — S. 478, Z. 33:* Und . . . zweifelhaft *(S. 48, Z. 3—19) mit folgenden Veränderungen: S. 477, Z. 28:* wie sie zur Zeit der Romantik gewesen *ergänzt; S. 478, Z. 29:* betrunkene *statt* berauschte. — *S. 480, Z. 34 — S. 492, Z. 31:* Sie können . . . Namen! *(S. 48, Z. 32 — S. 52, Z. 33) mit folgenden Veränderungen: S. 482, Z. 36:* Anstand *(richtig, vgl. Stifter, Bd 2, S. 54) statt* Umstand *(S. 49, Z. 22); S. 483, Z. 28:* Seele *(richtig, vgl. Stifter, Bd 2, S. 55) statt* Menschenseele *(S. 49, Z. 25); S. 485, Z. 35:* bloß ein fremdes *(richtig, vgl. Stifter, Bd 1, S. 55) statt* ein bloßes *(S. 50, Z. 18); S. 491, Z. 34 — S. 492, Z. 10:* wo . . . dichten *ergänzt; S. 492, Z. 23—26:* Es ist . . . Wahren *ergänzt. — Der Text auf S. 488, Z. 23 — S. 490, Z. 5 entspricht dem Abschnitt S. 477, Z. 27 — S. 480, Z. 28 und der Text auf S. 491, Z. 30 — S. 492, Z. 31 entspricht dem letzten Abschnitt der Literaturgeschichte (1857) S. 490, Z. 1 — S. 492, Z. 9.*

S. 477, Z. 16—17: Daguereotyp-Portrait, *Bild nach dem heute technisch überholten Photoverfahren von Louis Daguerre (1787—1851).*

S. 477, Z. 29: Cölner Ereigniß, *gemeint sind die Kölner Wirren unter Erzbischof Clemens August Frhr. Droste zu Vischering, der in der Frage der Mischehen der preußischen Regierung gegenüber den Standpunkt der Kirche vertrat. Droste von Vischering wurde am 20. Nov. 1837 in Haft gesetzt.*

S. 477, Z. 36: Leipziger Plauderconcile, *gemeint ist das von Robert Blum 1845 nach Leipzig einberufene Konzil der Deutschkirche, d. h. der nationalkatholischen Bewegung in Deutschland.*

S. 478, Z. 3: Salonweisheit, *vgl. die Anm. zu HKA, Bd 8/1, S. 63—80.*

S. 478, Z. 27: eine Million Trier'scher Wallfahrer, *gemeint ist die Wallfahrt zum heiligen Rock, dem ungenähten Gewand Christi, in Trier. Bischof Arnoldi von Trier, dem die preußische Regierung lange die Bestätigung versagt hatte, ließ 1844 den Heiligen Rock in Trier ausstellen und rief zur Wallfahrt auf, die als Zeichen der Gläubigkeit und der Absage an den überall erwachenden Geist des Rationalismus angesehen wurde.*

S. 478, Z. 30: Blocksberg, *volkstümlicher Name mehrerer deutscher*

Berge und Höhen, Aufenthaltsort von Geistern und Hexen, Ort ausschweifender Feste der Hexen und Teufel.

S. 479, Z. 22: Bivouac, *Biwak.*

S. 479, Z. 23: Rothmäntler, *Rotmäntel , auch Seressauer genannt; Mannschaften, die den sechs österreichischen Grenzregimentern zur Abwehr der Türken beigegeben waren.*

S. 479, Z. 23: Baschkiren, *eigentlich Baschkurt, ein gewöhnlich zu den türk.-tatar. Stämmen gerechnetes, aber wahrscheinlich ursprünglich finnisches Volk; im südlichen Uralgebirge seßhaft oder nomadisierend. Im Siebenjährigen Kriege und in den Kriegen 1812--1815 durch barbarisches Auftreten berüchtigt.*

S. 479, Z. 25: Oriflamme, *die ehemalige Kriegsfahne der Könige von Frankreich; ursprünglich die Kriegsfahne der Abtei von St. Denis.*

S. 479, Z. 31: aparte, *Anspielung auf Äußerungen von Jeremias Gotthelf, vgl. HKA, Bd 8/1, S. 147, Z. 33 und Bd 8/2, S. 190, Z. 21.*

S. 480, Z. 7: *Karl Franz Van der Velde (1779—1824), Romanschriftsteller, Verehrer und Nachahmer Kotzebues, Iffands und Schillers. Er errang bei den Zeitgenossen große Erfolge und gehörte zu den gelesensten und beliebtesten Erzählern seiner Zeit; früh in andere Sprachen übersetzt, oft der „deutsche Walter Scott" genannt.*

S. 480, Z. 7: Karl August Trommlitz, *Friedrich von Witzleben, als Schriftsteller bekannt unter dem Namen A. v. Trommlitz (1773—1839), Verf. historischer Dramen und Romane, Nachahmer Walter Scotts.*

S. 480, Z. 7: *Philipp Georg August Wilhelm Blumenhagen (1781—1839), Arzt und Verf. von Gedichten, Dramen, Romanen und Erzählungen; den größten Erfolg brachten ihm seine „Novellen und Erzählungen" (1826).*

S. 480, Z. 13: Steffens, *gemeint sind die Romane „Die Familien Walseth und Leith" (1827) und „Die vier Norweger" (1828).*

S. 480, Z. 30: Stifter. *Auf Adalbert Stifter (1805—68) wurde E. durch Jarcke aufmerksam gemacht:* Ad vocem: N a t u r muß ich Sie auf einen eben aufgehendes (wenn nicht alle Zeichen trügen) Gestirn erster Größe an unserem deutschen Novellenhimmel aufmerksam machen. S e l b i g e s heißt Adalbert Stifter und seine gesammelten Novellen sind unter dem Titel: S t u d i e n vor kurzem in zwei Bänden erschienen ... dieser Stifter hat mich erfreut, ungefähr wie ein frischer, kühler Quell den müden Wanderer in der Sahara ergötzen würde. — Da ist G e m ü t , — das verlorene griechische Feuer unserer modernen Belletristik! — Die Art, wie er die N a t u r beschreibt, ist originell, und daß ein heutiger Schriftsteller noch fähig ist, die L i e b e so aufzufassen, hat für mich etwas ungemein Tröstliches. *(HKA, Bd 13, S. 163, Z. 19—35). Im Winter 1846—47 trafen E. und Stifter in Wien*

bei Zedlitz zusammen. Vgl. dazu Emilie von Binzer, Erinnerungen an Grillparzer. In: Grillparzer Gespräche (Schriften des Literarischen Vereins in Wien, 1), Wien 1904, S. 235. — Am 5. Juni 1853 schreibt E. an Stifter, daß er ihn vor allen Mitlebenden verehre und hochhalte. *(HKA, Bd 12, S. 150, Z. 18—19).*

S. 480, Z. 32: Studien, *es handelt sich um die erste Auflage der „Studien", Bd 1—2, Pesth-Leipzig 1844. Im Folgenden werden nur sinnstörende Abweichungen aufgezeigt. Die Hinweise auf Bd 1 beziehen sich auf die Erzählungen „Feldblumen", jene auf Bd 2 auf den „Hochwald".*

S. 481, Z. 31: Zerrissenheit, *vgl. die Anm. zu S. 353, Z. 28.*

S. 482, Z. 12: Maler Lessing, *Karl Friedrich Lessing (1808—1880), Historien- und Landschaftsmaler, in seiner Zeit berühmt und gefeiert; sein Vater ist ein Neffe von G. E. Lessing; in einer 1. Periode arbeitet er im Stile der Romantik. Mit dem Hinweis auf* gehässige Confessionspolemik *spielt E. auf Bilder an wie „Die Hussitenpredigt" (1836), „Huß vor dem Concil zu Constanz" (1842) und „Huß vor dem Scheiterhaufen" (1850), in denen man antikatholische Polemik sah.*

S. 482, Z. 33—34: *bei Stifter* von dem es mir oft war, als müsse ich ihn jetzt und jetzt *(Bd 2, S. 57).*

S. 485, Z. 28: *statt* wunderbare *bei Stifter* wundervolle *(Bd 1, S. 55).*

S. 485, Z. 28: das menschliche Antlitz *von E. eingefügt (Bd 1, S. 55).*

S. 486, Z. 12: affabel, *veraltet für gesprächig, leutselig.*

S. 487, Z. 3: Zopfzeit, *vgl. die Anm. zu S. 16, Z. 34—35.*

S. 487, Z. 24: Saturnalien, *alte italische Feste zu Ehren des Saturnus, sinnbildlich: Rückkehr zu glücklichen Zeiten, in denen unter Herrschaft des Saturnus Friede und Freude geherrscht haben sollen.*

S. 488, Z. 1: Zerrissenen, *vgl. die Anm. zu S. 353, Z. 28.*

S. 488, Z. 15: Novalis . . . sagte, *vgl. oben S. 293, Z. 27.*

S. 488, Z. 23 — S. 490, Z. 5: Und . . . entfalten, *Übernahme aus HKA, Bd 8/1, S. 48, Z. 3—29, mit folg. Änderungen: S. 488, Z. 24:* wie sie zur Zeit der Romantik gewesen *statt* von damals; *S. 489, Z. 14—22:* Bei . . . hat *ist ein Einschub; S. 490, Z. 3—4:* schon jetzt immer mehreren Dichtern zu begegnen, die das Herz haben *statt* unerwartet einem jungen Dichter zu begegnen, der den Muth hat; *S. 490, Z. 5: nach* entfalten *gestrichen* und Ständchen, Adressen und papierene Bürgerkronen an seine Poesie zu setzen.

S. 488, Z. 25: Cölner Ereignis, *vgl. die Anm. zu S. 477, Z. 29.*

S. 488, Z. 31: *statt* Glöckchen *bei Stifter* Glöcklein *(Bd 1, S. 79).*

S. 489, Z. 7: Leipziger Plauderconcile, *vgl. die Anm. zu S. 477, Z. 36.*

S. 489, Z. 8: eine Million Trierscher Wallfahrer, *vgl. die Anm. zu S. 478, Z. 27.*

S. 489, Z. 11: Blocksberg, *vgl. die Anm. zu S. 478, Z. 30.*

S. 489, Z. 23: aparte, v*gl. die Anm. zu S. 479, Z. 31.*

S. 490, Z. 11: Alle . . . Herrn, *Leitspruch auf S. 1 der ersten Ausgabe (1. 4. 1808) der Zeitung für Einsiedler.*

S. 490, Z. 17—18: *Berthold Auerbach (1812—1882), „Schwarzwälder Dorfgeschichten", 4 Bde, 1843—53.*

S. 490, Z. 26 — S. 491, Z. 1: „Amaranthen" und „Sieglinden", *die Anspielung bezieht sich auf Oskar Frhr. von Redwitz (1823—91), Professor für deutsche Literatur in Wien. Redwitz brach im mittleren Alter mit seiner katholischen Gesinnung und wurde liberal. In seinen Dichtungen verherrlicht er das Mittelalter. „Amaranth", epische Dichtung (1849), „Sieglinde", Trauerspiel (1854). Vgl. HKA, Bd 13, S. 222 und S. 224.*

S. 490, Z. 28: Zerrissenheit, *vgl. die Anm. zu S. 353, Z. 28.*

S. 490, Z. 29—30: Poesie der Liebe . . . , *vgl. die Anm. zu S. 14, Z. 13.*

S. 491, Z. 9: Zerrissenheit, *vgl. die Anm. zu S. 353, Z. 28.*

S. 491, Z. 10: Poesie der Liebe . . ., *vgl. die Anm. zu S. 14, Z. 13.*

S. 491, Z. 30: Alle . . . Herrn, *vgl. die Anm. zu S. 490, Z. 11.*

S. 492, Z. 17—18: Controvers- und Tendenznovellen, *vgl. dazu den oben zitierten Brief Jarckes vom 15. 12. 1844:* Von T e n d e n z - und K o n t r o v e r s p o e s i e (die ich, mit Einschluß der katholischen, auch nicht mag!) ist keine Spur in diesen Stifterschen Novellen *(HKA, Bd 13, S. 163, Z. 36 — S. 164, Z. 2).*

NAMENVERZEICHNIS

Die deutschen Namen werden in der heute üblichen Schreibung, die fremdsprachigen nach Möglichkeit in der Form der Originalsprache gegeben. Der Name Eichendorff *wurde nicht aufgenommen. Nicht in allen Fällen konnten die Vornamen festgestellt werden. Kursive Zahlen beziehen sich auf den Anmerkungsteil.*

Abraham a Santa Clara 98, 181—82, *569*
Abschatz, Hans Aßmann Frhr. von 159, *564*
Addison, Joseph 136
Adolf (Gotenkönig) 36, *535*
Aelst, Paul van der *537*
Aischylos 21
Albert, Heinrich 157, *563—64*
Albertus Magnus 172, *567*
Alberus, Erasmus 171, *566*
Albinus, Johann Georg 179, *568*
Albrecht von Scharfenberg 57, *538*
Alexander der Große 63—65, 85, *539*
Alfred der Große 31, *534*
Alxinger, Johann Baptist 208, *573*
Amman, Robert *511*
Amoretti, Giovanni Vittorio *527*
Anakreon 373
Andreä, Johann Valentin *552*
Andreas II. (König von Ungarn) *540*
Angelus Silesius (Johann Scheffler) 180, 182, *569*
Angilbert (Abt) 76, *542*
Anno von Köln 61
Anton Ulrich von Braunschweig 109, 113, *551—52*, *554*, *556*
Archimedes 373
Ariost, Lodovico 136, *551*
Aristophanes 484
Aristoteles 9, 11—12, 15, 64, 128, 131, 136, *555*
Arkadius (oströmischer Kaiser) *539*
Arnim, Bettine von 385–86, 388, 473—74, *495—96*, *613—14*
Arnim, Ludwig Achim von 150, 169, 329, 331—42, 384, 405, 414, 425, 438, *495*, *498*, *516*, *522*, *536*, *562*, *590*, *604—06*, *618*, *621*, *623*
Arnoldi (Bischof) *629*
Assig, Johann von 159, *564*
Auerbach, Berthold 490—91, *632*
Augustus 444
Averroes (Ibn Ruschd) *527*
Ayrer, Jakob 125, *548*, *554*

Babo, Josef Marius von 236, *580*
Bach, Johann Sebastian 133, *557*
Balde, Jacob 180, 182
Basedow, Johann Bernhard 17, 238, *531*
Basse, Peter 179, *568*
Batteux, Charles 209, *574*
Baumann, Gerhart *508*
Behler, Ernst *497*
Bernhard, Christoph 132, *556*

Berthold von Regensburg 98
Besser, Johann (von) 145, *561*
Biedermann *511*
Biester, Johann Erich 240, *547*, *582*
Binzer, Emilie von *631*
Birken, Siegmund von 111, 144, *551*, *561*
Blum, Robert *629*
Blumauer, Alois 208, *573*, *626*
Blumenhagen, Philipp Georg August Wilhelm 480, *630*
Bodmer, Johann Jakob 103, 135—37, 139, 206, *549*, *558—59*, *573*
Böcking, Eduard *497*, *601*, *628*
Böhme, Jacob 346
Börner C. G. *511*
Böttiger *612*
Bohse, August 116, *552*
Boie, Heinrich Christian 234—35, *580*
Boileau, Nicolas 135, 160, *558*
Boner, Ulrich *565*
Borck, Caspar Wilhelm *577*
Bossuet, Jacques Bénigne *626*
Bostel, Lukas von (bei E. Postel) 132—33, *556*
Brant, Sebastian 118, 166—67, 169, *566*
Breitinger, Johann Jakob 159, *559*, *564*
Brentano, Bettine 385—86, 388, 473—74, *495—96*, *585*, *613—14*
Brentano, Christian *495*
Brentano, Clemens 150, 182, 185, 333, 384—96, 449, 491—92, *495*, *516*, *533*, *560*, *562*, *569*, *575*, *584*, *593*, *604*, *611*, *613—16*
Bressand, Friedrich Christian *556*
Brockes, Barthold Hinrich 192—93, 211
Brückner, Ernst Theodor Johann 234, *578*, *580*
Brühl, J. A. Moritz *509*, *587*
Buchholtz, Andreas Heinrich 113—14, 182, *552*, *569*
Buchner, August 155, *563*
Bülow, Eduard von *497*
Bürger, Gottfried August 234, 236, *573*
Büsching, Gustav *566*
Buhel, Hans von *565*
Byron, George, Lord 488, *594*, *608*

Caccini, Giulio *555*
Calderón de la Barca, Pedro 22, 55, 78, 134, 146 190, 281, 290, 345, 478, *536*, *558*, *584*, *593*
Canisius, Petrus 444, *523*, *623*
Canitz, Friedrich Rudolf Ludwig Frhr. von 160—61
Cervantes, Miguel de 118, 166, *579*
Chamisso, Adalbert von 455, 460—61, *622*, *625*
Chapelle, Claude Emmanuel (gen. Lhullier) 195, *571*
Chodowiecki, Daniel Nikolaus 218, *575*
Cicero, Marcus Tullius 571
Claudius, Matthias 223, 229, 285
Clauren, Heinrich (Karl Heun) *549*, *585*
Corneille, Pierre 134, *574*
Cramer, Johann Andreas 138, 182, 208—10, 215, *529*, *559*, *569*, *574*
Cramer, Karl Gottlob 236, *531*, *580*
Crébillon, Prosper Jolyot de 209, *574*
Creuzer, Georg Friedrich (Kreuzer) 244, *583*

Cuningham 221, 284

Dach, Simon 157—58, 175, 177, 183, *564, 567*
Daguerre, Louis Jacques *582, 629*
Dalberg, Karl Theodor Anton Maria von 352, 375, 378, *608, 612*
Dante, Alighieri 22, 55, 105, 213, 316, 373, *588*
Dedekind, Konstantin Christian 132, *556*
Defoe, Daniel 116
Denis, Michael 215, *574*
Derschau, Christoph Friedrich von 137, *559*
Descartes, René 10, 12
Devrient, Eduard *495, 541—43, 548, 549, 554—58*
Diderot, Denis 10, *581*
Diederich von dem Werder, s. Werder
Diepenbrock, Melchior 185, *570*
Dietmar von Aist 72
Dietrich von Apolda *539*
Docen *545*
Dohna, Karl Hannibal Graf von 154, *562*
Droste zu Vischering, Clemens August Frhr. *629*
Droste-Hülshoff, Annette von 185, *490, 570*
Dübner, Franz *542*
Dyroff, Adolf *550*

Eberhard von Cersne *548*
Ebert, Johann Arnold 139, 208—09, *559, 573*
Echtermeyer, Theodor *530*
Eckenberg, Karl 134, *558*
Eggers, Friedrich *510*
Eichendorff, Wilhelm von *544*
Eichendorff, Hermann von *495*
Eichendorff, Louise von *510*
Ekkehard von St. Gallen *535*
Elisabeth (Gemahlin des Landgrafen Hermann von Thüringen) 61, 71, *540*
Engel, Johann Jakob 238, *581*
Erhard, Heinrich August *542*
Eschenburg, Johann Joachim 282, 290, *593, 596*
Euripides 21

Faber, Johann Baptist (Sarnis) 157, *564*
Falk, Johannes 256, 282, *586, 593*
Feind, Barthold 133, *557*
Ferdinand II. (Kaiser) 154, *563*
Feßler, Ignaz Aurelius 242—43, *582*
Feyerabend, Siegmund *550*
Fichte, Johann Gottlieb 11, 13, 187, 318, 351, 462, *527, 625*
Fielding, Henry *581*
Fischart, Johann 118, 166, 167—69, 171, *566*
Fischer, Ludwig Friedrich *553*
Fleck, Konrad (Flecke) 83
Fleming, Paul 156—59, *563*
Folz, Hans 121
Fouqué, Albertine Baronin de la Motte *575*
Fouqué, Friedrich Baron de la Motte 39, 220, 283, 384, 406—10, 456, 468—69, 472, *495, 501, 520—21, 534, 575, 618, 627*
Franck, Johann 175, *567*
Franz, Agnes *529, 531*
Frauenlob (Heinrich von Meißen) 92, *548*
Freidank 163
Friedrich II. (Kaiser) 67, *540*
Friedrich II. (der Große) 199, 200, 215, 242, *546, 574*

Friedrich III. (Kaiser) 96
Friedrich V. (Pfalzgraf) 154, *562*
Friedrich von Hausen *72*
Friedrich von Meißen *77*
Friedrich Wilhelm (König) 337, *558*
Funk, Gottfried Benedict 182, *569*

Gärtner, Karl Christian 138, *559*
Gaßner (Johann Gottfried Gellius) 220, 283, *575*
Gedike, Friedrich (Gödicke) 240, *547*, *582*
Geibel, Emmanuel 480, 490
Geiler von Kaisersberg 98, 166
Gelasius I. (Papst) 85, *545*
Gellert, Christian Fürchtegott 139, 182, 193—94, 208—10, *559*, *571—72*
Gelzer, Heinrich VII, *495—96*, *500—01*, *550*, *552*, *567*, *571—78*, *580*, *582—83*, *585—88*, *590—93*, *595—606*, *610*, *626*
Gerhardt, Paul 175, 177, 183, *567*, *570*
Gerstenberg, Heinrich von 233, *579—80*, *622*
Gervinus, Georg Gottfried VII, 53, 70, 117, 125, 160, 224, *277*, *496*, *500*, *527—28*, *530*, *536—44*, *547—48*, *550*, *552—69*, *571—74*, *576*, *578—80*, *586—88*, *592—93*, *627*
Geßner, Salomon 218, 233, *529*, *573*, *575*
Giseke, Nikolaus Dietrich 139, 208—10, *559*, *574*
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig 139, 183, 196—98, 200, 207—09, 215, 440, *528—29*, *552*, *571—72*, *590*, *622—23*
Glover, Richard 209, 573
Goedeke, Karl *528*, *621—22*
Gödicke, s. Friedrich Gedike
Görres, Guido 392, *495*, *542*, *614*, *615*
Görres, Josef 85, 150, 244, 273, *277*, 287, 289, 291, 327—30, 333, 384, *496*, *533*, *536*, *544—47*, *550*, *562*, *567*, *583*, *595*
Goethe, Johann Wolfgang 7, 11, 13—14, 16—17, 22, 39, 91, 145, 147, 153, 169, 198, 216—17, 219, 234, 239, 241, 248, 259, 261—68, 270—75, 282, 286–90, 352, 377, 384, 387, 453, 456, 469—70, 472, 481, *496*, *512*, *528—30*, *544*, *552*, *561*, *566*, *572*, *575—76*, *580—82*, *584*, *586—88*, *590*, *601*, *607*, *614*, *627*
Goethe, Frau Rath 387—88
Götz, Johann Nikolaus 199, *572*
Goltz, Frhr. von der (Golz) 12, *528*
Gottfried von Straßburg 68, 72, 79—83, *540*, *543—44*
Gotthelf, Jeremias (Albert Bitzius) *630*
Gottschall, Rudolf *510*
Gottsched, Johann Christoph 18, 104, 110, 134—39, 191—93, 200, 208, 270, *549*, *551*, *557—59*
Gottsched, Luise Adelgunde Victorie, geb. Kulmus *558*
Gräter, Friedrich David 149, *562*
Grasset, de Saint-Sauveur Jacques 209, *574*
Grécourt, Villaret de 12, 208, *528*, *573*
Gregor von Nazianz 76, *542*
Grillparzer, Franz 486, *631*
Grimm, Jakob *534*, *605*, *621*
Grimm, Wilhelm *495*, *605*, *621*

Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von 118—21, 123, 126, *566*, *626*
Groeben, Karl Graf *617*
Groote, Gerhard *549*
Grosse, Siegfried *508*
Grotius, Hugo 154, *562*
Grün, Anastasius (Anton Alexander Graf von Auersperg) 419, *531*, *543*, *594*, *619*, *626*
Gryphius, Andreas 128—29, 156—59, 176, *552*, *564*, *577*
Gryphius, Christian 159, *564*
Guarini, Giovan Battista *564*
Gubitz, Friedrich Wilhelm *614*
Günderode, Karoline von 387, 473, *496*, *614*, *628*
Günther, Johann Christian 160—62
Guhrauer, Gottschalk Eduard *577*
Gustav II. Adolf (Schweden) *563*
Gutzkow, Karl *608*, *625*

Hadamar von Laber 92, *548*
Hadlaub, Johannes 91, *547*
Händel, Georg Friedrich 133, *557*
Hagedorn, Friedrich von 139, 195—96, 208—09, *552*, *571*
Hagedorn, Christian Ludwig *571*, *590*
Hahn, Johann Friedrich 234, 236, *579*
Hahn, Ludwig Philipp 233—34, *579—80*
Haller, Albrecht von 11, 192—93, *575*
Halm, Friedrich *539*
Hamann, Johann Georg 224, 227—29, 248, 252—53, 256, 269, 276, 279—80, 282, 288, 450, *514*, *624*
Hanke, Henriette *529*, *531*
Harsdörffer, Georg Philipp 143, *552*
Hartmann von Aue 57, 60, 62, 72, *539*
Hatt, Dora *624*
Hecker, Max *528*
Heermann, Johannes 182, *569*
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 14, 475
Heimbach, Karl Wilhelm Ernst *550*
Heine, Heinrich 438—39, 471, 474, 488, *496*, *560*, *583*, *594*, *608*, *621*, *628—29*
Heinrich der Löwe 67, *540*
Heinrich VI. (Kaiser) 67, *540*
Heinrich von dem Türlin 83
Heinrich von Freiberg 82
Heinrich von Ofterdingen 71
Heinrich von Veldecke (Waldeke) 65, 72, 85, *539*, *545*
Heinrich Julius von Braunschweig 125, *548*, *554—55*
Heinse, Wilhelm 12, 231—32, 270, 288, *528*, *578*, *589—90*
Helene von Rossov, s. Hrothswith
Henrici, Karl Ernst *503*
Hensler, Karl Friedrich *546*
Henze, Gisela VIII
Heräus, Karl Gustav 145, *561*
Herbort von Fritzlar 65, *539*
Herder, Johann Gottfried 10—11, 13, 150, 210—12, 215, 239, 252—55, 269, 276, 280—82, 288, 335, *514*, *527*, *539*, *562*, *564*, *574*, *582*, *586*
Hermann (der Cherusker) 30, 103, 214, 235, 428, *514*
Hermann (Landgraf von Thüringen) 71, *540*
Hermann von Sachsenheim *548*
Hermes, Johann Timotheus 238, *553*, *581*

Herwegh, Georg *617*
Hippel, Theodor Gottlieb von 249—50, 351, 450, 454, *553, 585, 607, 624*
Hitzig, Julius Eduard 351—52, 356—57, 450, *496, 498, 517, 607—09, 613, 623—24*
Höfer, Johann Friedrich *568*
Hölty, Ludwig Christoph Heinrich 218—19, 234—35
Hoffbauer, Clemens Maria 368, *611—12*
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 351, 447—55, 471, *496, 498, 517, 607, 623—25, 627*
Hofmannswaldau, Christian Hofmann von 158—160, *557, 564*
Holberg, Ludvig *551*
Holland, Hyacinth *496, 506, 542 bis 43*
Herzog von Holstein *563*
Homburg, Ernst Christoph 178 bis 79, *568*
Homer 14, 30, 63, 155, 236, 346, 373, 446, *529*
Honorius (Kaiser) *539*
Horaz 194, 200, *569, 572*
Horn, Franz 496, *569, 593*
Houwald, Ernst von 438, *622*
Hrothswith von Gandersheim 76, *542*
Huch, Ricarda *619*
Hüppe, Bernhard *496, 587*
Huet, Pierre Daniel *626*
Hugo von Montfort 92
Hugo von Trimberg 163—64
Humboldt, Alexander von 351
Hume, David 346
Hunold, Christian Friedrich 133, 160, *557, 565*
Hus, Johann *631*
Hutten, Ulrich von 123, 167, 169 bis 70, *554, 566*
Hutten, Hans von *566*

Iffland, August Wilhelm 17, 245 bis 47, 266, 274—75, 288, 351, 416, *583—85, 589, 593, 607, 619, 630*
Immermann, Karl 438, 455—57, *523—24, 625*
Isidorus Orientalis, s. Löben

Jacobi, Friedrich Heinrich 255—57, 259, 281—82, *572, 586, 593*
Jacobi, Johann Georg 197—99, *572*
Jacobus de Cessolis *565*
Jarcke, Ernst *503, 509, 529, 535, 599, 627, 630, 632*
Jarisch, Hieronymus Anton *570*
Jean d'Arras 86, *546*
Jean Duc de Berry *546*
Jean Paul, s. Paul, Jean
Jöcher, Christian Gottlieb *568*
Johann Teutonicus *567*
Johannes ab Angelis 180, *568*
Johannes Scotus Eringena 172, *567*
Johannsen, Michael (Jansenius) 179, *568*
Jonson, Benjamin (Ben Jonson) 15
Jordanes *535*
Joseph II. (Kaiser) *582*
Julian Apostata 25, 30, *533*
Jung, Christiane geb. Heyder *576*
Jung, Johann Heinrich (Jung-Stilling) 221—23, 256, 282, 284—85, *576, 594*

Kaniz, Ernst Graf *617*
Kant, Immanuel 10—13, 187, 242 bis 43, 249, 423, 450, 475, *527, 570, 624*
Karl (Erzherzog) *563*

Karl V. (Kaiser) 149
Karl der Große 35, 37, 44—45, 50—53, 76, 84, *536—37, 542*
Karl X. (König) 440
Karl (Herzog von Braunschweig) 473, *628*
Karl August (Großherzog von Sachsen-Weimar) *608*
Karnier, Franz 401, *617*
Kauer, Ferdinand *546*
Kehrein, Joseph *497, 555*
Kerner, Justinus 333, 410, 419 bis 22, *497, 501, 521, 619–20*
Kirchmair, Thomas (Naogeorgus, Neubauer) 122, *554*
Kistenmacher, Peter 155, *563*
Klaj, Johannes 127, 132, 143, *555—56*
Kleist, Christian Ewald von 197 bis 98, 215
Kleist, Heinrich von 442—35, *497, 501, 514, 522—23, 620*
Klinger, Friedrich Maximilian 232—33, 237, 260, 266, 270—71, 288, 472, *579, 589, 608*
Klopstock, Friedrich Gottlieb 7, 11, 15, 22, 82, 104—06, 136, 139, 182—83, 198, 201, 209, 212—16, 219—20, 229, 235, 242, *495, 529, 550, 558, 569, 572, 575, 579—80*
Knausten, Hermann Heinrich 178
Knigge, Adolf Frhr. von 238, *581*
König, Johann Ulrich 109, 145, *551*
Körner, Theodor 396, *519*
Körte, Wilhelm *577*
Konfuzius 187, 194
Konrad (Pfaffe) 52, *537*
Konrad IV. (König) 67, *540*
Konrad von Ammenhausen *565*
Konrad von Fussesbrunnen 59, *538, 545*
Konrad von Stoffeln *538*
Konrad von Würzburg 59—60, 65, 82—83, *538*
Konradin (König) *540*
Kosch, Wilhelm II, *495, 508, 511*
Kosegarten, Gotthard Ludwig 13, 218, *528, 575*
Kotzebue, August 201, 207, 245, 247—48, 261, 274—76, 280, 284, 287—88, 290, 333, 384, *529, 546, 584—85, 589, 592 bis 93, 624, 630*
Kraus, Christian Jakob 450, *624*
Kretschmann, Karl Friedrich 214, *574*
Kühnau, Richard *621*
Kürenberger, Der 72
Kunisch, Hermann *495*
Kusser, Siegmund *556*

Lachmann, Karl 47, 72, *536, 541*
Ladendorf, Otto *497*
Lafontaine, August 216, 219, 266, 274, 288, 384, *529, 531, 574—75, 589, 591*
Lamprecht (Pfaffe) 64
Langbein, August Friedrich Ernst *626*
Lavater, Johann Kaspar 220—21, 223, 262—63, 283—85, *580, 588*
Leibniz, Gottfried Wilhelm 9—10, 114, 128, 186—87, *527, 552, 555*
Leisewitz, Johann Anton 241
Lenau, Nikolaus 419, *531, 608, 619*
Lenz, Reinhold 231, 237, 270—71, 288, 472, *578, 589*
Lesage, Alain René *553*
Lessing, Gotthold Ephraim 7, 10 bis 11, 18, 138—39, 177, 183, 200, 207, 224—27, 229—30,

240—42, 249, 252, 254, 269, *276—79*, 282, 288, 318—20, 416, 483—84, *495, 497, 514, 527, 559, 569, 572—73, 576—78, 582, 586, 592, 602, 631*
Lessing, Karl Friedrich 482, *631*
Lhuillier, s. Chapelle
Lichtenberg, Georg Christoph *553, 586*
Lichtwehr, Magnus Gottfried *529*
Liebeskind, A. G. *503, 508, 512*
Lipsius, Justus *612*
Liscow, Christian Ludwig 137, *559*
Lobwasser, Ambrosius 177, *567*
Locke, John 10, 12, 187
Löben, Otto Heinrich Graf von (Isidorus Orientalis) 467, *497, 626—27*
Logau, Friedrich Frhr. von 171
Lohenstein, Daniel Caspar von 111—12, 114—15, 129—31, 135—36, 158—60, 162, *552, 557*
Loredano, Gian Francesco *552*
Lotze, Hermann *509*
Loyola, Ignatius von 444
Ludwig von Anhalt-Köthen 142, *560*
Ludwig (König von Bayern) *622*
Ludwig XIV. (Frankreich) 135, *549, 571, 626*
Luther, Martin 122, 140, 167, 175, 177, 235, 298, 351, 363, *529, 550, 562, 597, 610, 626*

Macchiavelli, Niccolò *263, 588*
Mackensen, Lutz *545*
Mai (Kardinal) 38
Maier, Jakob 236, *580*
Manuel, Niklas 122, *554*
Marggraff, Hermann *510*
Maria Theresia (Kaiserin) *548*
Maria (Schwester Philipps II.) *568*
Mark Aurel 443, *582—83*
Marner, Konrad 91, *548*
Marot, Clément *567*
Marwitz, Alexander von der 473, *628*
Matthisson, Friedrich von 218, 248, 276, 288, *575, 589, 592*
Mauser, Wolfram *553*
Mauvillon, Jakob 12, *528*
Maximilian I. (Kaiser) 47, 93, 96
Megerle, Johann Ulrich (Abraham a Santa Clara) 98, 181—82, *569*
Meißner (Schüler Reinmars von Zweter) 91, *547—48*
Melanchthon, Philipp 152, *562*
Menzel, Wolfgang 190, *497, 509 bis 10, 529, 536, 550, 570—71, 579, 587, 592*
Merck, Johann Heinrich *578*
Michaelis, Johann Benjamin 199, *572*
Miller, Johann Martin 217, 234 bis 35, *544, 575, 579*
Milton, John 22, 136
Minor, Jakob *498, 528, 592*
Mitternacht, Johann Sebastian 179, *568*
Mnioch, Johann Jakob 351, *517, 607*
Möller, Heinrich Ferdinand 236, *580*
Molière (Jean Baptiste Poquelin) 134, *557—58*
Moritz von Hessen (Landgraf) *557*
Moritz, Karl Philipp *553*
Moscherosch, Johann Michael 169, *566*
Mozart, Wolfgang Amadeus 82, *584*

Müller, Adam Heinrich 302, 327 bis 28, *497, 598, 611*
Müller, (Maler) Friedrich 233, *579*
Müller, Johann Gottwerth (von Itzehoe) 238, *553, 581*
Müller, Johannes von 351, *574*
Müller, K. L. Methus. *612*
Müller, W. *569*
Müllner, Adolf 468, 486, *521, 627*
Mundt, Theodor *587*
Murner, Thomas 167
Musäus, Johann Karl August *553*
Muskatblüt 92, *548*
Mylius, Georg 157, *564*

Naogeorgus (Kirchmair, Neubauer) 122, *554*
Napoleon 286, 291, *595*
Naumann, Christian Nicolaus 103, *549*
Neidhart von Reuental 91, *547*
Nestroy, Johann Nepomuk *608*
Neubauer (Kirchmair, Naogeorgus) 122, *554*
Neuber(in), Friederike Caroline 137, *559*
Neuhaus (verm. Verf. d. Lohengrin) *538*
Neukirch, Benjamin 159, *564*
Neumark, Georg 182, *569*
Neumeister, Erdmann 160, *565*
Nicolai, Friedrich 237—40, 244, 271, 288, 481, *547, 573, 581—83, 589, 591*
Novalis 13—14, 183, 277, 289, 291—312, 317—18, 321, 326, 331, 342, 347, 349, 355, 361, 422, 442, 467, 476, 478, 488 bis 89, *497, 501, 514, 517, 533, 552, 596—601, 631*

Odoaker 37
Oelsner, Karl Ernst Frhr. von *628*
Opitz, Martin 128, 132, 152—57, 159, 179, 182, *555—56, 562—63*
Oswald von Wolkenstein 92
Otfried von Weißenburg 40, *535*
Otte, Meister *539*
Otto I. (König) 62, *539*
Otto von Diemeringen *545*
Overbeck, Johann Friedrich *601*
Ovid *577*
Oxenstierna, Axel Graf 154, *563*

Paracelsus, Theophrastus *572*
Paul III. (Papst) *542*
Paul, Jean (Jean Paul Friedrich Richter) 13, 18, 249—51, 257 bis 59, 281, 303, 331—32, 448, *515, 553, 585, 587—88, 601, 604, 624*
Pavillon, Etienne 195, *571*
Pelisson, Paul 195, *571*
Peri, Jacopo 132, *555—56*
Perikles *560*
Petrarca, Francesco 373
Pfeffel, Gottlieb Konrad 195, *571*
Pfinzing, Melchior 93
Philipp (Verf. des „Leben Mariae und Christi") 59, 85, *538, 545*
Philipp II. (Spanien) *568*
Pietsch, Johann Valentin 136, *559*
Pindar 14, 373
Platen-Hallermünde, August Graf von 15, 433—47, 455—57, *497, 501, 522—24, 620—23*
Plato 9, 11—12, 90, 167, 203, 231, 373, 443
Plinius 29, *534*
Plutarch *560*
Pope, Alexander 11, 198
Postel, Christian Heinrich 160, *556—57, 565*

Prätorius, Benjamin 179, *568*
Prutz, Robert E. *497*, *555*
Puschmann, Adam *560*
Pyra, Jakob Immanuel 137, *559*
Pythagoras 373

Quintilian *588*

Rabelais, François 168
Rabener, Gottlieb Wilhelm 139, 209, *559*
Racine, Jean-Baptiste *574*
Raffaelo Santi (Rafael) 345, 368, 373, *518*, *611*
Ramler, Karl Wilhelm 200, 215, *529*, *572*
Ranegger, Franz *511*
Raumer, Friedrich von *595*
Raumer, Karl Georg von 287, 291, *595—96*
Raupach, Ernst 438, *622*
Rausse, Hubert *579*
Redwitz, Oskar Frhr. von *632*
Regenbogen, Barthel 92, *548*
Rehm, Walther *549*
Reichensperger, August *505*, *507 bis 08*
Reimarus, Hermann Samuel 225, *277*, *577*, *592*
Reinmar von Zweter 91, *548*
Reiser, Anton *557*
Reuter, Christian *547*
Richardson, Samuel 201—02, 238, *581*
Richey, Michael *560*
Riemer, Johannes 115, *552*
Ringwaldt, Bartholomäus 178, *568*
Rinuccini, Ottavio *555*
Rist, Johann 143, 156, 182, *563*
Robert, Ernst Friedrich Ludwig 439, 446, *622—23*, *625*
Roberthin, Robert 157, *563*
Rollenhagen, Georg 171
Romanus, Christoph *564*
Rosenkranz, Karl *552*, *590*
Rosenplüt, Hans 121
Rost, Johann Christoph 137, *559*
Rousseau, Jean-Jacques 187, 189, 218, 260, 450, *531*, *581*
Rudolf von Ems 62, 82—84
Rückert, Friedrich 455, 457—60, *497*, *501*, *625*
Rüedeger von Hünchoven 83, *544*
Ruge, Arnold *530*

Sachs, Hans 122—24, 141
Sackville, Thomas *548*
Salis-Seewis, Johann Gaudenz von 218, 248, 276, 288, *575*, *585*, *589*, *592*
Sauer, August *495*
Schaefer, Heide-Lore VIII
Scheffler, Johann (Angelus Silesius) 180, 182, *569*
Scheffner, Johann Georg *528*
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von 11, 277, 289, 462, 475, *527*, *529*
Schenkendorf, Max von 183, 287, 291, 377, 396—406, *497*, *501*, *570*, *595*, *613*, *616—18*
Schill, Ferdinand von 473, *628*
Schiller, Friedrich von 7, 13, 16, 94, 232—33, 242, 245, 248, 259—62, 266—68, 271—75, 286—89, 454, *528*, *533*, *580—81*, *584*, *587—88*, *591*, *625*, *627*, *630*
Schindler, Robert *497*, *542*
Schlegel, August Wilhelm VII, 49, 138, 277, 280, 289—90, 315—17, 331, 351—52, 406, 472, *497*, *517*, *527*, *529*, *531—32*, *535—36*, *538*, *543*, *584*, *592—93*, *601*, *618*, *625*, *628*

Schlegel, Friedrich VII—VIII, 42, 49, 138, 185, 245, 277, 282, 286, 289, 291, 315, 317—27, 329, 331, 343, 347, 349, 355—57, 383, 406, 417, 457, *497—98, 500, 515, 526—29, 532—35, 539, 549—50, 578, 583—84, 592—94, 602—03, 611, 618*
Schlegel, Johann Adolf 138, 182, 209, *559, 569, 574*
Schlegel, Johann Elias 137—38, *577*
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel 272, 310, 356—57, 463, *498, 587, 591, 600—01, 625*
Schmidt, C. A. *577*
Schmidt, Julian *509*
Schnabel, Johann Gottfried 116, *553*
Schneider, Reinhold *508*
Schön, Theodor von *503, 506*
Schönaich, Christoph Otto Frhr. von 103, 136—37, *549—50*
Schöningh, Ferdinand *504, 507—08*
Schott, Gerhard *557*
Schröter, Manfred *529*
Schrötter, Ferdinand Frhr. von *617*
Schubart, Christian Friedrich Daniel 233, *579*
Schubert, Gotthilf Heinrich von *619*
Schuch d. Ä., Franz 134, *558*
Schütz, Fr. Karl Julius *498, 607, 612—13*
Schütz, Heinrich *555—56, 563*
Schummel, Johann Gottlieb 238, *581*
Schwab, Gustav 419, *621*
Schwabe, Johann Joachim 110, 136, *551, 559*
Schwarz, W. 576
Schwegler *526*
Schweinichen, Hans von 164, *566*
Schweitzer, Sophie von *616*
Scott, Walter 480, *630*
Scotus, s. Johannes Duns Scotus
Seidel, H. W. *510*
Seidel, Martin Friedrich *542*
Seneca d. J. 128—29, 153, 214, *555*
Seuse, Heinrich (Suso) 98, *549*
Shakespeare, William 15, 22, 29, 94, 118, 124, 131, 135—36, 146, 182, 190, 225, 230, 234, 246, 251, 260, 270, 274—75, 277, 281—82, 290, 316, 421, 428, 440, 452, 454, 456, *559, 577, 593, 596, 620*
Simion, Markus *503*
Simrock, Karl 47, 60, 72, *536, 538, 541*
Sivers, Jegór von *504—05*
Smollet, Tobias George 238, *582*
Sokrates 167, 202, 373
Solger, Reinhold 18, 349, *606—07*
Sophie (Großherzogin von Sachsen) *496*
Sophie Charlotte (Königin) *555*
Sophokles 14, 128, 153, 446
Spalding, Johann Joachim 182, *569*
Spee, Friedrich von 180—82, *569*
Spervogel 69, 72
Spieß, Christian Heinrich 236, *531, 580—81*
Spinoza, Baruch 188, 263, 310
Stadion, Friedrich Graf von 207
Stael-Holstein, Germaine de 352
Stargardt, Joseph A. *511*
Stark *583*
Steffens, Henrik 277, 287, 289, 291, 327—28, 480, *595—96, 603, 630*

Stein, Charlotte von *588*
Stifter, Adalbert 480—91, *498, 510, 629—32*
Stöcklein, Paul *612*
Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu 219—21, 224—35, 244, 282 bis 83, *575—76, 580, 583, 594*
Storm, Theodor *510*
Stranitzki, Joseph Anton 134, *558*
Strich, Fritz *532*
Stricker, Der 52, *546*
Strungk, Nikolaus Adam *556*
Suleiman II. (Soliman) 149, *561*
Sulzer, Johann Georg 237, 271, *581, 591*

Tacitus 28, 30, *533*
Tannhäuser 91, *547*
Tasso, Torquato 136
Tauler, Johannes 98
Teutonicus, Johann (Teutonius) 172, *567*
Thär, Albrecht 225, 277, *577, 592*
Theoderich der Große 36—38
Thomas von Aquin *567*
Thomas von Kempen 98, *549*
Thomasin von Zerklaere 163
Thrum, Gerhard *608*
Thümmel, Moritz August von 207—08, *553*
Thüring von Ringoltingen *546*
Tieck, Ludwig 16, 56, 233, 277, 279—80, 289—90, 302, 328, 332, 342—50, 355—57, 410, 422, 431, 438, 453, 464, 469, 480, 484, *497—98, 500, 525, 538, 549, 592, 596, 598, 601, 603, 606—07, 620, 625—27*
Tiedge, Christoph August 13, 216, 242—43, 274, 288, *528—29, 575, 583, 589, 591*
Törring-Jettenbach, Joseph August Graf von 236, *580*
Trommlitz, Karl August (Friedrich von Witzleben) 480, *630*
Trotzendorf, Valentin (Valentin Friedland) 152, *562*
Tscherning, Andreas 155, *563*
Turpin (Bischof) 52
Twesten, August 256, 282, *586, 593*

Uhland, Ludwig VIII, 72, 333, 410—19, 422, *498, 501, 541, 619*
Ulfila (Bischof) 37—38
Ulrich von Lichtenstein 90, 102, *549*
Ulrich von Türheim 82
Ulrich von Württemberg (Herzog) *566*
Ulrich von Zatzikhofen 57
Ungern-Sternberg, Alexander Frhr. von *608*
Unzer, Ludwig August 12, *528*
Uz, Johann Peter 195, 197—98, 207, *572*

Varnhagen von Ense, Karl August *497, 511, 569, 622, 625, 628*
Varnhagen von Ense, Rahel 473, *497, 622, 625, 628*
Vega Carpio, Lope de 15, 122, 131—32
Velde, Karl Franz van der 480, *630*
Velten, Johannes (Veltheim) 134, *557—58*
Vergil 14, 63, 65, 77, 89
Vespasium, Herm(ann) 178
Vilmar, August Friedrich Christian 53, 167, 174, *498, 500, 504, 533—41, 543—44, 547, 550—53, 555—56, 560—62, 564—68, 572—73, 582, 587*
Vintler, Hans 164, *565*

Virgil, s. Vergil
Vischer, Friedrich Theodor *509, 526*
Vischer, Robert *509*
Voltaire (François Marie Arouet) 10, 104, 137, 187—89, 203, 219, 238
Voß, Abraham *583*
Voß, Johann Heinrich 15, 215, 219, 230, 234—36, 243—45, 270, 273, 288, 360, *528—29, 578—79, 583, 589, 591, 604, 610*
Vulpius, Christian August 236, *580*

Wackenroder, Wilhelm Heinrich 311—15, 331, *498, 501, 515, 601*
Wackernagel, Wilhelm *541*
Wagner, Heinrich Leopold 234, *579*
Waitz, Georg *534*
Waldis, Burkart 171, *566*
Walram von Gresten 72, *541*
Walther von der Vogelweide 71 bis 73, 91—92, 163, *540—41, 565*
Warbeck, Veit *546*
Weber, Veit (Leonhard Wächter) 347, *606*
Weise, Christian 114—15, 131—32, 160, *552*
Weiß, Michael (Albinus) 177, *567*
Weiße, Christian Felix 138, *559, 572*
Wentzel, Johann Christoph 160, *564*
Wenzel I. (König) *540*
Wenzel II. (König) 67, *540*
Werder, Diederich von dem 113, 142—43, *551, 560*
Werner, Friedrich Ludwig Zacharias 14, 161, 185, 350—83, 384 bis 85, 388, 422, 449, 467, 486, *496, 498, 501, 519, 525, 529, 607—13, 623, 626*
Werner, Jakob Friedrich *608*
Wernher (Bruder) 91, *548*
Wernher (Pfaffe) 59, *538*
Wernicke, Christian 160
Wezel, Johann Karl *553*
Widmann, Joseph Viktor *567*
Wiegleb, Johann Christian 450, *624*
Wieland, Christoph Martin 82, 200—08, 235, 243, 246, 272—73, 282, 288, 290, 354, 425, 464, *528, 552, 573, 586, 589—90, 596*
Winckelmann, Johann Joachim *534*
Winckler, Paul von 116, *552*
Wirnt von Grafenberg 57
Wladislaw IV. (König) *563*
Wolff, Christian 10, 187, *527, 570*
Wolfram von Eschenbach 52, 54—58, 70—72, 79—80, 82, 91—92, 102, 104, 118, 162, 173, 213, *537—38, 544, 548—50,*

Young, Edward 209, *559, 573*

Zachariä, Justus Friedrich Wilhelm 139, 195, 198, 208, *559*
Zarathustra 373
Zarncke, Friedrich *510, 547*
Zedlitz, Joseph Christian Frhr. von *631*
Zesen, Philipp von 111, 143
Ziegler, Kaspar 179, *568*
Ziegler und Kliphausen, Heinrich Anselm von 110—11
Ziesemer, Walther *564*
Zimmermann, Johann Georg *546*

Zincgref, Julius Wilhelm 171, *562*, *566*
Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von 179
Zollikofer, Georg Joachim 182, *569*
Zschokke, Heinrich *569*

WORT- UND SACHVERZEICHNIS

Kursive Zahlen beziehen sich auf den Anmerkungsteil.

Adel A. in Frankreich und England 6, Geldaristokratie anstatt des alten A.s 17, A. in deutscher Frühzeit 26—28, A. und Volk im Mittelalter 70

Allegorie (vgl. Symbol) A. im Lied 92, Religion als A. 123, A. und Symbol (Goethe) genügen der Romantik nicht 270, 288, F. Schlegels A. begriff *527—28*

Ästhetik, ästhetisch ä. Beurteilung ist die unfruchtbarste 18, Entstehung der Ä. 18, jeder wahre Dichter hat seine eigene Ä. 18, Ästhetisieren des Christentums (Herder u. a.) 210, *574*, die Romantik nahm eine Aufgabe, die zur guten Hälfte eine ethische war, als eine ä. 274, A. W. Schlegel ist der eigentliche Ästhetiker der Romantik 316, widerliche ä. Vornehmheit 414, ä. Willkür (Kleist) 430, Rückerts Frömmigkeit ist ein ä. Gefühl 459, romantische Poeten nahmen die religiöse Frage bloß ä. 469, *627*

Atheismus A. in Deutschland 10, Seelenpriapismus 12

Aufklärung moderne Romantik als religiöse Reaktion gegen den Unglauben der Ä. 21

Bildung, der Gebildete die Poesie der Deutschen ist so mannigfaltig wie ihre B. 9, 18, 19, Philologie emanzipiert sich zum Mittel höherer B. 14—15, philologische Poesie und die G. 16, alle Blüte künftiger Bildung liegt in der Sage beschlossen 43, Drama als schärfste Signatur der wechselnden B., Gesinnung und Sitte einer Nation 94, Drama folgt am genauesten den B.phasen 121, Reformation und B. 135, Lessing faßt alle moderne B. zusammen 229, Romantik durchdringt alle Richtungen der neueren B. 277—78, 289, F. Schlegel stellt sich wie Lessing auf die Höhe der modernen B. 318, Aufgabe der Poesie: das Dramatische des B.s prozesses lebendig darstellen 416, religiöses Gefühl als geheimnisvolles Senfkorn, aus dem die Gesamtb. einer Nation emportreibt 461, Reformation und B. 461—62.

Christentum, christlich (vgl. Religion) germanische Völker erkannten Ch. in seiner vollen Würde 5, Ch. und Philosophie des Mittelalters 9, das Ch. schuf anstelle der alten Verherrlichung des Endlichen die romantische Poesie des Unendlichen 21, Ch. und germanische Dichtung 32, germanisches Wesen und Ch. 35—37, Einfluß des Ch.s auf die ältere deutsche Poesie 39—40, die ch. Poesie ist übersinnlich, wunderbar, mystisch, symbolisch; sie ist romantisch 41, Ch. und Rittertum 42, Ch. im Nibelungenlied 45—47, ch. als angemessene Bezeichnung des Romantischen 49, Ch. geht in der heidnischen Schönheit auf 63, Lyrik hat mit dem Ch. den idealen Zug nach dem Inneren gemein, sie tritt durch das Ch. auf 66, Frauendienst (Minne) wuchs aus der ch., idealeren Auffassung der Schönheit 70, ch. Glaube als tieftragischer Stoff der Poesie 75, Aufgabe des Ch.s: Widerversöhnung des menschlichen Zwiespalts 79, Ästhetisieren des Ch.s (Herder u. a.) 210, *574*, Herders Ch. ist Sache der Phantasie 211, Klopstocks Ch. ist dem subjektiven Emanzipationsprinzip des Protestantismus gemäß 211, Ch. und Rationalismus 245, 274, Goethes Ch. 263—65, ch. Poesie wurde geistige Macht (Romantik) 301, belebender Hauch ch. Weltanschauung in den Dichtungen des Novalis 303, Ch. verwandelt sich in bloße Poesie (Ofterdingen) 305, Novalis deutet aus poetischer Machtvollkommenheit das Ch. um 307, Romantik als ch. Schönheit der Poesie 318, Ch. als Sittenanstalt (Platen) 443, das Positive des Ch.s (die Kirche) geltend zu machen als das Ziel der Romantik 467

Dämonisches Brentanos Dichtertum: das D. 385, 388, 392

Deutschland, Deutschtum, Deutsche, deutsch dt. Nation die gründlichste, innerlichste, beschaulichste 5, 6, tiefes Freiheitsgefühl der D. 5, die D. bewahrten den Kreuzzügen den religiösen Charakter 5, dt. Nation erdachte ihre eigentliche ideale Waffe, die Buchdruckerkunst, selbst 5, D. als Entstehungsbereich der Reformation 5, Zug des dt. Volkes nach Weltbürgertum 6, die D. wollen die ganze Wahrheit 6, die D. als die Erben fast aller gebildeten Nationen 6, Trieb des dt. Charakters, sich in sich zu kehren, innerlich zu verarbeiten, die besondere Natur auszuprägen 6, Sonderbündlerei in D. 6—7, Mischung von katholisch und protestantisch in D. 7, volkstümliche und gelehrte Poesie in D. 7, Universalität und Individualität in D. 8, das Leben der D. wird durch Literatur am entschiedensten vertreten 8—9, die Poesie der D. hat ihre innere Notwendigkeit im Organismus der Nationalbildung 9, dt. Nationalgeist nach innen gewandt

19, dt. Frühzeit 25—33, gemeinsamer Geist der Nation 31, germanisches Wesen und Christentum 35—37, Lyrik als eine vorzugsweise dt. Kunst 67, Nationalkalamitäten und dt. Poesie 126—27, dt. Michel poetisch darstellen (Voß) 245, 273, dt. Geist fand im Rationalismus kein Genüge 269, durchaus dt., d. h. gläubige Poesie Uhlands 414, eine den ursprünglichen Hauptrichtungen der Romantik verwandte Reaktion wird sich in D. geltend machen 478, 489

Dichter jeder wahre Dichter hat seine eigene Ästhetik 18, Ironie als Hinweis auf Gegensatz des D.gemüts mit der Wirklichkeit 79, der D. in der Zeit der Massenliteratur 96—97, im Trauerspiel ist der D. die tragischste Person 129, hölzerne Poetenfabrik (Gottsched) 135, Nachahmung der Griechen und Lateiner 152, ohne tüchtige Gesinnung gibt es keinen tüchtigen D. 265, Brentanos D.tum: das Dämonische 385, 388, 392

Dichtung, vgl. *Poesie*

Drama, dramatisch Lyrik und D. 65, D. versöhnt das lyrisch Subjektive mit der objektiven Handlung 74, 93, D. entsteht zuletzt 74, D. faßt Epos und Lyrik in eins 74, im Mittelalter kein D. 74, das D. ist religiösen Ursprungs 74, D. ist seiner Natur nach tragisch (Konflikt zwischen Subjektivem und Objektivem, Ewigem und Endlichem) 74—75, Anfänge des D.s im Gottesdienst 75, Sage und D. 93—94, Arten des D.s 94, D. als schärfste Signatur der wechselnden Bildung, Gesinnung und Sitte einer Nation 94, D. zu keiner nationalen Entwicklung gelangt 94, Phasen des Zeitgeistes 94, D. folgt am genauesten den Bildungsphasen 121, D. und Reformation 121, gesunder poetischer Instinkt im D. (Hans Sachs) 123, D. als der Luxus der Poesie 127, die Oper als das d. Monstrum 132, Aufgabe der Poesie: das Dramatische des Bildungsprozesses lebendig darstellen 416, D. als die nationalste aller Dichtungsarten 475, Stationen des deutschen D.s 483, das moderne D. und die Romantik 484, Grundzüge des modernen D.s 487—88, Entstehung des D.s *541*

Endlich — Unendlich das Christentum schuf anstelle der alten Verherrlichung des E. die romantische Poesie des U. 21, Wahrheit ist in der klassischen und romantischen Poesie; dort sinnliche, e., hier übersinnliche, überirdische 41, das Romantische als ins U. auslaufend 49, Drama als Konflikt von Ewigem und E. 74—75, Natur deutet bei den Romantikern das Überirdische symbolisch an 460

Epos Sage und E. 44, E., die früheste Dichtungsart 44—45, 74, Lyrik und E. 65—66, 93, E.: Poesie der Vergangenheit 66,

Drama faßt E. und Lyrik in eins 74, Elemente des E. in den Volksbüchern 84, Tiere. 88, Gelehrtenpoesie und E. 102—03, E. und Roman 106—07, das E. ist der Mensch in der Welt, der Roman ist die Welt im Menschen 107, das E. als Darstellung einer allgemeinen Weltanschauung 213, E. bedarf eines weiten Horizonts, einer poetischen Ferne 242

Form mit dem Wesen der Poesie wandelt sich die F. 95, Poesie und F. 153, die Poesie einer Nation ist nicht zu trennen von deren F. 213, wo der rechte Inhalt verloren geht, tritt die F. als Hauptsache ein 265

Freiheit tiefes F.sgefühl der Deutschen 5, F. als Prinzip des Geistigen 23, *533*, F.sgefühl in deutscher Frühzeit 26—27, F. in altheidnischer Zeit 42, poetischer Hauch der F. 117, unbedingte F. des Subjekts in der Poesie 269, Protestantismus als Prinzip wissenschaftlich polemischer F. 320, F.sstreben Görres' 329—30

Ganzheit Poesie und Religion nehmen den ganzen Menschen, Gefühl, Phantasie und Verstand gleichmäßig in Anspruch 22, 98, *531*, *532*

Gefühl G. in der Philosophie des Mittelalters 9, religiöses G. 20, die produktiven Seelenkräfte (Verstand, Phantasie, G.) in der Sage vereint 43, subjektives Dafürhalten und G. in der Reformation 105, ohne G. keine Poesie 216, dichterisches G. ist die potenzierte Fähigkeit, das Große, Wahre und Schöne zu empfinden 216, unordentliches Überfüttern des subjektiven G.s (Werther) 217, Pietismus als Revolution des G.s gegen den Verstand 224

Genie kommunistische Rebellion gegen das G. 97

germanisch g. Völker erkannten das Christentum in seiner vollen Würde 5

Haß Poesie des H.s 14, großartige Poesie des H.s (Kleist) 428—29, moderne Poesie des H.s (Kleist) 431, Begeisterung des H.s bei Platen 438—39, H. bei Heine 474, Poesie der Liebe gegen Poesie des H.s (Stifter) 490, 491

Humanität H. als Surrogatreligion 251—59, Universalreligion der H. (Hamann) 253—54, Jean Paul als der eigentliche H.sdichter 257—58, Doktrin der Humanität kulminiert in Goethe und Schiller 259, H.skrankheit Goethes 265, abstrakte Religion der H. (Jean Paul) 332, H.skultus in der neusten Poesie 475, 476

Humor, humoristisch H. als Krankheit des Geistes und Gemütes 117, *553*, H. und Tragik 117—18, Simplizissimus als h. Roman 119, Gegensätze des inneren Lebens erzeugen H. 165, Reformation hat den H. zu voller Geltung und Gestaltung

herausgebildet 248, h. Blitze (Jean Paul) 251, Scharfsinn des H.s (Jean Paul) 251, das religiöse Gefühl des Kontrastes zwischen Diesseits und Jenseits als Wurzel gesunden H.s (Kerner) 421, unbefangener H. bei Platen 438, der Begriff des H.s bei Gervinus *553*

Hieroglypenschrift H. 21, 76, *532*

Idealismus, deutscher das Prinzip des Protestantismus hebt Lessing über den I. 11

Individuum, Individualität, individuell Ausbildung der i. Eigentümlichkeit durch deutschen Nationalgeist 19, Lyrik ist i. und persönlich 67, Lyrik zieht sich von den Massen auf I. zurück 70, Emanzipation der Subjektivität als Prinzip der Reformation 100, subjektives Dafürhalten und Gefühl in der Reformation 105, stärkere Subjektivität unterscheidet das Epos vom Roman 106—07, geoffenbarte Religion und Subjektivismus 475, Subjektivismus und moderne Tragödie 485—86

Ironie, ironisch I. weist auf Gegensatz von Dichtergemüt und Wirklichkeit hin 79, I. in Gottfrieds „Tristan" 81, I. als Organ des Tragischen 118, I. im Fastnachtsspiel 123, aufgeklärte I. (Wieland) 205, I. bei Tieck 347, 349, I. bei Brentano 389, Brentanos I. aus moralischer Kraft 395, I. paralysiert Frömmigkeit (Rückert) 459, i. Vornehmheit der Romantiker 469, Heines I. 471, 474

Jesuiten J.riecherei 88, *546*

juste milieu 160, 203, 272, 440, 443, 465, *564*

Katholisch, Katholizismus, katholische Kirche (vgl. Religion) Mischung von k. und protestantisch in Deutschland 7, k. Kirche und Gelehrtenpoesie 7, der K. als ursprüngliche Heimat der Poesie 98, Reformation stellt Forschung über kirchliche Autorität 100, 229, 269, k. und protestantische Literatur im 17. Jh. 151, Pietismus ist den K. fremd 224, k. Kirche und Romantik 273—77, 289, die als notwendig erkannte Rückkehr zur Kirche kann nur durch die Poesie vermittelt werden 301, willkürliche Deutung der Kirche (Novalis) 305, 306—07, k. Religion als Mittelpunkt aller Kunst (Wackenroder) 311—12, dilettantisches Katholisieren (Wackenroder) 312, F. Schlegel und der K. 321, unklare symbolische Umdeutung des K. 322, Vermittlung aller höheren Geisteskräfte mit der Kirche als Grundprinzip der Romantik (Görres) 328—29, Arnims Dichtung war eigentlich k. 337—38, Tieck und der K. 344, Z. Werners K. 358, 366, 381, das Charakteristische der Romantik ist ihre k. Heimat 414—15, Uhlands „K." 414—15, poetisches Verständnis der k. Schönheit (Uhland) 415, Protestantismus und K. bei Platen 447, unzeitiger Rigorismus kirchlicher Beschränktheit

als Gefahr für Poesie 464, Ziel der Romantik: das Positive des Christentums (K.) geltend zu machen 467, K. und Romantik 467—68, 473—521, Inhalt der Romantik war wesentlich k. 470—71, *627*, die Romantiker träumten von k. Gesinnung 477, 489, keine k. Spielerei in Stifters Novellen 481, k. Gesinnung in Stifters Novellen 490, durch k. Gesinnung soll der lügenhaften Phantasterei eine wahre Poesie entgegengesetzt werden 490, 492

Kommunismus, kommunistisch k. Rebellion gegen das Genie 97

Kosmopolitismus, Weltbürgertum Zug des deutschen Volkes nach W. 6

Krankheit, krank sentimentale, phantastische und Verstandespoesie sind Symptome der K. 22, Humor als eine K. des Geistes und Gemütes 117, Sentimentalität ist K. der Poesie 216, unordentliches Überfüttern des subjektiven Gefühls (Wertherk.) 217, Abgötterei mit dem k. Herzen wird praktische Religion (Voß, Lafontaine) 219, Humanitätsk. Goethes 265, gesinnungsk. Zeit (nach 1800) 334, Brentanos Zwiespalt als K. 395, K. als Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits (Kerner) 420, Geschichte des modernen Romans ist die Geschichte der K.ssymptome der Zeit 482

Kritik, kritisch Poesie und K. 137, 139, Lessing hat das Schwert der K. mutig aufgenommen 224, 276, *578*, Protestantismus hat die K. in die Welt gelegt 224, 276, Romantiker begannen erst k. 279, 290, A. W. Schlegel durch eminente K. Hauptförderer der Romantik 316

Kunst, künstlerisch Beurteilung der K. nach einer allgemeinen Theorie ist die unfruchtbarste 18, religiöses Gefühl als das k. Organ 22, Wesen aller romantischen K.: Gefühl der Wehmut, Sehnsucht, unendliche Perfektibilität 42, Lyrik ist vorzugsweise eine deutsche K. 67, Darstellung ist das Organ aller K. 265, katholische Religion als Mittelpunkt aller K. (Wakkenroder) 311—12, K. als Erschütterung und Anregung (Wackenroder) 314, K. als Mittel zu höherem Zweck (Werner) 372, kräftige Sinnenwelt als unabweisbares Material aller K. 466

Langweile, Langweiligkeit L. als Grundzug der Poesie der Reformation 110, *551*, L. in Brokkes' Dichtung 192, L. der Prosa der Tugend 245, 274, L. und Stagnation in der Goethezeit 248, Romantiker treten der prosaischen Misere nicht mit theoretischer L. entgegen 280—81, tödliche L. (Brentano) 389, schwüle L. des Moralismus 465

Legende L.dichtung 58

Lied L. ohne Worte 21, *532*, L. als eigentliches Organ der Lyrik 66, Glätte des L.s romanischer Völker 67, L.er der Min-

nesänger 68, das wunderbare L. 91, 289, 342, Allegorie im L. 92, Volksl. 97, 145—50, Kirchenl. 173—78, 183, Kirchenl. als christliches Volksl. 174

Literatur das Leben der Deutschen wird durch L. am entschiedensten vertreten 8—9, Parallelismus von Poesie und L. 9, historische L.betrachtung 18—19, nationale L.betrachtung 19—20, deutsche L. ist nationale L. 19, Charakter der deutschen L. 20, religiöse L. betrachtung ist die umfassendste 20—23, L. und Freiheit 23, der Dichter in der Zeit der Massenl. 96—97, katholische und protestantische L. im 17. Jh. 151, die L. eines Volkes kann nur im Zusammenhang mit dem religiösen Standpunkt gewürdigt werden 269, Stifters Feldzug gegen die gegenwärtige Model. 490

Lyrik, lyrisch Wesen der L. 65—68, L. ist von aller Poesie die subjektivste 65, 70, 90, L. und Epos 65—66, 93, L. und Sage 66, l. Poesie der Gegenwart 66, 90, Lied als das eigentliche Organ der L. 66, Geschichte der L. 66 ff., L. bildet nicht den Anfang einer Nationalpoesie 66, L. hat den idealen Zug nach dem Inneren mit dem Christentum gemein, sie tritt durch das Christentum auf 66, L. ist individuell und persönlich 67, L. bezeichnet den besonderen Volkscharakter schärfer 67, L. ist vorzugsweise eine deutsche Kunst 67, L. ist die Geschichte der Seele 68, L. als Ausdruck von Tiefe 68, L. zieht sich von den Massen auf Individuen zurück 70, Drama versöhnt das l. Subjektive mit der objektiven Handlung 74, Drama faßt Epos und L. in eins 74, spätmittelalterliche L. 90, altgewordene L. (epigrammatisch) 91, L. und Ironie 118, L. und Meistergesang 139, Volkslied hat den Grundcharakter aller L. 145—46

Märchen M. als poetischer Ausdruck des Irdischen 302, dreierlei M. 393, M. und Volkspoesie 393

Materialismus M. bei Descartes und Locke (Philosophie der Sinnlichkeit) 12

Moral(lehre) Religion und M. (Tugend, Stoizismus) 13, M. der pädagogischen Poesie 17, Poesie und M. 101, Moralisten in der Poesie 113, Religion als M.lehre 123, 193, Grundelemente der Reformation: Verstand und M. 152—53, Poesie und M. (Opitz) 153, didaktische Poesie 162—66, bloß negative M. bei den Protestanten 184, lustige M. (Anakreontik) 196, Wieland befreit die Poesie aus den Fesseln der Religion und M. 205, Poesie, Religion und M. (Hermes) 238, Wahrheit und Schönheit als Grundlage einer Dichtung, in der M., Schönheit, Tugend und Poesie eins sind 491, 492

Natur N.philosophie Schellings 11, *529*, N.dienst der Poesie 12, N.philosophie entsprach der neueren Romantik 13, phantasierende N.vergötterung (neuere Romantik) 13, n.philosophische Anschauung Goethes 14, N.gefühl in Deutschland 29, Religion und N.zustand 115, N. und moderne Bildung (Reformation) 135, N.lied 147, wo die N.wahrheit fehlt, verfällt die Poesie der Willkür 158, neuere N.philosophie 188, plastische N.religion (Anakreontik) 194—95, N. und Religion in Wielands „Goldenem Spiegel" 203, *573*, Lessing sucht N.wahrheit auf der Bühne 241, philisterhaftes Mißverständnis der N. (Voß) 245, 273, N. deutet bei den Romantikern das überirdische symbolisch an 460, N. als Symbol des Göttlichen (Romantik) 463, N.philosophie und Romantik 466—67, fromme N. wahrheit gegen gespreizte Lüge (Stifter) 490, N.religion *552*, *573*

Naturalisten N. des 17. und 18. Jhs. 114—21, 270, *552*, *590*

Negation Lust an der N. (Volkspoesie) 87, *546*, bloße N. in der Barockpoesie 159, bloß negative Moralität (Protestanten) 184, Prinzip der N. bei Nicolai 239, Zerrissenheit aus bloßer N. 394, Weg vom Glauben zur N. in Platens Romantik 446, impotente N. der Kunst 466, die neueste Poesie ist eine Literatur der N. 476, Protestantismus und N.sprozeß *536*

Nützlichkeit N.slehre der pädagogischen Poesie 17, N.sprinzip bei Wieland 204, 272, N.stheorie (Sulzer) 237, 271

Oper die O. als dramatisches Monstrum 132—33

Pantheismus, pantheistisch p. Irrlehre Werners 14, P. als extremste Konsequenz der neueren Naturphilosophie 188, p. Dithyramben (Pietismus) 224, P. bei Novalis 306, 318, Vernunftreligion p. Färbung bei Platen 442—43, Rückert macht den geheimen P. der Romantik in der Poesie praktisch 460, p. Zerstörung der Individualität 468, theosophischer P. *569*

Phantasie Ph. in der Philosophie des Mittelalters 9, phantasierende Naturvergötterung (neuere Romantik) 13, Poesie und Religion nehmen den ganzen Menschen, Gefühl, Ph. und Verstand in Anspruch 22, 98, die produktiven Seelenkräfte (Verstand, Ph., Gefühl) in der Sage vereint 43, Ph. hebt das Gewöhnliche und Wirkliche in eine höhere Region 95—96, Ph. und Verstand 96, Sprache der Ph. ist die geheimnisvolle Musik des Verses 96, gemeine Volksph. 108, unfruchtbarer Verstand, erfinderische Ph. 108, Ph. und moderne Bildung (Reformation) 135, Reformation und Ph. 152, freischaffende Ph. rollt Jahrhunderte auf und macht das Wunderbarste klar 190, Herders Christentum ist

Sache der Ph. 211, moderne Poesie der Phantasterei (Kleist) 431, Lösung des religiösen Elements von der Ph. in der Spätphase der Romantik (E. T. A. Hoffmann) 448, Ph. und Religion 471—72, Poesie und Ph. 472

Philosophie, philosophisch Hauptströme der Ph. im Mittelalter 9, mathematische Ph. in Deutschland 9, 12, Ph. des Auslands in Deutschland 10, Ph. und Poesie in Deutschland 11—12, Ph. der Sinnlichkeit (Materialismus, Descartes, Locke) 12, Naturph. entsprach der neueren Romantik 13, ph. Konstruktion der Schönheit 18, Dichtkunst und Ph. in der deutschen Literatur 20, Poesie und Ph. 186, alle Ph. kann sich von der ursprünglichen Heimat (Religion) nicht lossagen 186, neuere Naturph. 188, ph. formulierter Egoismus des sinnlichen Genusses (Wieland) 200, ph. Halbromane (Wieland) 203, Naturph. und Romantik 466—67

Pietismus P. in Robinsonaden 117, p. Hypochondrie (Simon Dach) 157, P. als Reaktion auf die Starrsucht der Orthodoxen 178, P. ist anders formulierte Sentimentalität 220, Jung-Stilling und Lavater als Begründer des modernen, exklusiven P. 223, P. als Revolution des Gefühls gegen den Verstand 224, P. und Offenbarung 224, P. spielt in die Poesie hinüber 224, P. in der neuesten Poesie 475, 478

Poesie, poetisch Begriff der P. VI—VII, Geschichte der deutschen P. beweist Streben nach Wahrheit 6, Mannigfaltigkeit in Deutschland spiegelt sich in der P. 7, 18, 19, Kunstdichtung der Gelehrten im Kampf mit volkstümlichem Element 7, Gelehrtenp. und Kirche 7, die P. der Deutschen hat ihre innere Notwendigkeit im Organismus der Nationalbildung 9, Parallelismus von P. und Literatur 9, Kant hatte von der tieferen Bedeutung der P. kaum eine Ahnung 11, Philosophie und P. in Deutschland 11—12, dialektische Verstandesp. des Wartburgkriegs 12, P. der Sinnlichkeit entspricht der Philosophie der Sinnlichkeit (Materialismus, Descartes, Locke) 12, P. und Religion bei Kant 13, Novalis stellt durch eine tiefsinnige Symbolik alles Lebens eine Weltwissenschaft p. dar 14, P. des Hasses 14, 428, *529*, philologische P. 14—16, 101—02, *529*, gelehrte Hofp. 15, P. der Grazien 15, *529*, Fremdes, Gelehrtes und Irreligiöses der (philologischen) P. 16, pädagogische P. 16—18, mathematische Zopfp. 16, *530—31*, pädagogische P. ist psychologische Experimentalp. 17, P., eine brotlose Kunst 17, p. Zeit denkt nicht an Schönheit 18, nach Schönheitsregeln gemachte P. 18, das p. Element geht wie ein Frühlingshauch durch die Luft 19, die spanische P. ist die nationalste 20, religiöse Litera-

turbetrachtung ist die umfassendste 20—23, Aufgabe der P. und Grundwesen der Religion identisch 20—21, 269, alle Revolutionen der P. sind durch die Religion gemacht 21, Griechen als das p.ste Volk 21, romantische P. des Unendlichen 21, *531—32*, Wesen der Poesie 21—22, P. ist die indirekte, sinnliche Darstellung des Ewigen und Bedeutenden, des Schönen, das das Irdische durchschimmert 22, Gemeinsamkeit von P. und Religion 22, P. und deutsches Naturgefühl 29, Volksp. und Leben in Deutschland 30—31, Einfluß des Christentums auf die ältere deutsche P. 39—40, die christliche P. ist übersinnlich, wunderbar, mystisch, symbolisch: sie ist romantisch 41, die klassische P. verhält sich zur romantischen ungefähr wie die Plastik zur Malerei 41, *535*, Wahrheit ist in der klassischen und romantischen P.; dort sinnliche, endliche, hier übersinnliche überirdische 41, *535*, alle P. nimmt ihren Ursprung aus der Sage 43—44, *536*, Nibelungenlied zeigt den volksmäßigen Gang der alten P. 47, P., Spiegel des nationalen Seelenlebens 58, Religion und P. 58, 98, 183, Reise- und Lügenp. 63, Lyrik ist von aller P. die subjektivste 65, 70, Epos: P. der Vergangenheit 66, Lyrik: P. der Gegenwart 66, 90, Epos bildet den Anfang einer Nationalp. 66, *539*, Politik und Königshöfe sind nie die rechte Schule der P. 68, der Entwicklungsprozeß der P. wiederholt sich bei allen Völkern 74, christlicher Glaube als tieftragischer Stoff der P. 75, P. in Gottfrieds „Tristan" 79—80, Gottfried erhebt die Schwäche der Menge in den p. Adelsstand 82, Volksp. und Volksbuch 87, mit dem Wesen der P. wandelt sich die Form 95, p. Prosa, prosaische P. 95, P. nicht Sache einer Kaste 97, wahre P. ist unverwüstlich 97—98, Kirche als ursprüngliche Heimat der P. 98, ewiger Bund von Religion und P. 98, alle P. ist Ausdruck der inneren Geschichte der Nation 100, P. kann ohne den religiösen Standpunkt nicht verstanden werden 100, deutsche P. durch Reformation bedingt 100, tödlicher Einfluß der Reformation auf die Poesie 101, P. und Moral 101, Gelehrtenp. 102, Roman: P. des Verstandes in ungebundener Rede 107, Langweiligkeit: Grundzug der P. der Reformation 110, Moralisten in der P. 113, p. Hauch (Schelmenroman) 117, Humor als p. Symptom der Krankheit (Reformation) 117, gesunder p. Instinkt im Drama (Hans Sachs) 123, Nationalkalamitäten und deutsche P. 126—27, das Drama ist der Luxus der P. 127, das Wunderbare als Urquell p. Schönheit 136, P. und Kritik 137, 139, Meistergesang als Gelehrtenp. 139—40, Sprachgesellschaften kehren das

natürliche Verhältnis von Sprache und P. um 144, Hofp. 144, Volkslied ist das p. Signalement der Völkerindividuen 146, P. in toter Sprache ist tot geboren 151, P. und Form 153, P. und Moral (Opitz) 153, P. als Lüge 158, wo Naturwahrheit fehlt, verfällt die P. der Willkür 158, Christian Günther als abschreckendes Bild ratloser P. 161, didaktische P. als Ausdruck der Reformation 162, Satire als P. des Verstandes 168, liederliche Rebellion der P. (der Protestanten) 183—84, prosaische P. verfehlt ihr Ziel 184, P. und Philosophie 186, *570*, Despotismus der Vernunft entspricht der modernen P. 188, Roman: eigentliche P. des Verstandes 191, P. und Verstand 199—200, Wieland stellt die P. auf den Kopf 200, Wieland befreit die P. aus den Fesseln der Religion und Moral 205, P. ist Zauberformel der Schönheit 206, die Sünde von Wielands P. war menschliche Schwäche 207, p. Mythologie der Religion (Herder) 211, P. einer Nation ist von ihrer Form nicht zu trennen 213, die Physiognomie der modernen P. ist bestimmt von Empfindsamkeit (Klopstock) 216, ohne Gefühl keine P. 216, dichterisches Gefühl ist die potenzierte Fähigkeit, das Große, Wahre und Schöne zu empfinden 216, Sentimentalität ist Krankheit der P. 216, Pietismus spielt in die P. hinüber 224, Schönheit als einzige Berechtigung der P. (Lessing) 225, 277, Emanzipation der P. 230, P., Religion und Moral (Hermes) 238, Verstandesp. kommt nicht über die Wirklichkeit hinaus 238, Verstandesp. (Nicolai) 238—39, Verstandesp. Lessings 240, Tragödie und Epos bedürfen p. Ferne 242, Theologie fast bis zur Eleganz p. 253, 281, Schiller machte die P. wie die Geschichte 261, 387, Goethes P. ist Naturp. 266, 286, neuere romantische P. 268—69, alle P. ist nur der Ausdruck, gleichsam der seelische Leib der inneren Geschichte der Nation; die innere Geschichte der Nation aber ist ihre Religion 269, unbedingte Freiheit des Subjekts in der P. 269, p. Symbolik dieser (kath.) Kirche 275, P. gewinnt in der Romantik neuen Reichtum 278, P. kann nur durch P. rezensiert werden 279, *592*, die als notwendig erkannte Rückkehr zur Kirche kann nur durch die P. vermittelt werden 301, Novalis faßt die P. in ihrer großartigsten, allgemeinsten Bedeutung auf 301, christliche P. wurde geistige Macht (Romantik) 301, Märchen als p. Ausdruck des Irdischen 302, P. der Zukunft und der Sehnsucht (Novalis, Romantik) 303, *599*, P. als anderer Ausdruck der Tugend 303—04, P. zieht Religion in ihren Kreis (Novalis) 304, Christentum verwandelt sich in bloße P. (Ofterdingen)

305, Novalis deutet aus p. Machtvollkommenheit das Christentum um 307, Romantik als christliche Schönheit der P. 318, der Staat im Bund mit Religion, P. und Leben 327, p. Asketik (Jean Paul) 331, Religion und P. bei Arnim 336—38, Arnims P. ist wie ein schlanker Baum auf der Höh... 341—42, p. Indifferenz in bezug auf das religiöse Element der Romantik (Tieck) 347, Sinnlichkeit und Religiosität als Kern von Werners P. 353, Werner stellt P. und Religion gleich 358, p. Zerfahrenheit (Brentano) 388—89, Naturp. und Kunstp. 393—94, P. als geheimnisvolle Gabe von oben (Fouqué) 406, Uhland folgt dem p. Glaubensbekenntnis der Romantik 410, Uhlands P. vereinigt alle Elemente der Romantik 412, durchaus deutsche, d. h. gläubige P. Uhlands 414, p. Verständnis der katholischen Schönheit (Uhland) 415, Aufgabe der P.: das Dramatische des Bildungsprozesses lebendig darstellen 416, Kunstp. und Volksp. 417, P. und Leben (Kleist) 426—27, p. Wahnglaube (Kleist) 430, moderne P. der Zerrissenheit, Phantasterei und des Hasses 431, Kleist fehlt die Kraft, das unsichtbare Banner der P. kühngläubig über die irdischen Dinge auf jene stille Höhe zu pflanzen, wo alles versöhnt wird 432, Krieg der p. Wahrheit gegen verkehrtes Treiben (Platen) 438, politische P. bei Platen 440—41, Rückert macht den geheimen Pantheismus der Romantik in der P. praktisch 460, Gefahr für P. in religiös aufgeregter Zeit 464, Liebe als das Grundthema aller Dichtung 465, wahre P. ist durchaus religiös, und die Religion p. 466, Göttlichkeit der P. in der Romantik 467, Glaube, Verstand und P. als Elemente der Religion 471, P. und Phantasie 472, die Abwendung von der positiven Religion macht die P. zur Phraseologie 475, die neueste P. ist eine Reaktion gegen die Romantik 475, 478—79, protestantischer Familienzug der neuesten P. 476, Verstandesp. wird durch den Roman repräsentiert 476—79, Folgen der Abwendung von der positiven Religion 477—78, Rationalismus will seine aparte P. haben 479, 489, Stifters Novellen sind gesunde P. 481, Geschichte ist von größerer p. Schönheit als Dichtung 481, P. der Liebe gegen P. des Hasses (Stifter) 490, 491, p. Geheimnis des religiösen Gefühls (Stifter) 490, 491, durch katholische Gesinnung soll der lügenhaften Phantasterei eine wahre P. entgegengesetzt werden 490, 492, Wahrheit und Schönheit als Grundlage einer Dichtung, in der Moral, Schönheit, Tugend und P. eins sind 491, 492, Wesen der P. *535*, romantische P. (Begriff) *537*, Tendenz- und Kontroversp. *632*

Politik, politisch P. und Königshöfe sind nie die rechte Schule der Poesie 68, A. Müller wendet die Romantik auf die geselligen und p. Verhältnisse an 327, p. Poesie bei Platen 440 bis 41, lebendige Romantik der p. Bewegung 472—73, p. Bardengebrüll in der neuesten Poesie 475

Prosa, prosaisch poetische P., p. Poesie 95—96, Sprache des Verstandes ist die P. 96, P.: die freieste Form des Ausdrucks (Roman) 107, p. Poesie verfehlt ihr Ziel 184, P. der Tugend rief ihren notwendigen Gegensatz (Frivolität) hervor 245, 274, Romantiker treten der p. Misere nicht mit theoretischer Langweiligkeit entgegen 280—81

Protestantismus, protestantisch, Protestanten (vgl. Reformation) Mischung von katholisch und p. in Deutschland 7, das Prinzip des P. hebt Lessing über den Idealismus 11, p. Theologie und philologische Poesie 14, Walther und der P. 72, *541*, Urp. in der Volkspoesie 87, P. der menschlichen Natur ist älter als Reformation 100, P. in Robinsonaden 116, katholische und p. Literatur im 17. Jh. 151, liederliche Rebellion der Poesie (der P.) 183—84, Klopstocks Christentum ist dem subjektiven Emanzipationsprinzip des P. gemäß 211—12, Pietismus ist spezifisch p. 224, P. hat die Kritik in die Welt gelegt 224, 276, F. Schlegels Charakterisierung des P. 319—21, P.: Prinzip wissenschaftlich polemischer Freiheit 320, P. hat keine gefundene Wahrheit zum Fundament, nur den Willen, sie zu suchen und zu finden 422, die ursprüngliche Freudigkeit der Romantik löst sich durch den P. in Unruhe auf 422, P. und Katholizismus bei Platen 477, p. Heimweh nach der Kirche 470, *627*, p. Familienzug der neuesten Poesie 476, P. und Negationsprozeß *536*, P. und der Geist der Negation *546*, Langweiligkeit durch den Geist des P. *551*

Psychologie, psychologisch pädagogische Poesie ist p. Experimentalpoesie 17

Quietismus Ursache des nationalen Q. 16, *529—30*, philosophischer Q. (Anakreontik) 194, Romantik huldigt angeblich einem Q. 283, 290, Goethes Q. *530*

Rationalismus (vgl. Vernunft) Lessing haßt den flachen R. 226, 278, R. bei Nicolai 239, Christentum und R. 245, 274, der deutsche Geist fand im R. kein Genüge 269, Romantik und R. 272, 360, 414, 469—70, R. will seine aparte Poesie haben 479, 489, R. als Geist der Negation *546*, Langweiligkeit aus dem Geist des R. *551*

Reformation, reformatorisch (vgl. Protestantismus) die deutsche Nation erzeugte R. 5, deutsche Poesie durch R. bedingt 100, Prinzip der R.: Emanzipation der Sujektivität 100, R. stellt

Forschung über kirchliche Autorität 100, Protestantismus der menschlichen Natur ist älter als R. 100, tödlicher Einfluß der R. auf die Poesie 101, R. und Tradition 101, „Messias" als ein Produkt der R. 104, *550,* subjektives Dafürhalten und Gefühl in der R. 105, R. und Studium des Altertums 106, Langeweile: Grundzug der Poesie der R. 110, R. als Krankheit (vgl. Humor) 117, R. im „Simplizissimus" 119, Drama und R. 121, R. und Bildung 135, Meistergesang als Erfindung der R. 141, R. und Volkslied 148, Grundelemente der R.: Verstand und Moral 152, R. und Phantasie 152—53, didaktische Poesie als Ausdruck der R. 162, R. macht das ganze Leben gegensätzlich 165, r. Geist des Umschwungs und „Faust" 172, R. und Tradition 176, Kant als der eigentliche Philosoph der R. 187, *570,* R. stellt Forschung über die kirchliche Autorität 229, 269, R. erhob die revolutionäre Emanzipation der Subjektivität zu ihrem Prinzip 229, 269, R. hat den Humor zur vollen Geltung und Gestaltung herausgebildet 248, R. und Bildung 461—62, Romantik als Opposition gegen die Folgen der R. 462, R. und der Geist der Negation *546*

Religion, religiös, (vgl. Christentum) Poesie und R. bei Kant 13, R. und Morallehre (Tugend, Stoizismus) 13, R., Ehre und Ritterlichkeit in der spanischen Literatur 20, r. Literaturbetrachtung ist die umfassendste 20—23, Wesen der R. 20, Aufgabe der Poesie und Wesen der R. identisch 20—21, 269, alle Revolutionen der Poesie sind durch die R. gemacht 21, moderne Romantik als r. Reaktion gegen den Unglauben der Aufklärung 21, r. Gefühl als künstlerisches Organ 22, Gemeinsamkeit von Poesie und R. 22, r. Quellen der deutschen Volkspoesie 31, R. und Poesie 58, 98, 100, 183, das Drama ist r. Ursprungs 74, Vernichtung von R., Tugend, Ehre etc. in Gottfrieds „Tristan" 80, ewiger Bund von R. und Poesie 98, R. redet symbolisch 98—99, Poesie kann ohne den r. Standpunkt nicht verstanden werden 100, R. und Naturzustand 115, R. als Moral 123, 193, alle Philosophie kann sich von der eigentlichen Heimat (R.) nicht lossagen 186, plastische Naturr. und Genußr. (Anakreontik) 194—95, Natur und R. in Wielands „Goldenem Spiegel" 203, *573,* Wieland befreit die Poesie aus den Fesseln der R. und Moral 205, poetische Mythologie der R. (Herder) 211, Abgötterei mit dem kranken Herzen wird praktische R. (Voß, Lafontaine) 219, Emanzipation der Poesie durch die Vernunftr. 230, Poesie, R. und Moral 238, vernünftige R. (Voß) 244, Humanität als Surrogatr. 251—59, moderne R. ohne R.

(Lessings „Nathan") 252, Universalr. der Humanität (Hamann) 253—54, positive R. bei Goethe unmöglich 262, Literatur eines Volkes kann nur im Zusammenhang mit dem r. Standpunkt gewürdigt werden 269, christliche Poesie als r. Macht 301, Poesie zieht R. in ihren Kreis (Novalis) 304, die Romantik wollte das ganze Leben r. heiligen 321, der Staat im Bund mit R., Poesie und Leben 327, abstrakte R. der Humanität (Jean Paul) 322, R. und Poesie bei Arnim 336—38, poetische Indifferenz in bezug auf das r. Element der Romantik (Tieck) 347, Sinnlichkeit und Religiosität als Kern von Werners Poesie 353, das r. Element der Romantik als ihre eigentliche Bedeutung 355, Werner stellt Poesie und R. gleich 358, Vernunftr. bei Platen 442—43, Lösung des r. Elements von der Phantasie in der Spätphase der Romantik (E. T. A. Hoffmann) 448, r. Gefühl als geheimnisvolles Senfkorn, aus dem die Gesamtbildung einer Nation emportreibt 461, positive R. (in der Romantik) als Opposition gegen Reformation 462, Gefahr für Poesie in r. aufgeregter Zeit 464, wahre Poesie ist durchaus r., und die R. poetisch 466, Aufgabe der Romantik: Darstellung der Doppelnatur von Poesie und R. 466, Voraussetzungen der Romantik im r. Leben 469, romantische Poeten nahmen die r. Aufgabe bloß ästhetisch 469, Glaube, Verstand und Poesie als Elemente der R. 471, Schweber. ist Glückseligkeitsr. 474, r. Liebe als Mittelglied zwischen Staat, Kirche und Volk 474, geoffenbarte R. und Subjektivismus 475, die r. Zustände in Deutschland zur Zeit der Romantik 477, 488—89, Folgen der Abwendung von der positiven R. 477—78, poetisches Geheimnis des r. Gefühls (Stifter) 490, 491, Freir. *570*

Roman Vorstufen des modernen R.s 84, stärkere Subjektivität unterscheidet das Epos vom R. 106—07, *550*, das Epos ist der Mensch in der Welt, der R. ist die Welt im Menschen 107, R. als die Naturgeschichte des inneren Menschen 107, R.: Poesie des Verstandes in ungebundener Rede 107, Rätselr. 112, galanter R. 115, Schäferr. 116, Robinsonaden 116, Schelmenr. 117, „Simplizissimus" als Brücke zum modernen R. 119, R.: eigentliche Poesie des Verstandes 191, philosophische Halbr. (Wieland) 203, „Ofterdingen": R. mit universalem poetischem Licht 302, Verstandespoesie wird durch den R. repräsentiert 476, der moderne Tendenzr. 476—77, der historische und der philosophische R. 479 bis 82, die Geschichte des modernen R.s ist die Geschichte der Krankheitssymptome der Zeit 482

Romantik, Romantiker, romantisch R. im Kampf mit un-

poetischem Verstande 7, Naturphilosophie entsprach der neueren R. 13, *529*, die neuere R. wandte sich zur inneren Wahrnehmung des Übersinnlichen zurück 13, r. Poesie des Unendlichen 21, moderne R. als religiöse Reaktion gegen den Unglauben der Aufklärung 21, die christliche Poesie ist übersinnlich, wunderbar, mystisch, symbolisch: sie ist r. 41, die klassische Poesie verhält sich zur r. ungefähr wie die Plastik zur Malerei 41, Wahrheit ist in der klassischen und r. Poesie; dort sinnliche endliche, hier übersinnliche überirdische 41, Wesen aller r. Kunst: Gefühl der Wehmut, Sehnsucht, unendliche Perfektibilität 42, r. Lust an Kampf, Gefahr und Abenteuer 42, karolingischer Sagenkreis ist eigentlich r. Gebiet 49, Entstehung des r. Geistes (romanisch — r.) 49, christlich als angemessene Bezeichnung des R. 49, das R. ins Unendliche auslaufend 49, Kreuzzüge als r. Weltereignis 50, eine gewisse abstrakte R. (Schiller) 261, neuere R. 268, 288—90, Allegorie und Symbol (Goethe) genügen der R. nicht 270, 288, R. und Rationalismus 272, 360, 414, katholische Kirche und R. 273—77, 289, die R. nahm eine Aufgabe, die zur guten Hälfte eine ethische war, als eine ästhetische 274, R. durchdringt alle Richtungen der neueren Bildung 277—78, 289, Poesie gewinnt neuen Reichtum 278, R. begannen erst kritisch 279, R. treten der prosaischen Misere nicht mit theoretischer Langweiligkeit entgegen 280—81, R. hat angeblich einem Quietismus gehuldigt 283, 290, Novalis stellt die ganze innere Geschichte der modernen R. dar 291, christliche Poesie wurde geistige Macht (R.) 301, „Ofterdingen": R. mit universalem poetischem Licht 302, Poesie der Zukunft und der Sehnsucht (Novalis, R.) 303, *627*, die ganze innere Geschichte und Zukunft der R. ist im Werk des Novalis enthalten 310, A. W. Schlegel durch eminente Kritik Hauptförderer der R. 316, A. W. Schlegel ist der eigentliche Ästhetiker der R. 316, F. Schlegel führt den geistigen Prozeß der R. zur Entscheidung 318, R. als christliche Schönheit der Poesie 318, F. Schlegel wurde sich des ungeheuren Irrtums der R. bewußt und führte sie zu ihrem Ursprung zurück 321—22, die R. wollte das ganze Leben religiös heiligen 321, A. Müller wendet die R. auf die geselligen und politischen Verhältnisse an 327, Vermittlung aller höheren Geisteskräfte mit der Kirche als Grundprinzip der R. (Görres) 328—29, R. und Humanitätsreligion 332, Arnim und Tieck als eigentlich r. Dichter, Arnim repräsentiert die R. am reinsten und gesündesten 332 f., Sünde und Tod der R. (Tieck) 344, R.: Todfeindin aller Neutralität 350, das religiöse Ele-

ment der R. als ihre eigentliche Bedeutung 355, Fouqué: entschiedener Partisan der R. 406, Fouqué als Don Quixote der R. 409, Uhland folgt dem poetischen Glaubensbekenntnis der R. 410, Uhlands Poesie vereinigt alle Elemente der R. 412, das Charakteristische der R. ist ihre katholische Heimat 414—15, R. und Weltschmerz 419, die ursprüngliche Freudigkeit der R. löst sich durch den Protestantismus in Unruhe auf 422, Weg vom Geheimnisvollen zum Gemeinfaßlichen, vom Glauben zur Negation in Platens R. 446, geistiger Abfall der R. 447—48, Lösung des religiösen Elements von der Phantasie in der Spätphase der R. (E. T. A. Hoffmann) 448, die unmoralische sog. R. in Frankreich 455, Immermann, Rückert, Chamisso und die R. 455—56, 457, 460, Natur deutet bei den R. das Überirdische symbolisch an 460, Rückert macht den geheimen Pantheismus der R. in der Poesie praktisch 460, allgemeine Charakteristik der R. 461 ff., R. als Opposition gegen die Folgen der Reformation 462, Natur als Symbol des Göttlichen 463, Darstellung der Doppelnatur von Poesie und Religion als Aufgabe der R. 466, Naturphilosophie und R. 466 bis 67, Ziel der R.: das Positive des Christentums (die Kirche) geltend zu machen 467, katholiche Symbolik der R. 467, Katholizismus und R. 467—68, 473, *521*, R. und Unglauben 468, Voraussetzungen der R. im religiösen Leben 469, r. Poeten nahmen die religiöse Aufgabe bloß ästhetisch 469, *627*, ironische Vornehmheit der R. 469, Rationalismus und R. 469—70, Inhalt der R. war wesentlich katholisch 470—71, *627*, lebendige R. der politischen Bewegung 472—73, r. Dreieinigkeit von Staat, Kirche und Volk 474, die neueste Poesie ist eine Reaktion gegen die R. 475, 478—79, die religiösen Zustände in Deutschland zur Zeit der R. 477, die R. träumten von katholischer Gesinnung 477, 489, eine den ursprünglichen Hauptrichtungen der R. verwandte Reaktion wird sich in Deutschland geltend machen 478, 489, eine der Schule entwachsene R. 480—81, (in Stifters Novellen) 491, das moderne Drama und die R. 484, Nachwirkungen der R. 490—91, 492, R. säkularisiert sich selbst *521*, F. Schlegels R.begriff *529*, r. Poesie (Begriff) *537*

Sage alle Poesie nimmt ihren Ursprung aus der S. 43—44, die produktiven Seelenkräfte (Verstand, Phantasie, Gefühl) in der S. vereint 43, S. und Epos 44, Lyrik und S. 66, S. und Drama 93—94

Satire S. und Reformation 162, Aufgabe der S. 165, Gegensätze des inneren Lebens erzeugen S. 165, S. als Poesie des Verstandes 168

Schönheit poetische Zeit denkt nicht an Sch. 18, philosophische Konstruktion der Sch. 18, Sch.s-sinn der Griechen und Germanen 29, Christentum geht in der heidnischen Sch. auf 63, Frauendienst (Minne) wuchs aus der christlichen, idealeren der irdischen Sch. 70, Sch. wird an absolute Häßlichkeit verschwendet (Gottfrieds „Tristan") 81, das Wunderbare als Urquell poetischer Sch. 136, Poesie ist Zauberformel der Sch. 206, Sch. als einzige Berechtigung der Poesie (Lessing) 225, 277, Romantik als christliche Sch. der Poesie 318, poetisches Verständnis der katholischen Sch. (Uhland) 415, menschliche Sch. als geistiger Ausdruck der Natur 463, gute Darstellung des Heiligenbildes ist ohne lebendiges Gefühl der irdischen Sch. ganz unmöglich 464—65, kräftig sinnliche Sch. in Stifters Novellen 481, Geschichte ist von größerer poetischer Sch. als Dichtung 481, Wahrheit und Sch. als Grundlage einer Dichtung, in der Moral, Sch., Tugend und Poesie eins sind 491, 492

Subjektivismus, Subjektivität vgl. Individuum

Sprache Wohllaut, Anmut und dichterische Kraft der deutschen S. 16, vermeintliche Härte und Ungeschlachtheit der germanischen S. 30, das Verhältnis zwischen deutscher und lateinischer S. 36, S. der Goten 37, S.gesellschaften kehren das natürliche Verhältnis von S. und Poesie um 144, Poesie in toter S. ist totgeboren 151

Symbol, Symbolik, symbolisch (vgl. Allegorie) mystisch-allegorische S. im Mittelalter 12, Novalis stellt durch eine tiefsinnige S. alles Lebens eine Weltwissenschaft poetisch dar 13—14, die christliche Poesie ist übersinnlich, wunderbar, mystisch, s.; sie ist romantisch 41, Religion redet s. 98—99, Allegorie und S. (Goethe) genügen der Romantik nicht 270, 288, poetische S. dieser (kath.) Kirche 275, Vorliebe für das Übersinnliche, Mystische, S. (Novalis) 303, unklare s. Umdeutung des Katholizismus 322, Natur deutet bei den Romantikern das Überirdische s. an 460, Natur als S. des Göttlichen 463, katholische S. und Romantik 467, F. Schlegels S.-begriff *527—28*

Tragik, tragisch, Tragödie Humor als t. Konflikt 117—18, im Trauerspiel ist der Dichter die t. Person 129, die T. bedarf eines weiten Horizonts, einer poetischen Ferne 242, die alte und die christliche T. 485—87, Subjektivismus in der T. 485 bis 86

Vernunft Kant weist die übermütig gewordene V. auf Erfahrung zurück 10—11, Despotismus der V. entspricht der modernen Poesie 188, V.religion bei Platen 442—43

Verstand (vgl. Vernunft, Rationalismus, Aufklärung) V. in der Philosophie des Mittelalters und bei Leibniz 9—10, Poesie und Religion nehmen den ganzen Menschen, Gefühl, Phantasie und V. gleichmäßig in Anspruch 22, die produktiven Seelenkräfte (V., Phantasie, Gefühl) in der Sage vereint 43, Phantasie und V. 96, Sprache des V.s ist die Prosa 96, die pragmatische Motivierung (im Roman) ist Sache des V.s 107, Roman: Poesie des V.s in ungebundener Rede 107, unfruchtbarer V., erfinderische Phantasie 108, V. und moderne Bildung (Reformation) 135, Grundelemente der Reformation: V. und Moral 152—53, Satire als Poesie des V.s 168, Hochmut des V.s („Faust") 173, Roman: eigentliche Poesie des V.s 191, Poesie und V. 199—200, Pietismus: Revolution des Gefühls gegen den V. 224, V.espoesie kommt nicht über die Wirklichkeit hinaus 238, V.espoesie (Nicolai) 238—39, V.espoesie Lessings 240, Glaube, V. und Poesie als Elemente der Religion 471, die neueste Poesie ist eine Poesie des V.es 476, V.espoesie wird durch den Roman repräsentiert 476

Volk Adel und V. im Mittelalter 70, der Entwicklungsprozeß der Poesie wiederholt sich bei allen V. 74

Volksbuch Tradition der V. 84, Volkspoesie und V. 87, 96

Volkspoesie V. der Deutschen 30, Wesen der V. 31—32, V. und Volksbuch 87, Urprotestantismus in der V. 87, Märchen und V. 393, Kunstpoesie und V. 417

Volkstum, volkstümlich das v. Element im Kampf mit Kunstdichtung 7

Wahrheit die Deutschen wollen die ganze W. 6, W. ist in der klassischen und romantischen Poesie; dort sinnliche endliche, hier übersinnliche überirdische 41, W. der Religion 99, wo Naturw. fehlt, verfällt die Poesie der Willkür 158, Lessing sucht Naturw. auf der Bühne 241, Protestantismus hat keine gefundene W. zum Fundament 422, Krieg der poetischen W. gegen verkehrtes Treiben (Platen) 438, fromme Naturw. gegen gespreizte Lüge (Stifter) 490, W. und Schönheit als Grundlage einer Dichtung, in der Moral, Schönheit und Tugend eins sind 491, 492

Weltbürgertum vgl. Kosmopolitismus

Wirklichkeit Kampf des krankhaften Gefühls mit der W. 217, Verstandespoesie kommt nicht über die W. hinaus 238

Zerrissenheit Z. bei Z. Werner 353, *608*, Brentanos Z. 394—95, Kerner als Ahnherr der Z. 419—20, 421, Protestantismus und Z. 422, Z. bei Kleist 422 bis 23, moderne Poesie der Z. (Kleist) 431, innere Z. bei Ro-

mantikern 468—69, keine Spur von moderner Z. in Stifters Novellen 481, Byron und die moderne Z. 488, Gesundheit und Freudigkeit gegen blasierte Z. (Stifter) 490, 491, Begriff der Z. *608*

Zopf (übertragene Bedeutung) mathematische Z.poesie 16, *530—31*, Zopfzeit des Garnisondienstes (Kleist) 423, Sentimentalität als Erbstück der Z.zeit 487

TRENT UNIVERSITY
0 1164 0227769 7

PT1856 .A1 1908 v.9 t.3
Eichendorff, Joseph Karl Benedikt, freiherr von,
Sämtliche werke des freiherrn Joseph von Eichendorff.

DATE	ISSUED TO 155142

155142